3 1761 08140413 9

G599

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Vierzehnter Theil.

Leiden des jungen Werther's.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,
Direktor des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.
Gustav Hempel.

13580

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Leiden des jungen Werther's.

Vorbemerkung des Herausgebers.

1.

Die persönlichen Erlebnisse Goethe's, welche die äußere Veranlassung zu Werther's Leiden gegeben haben, gehören dem Sommer des Jahres 1772 an. Am 9. Juni lernte er die Tochter des Amtmanns Buff zu Wetzlar, Charlotte, kennen, deren Verlobter, der Hannover'sche Gesandtschafts-Sekretär Kestner, ihm bereits früher bekannt geworden war, und am 30. Oktober, kurze Zeit, nachdem Goethe Wetzlar verlassen hatte, tödtete sich der Braunschweigische Gesandtschaftssekretär Jerusalem, der eine heftige Neigung zu der Gattin eines Andern gefaßt hatte. Etwa anderthalb Jahr später schreibt Goethe an Lavater: „Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen neben einander an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab' ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze." Schon hieraus geht im Allgemeinen hervor, daß in „Werther's Leiden" Wirklichkeit und Dichtung in tief innerlichem Zusammenhange stehen müssen; denn auch Goethe liebte Charlotte; noch viel deutlicher aber und in zahllosen einzelnen Zügen zeigt sich dies, wenn man sein Leben in jener Zeit mit dem Inhalte des Romans vergleicht. Als Hauptquelle dienen hierfür die Briefe, welche Goethe von 1772—1774 an Kestner, Lotte und deren

Bruder schrieb, und welche ein Sohn Lottens, der im Oktober 1867 verstorbene Legationsrath Kestner, herausgegeben hat. (Vergl. Goethe und Werther, Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit mit erläuternden Dokumenten, 1854.) Die Beschreibung des Balles im Werther (Brief vom 16. Junius), der Abschied (vom 10. September) und der Brief, in dem Werther Albert's Pistolen leiht, sind nur einzelne, aus vielen herausgerissene Beispiele jener Uebereinstimmung. So ist Goethe allerdings, als er sich vom Sommer 1773 bis in den März des nächsten Jahres mit der Ausarbeitung des Werther beschäftigte, immer auch auf die Erinnerungen seines eigenen Lebens zurückgegangen und hat uns dieselben, wenn auch im Gewande der Dichtung, dargestellt.

Aber die wahre Bedeutung dieses Werkes beruht nicht auf so äußerlichen Umständen wie die eben mitgetheilten. Goethe würde etwas dem Werther seinem inneren Wesen nach Aehnliches geschaffen haben, auch wenn er niemals gerade in jene eben angedeuteten Beziehungen gekommen wäre. Hätte seine Dichtung nur seine eigenen Erlebnisse geschildert, wie hätte es geschehen können, daß dieselbe nicht allein in Deutschland, sondern bald in fast ganz Europa mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen worden wäre? Von dem bekannten Verfasser der Fragmente über die Einsamkeit, J. G. Zimmermann, hören wir, er sei in einem Alter von sechsundvierzig Jahren über den ersten Theil des Buches so erschüttert worden, daß er sich vier Wochen in Thränen gebadet habe, in der Zerknirschung seines Herzens, im demüthigen Bewußtsein, daß er nicht so denken, nicht so sein könne wie Werther. So hatte Goethe selbst nicht Unrecht, wenn er an das über die Veröffentlichung seines Werkes unangenehm

berührte Kestner'sche Ehepaar am 21. November 1774 schrieb: „O Ihr Ungläubigen, Ihr Kleingläubigen! Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergabt!" — Wir entlehnen diese Züge der vortrefflichen Schrift von J. W. Appell (Werther und seine Zeit, Leipzig 1865, S. 3), in welcher die Aufgabe gelöst ist, den weitgreifenden Einfluß und die Wirkungen zu schildern, welche das Erscheinen des „Werther" in Deutschland und im Auslande hervorrief. So ist es denn in der That der Umstand, daß „Werther" eine krankhafte Richtung der damaligen Zeit darstellt, durch den, abgesehen von allem innern Werthe der Dichtung, ein solcher Beifallssturm erregt wurde. Jene Zeit war wirklich eine andere als die jetzige. Wenn die Töchter des eben erwähnten Hannover'schen Leibarztes und Schriftstellers Zimmermann schon viele Wochen vor einer Operation, der sich ihr Vater unterwerfen soll, immer in Thränen zerfließen, wenn Wieland, als er Sophie von la Roche nach einer Trennung von acht Jahren wiedersieht, fast ohnmächtig wird, während sie selbst mit allen Umstehenden sich der Thränen nicht enthalten kann, wenn in Miller's „Siegwart" (1776) schon der Gedanke an das entfernte Mädchen bei ihrem Geliebten eine gleiche Wirkung hervorbringt, und wenn sich solche Züge in unendlich großer Anzahl finden, — so bedarf das eben Behauptete wol keines weiteren Beweises. Diese Gefühlsüberreizung seiner Zeit hatte Goethe erkannt, allerdings in späterer Zeit mit größerer Klarheit als in seiner Jugend, und in diesem Sinne sagt er selbst in der Beschreibung der Kampagne in Frankreich: „Werther hat keineswegs eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern

nur das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Während eines langen und glücklichen Friedens hatte sich eine literarisch-ästhetische Ausbildung auf deutschem Grund und Boden innerhalb der Nationalsprache auf das Schönste entwickelt; doch gesellte sich bald, weil der Bezug nur auf das Innere ging, eine gewisse Sentimentalität hinzu, bei deren Ursprung und Fortgang man den Einfluß von Yorik-Sterne nicht verkennen darf. Es entstand eine Art leidenschaftlicher Aszetik, welche, da uns die humoristische Ironie des Briten nicht gegeben war, in eine leidige Selbstquälerei gewöhnlich ausarten mußte." Er schildert dann weiter, daß er persönlich sich von diesem Uebel auf naturgemäße Weise eben durch seine Dichtung zu befreien gesucht und getrachtet habe, Andern hilfreich zu sein, daß das Letztere aber schwerer gewesen sei, als man hätte denken können. — Und an diese Worte müssen auch wir noch weiter anknüpfen. Riemer in seinen Mittheilungen über Goethe (II. 616) fragt zwar einfach: „Warum ahmte man nur das Todtschießen nach und nicht das am Leben Bleiben des Autors?" Aber dennoch läßt sich nicht verhehlen, daß Goethe durch Werther's Leiden, während er das Entgegengesetzte beabsichtigte, jene geistige Krankheit in vielen Gemüthern gesteigert oder erzeugt hat, in denen sie bisher nur in schwachen Keimen oder noch gar nicht vorhanden gewesen war, und daß nur in seiner Absicht seine vollständige Rechtfertigung liegt.

2.

Man hätte billiger Weise erwarten dürfen, daß der Text eines so weitverbreiteten Werkes von europäischem Rufe ein für allemal endgiltig festgestellt wäre; aber verschiedene Umstände haben darauf hingewirkt, gerade das Gegentheil herbeizuführen. Nachdem Goethe 1774 zuerst den Werther in der Weygand'schen Buchhandlung zu Leipzig herausgegeben hatte, und dieselbe Ausgabe noch mehrfach wieder abgedruckt worden war, bemächtigte sich schon 1775 der Berliner Buchhändler Himburg für seinen Nachdruck der Goethe'schen Werke des Textes und ließ denselben allmählig in seinen drei Auflagen 1775, 1777 und 1779 erscheinen. Von diesen ist die erste noch erträglich; aber die zweite und noch mehr die dritte brachten eine Menge von Fehlern und Ungenauigkeiten in den Text hinein, die, wie wir sofort sehen werden, auf alle späteren Ausgaben die verderblichste Einwirkung gehabt haben. Die Himburg'schen Nachdrucke indeß wurden noch weiter nachgedruckt; es giebt Reutlinger, Karlsruher, Frankfurt-Leipziger Ausgaben, die sämmtlich keine andere Grundlage haben. Von den ersteren liegt uns noch ein Exemplar aus dem Jahre 1787 vor, dem Jahre, von dem nun endlich zu erwarten stand, daß die endgiltige Feststellung des Textes in ihm erfolgen würde.

Schon einige Jahre früher nämlich, als Goethe für die erste ächte Ausgabe seiner Werke mit der Göschen'schen Buch-

handlung in Verbindung trat, hatte er sich daran gemacht, den Werther umzuarbeiten, und sich dabei zum Theil von Wieland und Herder unterstützen lassen. So entstand und erschien 1787 die neue Ausgabe des Werther, welche, da Goethe später keine (wenigstens keine wesentlichen) Veränderungen mehr vorgenommen hat, die Grundlage für alle späteren Drucke hätte bilden müssen. Wie sehr übrigens diese Bearbeitung von der älteren abweicht, und wie zum Theil auch der naturwüchsige und ursprüngliche Ausdruck derselben einem moderneren und abgemesseneren hat weichen müssen, wie selbst das Verhältniß von Werther zu Lotten in mancher Beziehung anders gefärbt und dargestellt ist, darauf ist schon von vielen Seiten hingewiesen worden, und wir können Diejenigen, welche dies in überzeugendster Weise erkennen wollen, namentlich auf eine Schrift verweisen, in der die Abweichungen der älteren und der neuen Ausgabe neben einander gestellt sind. Es ist dies das Goethe-Schiller-Museum, herausgegeben von A. Diezmann, Leipzig 1858 (S. 84—112). — Aber für die Herstellung eines sicheren Textes war auch durch jene Ausgabe von 1787 noch wenig gewonnen. Wie dies überhaupt zugehen konnte, und welche eigenthümlichen Umstände bei der Herstellung derselben obgewaltet haben, das entdeckt und somit der Texteskritik den einzig richtigen und sichern Weg angezeigt zu haben, ist ein Verdienst, welches wir, trotz mancher dagegen laut gewordenen Urtheile, der erst vor drei Jahren erschienenen Schrift von M. Bernays zuerkennen müssen. (M. Bernays, Ueber Kritik und Geschichte des Goethe'schen Textes, Berlin 1866.) Mit jener 1787 begonnenen Ausgabe in 8 Bänden, neben welcher der Verleger ohne Goethe's Erlaubniß eine gleichzeitige in 4 Bänden

herausgab, war es nämlich folgendermaßen zugegangen. Goethe hatte seine Veränderungen nicht etwa in ein gedrucktes Exemplar der von ihm redigirten Ausgaben eingetragen, sondern, wie er in einem Briefe an Knebel vom 21ten November 1782 erwähnt, er wollte Werther wieder ins Manuskript schreiben lassen, nachdem er ihn vorher durchgegangen hätte. Das Exemplar aber, welches er zu diesem Zwecke benutzte, war, wie Bernays mit der größten Evidenz beweist, der dritte — sehr fehlerhafte— Himburg'sche Nachdruck. Goethe, mit dem Ganzen beschäftigt, übersah das Einzelne, und so gingen eine Anzahl jener oben angedeuteten Fehler auch in die Ausgabe von 1787 über. Auf diese Entdeckung gestützt, hat nun Bernays eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Stellen glücklich wiederhergestellt. — Aber auch ein zweiter Punkt ist nicht ohne Bedeutung. Für die Ausgabe von 1806 wurde nicht etwa der Text der Ausgabe in 8 Bänden zu Grunde gelegt, sondern der höchst sorglos und nachlässig redigirte der oben erwähnten vierbändigen Ausgabe, wodurch dann wieder eine Reihe von Fehlern in die Ausgaben von 1815 und 1827 und in alle späteren übergingen. Auch hier hat indessen Bernays eine Reihe von Stellen nachgewiesen, die auf diese Weise korrumpirt worden sind. Daher bieten denn auch die letztgenannten Ausgaben, wenn sie auch bisweilen diese oder jene Verbesserung enthalten, doch keine hinlängliche Gewähr, wol aber bringt jede derselben eine neue Reihe eigener Fehler hinzu. Da sich aber dies Verhältniß in gleicher Weise auch in den nach des Dichters Tode veranstalteten Ausgaben fortsetzte, so blieb für eine kritisch-sichere Herstellung des Textes noch außerordentlich viel zu thun, um so mehr, da auch Bernays keineswegs alle Verbesserungen mitgetheilt

hat, die er für nöthig fand, sondern nur die am Meisten in die Augen fallenden. Zu den Ausgaben, die namentlich an neuen Fehlern reich sind, gehört ganz besonders die in 6 Bänden von 1860; aber Alles übertrifft die „Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe der Leiden des jungen Werther". Leipzig 1865. 16°, ein Abdruck der 1824 in der Weygand'schen Buchhandlung in Leipzig zur funfzigjährigen Feier der Herausgabe des Werther erschienenen; in ihr zählen wir die Fehler fast zu Hunderten. Daß freilich auch andere Ausgaben an Fehlern keinen Mangel haben, wird das Verzeichniß derselben am Schlusse dieses Bandes darthun, wie es auch hoffentlich beweisen wird, daß wir keine Mühe gescheut haben, um den ächten und richtigen Text wiederherzustellen.

Leiden des jungen Werther's.

Was ich von der Geschichte des armen Werther's nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es Euch hier vor und weiß, daß Ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geiste und seinem Charakter Eure Bewunderung und Liebe, seinem Schicksale Eure Thränen nicht versagen.

Und Du, gute Seele, die Du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden und lass' das Büchlein Deinen Freund sein, wenn Du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst!

Erstes Buch.

Am 4. Mai

Wie froh bin ich, daß ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen! Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu sein! Ich weiß, Du verzeihst mir's. Waren nicht meine übrigen Verbindungen recht ausgesucht vom Schicksal, um ein Herz wie das meinige zu ängstigen? Die arme Leonore! Und doch war ich unschuldig! Konnt' ich dafür, daß, während die eigensinnigen Reize ihrer Schwester mir eine angenehme Unterhaltung verschafften, daß eine Leidenschaft in dem armen Herzen sich bildete? Und doch — bin ich ganz unschuldig? Hab' ich nicht ihre Empfindungen genährt? Hab' ich mich nicht an den ganz wahren Ausdrücken der Natur, die uns so oft zu lachen machten, so wenig lächerlich sie waren, selbst ergetzt? Hab' ich nicht — O! was ist der Mensch, daß er über sich klagen darf! Ich will, lieber Freund, ich verspreche Dir's, ich will mich bessern, will nicht mehr ein Bißchen Uebel, das uns das Schicksal vorlegt, wiederkäuen, wie ich's immer gethan habe; ich will das Gegenwärtige genießen, und das Vergangene soll mir vergangen sein. Gewiß, Du hast Recht, Bester, der Schmerzen wären minder unter den Menschen, wenn sie nicht — Gott weiß, warum sie so gemacht sind! — mit so viel Emsigkeit der Einbildungskraft sich beschäftigten, die Erinnerungen des vergangenen Uebels zurückzurufen, eher als eine gleichgiltige Gegenwart zu ertragen.

Du bist so gut, meiner Mutter zu sagen, daß ich ihr Geschäft bestens betreiben und ihr ehstens Nachricht davon geben werde. Ich habe meine Tante gesprochen und bei Weitem das böse Weib nicht gefunden, das man bei uns aus ihr macht. Sie ist eine muntere, heftige Frau, von dem besten Herzen. Ich erklärte ihr meiner Mutter Beschwerden über den zurückgehaltenen Erbschaftsantheil; sie sagte mir ihre Gründe,

Ursachen und die Bedingungen, unter welchen sie bereit wäre, Alles herauszugeben und mehr, als wir verlangten — Kurz, ich mag jetzt nichts davon schreiben; sage meiner Mutter, es werde Alles gut gehen. Und ich habe, mein Lieber, wieder bei diesem kleinen Geschäft gefunden, daß Mißverständnisse und Trägheit vielleicht mehr Irrungen in der Welt machen als List und Bosheit. Wenigstens sind die beiden letzteren gewiß seltener.

Uebrigens befinde ich mich hier gar wohl. Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüthen, und man möchte zum Maikäfer werden, um in dem Meer von Wohlgerüchen herumschweben und alle seine Nahrung darin finden zu können.

Die Stadt selbst ist unangenehm, dagegen rings umher eine unaussprechliche Schönheit der Natur. Das bewog den verstorbenen Grafen von M***, seinen Garten auf einem der Hügel anzulegen, die mit der schönsten Mannichfaltigkeit sich kreuzen und die lieblichsten Thäler bilden. Der Garten ist einfach, und man fühlt gleich bei dem Eintritte, daß nicht ein wissenschaftlicher Gärtner, sondern ein fühlendes Herz den Plan gezeichnet, das seiner selbst hier genießen wollte. Schon manche Thräne hab' ich dem Abgeschiedenen in dem verfallenen Kabinetchen geweint, das sein Lieblingsplätzchen war und auch meines ist. Bald werde ich Herr vom Garten sein; der Gärtner ist mir zugethan nur seit den paar Tagen, und er wird sich nicht übel dabei befinden.

Am 10. Mai.

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich bin so glücklich, mein Bester, so ganz in dem Gefühle von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum

steblen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannichfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Allliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: Ach! könntest Du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in Dir lebt, daß es würde der Spiegel Deiner Seele, wie Deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund — Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen.

Am 12. Mai.

Ich weiß nicht, ob täuschende Geister um diese Gegend schweben, oder ob die warme, himmlische Phantasie in meinem Herzen ist, die mir Alles ringsumher so paradiesisch macht. Da ist gleich vor dem Orte ein Brunnen, ein Brunnen, an den ich gebannt bin, wie Melusine mit ihren Schwestern. — Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest Dich vor einem Gewölbe, da wol zwanzig Stufen hinabgehen, wo unten das klareste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht, die hohen Bäume, die den Platz ringsumher bedecken, die Kühle des Ortes, das hat Alles so was Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze. Da kommen dann die Mädchen aus der Stadt und holen Wasser, das harmloseste Geschäft und das nöthigste, das ehemals die Töchter der Könige selbst verrichteten. Wenn ich da sitze, so lebt die patriarchalische Idee so lebhaft um mich, wie sie Alle, die Altväter, am Brunnen Bekanntschaft machen und freien, und wie um die Brunnen und Quellen wohlthätige Geister schweben. O! Der muß nie nach einer schweren Sommertagswanderung sich an des Brunnens Kühle gelabt haben, der das nicht mitempfinden kann.

Am 13 Mai.

Du fragst, ob Du mir meine Bücher schicken sollst. — Lieber, ich bitte Dich um Gottes Willen, laß' mir sie vom Halse! Ich will nicht mehr geleitet, ermuntert, angefeuert sein; braust dieses Herz doch genug aus sich selbst! Ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer. Wie oft lull' ich mein empörtes Blut zur Ruhe; denn so ungleich, so unstet hast Du nichts gesehen als dieses Herz. Lieber! Brauch' ich Dir das zu sagen, der Du so oft die Last getragen hast, mich vom Kummer zur Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen? Auch halte ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet. Sage das nicht weiter! Es giebt Leute, die mir es verübeln würden.

Am 15. Mai.

Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon und lieben mich, besonders die Kinder. Eine traurige Bemerkung hab' ich gemacht. Wie ich im Anfange mich zu ihnen gesellte, sie freundschaftlich fragte über Dies und Das, glaubten einige, ich wollte ihrer spotten, und fertigten mich wol gar grob ab. Ich ließ mich das nicht verdrießen; nur fühlte ich, was ich schon oft bemerkt habe, auf das Lebhafteste: Leute von einigem Stande werden sich immer in kalter Entfernung vom gemeinen Volke halten, als glaubten sie durch Annäherung zu verlieren; und dann giebt's Flüchtlinge und üble Spaßvögel, die sich herabzulassen scheinen, um ihren Uebermuth dem armen Volke desto empfindlicher zu machen.

Ich weiß wol, daß wir nicht gleich sind noch sein können; aber ich halte dafür, daß Der, der nöthig zu haben glaubt, vom sogenannten Pöbel sich zu entfernen, um den Respekt zu erhalten, ebenso tadelhaft ist als ein Feiger, der sich vor seinem Feinde verbirgt, weil er zu unterliegen fürchtet.

Letzthin kam ich zum Brunnen und fand ein junges Dienstmädchen, das ihr Gefäß auf die unterste Treppe gesetzt hatte und sich umsah, ob keine Kamerädin kommen wollte, ihr es auf den Kopf zu helfen. Ich stieg hinunter und sah sie an. „Soll ich Ihr helfen, Jungfer?" sagte ich. — Sie ward roth über und

über. „O nein, Herr!“ sagte sie. — „Ohne Umstände.“ — Sie legte ihren Kringen zurecht, und ich half ihr. Sie dankte und stieg hinauf.

Den 17. Mai.

Ich habe allerlei Bekanntschaft gemacht, Gesellschaft habe ich noch keine gefunden. Ich weiß nicht, was ich Anzügliches für die Menschen haben muß; es mögen mich ihrer so viele und hängen sich an mich, und da thut mir's weh, wenn unser Weg nur eine kleine Strecke mit einander geht. Wenn Du fragst, wie die Leute hier sind, muß ich Dir sagen: wie überall! Es ist ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht. Die Meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das Bißchen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden. O Bestimmung des Menschen!

Aber eine recht gute Art Volks! Wenn ich mich manchmal vergesse, manchmal mit ihnen die Freuden genieße, die den Menschen noch gewährt sind, an einem artig besetzten Tisch mit aller Offen- und Treuherzigkeit sich herumzuspaßen, eine Spazierfahrt, einen Tanz zur rechten Zeit anzuordnen, und dergleichen, das thut eine ganz gute Wirkung auf mich; nur muß mir nicht einfallen, daß noch so viele andere Kräfte in mir ruhen, die alle ungenützt vermodern, und die ich sorgfältig verbergen muß. Ach, das engt das ganze Herz so ein. — Und doch! Mißverstanden zu werden, ist das Schicksal von unser Einem.

Ach, daß die Freundin meiner Jugend dahin ist! Ach, daß ich sie je gekannt habe! — Ich würde sagen: Du bist ein Thor, Du suchst, was hienieden nicht zu finden ist; aber ich habe sie gehabt, ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich Alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! Blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenützt? Konnt' ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfaßt? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witze, dessen Modifikationen bis zur Unart alle mit dem Stempel des Genies bezeichnet waren? Und nun? — Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab als mich. Nie

werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung.

Vor wenig Tagen traf ich einen jungen V. . an, einen offenen Jungen mit einer gar glücklichen Gesichtsbildung. Er kommt erst von Akademien, dünkt sich eben nicht weise, aber glaubt doch, er wisse mehr als Andere. Auch war er fleißig, wie ich an Allerlei spüre; kurz, er hat hübsche Kenntnisse. Da er hörte, daß ich viel zeichnete und Griechisch könnte (zwei Meteore hier zu Lande), wandte er sich an mich und kramte viel Wissens aus, von Batteux bis zu Wood, von de Piles zu Winckelmann, und versicherte mich, er habe Sulzer's Theorie, den ersten Theil, ganz durchgelesen und besitze ein Manuskript von Heynen über das Studium der Antike. Ich ließ das gut sein.

Noch gar einen braven Mann habe ich kennen lernen, den fürstlichen Amtmann, einen offenen, treuherzigen Menschen. Man sagt, es soll eine Seelenfreude sein, ihn unter seinen Kindern zu sehen, deren er neun hat; besonders macht man viel Wesens von seiner ältesten Tochter. Er hat mich zu sich gebeten, und ich will ihn ehster Tage besuchen. Er wohnt auf einem fürstlichen Jagdhofe anderthalb Stunden von hier, wohin er nach dem Tode seiner Frau zu ziehen die Erlaubniß erhielt, da ihm der Aufenthalt hier in der Stadt und im Amthause zu weh that.

Sonst sind mir einige verzerrte Originale in den Weg gelaufen, an denen Alles unausstehlich ist, am Unerträglichsten ihre Freundschaftsbezeigungen.

Leb' wohl! Der Brief wird Dir recht sein, er ist ganz historisch.

Am 22. Mai.

Daß das Leben des Menschen nur ein Traum sei, ist Manchen schon so vorgekommen, und auch mit mir zieht dieses Gefühl immer herum. Wenn ich die Einschränkung ansehe, in welcher die thätigen und forschenden Kräfte des Menschen eingesperrt sind, wenn ich sehe, wie alle Wirksamkeit dahinaus läuft, sich die Befriedigung von Bedürfnissen zu verschaffen, die wieder keinen Zweck haben, als unsere arme Existenz zu verlängern, und dann, daß alle Beruhigung über gewisse Punkte des Nachforschens nur eine träumende Resignation ist, da man sich die Wände, zwischen denen man gefangen sitzt, mit bunten

Gestalten und lichten Aussichten bemalt — das Alles, Wilhelm, macht mich stumm. Ich kehre in mich selbst zurück und finde eine Welt, wieder mehr in Ahnung und dunkler Begier als in Darstellung und lebendiger Kraft! Und da schwimmt Alles vor meinen Sinnen, und ich lächle dann so träumend weiter in die Welt.

Daß die Kinder nicht wissen, warum sie wollen, darin sind alle hochgelahrte Schul- und Hofmeister einig; daß aber auch Erwachsene gleich Kindern auf diesem Erdboden herumtaumeln und wie jene nicht wissen, woher sie kommen und wohin sie gehen, ebensowenig nach wahren Zwecken handeln, ebenso durch Biskuit und Kuchen und Birkenreiser regiert werden, das will Niemand gern glauben, und mich dünkt, man kann es mit Händen greifen.

Ich gestehe Dir gern, — denn ich weiß, was Du mir hierauf sagen möchtest, — daß diejenigen die Glücklichsten sind, die gleich den Kindern in den Tag hinein leben, ihre Puppen herumschleppen, aus- und anziehen und mit großem Respekt um die Schublade umherschleichen, wo Mama das Zuckerbrod hineingeschlossen hat, und wenn sie das gewünschte endlich erhaschen, es mit vollen Backen verzehren und rufen: Mehr! — Das sind glückliche Geschöpfe. Auch denen ist's wohl, die ihren Lumpenbeschäftigungen oder wol gar ihren Leidenschaften prächtige Titel geben und sie dem Menschengeschlechte als Riesenoperationen zu dessen Heil und Wohlfahrt anschreiben. — Wohl dem, der so sein kann! Wer aber in seiner Demuth erkennt, wo das Alles hinausläuft, wer da sieht, wie artig jeder Bürger, dem es wohl ist, sein Gärtchen zum Paradiese zuzustutzen weiß, und wie unverdrossen auch der Unglückliche unter der Bürde seinen Weg fortkeucht, und Alle gleich interessirt sind, das Licht dieser Sonne noch eine Minute länger zu sehen, — ja, der ist still und bildet auch seine Welt aus sich selbst und ist auch glücklich, weil er ein Mensch ist. Und dann, so eingeschränkt er ist, hält er doch immer im Herzen das süße Gefühl der Freiheit und daß er diesen Kerker verlassen kann, wann er will.

Am 26. Mai.

Du kennst von Alters her meine Art, mich anzubauen, mir irgend an einem vertraulichen Orte ein Hüttchen aufzuschlagen und da mit aller Einschränkung zu herbergen. Auch hier habe ich wieder ein Plätzchen angetroffen, das mich angezogen hat.

Ungefähr eine Stunde von der Stadt liegt ein Ort, den sie Wahlheim*) nennen. Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorf heraus geht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee; und was über Alles geht, sind zwei Linden, die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauerhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich hab' ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da und lese meinen Homer. Das erste Mal, als ich durch einen Zufall an einem schönen Nachmittage unter die Linden kam, fand ich das Plätzchen so einsam. Es war Alles im Felde; nur ein Knabe von ungefähr vier Jahren saß an der Erde und hielt ein anderes, etwa halbjähriges, vor ihm zwischen seinen Füßen sitzendes Kind mit beiden Armen wider seine Brust, so daß er ihm zu einer Art von Sessel diente und ungeachtet der Munterkeit, womit er aus seinen schwarzen Augen herumschaute, ganz ruhig saß. Mich vergnügte der Anblick; ich setzte mich auf einen Pflug, der gegenüber stand, und zeichnete die brüderliche Stellung mit vielem Ergetzen. Ich fügte den nächsten Zaun, ein Scheunenthor und einige gebrochene Wagenräder bei, Alles, wie es hinter einander stand, und fand nach Verlauf einer Stunde, daß ich eine wohlgeordnete, sehr interessante Zeichnung verfertigt hatte, ohne das Mindeste von dem Meinen hinzuzuthun. Das bestärkte mich in meinem Vorsatze, mich künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich, und sie allein bildet den großen Künstler. Man kann zum Vortheile der Regeln viel sagen, ungefähr was man zum Lobe der bürgerlichen Gesellschaft sagen kann. Ein Mensch, der sich nach ihnen bildet, wird nie etwas Abgeschmacktes und Schlechtes

*) Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen; man hat sich genöthigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.

hervorbringen, wie Einer, der sich durch Gesetze und Wohlstand modeln läßt, nie ein unerträglicher Nachbar, nie ein merkwürdiger Bösewicht werden kann; dagegen wird aber auch alle Regel, man rede, was man wolle, das wahre Gefühl von Natur und den wahren Ausdruck derselben zerstören! Sagst Du, das ist zu hart! sie schränkt nur ein, beschneidet die geilen Reben ꝛc. — Guter Freund, soll ich Dir ein Gleichniß geben? Es ist damit wie mit der Liebe. Ein junges Herz hängt ganz an einem Mädchen, bringt alle Stunden seines Tages bei ihr zu, verschwendet alle seine Kräfte, all sein Vermögen, um ihr jeden Augenblick auszudrücken, daß er sich ganz ihr hingiebt. Und da käme ein Philister, ein Mann, der in einem öffentlichen Amte steht, und sagte zu ihm: Feiner junger Herr! Lieben ist menschlich, nur müßt Ihr menschlich lieben! Theilet Eure Stunden ein, die einen zur Arbeit, und die Erholungsstunden widmet Eurem Mädchen! Berechnet Euer Vermögen, und was Euch von Eurer Nothdurft übrig bleibt, davon verwehr' ich Euch nicht, ihr ein Geschenk, nur nicht zu oft, zu machen, etwa zu ihrem Geburts- und Namenstage ꝛc. — Folgt der Mensch, so giebt's einen brauchbaren jungen Menschen, und ich will selbst jedem Fürsten rathen, ihn in ein Kollegium zu setzen; nur mit seiner Liebe ist's am Ende, und wenn er ein Künstler ist, mit seiner Kunst. O meine Freunde! Warum der Strom des Genies so selten ausbricht, so selten in hohen Fluthen hereinbraust und Eure staunende Seele erschüttert? — Lieben Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen.

Am 27. Mai.

Ich bin, wie ich sehe, in Verzückung, Gleichnisse und Deklamation verfallen und habe darüber vergessen, Dir auszuerzählen, was mit den Kindern weiter geworden ist. Ich saß, ganz in malerische Empfindung vertieft, die Dir mein gestriges Blatt sehr zerstückt darlegt, auf meinem Pfluge wol zwei Stunden. Da kommt gegen Abend eine junge Frau auf die Kinder los, die sich indeß nicht gerührt hatten, mit einem Körbchen am

Arm und ruft von Weitem: „Philipps, Du bist recht brav.“ Sie grüßte mich, ich dankte ihr, stand auf, trat näher hin und fragte sie, ob sie Mutter von den Kindern wäre. Sie bejahte es, und indem sie dem Aeltesten einen halben Weck gab, nahm sie das Kleine auf und küßte es mit aller mütterlichen Liebe. — „Ich habe,“ sagte sie, „meinem Philipps das Kleine zu halten gegeben und bin mit meinem Aeltesten in die Stadt gegangen, um weiß Brod zu holen und Zucker und ein irden Breipfännchen.“ — Ich sah das Alles in dem Korbe, dessen Deckel abgefallen war. — „Ich will meinem Hans (das war der Name des Jüngsten) ein Süppchen kochen zum Abende; der lose Vogel, der Große, hat mir gestern das Pfännchen zerbrochen, als er sich mit Philippsen um die Scharre des Brei's zankte.“ — Ich fragte nach dem Aeltesten, und sie hatte mir kaum gesagt, daß er sich auf der Wiese mit ein paar Gänsen herumjage, als er gesprungen kam und dem Zweiten eine Haselgerte mitbrachte. Ich unterhielt mich weiter mit dem Weibe und erfuhr, daß sie des Schulmeisters Tochter sei, und daß ihr Mann eine Reise in die Schweiz gemacht habe, um die Erbschaft eines Vetters zu holen. — „Sie haben ihn drum betriegen wollen,“ sagte sie, „und ihm auf seine Briefe nicht geantwortet; da ist er selbst hinein gegangen. Wenn ihm nur kein Unglück widerfahren ist! Ich höre nichts von ihm.“ — Es ward mir schwer, mich von dem Weibe loszumachen, gab jedem der Kinder einen Kreuzer, und auch fürs jüngste gab ich ihr einen, ihm einen Weck zur Suppe mitzubringen, wenn sie in die Stadt ginge; und so schieden wir von einander.

Ich sage Dir, mein Schatz, wenn meine Sinnen gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum andern sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt.

Seit der Zeit bin ich oft draußen. Die Kinder sind ganz an mich gewöhnt, sie kriegen Zucker, wenn ich Kaffee trinke, und theilen das Butterbrod und die saure Milch mit mir des Abends. Sonntags fehlt ihnen der Kreuzer nie, und wenn ich nicht nach der Betstunde da bin, so hat die Wirthin Ordre, ihn auszuzahlen.

Sie sind vertraut, erzählen mir Allerhand, und besonders ergetze ich mich an ihren Leidenschaften und simpeln Ausbrüchen

des Begehrens, wenn mehr Kinder aus dem Dorfe sich versammeln.

Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgniß zu nehmen, sie möchten den Herrn inkommodiren.

Am 30. Mai.

Was ich Dir neulich von der Malerei sagte, gilt gewiß auch von der Dichtkunst; es ist nur, daß man das Vortreffliche erkenne und es auszusprechen wage, und das ist freilich mit Wenigem viel gesagt. Ich habe heut eine Scene gehabt, die, rein abgeschrieben, die schönste Idylle von der Welt gäbe; doch was soll Dichtung, Scene und Idylle? Muß es denn immer geboſſelt sein, wenn wir Theil an einer Naturerscheinung nehmen sollen?

Wenn Du auf diesen Eingang viel Hohes und Vornehmes erwartest, so bist Du wieder übel betrogen; es ist nichts als ein Bauerbursch, der mich zu dieser lebhaften Theilnehmung hingerissen hat. — Ich werde, wie gewöhnlich, schlecht erzählen, und Du wirst mich, wie gewöhnlich, denk' ich, übertrieben finden; es ist wieder Wahlheim und immer Wahlheim, das diese Seltenheiten hervorbringt.

Es war eine Gesellschaft draußen unter den Linden, Kaffee zu trinken. Weil sie mir nicht ganz anstand, so blieb ich unter einem Vorwande zurück.

Ein Bauerbursch kam aus einem benachbarten Hause und beschäftigte sich, an dem Pfluge, den ich neulich gezeichnet hatte, etwas zurecht zu machen. Da mir sein Wesen gefiel, redete ich ihn an, fragte nach seinen Umständen; wir waren bald bekannt, und, wie mir's gewöhnlich mit dieser Art Leuten geht, bald vertraut. Er erzählte mir, daß er bei einer Wittwe in Diensten sei und von ihr gar wohl gehalten werde. Er sprach so Vieles von ihr und lobte sie dergestalt, daß ich bald merken konnte, er sei ihr mit Leib und Seele zugethan. Sie sei nicht mehr jung, sagte er, sie sei von ihrem ersten Manne übel gehalten worden, wolle nicht mehr heirathen; und aus seiner Erzählung leuchtete so merklich hervor, wie schön, wie reizend sie für ihn sei, wie sehr er wünsche, daß sie ihn wählen möchte, um das Andenken der Fehler ihres ersten Mannes auszulöschen, daß ich Wort für Wort wiederholen müßte, um Dir die reine Neigung, die Liebe und Treue dieses Menschen anschaulich zu machen. Ja,

ich müßte die Gabe des größten Dichters besitzen, um Dir zugleich den Ausdruck seiner Geberden, die Harmonie seiner Stimme, das heimliche Feuer seiner Blicke lebendig darstellen zu können. Nein, es sprechen keine Worte die Zartheit aus, die in seinem ganzen Wesen und Ausdruck war; es ist Alles nur plump, was ich wieder vorbringen könnte. Besonders rührte mich, wie er fürchtete, ich möchte über sein Verhältniß zu ihr ungleich denken und an ihrer guten Aufführung zweifeln. Wie reizend es war, wenn er von ihrer Gestalt, von ihrem Körper sprach, der ihn ohne jugendliche Reize gewaltsam an sich zog und fesselte, kann ich mir nur in meiner innersten Seele wiederholen. Ich hab' in meinem Leben die dringende Begierde und das heiße, sehnliche Verlangen nicht in dieser Reinheit gesehen, ja, wohl kann ich sagen, in dieser Reinheit nicht gedacht und geträumt. Schelte mich nicht, wenn ich Dir sage, daß bei der Erinnerung dieser Unschuld und Wahrheit mir die innerste Seele glüht, und daß mich das Bild dieser Treue und Zärtlichkeit überall verfolgt, und daß ich, wie selbst davon entzündet, lechze und schmachte.

Ich will nun suchen, auch sie ehstens zu sehn, oder vielmehr, wenn ich's recht bedenke, ich will's vermeiden. Es ist besser, ich sehe sie durch die Augen ihres Liebhabers; vielleicht erscheint sie mir vor meinen eignen Augen nicht so, wie sie jetzt vor mir steht; und warum soll ich mir das schöne Bild verderben?

Am 16. Junius.

Warum ich Dir nicht schreibe? — Fragst Du das und bist doch auch der Gelehrten Einer? Du solltest rathen, daß ich mich wohl befinde, und zwar — Kurz und gut, ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht. Ich habe — ich weiß nicht.

Dir in der Ordnung zu erzählen, wie's zugegangen ist, daß ich eines der liebenswürdigsten Geschöpfe habe kennen lernen, wird schwer halten. Ich bin vergnügt und glücklich und also kein guter Historienschreiber.

Einen Engel! — Pfui! Das sagt Jeder von der Seinigen, nicht wahr? Und doch bin ich nicht im Stande, Dir zu sagen, wie sie vollkommen ist, warum sie vollkommen ist; genug, sie hat allen meinen Sinn gefangen genommen.

So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viele Güte bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Thätigkeit. —

Das ist Alles garstiges Gewäsch, was ich da von ihr sage, leidige Abstraktionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. Ein ander Mal — nein, nicht ein ander Mal, jetzt gleich will ich Dir's erzählen. Thu' ich's jetzt nicht, so geschäh' es niemals. Denn, unter uns, seit ich angefangen habe zu schreiben, war ich schon dreimal im Begriffe, die Feder nieder zu legen, mein Pferd satteln zu lassen und hinaus zu reiten. Und doch schwur ich mir heute früh, nicht hinaus zu reiten, und gehe doch alle Augenblick' ans Fenster, zu sehen, wie hoch die Sonne noch steht. — — —

Ich hab's nicht überwinden können, ich mußte zu ihr hinaus. —

Da bin ich wieder, Wilhelm, will mein Butterbrod zu Nacht essen und Dir schreiben. Welch eine Wonne das für meine Seele ist, sie in dem Kreise der lieben, muntern Kinder, ihrer acht Geschwister, zu sehen! —

Wenn ich so fortfahre, wirst Du am Ende so klug sein wie am Anfange. Höre denn, ich will mich zwingen, ins Detail zu gehen.

Ich schrieb Dir neulich, wie ich den Amtmann S. . . habe kennen lernen, und wie er mich gebeten habe, ihn bald in seiner Einsiedelei oder vielmehr seinem kleinen Königreiche zu besuchen. Ich vernachlässigte das und wäre vielleicht nie hingekommen, hätte mir der Zufall nicht den Schatz entdeckt, der in der stillen Gegend verborgen liegt.

Unsere jungen Leute hatten einen Ball auf dem Lande angestellt, zu dem ich mich denn auch willig finden ließ. Ich bot einem hiesigen guten, schönen, übrigens unbedeutenden Mädchen die Hand, und es wurde ausgemacht, daß ich eine Kutsche nehmen, mit meiner Tänzerin und ihrer Base nach dem Orte der Lustbarkeit hinausfahren und auf dem Wege Charlotten S. . . mitnehmen sollte. — „Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen," sagte meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten, ausgehauenen Wald nach dem Jagdhause fuhren. „Nehmen Sie sich in Acht," versetzte die Base, „daß Sie sich nicht verlieben!" — „Wie so?" sagte ich. — „Sie ist schon vergeben," antwortete jene, „an einen sehr braven Mann, der weggereist ist, seine Sachen in Ordnung zu bringen, weil sein Vater gestorben

ist, und sich um eine ansehnliche Versorgung zu bewerben." Die Nachricht war mir ziemlich gleichgiltig.

Die Sonne war noch eine Viertelstunde vom Gebirge, als wir vor dem Hofthore anfuhren. Es war sehr schwül, und die Frauenzimmer äußerten ihre Besorgniß wegen eines Gewitters, das sich in weißgrauen, dumpfichten Wölkchen rings am Horizonte zusammenzuziehen schien. Ich täuschte ihre Furcht mit anmaßlicher Wetterkunde, ob mir gleich selbst zu ahnen anfing, unsere Lustbarkeit werde einen Stoß leiden.

Ich war ausgestiegen, und eine Magd, die ans Thor kam, bat uns, einen Augenblick zu verziehen, Mamsell Lottchen würde gleich kommen. Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war und in die Thüre trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßrothen Schleifen an Arm und Brust anhatte. — Sie hielt ein schwarzes Brod und schnitt ihren Kleinen ringsherum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein „Danke", indem es mit den kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch abgeschnitten war, und nun mit seinem Abendbrode vergnügt entweder wegsprang oder nach seinem stillern Charakter gelassen davonging nach dem Hofthore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte. — „Ich bitte um Vergebung," sagte sie, „daß ich Sie herein bemühe und die Frauenzimmer warten lasse. Ueber dem Anziehen und allerlei Bestellungen fürs Haus in meiner Abwesenheit habe ich vergessen, meinen Kindern ihr Vesperbrod zu geben, und sie wollen von Niemandem Brod geschnitten haben als von mir." — Ich machte ihr ein unbedeutendes Kompliment; meine ganze Seele ruhte auf der Gestalt, dem Tone, dem Betragen, und ich hatte eben Zeit, mich von der Ueberraschung zu erholen, als sie in die Stube lief, ihre Handschuhe und den Fächer zu holen. Die Kleinen sahen mich in einiger Entfernung so von der Seite an, und ich ging auf das Jüngste los, das ein Kind von der glücklichsten Gesichtsbildung war. Es zog sich zurück, als eben Lotte zur Thüre herauskam und sagte: „Louis, gieb dem Herrn Vetter eine Hand!" Das that der Knabe sehr freimüthig, und ich konnte

mich nicht enthalten, ihn ungeachtet seines kleinen Rotznäschens herzlich zu küssen. — „Vetter?“ sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte, „glauben Sie, daß ich des Glücks werth sei, mit Ihnen verwandt zu sein?“ — „O,“ sagte sie mit einem leichtfertigen Lächeln, „unsere Vetterschaft ist sehr weitläufig, und es wäre mir leid, wenn Sie der Schlimmste drunter sein sollten.“ — Im Gehen gab sie Sophien, der ältesten Schwester nach ihr, einem Mädchen von ungefähr elf Jahren, den Auftrag, wohl auf die Kinder Acht zu haben und den Papa zu grüßen, wenn er vom Spazierritte nach Hause käme. Den Kleinen sagte sie, sie sollten ihrer Schwester Sophie folgen, als wenn sie's selber wäre, das denn auch einige ausdrücklich versprachen. Eine kleine naseweise Blondine aber von ungefähr sechs Jahren sagte: „Du bist's doch nicht, Lottchen; wir haben Dich doch lieber.“ — Die zwei ältesten Knaben waren auf die Kutsche geklettert, und auf mein Vorbitten erlaubte sie ihnen bis vor den Wald mitzufahren, wenn sie versprächen, sich nicht zu necken und sich recht fest zu halten. —

Wir hatten uns kaum zurecht gesetzt, die Frauenzimmer sich bewillkommet, wechselsweise über den Anzug, vorzüglich über die Hüte ihre Anmerkungen gemacht und die Gesellschaft, die man erwartete, gehörig durchgezogen, als Lotte den Kutscher halten und ihre Brüder herabsteigen ließ, die noch einmal ihre Hand zu küssen begehrten, das denn der älteste mit aller Zärtlichkeit, die dem Alter von funfzehn Jahren eigen sein kann, der andere mit viel Heftigkeit und Leichtsinn that. Sie ließ die Kleinen noch einmal grüßen, und wir fuhren weiter.

Die Base fragte, ob sie mit dem Buche fertig wäre, das sie ihr neulich geschickt hätte. „Nein,“ sagte Lotte, „es gefällt mir nicht; Sie können's wiederhaben. Das vorige war auch nicht besser.“ — Ich erstaunte, als ich fragte, was es für Bücher wären, und sie mir antwortete:*) — Ich fand so viel Charakter in Allem, was sie sagte, ich sah mit jedem Wort neue Reize, neue Strahlen des Geistes aus ihren Gesichtszügen hervorbrechen, die sich nach und nach vergnügt zu entfalten schienen, weil sie an mir fühlte, daß ich sie verstand.

*) Man sieht sich genöthigt, die Stelle des Briefes zu unterdrücken, um Niemandem Gelegenheit zu einiger Beschwerde zu geben, obgleich im Grunde jedem Autor wenig an dem Urtheile eines einzelnen Mädchens und eines jungen unsteten Menschen gelegen sein kann.

„Wie ich jünger war," sagte sie, „liebte ich nichts so sehr als Romane. Weiß Gott, wie wohl mir's war, wenn ich mich Sonntags so in ein Eckchen setzen und mit ganzem Herzen an dem Glück und Unstern einer Miß Jenny theilnehmen konnte. Ich leugne auch nicht, daß die Art noch einige Reize für mich hat. Doch da ich so selten an ein Buch komme, so muß es auch recht nach meinem Geschmack sein. Und der Autor ist mir der liebste, in dem ich meine Welt wiederfinde, bei dem es zugeht, wie um mich, und dessen Geschichte mir doch so interessant und herzlich wird als mein eigen häuslich Leben, das freilich kein Paradies, aber doch im Ganzen eine Quelle unsäglicher Glückseligkeit ist."

Ich bemühte mich, meine Bewegungen über diese Worte zu verbergen. Das ging freilich nicht weit; denn da ich sie mit solcher Wahrheit im Vorbeigehen vom Landpriester von Wakefield, vom*) — reden hörte, kam ich ganz außer mich, sagte ihr Alles, was ich wußte, und bemerkte erst nach einiger Zeit, da Lotte das Gespräch an die Anderen wendete, daß diese die Zeit über mit offenen Augen, als säßen sie nicht da, da gesessen hatten. Die Base sah mich mehr als einmal mit einem spöttischen Näschen an, daran mir aber nichts gelegen war

Das Gespräch fiel aufs Vergnügen am Tanze. „Wenn diese Leidenschaft ein Fehler ist," sagte Lotte, „so gestehe ich Ihnen gern: ich weiß mir nichts übers Tanzen. Und wenn ich was im Kopfe habe und mir auf meinem verstimmten Klavier einen Kontretanz vortrommle, so ist Alles wieder gut."

Wie ich mich unter dem Gespräche in den schwarzen Augen weidete, wie die lebendigen Lippen und die frischen, muntern Wangen meine ganze Seele anzogen, wie ich, in den herrlichen Sinn ihrer Rede ganz versunken, oft gar die Worte nicht hörte, mit denen sie sich ausdrückte, — davon hast Du eine Vorstellung, weil Du mich kennst. Kurz, ich stieg aus dem Wagen wie ein Träumender, als wir vor dem Lusthause stille hielten, und war so in Träumen rings in der dämmernden Welt verloren, daß ich auf die Musik kaum achtete, die uns von dem erleuchteten Saal herunter entgegenschallte.

Die zwei Herren Audran und ein gewisser N. N. — wer behält alle die Namen! — die der Base und Lottens Tänzer

*) Man hat auch hier die Namen einiger vaterländischen Autoren weggelassen. Wer Theil an Lottens Beifalle hat, wird es gewiß an seinem Herzen fühlen, wenn er diese Stelle lesen sollte, und sonst braucht es ja Niemand zu wissen.

waren, empfingen uns am Schlage, bemächtigten sich ihrer Frauenzimmer, und ich führte das meinige hinauf.

Wir schlangen uns in Menuets um einander herum; ich forderte ein Frauenzimmer nach dem andern auf, und just die unleidlichsten konnten nicht dazu kommen, Einem die Hand zu reichen und ein Ende zu machen. Lotte und ihr Tänzer fingen einen Englischen an, und wie wohl mir's war, als sie auch in der Reihe die Figur mit uns anfing, magst Du fühlen. Tanzen muß man sie sehen! Siehst Du, sie ist so mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele dabei, ihr ganzer Körper eine Harmonie, so sorglos, so unbefangen, als wenn das eigentlich Alles wäre, als wenn sie sonst nichts dächte, nichts empfände; und in dem Augenblicke gewiß schwindet alles Andere vor ihr.

Ich bat sie um den zweiten Kontretanz; sie sagte mir den dritten zu, und mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit von der Welt versicherte sie mir, daß sie herzlich gern Deutsch tanze. „Es ist hier so Mode," fuhr sie fort, „daß jedes Paar, das zusammen gehört, beim Deutschen zusammen bleibt, und mein Chapeau walzt schlecht und dankt mir's, wenn ich ihm die Arbeit erlasse. Ihr Frauenzimmer kann's auch nicht und mag nicht, und ich habe im Englischen gesehen, daß Sie gut walzen; wenn Sie nun mein fein wollen fürs Deutsche, so gehen Sie und bitten sich's von meinem Herrn aus, und ich will zu Ihrer Dame gehen." — Ich gab ihr die Hand darauf, und wir machten aus, daß ihr Tänzer inzwischen meine Tänzerin unterhalten sollte.

Nun ging's an, und wir ergetzten uns eine Weile an mannichfaltigen Schlingungen der Arme. Mit welchem Reize, mit welcher Flüchtigkeit bewegte sie sich! Und da wir nun gar ans Walzen kamen und wie die Sphären um einander herumrollten, ging's freilich anfangs, weil's die Wenigsten können, ein Bißchen bunt durch einander. Wir waren klug und ließen sie austoben; und als die Ungeschicktesten den Plan geräumt hatten, fielen wir ein und hielten mit noch einem Paare, mit Audran und seiner Tänzerin, wacker aus. Nie ist mir's so leicht vom Flecke gegangen. Ich war kein Mensch mehr. Das liebenswürdigste Geschöpf in den Armen zu haben und mit ihr herumzufliegen wie Wetter, daß Alles ringsumher verging, und — Wilhelm, um ehrlich zu sein, that ich aber doch den Schwur, daß ein Mädchen, das ich liebte, auf das ich Ansprüche hätte, mir nie mit einem Andern walzen sollte als mit mir,

und wenn ich drüber zu Grunde gehen müßte. Du verstehst mich!

Wir machten einige Touren gehend im Saale, um zu verschnaufen. Dann setzte sie sich, und die Orangen, die ich bei Seite gebracht hatte, die nun die einzigen noch übrigen waren, thaten vortreffliche Wirkung, nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalber zutheilte, ein Stich durchs Herz ging.

Beim dritten englischen Tanz waren wir das zweite Paar. Wie wir die Reihe durchtanzten, und ich, weiß Gott mit wie viel Wonne, an ihrem Arm und Auge hing, das voll vom wahrsten Ausdruck des offensten, reinsten Vergnügens war, kommen wir an eine Frau, die mir wegen ihrer liebenswürdigen Miene auf einem nicht mehr ganz jungen Gesichte merkwürdig gewesen war. Sie sieht Lotten lächelnd an, hebt einen drohenden Finger auf und nennt den Namen Albert zweimal im Vorbeifliegen mit Bedeutung.

„Wer ist Albert," sagte ich zu Lotten, „wenn's nicht Vermessenheit ist zu fragen?" Sie war im Begriff zu antworten, als wir uns scheiden mußten, um die große Achte zu machen, und mich dünkte, einiges Nachdenken auf ihrer Stirn zu sehen, als wir so vor einander vorbeikreuzten. — „Was soll ich's Ihnen leugnen," sagte sie, indem sie mir die Hand zur Promenade bot, „Albert ist ein braver Mensch, dem ich so gut als verlobt bin." — Nun war mir das nichts Neues (denn die Mädchen hatten mir's auf dem Wege gesagt) und war mir doch so ganz neu, weil ich es noch nicht im Verhältniß auf sie, die mir in so wenig Augenblicken so werth geworden war, gedacht hatte. Genug, ich verwirrte mich, vergaß mich und kam zwischen das unrechte Paar hinein, daß Alles drunter und drüber ging und Lottens ganze Gegenwart und Zerren und Ziehen nöthig war, um es schnell wieder in Ordnung zu bringen.

Der Tanz war noch nicht zu Ende, als die Blitze, die wir schon lange am Horizonte leuchten gesehen, und die ich immer für Wetterkühlen ausgegeben hatte, viel stärker zu werden anfingen, und der Donner die Musik überstimmte. Drei Frauenzimmer liefen aus der Reihe, denen ihre Herren folgten; die Unordnung wurde allgemein, und die Musik hörte auf. Es ist natürlich, wenn uns ein Unglück oder etwas Schreckliches im Vergnügen überrascht, daß es stärkere Eindrücke auf uns macht als sonst, theils wegen des Gegensatzes, der sich so lebhaft

empfinden läßt, theils, und noch mehr, weil unsere Sinne einmal der Fühlbarkeit geöffnet sind und also desto schneller einen Eindruck annehmen. Diesen Ursachen muß ich die wunderbaren Grimassen zuschreiben, in die ich mehrere Frauenzimmer ausbrechen sah. Die Klügste setzte sich in eine Ecke mit dem Rücken gegen das Fenster und hielt die Ohren zu. Eine Andere kniete vor ihr nieder und verbarg den Kopf in der Ersten Schooß. Eine Dritte schob sich zwischen Beide hinein und umfaßte ihre Schwesterchen mit tausend Thränen. Einige wollten nach Hause; Andere, die noch weniger wußten, was sie thaten, hatten nicht so viel Besinnungskraft, den Neckheiten unserer jungen Schlucker zu steuern, die sehr beschäftigt zu sein schienen, alle die ängstlichen Gebete, die dem Himmel bestimmt waren, von den Lippen der schönen Bedrängten wegzufangen. Einige unserer Herren hatten sich hinab begeben, um ein Pfeifchen in Ruhe zu rauchen, und die übrige Gesellschaft schlug es nicht aus, als die Wirthin auf den klugen Einfall kam, uns ein Zimmer anzuweisen, das Läden und Vorhänge hätte. Kaum waren wir da angelangt, als Lotte beschäftigt war, einen Kreis von Stühlen zu stellen, und als sich die Gesellschaft auf ihre Bitte gesetzt hatte, den Vortrag zu einem Spiele zu thun.

Ich sah Manchen, der in Hoffnung auf ein saftiges Pfand sein Mäulchen spitzte und seine Glieder reckte. — „Wir spielen Zählens," sagte sie. „Nun gebt Acht! Ich geh' im Kreise herum von der Rechten zur Linken, und so zählt Ihr auch rings herum, Jeder die Zahl, die an ihn kommt, und das muß gehen wie ein Lauffeuer, und wer stockt oder sich irrt, kriegt eine Ohrfeige, und so bis Tausend." — Nun war das lustig anzusehen. Sie ging mit ausgestrecktem Arm im Kreis herum. Eins, fing der Erste an, der Nachbar Zwei, Drei der Folgende und so fort. Dann fing sie an geschwinder zu gehen, immer geschwinder; da versah's Einer, patsch! eine Ohrfeige, und über das Gelächter der Folgende auch; patsch! Und immer geschwinder. Ich selbst kriegte zwei Maulschellen und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seien, als sie sie den Uebrigen zuzumessen pflegte. Ein allgemeines Gelächter und Geschwärm endigte das Spiel, ehe noch das Tausend ausgezählt war. Die Vertrautesten zogen einander bei Seite, das Gewitter war vorüber, und ich folgte Lotten in den Saal. Unterwegs sagte sie: „Ueber die Ohrfeigen haben sie Wetter und Alles vergessen!" — Ich konnte ihr nichts antworten. — „Ich war," fuhr sie fort,

„eine der Furchtsamsten, und indem ich mich herzhaft stellte, um den Andern Muth zu geben, bin ich muthig geworden." — Wir traten ans Fenster. Es donnerte abseitwärts, und der herrliche Regen säuselte auf das Land, und der erquickendste Wohlgeruch stieg in aller Fülle einer warmen Luft zu uns auf. Sie stand auf ihren Ellenbogen gestützt; ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge thränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte — „Klopstock!" — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß. — Ich ertrug's nicht, neigte mich auf ihre Hand und küßte sie unter den wonnevollsten Thränen und sah nach ihrem Auge wieder. — Edler! Hättest Du Deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun Deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!

Am 19. Junius.

Wo ich neulich mit meiner Erzählung geblieben bin, weiß ich nicht mehr; das weiß ich, daß es zwei Uhr des Nachts war, als ich zu Bette kam, und daß, wenn ich Dir hätte vorschwatzen können, statt zu schreiben, ich Dich vielleicht bis an den Morgen aufgehalten hätte.

Was auf unserer Hereinfahrt vom Balle geschehen ist, habe ich noch nicht erzählt, habe auch heute keinen Tag dazu.

Es war der herrlichste Sonnenaufgang! Der tröpfelnde Wald und das erfrischte Feld umher! Unsere Gesellschafterinnen nickten ein. Sie fragte mich, ob ich nicht auch von der Partie sein wollte; ihrentwegen sollt' ich unbekümmert sein. — „So lange ich diese Augen offen sehe," sagte ich und sah sie fest an, „so lange hat's keine Gefahr." — Und wir haben Beide ausgehalten bis an ihr Thor, da ihr die Magd leise aufmachte und auf ihr Fragen versicherte, daß Vater und Kleine wohl seien und alle noch schliefen. Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen; sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen; und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirthschaft treiben, ich weiß weder, daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.

Am 21. Junius.

Ich lebe so glückliche Tage, wie sie Gott seinen Heiligen ausspart; und mit mir mag werden, was will, so darf ich nicht sagen, daß ich die Freuden, die reinsten Freuden des Lebens nicht genossen habe. — Du kennst mein Wahlheim; dort bin ich völlig etablirt, von da habe ich nur eine halbe Stunde zu Lotten; dort fühl' ich mich selbst und alles Glück, das dem Menschen gegeben ist.

Hätt' ich gedacht, als ich mir Wahlheim zum Zwecke meiner Spaziergänge wählte, daß es so nahe am Himmel läge! Wie oft habe ich das Jagdhaus, das nun alle meine Wünsche einschließt, auf meinen weiten Wanderungen bald vom Berge, bald von der Ebne über den Fluß gesehen!

Lieber Wilhelm, ich habe Allerlei nachgedacht über die Begier im Menschen, sich auszubreiten, neue Entdeckungen zu machen, herumzuschweifen, und dann wieder über den innern Trieb, sich der Einschränkung willig zu ergeben, in dem Gleise der Gewohnheit so hinzufahren und sich weder um Rechts noch um Links zu bekümmern.

Es ist wunderbar, wie ich hierher kam und vom Hügel in das schöne Thal schaute, wie es mich rings umher anzog. — Dort das Wäldchen! — Ach, könntest Du Dich in seine Schatten mischen! — Dort die Spitze des Berges! — Ach, könntest Du von da die weite Gegend überschauen! — Die in einander geketteten Hügel und vertraulichen Thäler! — O! könnte ich mich in ihnen verlieren! — — Ich eilte hin und kehrte zurück und hatte nicht gefunden, was ich hoffte. O! es ist mit der Ferne wie mit der Zukunft! Ein großes, dämmerndes Ganze ruht vor unserer Seele, unsere Empfindung verschwimmt darin wie unser Auge, und wir sehnen uns, ach! unser ganzes Wesen hinzugeben, uns mit aller Wonne eines einzigen, großen, herrlichen Gefühls ausfüllen zu lassen — und, ach! wenn wir hinzueilen, wenn das Dort nun Hier wird, ist Alles vor wie nach, und wir stehen in unserer Armuth, in unserer Eingeschränktheit, und unsere Seele lechzt nach entschlüpftem Labsale.

So sehnt sich der unruhigste Vagabund zuletzt wieder nach seinem Vaterlande und findet in seiner Hütte, an der Brust seiner Gattin, in dem Kreise seiner Kinder, in den Geschäften zu ihrer Erhaltung die Wonne, die er in der weiten Welt vergebens suchte.

Wenn ich des Morgens mit Sonnenaufgange hinausgehe nach meinem Wahlheim und dort im Wirthsgarten mir meine Zuckererbsen selbst pflücke, mich hinsetze, sie abfädne und dazwischen in meinem Homer lese; wenn ich in der kleinen Küche mir einen Topf wähle, mir Butter aussteche, Schoten ans Feuer stelle, zudecke und mich dazu setze, sie manchmal umzuschütteln: da fühl' ich so lebhaft, wie die übermüthigen Freier der Penelope Ochsen und Schweine schlachten, zerlegen und braten. Es ist nichts, das mich so mit einer stillen, wahren Empfindung ausfüllte, als die Züge patriarchalischen Lebens, die ich, Gott sei Dank, ohne Affektation in meine Lebensart verweben kann.

Wie wohl ist mir's, daß mein Herz die simple, harmlose Wonne des Menschen fühlen kann, der ein Krauthaupt auf seinen Tisch bringt, das er selbst gezogen, und nun nicht den Kohl allein, sondern all' die guten Tage, den schönen Morgen, da er ihn pflanzte, die lieblichen Abende, da er ihn begoß und da er an dem fortschreitenden Wachsthum seine Freude hatte, alle in einem Augenblicke wieder mit genießt.

Am 29. Junius.

Vorgestern kam der Medikus hier aus der Stadt hinaus zum Amtmann und fand mich auf der Erde unter Lottens Kindern, wie einige auf mir herumkrabbelten, andere mich neckten, und wie ich sie kitzelte und ein großes Geschrei mit ihnen erregte. Der Doktor, der eine sehr dogmatische Drahtpuppe ist, unterm Reden seine Manschetten in Falten legt und einen Kräusel ohne Ende herauszupft, fand dieses unter der Würde eines gescheiten Menschen; das merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in nichts stören, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten. Auch ging er darauf in der Stadt herum und beklagte: des Amtmanns Kinder wären so schon ungezogen genug, der Werther verderbe sie nun völlig.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am Nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nöthig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Muthwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, Alles so unverdorben,

so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: „Wenn Ihr nicht werdet wie Eines von diesen!“ Und nun, mein Bester, sie, die Unseresgleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheiter! — Guter Gott von Deinem Himmel! Alte Kinder siehst Du und junge Kinder und nichts weiter; und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht — das ist auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach sich, und — Adieu, Wilhelm! Ich mag darüber nicht weiter radotiren.

Am 1. Julius.

Was Lotte einem Kranken sein muß, fühl' ich an meinem eigenen armen Herzen, das übler dran ist als manches, das auf dem Siechbette verschmachtet. Sie wird einige Tage in der Stadt bei einer rechtschaffenen Frau zubringen, die sich nach der Aussage der Aerzte ihrem Ende naht und in diesen letzten Augenblicken Lotten um sich haben will. Ich war vorige Woche mit ihr, den Pfarrer von St... zu besuchen, ein Oertchen, das eine Stunde seitwärts im Gebirge liegt. Wir kamen gegen Vier dahin. Lotte hatte ihre zweite Schwester mitgenommen. Als wir in den mit zwei hohen Nußbäumen überschatteten Pfarrhof traten, saß der gute alte Mann auf einer Bank vor der Hausthür, und da er Lotten sah, ward er wie neu belebt, vergaß seinen Knotenstock und wagte sich auf, ihr entgegen. Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn sich niederzulassen, indem sie sich zu ihm setzte, brachte viele Grüße von ihrem Vater, herzte seinen garstigen, schmutzigen jüngsten Buben, das Quakelchen seines Alters. Du hättest sie sehen sollen, wie sie den Alten beschäftigte, wie sie ihre Stimme erhob, um seinen halbtauben Ohren vernehmlich zu werden, wie sie ihm von jungen, robusten Leuten erzählte, die unvermuthet gestorben wären, von der Vortrefflichkeit des Karlsbades, und wie sie seinen Entschluß lobte, künftigen Sommer hinzugehen, wie sie fand, daß er viel besser aussähe, viel munterer sei als das letzte Mal, da sie ihn gesehen. — Ich hatte indeß der Frau Pfarrerin meine Höflichkeit gemacht. Der Alte wurde ganz munter, und da ich nicht umhin

konnte, die schönen Nußbäume zu loben, die uns so lieblich beschatteten, fing er an, uns, wiewol mit einiger Beschwerlichkeit, die Geschichte davon zu geben. — „Den alten," sagte er, „wissen wir nicht, wer den gepflanzt hat: Einige sagen dieser, Andere jener Pfarrer. Der jüngere aber dort hinten ist so alt als meine Frau, im Oktober funfzig Jahr. Ihr Vater pflanzte ihn des Morgens, als sie gegen Abend geboren wurde. Er war mein Vorfahr im Amt, und wie lieb ihm der Baum war, ist nicht zu sagen; mir ist er's gewiß nicht weniger. Meine Frau saß darunter auf einem Balken und strickte, da ich vor siebenundzwanzig Jahren als ein armer Student zum ersten Male hier in den Hof kam." — Lotte fragte nach seiner Tochter; es hieß, sie sei mit Herrn Schmidt auf die Wiese hinaus zu den Arbeitern, und der Alte fuhr in seiner Erzählung fort, wie sein Vorfahr ihn lieb gewonnen und die Tochter dazu, und wie er erst sein Vikar und dann sein Nachfolger geworden. Die Geschichte war nicht lange zu Ende, als die Jungfer Pfarrerin mit dem so genannten Herrn Schmidt durch den Garten herkam; sie bewillkommte Lotten mit herzlicher Wärme, und ich muß sagen, sie gefiel mir nicht übel: eine rasche, wohlgewachsene Brünette, die Einen die kurze Zeit über auf dem Lande wohl unterhalten hätte. Ihr Liebhaber (denn als solchen stellte sich Herr Schmidt gleich dar), ein feiner, doch stiller Mensch, der sich nicht in unsere Gespräche mischen wollte, ob ihn gleich Lotte immer hereinzog. Was mich am Meisten betrübte, war, daß ich an seinen Gesichtszügen zu bemerken schien, es sei mehr Eigensinn und übler Humor als Eingeschränktheit des Verstandes, der ihn sich mitzutheilen hinderte. In der Folge ward dies leider nur zu deutlich; denn als Friederike beim Spazierengehen mit Lotten und gelegentlich auch mit mir ging, wurde des Herrn Angesicht, das ohnedies einer bräunlichen Farbe war, so sichtlich verdunkelt, daß es Zeit war, daß Lotte mich beim Aermel zupfte und mir zu verstehen gab, daß ich mit Friederiken zu artig gethan. Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am Meisten, wenn junge Leute in der Blüthe des Lebens, da sie am Offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen. Mich wurmte das, und ich konnte nicht umhin, da wir gegen Abend in den Pfarrhof zurückkehrten und an einem Tische Milch aßen und das Gespräch auf Freude und

Leid der Welt sich wendete, den Faden zu ergreifen und recht herzlich gegen die üble Laune zu reden. „Wir Menschen beklagen uns oft," fing ich an, „daß der guten Tage so wenig sind und der schlimmen so viel, und wie mich dünkt, meist mit Unrecht. Wenn wir immer ein offenes Herz hätten, das Gute zu genießen, das uns Gott für jeden Tag bereitet, wir würden alsdann auch Kraft genug haben, das Uebel zu tragen, wenn es kommt." — „Wir haben aber unser Gemüth nicht in unserer Gewalt," versetzte die Pfarrerin; „wie viel hängt vom Körper ab! Wenn Einem nicht wohl ist, ist's Einem überall nicht recht." — Ich gestand ihr das ein. „Wir wollen es also," fuhr ich fort, „als eine Krankheit ansehen und fragen, ob dafür kein Mittel ist?" — „Das läßt sich hören," sagte Lotte, „ich glaube wenigstens, daß viel von uns abhängt. Ich weiß es an mir. Wenn mich etwas neckt und mich verdrießlich machen will, spring' ich auf und sing' ein paar Kontretänze den Garten auf und ab, gleich ist's weg." — „Das war's, was ich sagen wollte," versetzte ich; „es ist mit der üblen Laune völlig wie mit der Trägheit; denn es ist eine Art von Trägheit. Unsere Natur hängt sehr dahin; und doch, wenn wir nur einmal die Kraft haben, uns zu ermannen, geht uns die Arbeit frisch von der Hand, und wir finden in der Thätigkeit ein wahres Vergnügen." — Friederike war sehr aufmerksam, und der junge Mensch wandte mir ein, daß man nicht Herr über sich selbst sei und am Wenigsten über seine Empfindungen gebieten könne. — „Es ist hier die Frage von einer unangenehmen Empfindung," versetzte ich, „die doch Jedermann gerne los ist, und Niemand weiß, wie weit seine Kräfte gehen, bis er sie versucht hat. Gewiß, wer krank ist, wird bei allen Aerzten herumfragen, und die größten Resignationen, die bittersten Arzeneien wird er nicht abweisen, um seine gewünschte Gesundheit zu erhalten." Ich bemerkte, daß der ehrliche Alte sein Gehör anstrengte, um an unserm Diskurse theilzunehmen; ich erhob die Stimme, indem ich die Rede gegen ihn wandte. „Man predigt gegen so viele Laster," sagte ich; „ich habe noch nie gehört, daß man gegen die üble Laune vom Predigtstuhle gearbeitet hätte." *) — „Das müßten die Stadtpfarrer thun," sagte er, „die Bauern haben keinen bösen Humor; doch könnte es auch zuweilen nicht

*) Wir haben nun von Lavatern eine treffliche Predigt hierüber, unter denen über das Buch Jonas.

schaden, es wäre eine Lektion für seine Frau wenigstens und für den Herrn Amtmann." — Die Gesellschaft lachte, und er herzlich mit, bis er in einen Husten verfiel, der unsern Diskurs eine Zeit lang unterbrach; darauf denn der junge Mensch wieder das Wort nahm: „Sie nannten den bösen Humor ein Laster; mich däucht, das ist übertrieben." — „Mit Nichten," gab ich zur Antwort, „wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können? Müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich noch manchmal selbst gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmuth über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine thörichte Eitelkeit aufgehetzt wird? Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich." — Lotte lächelte mich an, da sie die Bewegung sah, mit der ich redete, und eine Thräne in Friederikens Auge spornte mich fortzufahren. — „Wehe Denen," sagte ich, „die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augenblick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unsers Tyrannen vergällt hat."

Mein ganzes Herz war voll in diesem Augenblicke; die Erinnerung so manches Vergangenen drängte sich an meine Seele, und die Thränen kamen mir in die Augen.

„Wer sich das nur täglich sagte," rief ich aus: „Du vermagst nichts auf Deine Freunde, als ihnen ihre Freuden zu lassen und ihr Glück zu vermehren, indem Du es mit ihnen genießest. Vermagst Du, wenn ihre innere Seele von einer ängstigenden Leidenschaft gequält, vom Kummer zerrüttet ist, ihnen einen Tropfen Linderung zu geben?"

„Und wenn die letzte, bangste Krankheit dann über das Geschöpf herfällt, das Du in blühenden Tagen untergraben hast, und sie nun daliegt in dem erbärmlichsten Ermatten, das Auge gefühllos gen Himmel sieht, der Todesschweiß auf der blassen Stirne abwechselt, und Du vor dem Bette stehst wie ein Verdammter, in dem innigsten Gefühl, daß Du nichts vermagst

mit Deinem ganzen Vermögen, und die Angst Dich inwendig krampft, daß Du Alles hingeben möchtest, dem untergehenden Geschöpfe einen Tropfen Stärkung, einen Funken Muth einflößen zu können!"

Die Erinnerung einer solchen Scene, wobei ich gegenwärtig war, fiel mit ganzer Gewalt bei diesen Worten über mich. Ich nahm das Schnupftuch vor die Augen und verließ die Gesellschaft, und nur Lottens Stimme, die mir rief: „Wir wollen fort!" brachte mich zu mir selbst. Und wie sie mich auf dem Wege schalt über den zu warmen Antheil an Allem, und daß ich darüber zu Grunde gehen würde, daß ich mich schonen sollte! — O der Engel! Um Deinetwillen muß ich leben!

Am 6. Julius.

Sie ist immer um ihre sterbende Freundin und ist immer dieselbe, immer das gegenwärtige, holde Geschöpf, das, wo sie hinsieht, Schmerzen lindert und Glückliche macht. Sie ging gestern Abend mit Marianen und dem kleinen Malchen spazieren; ich wußte es und traf sie an, und wir gingen zusammen. Nach einem Wege von anderthalb Stunden kamen wir gegen die Stadt zurück an den Brunnen, der mir so werth und nun tausendmal werther ist. Lotte setzte sich aufs Mäuerchen, wir standen vor ihr. Ich sah umher, ach! und die Zeit, da mein Herz so allein war, lebte wieder vor mir auf. „Lieber Brunnen," sagte ich, „seither hab' ich nicht mehr an Deiner Kühle geruht, hab' in eilendem Vorübergehn Dich manchmal nicht angesehn." — Ich blickte hinab und sah, daß Malchen mit einem Glase Wasser sehr beschäftigt heraufstieg. — Ich sah Lotten an und fühlte Alles, was ich an ihr habe. Indem kommt Malchen mit einem Glase. Mariane wollt' es ihr abnehmen. „Nein!" rief das Kind mit dem süßesten Ausdrucke, „nein, Lottchen, Du sollst zuerst trinken!" — Ich ward über die Wahrheit, über die Güte, womit sie das ausrief, so entzückt, daß ich meine Empfindung mit nichts ausdrücken konnte, als ich nahm das Kind von der Erde und küßte es lebhaft, das sogleich zu schreien und zu weinen anfing. — „Sie haben übel gethan," sagte Lotte. — Ich war betroffen. — „Komm, Malchen," fuhr sie fort, indem sie es bei der Hand nahm und die Stufen hinabführte, „da wasche Dich aus der frischen Quelle, geschwind, geschwind, da ihut's nichts." — Wie ich so dastand und zusah,

mit welcher Emsigkeit das Kleine mit seinen nassen Händchen die Backen rieb, mit welchem Glauben, daß durch die Wunderquelle alle Verunreinigung abgespült und die Schmach abgethan würde, einen häßlichen Bart zu kriegen; wie Lotte sagte: „Es ist genug", und das Kind doch immer eifriger fortwusch, als wenn Viel mehr thäte als Wenig — Ich sage Dir, Wilhelm, ich habe mit mehr Respekt nie einer Taufhandlung beigewohnt — und als Lotte heraufkam, hätte ich mich gern vor ihr niedergeworfen wie vor einem Propheten, der die Schulden einer Nation weggeweiht hat.

Des Abends konnte ich nicht umhin, in der Freude meines Herzens den Vorfall einem Manne zu erzählen, dem ich Menschensinn zutraute, weil er Verstand hat; aber wie kam ich an! Er sagte, das sei sehr übel von Lotten gewesen; man solle den Kindern nichts weis machen; dergleichen gebe zu unzähligen Irrthümern und Aberglauben Anlaß, wovor man die Kinder frühzeitig bewahren müsse. — Nun fiel mir ein, daß der Mann vor acht Tagen hatte taufen lassen; drum ließ ich's vorbeigehen und blieb in meinem Herzen der Wahrheit getreu: Wir sollen es mit den Kindern machen wie Gott mit uns, der uns am Glücklichsten macht, wenn er uns in freundlichem Wahne so hintaumeln läßt.

Am 8. Julius.

Was man ein Kind ist! Was man nach einem Blicke geizt! Was man ein Kind ist! — Wir waren nach Wahlheim gegangen. Die Frauenzimmer fuhren hinaus, und während unserer Spaziergänge glaubte ich in Lottens schwarzen Augen — Ich bin ein Thor, verzeih mir's! Du solltest sie sehen, diese Augen! — Daß ich kurz bin (denn die Augen fallen mir zu vor Schlaf): Siehe, die Frauenzimmer stiegen ein, da standen um die Kutsche der junge W..., Selstadt und Audran und ich. Da ward aus dem Schlage geplaudert mit den Kerlchen, die freilich leicht und lüftig genug waren. — Ich suchte Lottens Augen. Ach, sie gingen von Einem zum Andern! Aber auf mich! mich! mich! der ganz allein auf sie resignirt dastand, fielen sie nicht! — Mein Herz sagte ihr tausend Adieu! Und sie sah mich nicht! Die Kutsche fuhr vorbei, und eine Thräne stand mir im Auge. Ich sah ihr nach und sah Lottens Kopfputz sich zum Schlage herauslehnen, und sie wandte sich um, zu sehen,

ach! nach mir? — Lieber! in dieser Ungewißheit schwebe ich. Das ist mein Trost: Vielleicht hat sie sich nach mir umgesehen! Vielleicht! — Gute Nacht! O! was ich ein Kind bin!

Am 10. Julius.

Die alberne Figur, die ich mache, wenn in Gesellschaft von ihr gesprochen wird, solltest Du sehen! Wenn man mich nun gar fragt, wie sie mir gefällt? — Gefällt! Das Wort hasse ich auf den Tod! Was muß das für ein Mensch sein, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinnen, alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich Einer, wie mir Ossian gefiele!

Am 11. Julius.

Frau M... ist sehr schlecht; ich bete für ihr Leben, weil ich mit Lotten dulde. Ich sehe sie selten bei meiner Freundin, und heute hat sie mir einen wunderbaren Vorfall erzählt. — Der alte M... ist ein geiziger, rangiger Filz, der seine Frau im Leben was Rechts geplagt und eingeschränkt hat; doch hat sich die Frau immer durchzuhelfen gewußt. Vor wenigen Tagen, als der Arzt ihr das Leben abgesprochen hatte, ließ sie ihren Mann kommen — Lotte war im Zimmer — und redete ihn also an: „Ich muß Dir eine Sache gestehen, die nach meinem Tode Verwirrung und Verdruß machen könnte. Ich habe bisher die Haushaltung geführt, so ordentlich und sparsam als möglich; allein Du wirst mir verzeihen, daß ich Dich diese dreißig Jahre hintergangen habe. Du bestimmtest im Anfange unserer Heirath ein Geringes für die Bestreitung der Küche und anderer häuslichen Ausgaben. Als unsere Haushaltung stärker wurde, unser Gewerbe größer, warst Du nicht zu bewegen, mein Wochengeld nach dem Verhältnisse zu vermehren; kurz, Du weißt, daß Du in den Zeiten, da sie am Größten war, verlangtest, ich solle mit sieben Gulden die Woche auskommen. — Die habe ich denn ohne Widerrede genommen und mir den Ueberschuß wöchentlich aus der Losung geholt, da Niemand vermuthete, daß die Frau die Kasse bestehlen würde. Ich habe nichts verschwendet und wäre auch, ohne es zu bekennen, getrost der Ewigkeit entgegengegangen, wenn nicht Diejenige, die nach mir das Hauswesen zu führen hat, sich nicht zu helfen

wissen würde, und Du doch immer darauf bestehen könntest, Deine erste Frau sei damit ausgekommen."

Ich redete mit Lotten über die unglaubliche Verblendung des Menschensinns, daß Einer nicht argwohnen soll, dahinter müsse was Anders stecken, wenn Eins mit sieben Gulden hinreicht, wo man den Aufwand um zweimal so viel sieht. Aber ich habe selbst Leute gekannt, die des Propheten ewiges Oelkrüglein ohne Verwunderung in ihrem Hause angenommen hätten.

Am 13. Julius.

Nein, ich betriege mich nicht! Ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Theilnehmung an mir und meinem Schicksal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!

Mich liebt! — Und wie werth ich mir selbst werde, wie ich — Dir darf ich's wol sagen, Du hast Sinn für so etwas — wie ich mich selbst anbete, seitdem sie mich liebt!

Ob das Vermessenheit ist oder Gefühl des wahren Verhältnisses? — Ich kenne den Menschen nicht, von dem ich etwas in Lottens Herzen fürchtete, und doch — wenn sie von ihrem Bräutigam spricht, mit solcher Wärme, solcher Liebe von ihm spricht — da ist mir wie Einem, der aller seiner Ehren und Würden entsetzt und dem der Degen genommen wird.

Am 16. Julius.

Ach, wie mir das durch alle Adern läuft, wenn mein Finger unversehens den ihrigen berührt, wenn unsere Füße sich unter dem Tische begegnen! Ich ziehe zurück wie vom Feuer, und eine geheime Kraft zieht mich wieder vorwärts — mir wird's so schwindlig vor allen Sinnen — O! Und ihre Unschuld, ihre unbefangene Seele fühlt nicht, wie sehr mich die kleinen Vertraulichkeiten peinigen. — Wenn sie gar im Gespräch ihre Hand auf die meinige legt und im Interesse der Unterredung näher zu mir rückt, daß der himmlische Athem ihres Mundes meine Lippen erreichen kann! — Ich glaube zu versinken wie vom Wetter gerührt. — Und, Wilhelm! wenn ich mich jemals unterstehe, diesen Himmel, dieses Vertrauen —! Du verstehst mich.

Nein, mein Herz ist so verderbt nicht! Schwach! schwach genug! — Und ist das nicht Verderben?

Sie ist mir heilig. Alle Begier schweigt in ihrer Gegenwart. Ich weiß nie, wie mir ist, wenn ich bei ihr bin; es ist, als wenn die Seele sich mir in allen Nerven umkehrte. — Sie hat eine Melodie, die sie auf dem Klaviere spielt mit der Kraft eines Engels, so simpel und so geistvoll! Es ist ihr Leiblied, und mich stellt es von aller Pein, Verwirrung und Grillen her, wenn sie nur die erste Note davon greift.

Kein Wort von der alten Zauberkraft der Musik ist mir unwahrscheinlich. Wie mich der einfache Gesang angreift! Und wie sie ihn anzubringen weiß, oft zur Zeit, wo ich mir eine Kugel vor den Kopf schießen möchte! Die Irrung und Finsterniß meiner Seele zerstreut sich, und ich athme wieder freier.

Am 18. Julius.

Wilhelm, was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe! Was eine Zauberlaterne ist ohne Licht. Kaum bringst Du das Lämpchen hinein, so scheinen Dir die buntesten Bilder an Deine weiße Wand! Und wenn's nichts wäre als das, als vorübergehende Phantome, so macht's doch immer unser Glück, wenn wir wie frische Jungen davor stehen und uns über die Wundererscheinung entzücken. Heute konnte ich nicht zu Lotten, eine unvermeidliche Gesellschaft hielt mich ab. Was war zu thun? Ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wiedersah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Man erzählt von dem Bononischen Steine, daß er, wenn man ihn in die Sonne legt, ihre Strahlen anzieht und eine Weile bei Nacht leuchtet. So war mir's mit dem Burschen. Das Gefühl, daß ihre Augen auf seinem Gesichte, seinen Backen, seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das Alles so heilig, so werth! Ich hätte in dem Augenblick den Jungen nicht um tausend Thaler gegeben. Es war mir so wohl in seiner Gegenwart. — Bewahre Dich Gott, daß Du darüber lachest! Wilhelm, sind das Phantome, wenn es uns wohl ist?

Am 19. Julius.

Ich werde sie sehen! ruf' ich Morgens aus, wenn ich mich ermuntere und mit aller Heiterkeit der schönen Sonne entgegenblicke; ich werde sie sehen! Und da habe ich für den ganzen Tag keinen Wunsch weiter. Alles, Alles verschlingt sich in dieser Aussicht.

Am 20. Julius.

Eure Idee will noch nicht die meinige werden, daß ich mit dem Gesandten nach *** gehen soll. Ich liebe die Subordination nicht sehr, und wir wissen Alle, daß der Mann noch dazu ein widriger Mensch ist. Meine Mutter möchte mich gern in Aktivität haben, sagst Du. Das hat mich zu lachen gemacht. Bin ich jetzt nicht auch aktiv? Und ist's im Grunde nicht einerlei, ob ich Erbsen zähle oder Linsen? Alles in der Welt läuft doch auf eine Lumperei hinaus, und ein Mensch, der um Anderer willen, ohne daß es seine eigene Leidenschaft, sein eigenes Bedürfniß ist, sich um Geld oder Ehre oder sonst was abarbeitet, ist immer ein Thor.

Am 24. Julius.

Da Dir so sehr daran gelegen ist, daß ich mein Zeichnen nicht vernachlässige, möchte ich lieber die ganze Sache übergehen, als Dir sagen, daß seither wenig gethan wird.

Noch nie war ich glücklicher, noch nie meine Empfindung an der Natur bis aufs Steinchen, aufs Gräschen herunter, voller und inniger; und doch — Ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll, meine vorstellende Kraft ist so schwach, Alles schwimmt und schwankt so vor meiner Seele, daß ich keinen Umriß packen kann; aber ich bilde mir ein, wenn ich Thon hätte oder Wachs, so wollte ich's wol herausbilden. Ich werde auch Thon nehmen, wenn's länger währt, und kneten, und sollten's Kuchen werden!

Lottens Porträt habe ich dreimal angefangen und habe mich dreimal prostituirt, das mich um so mehr verdrießt, weil ich vor einiger Zeit sehr glücklich im Treffen war. Darauf habe

ich denn ihren Schattenriß gemacht, und damit soll mir gnügen.

Am 26. Julius.

Ja, liebe Lotte, ich will Alles besorgen und bestellen; geben Sie mir nur mehr Aufträge, nur recht oft! Um Eins bitte ich Sie: keinen Sand mehr auf die Zettelchen, die Sie mir schreiben! Heute führte ich es schnell nach der Lippe, und die Zähne knisterten mir.

Am 26. Julius.

Ich habe mir schon manchmal vorgenommen, sie nicht so oft zu sehen. Ja, wer das halten könnte! Alle Tage unterlieg' ich der Versuchung und verspreche mir heilig: morgen willst Du einmal wegbleiben; und wenn der Morgen kommt, finde ich doch wieder eine unwiderstehliche Ursache, und ehe ich mich's versehe, bin ich bei ihr. Entweder sie hat des Abends gesagt: Sie kommen doch morgen? — Wer könnte da wegbleiben? Oder sie giebt mir einen Auftrag, und ich finde schicklich, ihr selbst die Antwort zu bringen; oder der Tag ist gar zu schön, ich gehe nach Wahlheim, und wenn ich nun da bin, ist's nur noch eine halbe Stunde zu ihr! — Ich bin zu nahe in der Atmosphäre — Zuck! so bin ich dort! Meine Großmutter hatte ein Märchen vom Magnetenberg: die Schiffe, die zu nahe kamen, wurden auf einmal alles Eisenwerks beraubt, die Nägel flogen dem Berge zu, und die armen Elenden scheiterten zwischen den über einander stürzenden Brettern.

Am 30. Julius.

Albert ist angekommen, und ich werde gehen; und wenn er der beste, der edelste Mensch wäre, unter den ich mich in jeder Betrachtung zu stellen bereit wäre, so wär's unerträglich, ihn vor meinem Angesicht im Besitz so vieler Vollkommenheiten zu sehen. — Besitz! — Genug, Wilhelm, der Bräutigam ist da! Ein braver, lieber Mann, dem man gut sein muß. Glücklicherweise war ich nicht beim Empfange! Das hätte mir das Herz zerrissen. Auch ist er so ehrlich und hat Lotten in meiner

Gegenwart noch nicht ein einzig Mal geküßt. Das lohn' ihm Gott! Um des Respekts willen, den er vor dem Mädchen hat, muß ich ihn lieben. Er will mir wohl, und ich vermuthe, das ist Lottens Werk mehr als seiner eigenen Empfindung; denn darin sind die Weiber fein und haben Recht; wenn sie zwei Verehrer in gutem Vernehmen mit einander erhalten können, ist der Vortheil immer ihr, so selten es auch angeht.

Indeß kann ich Alberten meine Achtung nicht versagen. Seine gelassene Außenseite sticht gegen die Unruhe meines Charakters sehr lebhaft ab, die sich nicht verbergen läßt. Er hat viel Gefühl und weiß, was er an Lotten hat. Er scheint wenig üble Laune zu haben, und Du weißt, das ist die Sünde, die ich ärger hasse am Menschen als alles Andere.

Er hält mich für einen Menschen von Sinn; und meine Anhänglichkeit an Lotten, meine warme Freude, die ich an allen ihren Handlungen habe, vermehrt seinen Triumph, und er liebt sie nur desto mehr. Ob er sie nicht manchmal mit kleiner Eifersüchtelei peinigt, das lasse ich dahingestellt sein; wenigstens würd' ich an seinem Platze nicht ganz sicher vor diesem Teufel bleiben.

Dem sei nun wie ihm wolle! Meine Freude, bei Lotten zu sein, ist hin. Soll ich das Thorheit nennen oder Verblendung? — Was braucht's Namen! Erzähl' die Sache an sich! — Ich wußte Alles, was ich jetzt weiß, ehe Albert kam; ich wußte, daß ich keine Prätension an sie zu machen hatte, machte auch keine — das heißt, insofern es möglich ist, bei so viel Liebenswürdigkeit nicht zu begehren — und jetzt macht der Fratze große Augen, da der Andere nun wirklich kommt und ihm das Mädchen wegnimmt.

Ich beiße die Zähne auf einander und spotte über mein Elend und spottete Derer doppelt und dreifach, die sagen könnten, ich sollte mich resigniren, und weil es nun einmal nicht anders sein könnte — Schafft mir diese Strohmänner vom Halse! — Ich laufe in den Wäldern herum, und wenn ich zu Lotten komme, und Albert bei ihr sitzt im Gärtchen unter der Laube, und ich nicht weiter kann, so bin ich ausgelassen närrisch und fange viel Possen, viel verwirrtes Zeug an. — „Um Gottes willen," sagte mir Lotte heut, „ich bitte Sie, keine Scene wie die von gestern Abend! Sie sind fürchterlich, wenn Sie so lustig sind." — Unter uns: ich passe die Zeit ab, wenn er zu thun

hat; wutsch! bin ich draus, und da ist mir's immer wohl, wenn ich sie allein finde.

Am 8. August.

Ich bitte Dich, lieber Wilhelm, es war gewiß nicht auf Dich geredt, wenn ich die Menschen unerträglich schalt, die von uns Ergebung in unvermeidliche Schicksale fordern. Ich dachte wahrlich nicht daran, daß Du von ähnlicher Meinung sein könntest. Und im Grunde hast Du Recht! Nur Eins, mein Bester! In der Welt ist es sehr selten mit dem Entweder—Oder gethan; die Empfindungen und Handlungsweisen schattiren sich so mannichfaltig, als Abfälle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase sind.

Du wirst mir also nicht übel nehmen, wenn ich Dir Dein ganzes Argument einräume und mich doch zwischen dem Entweder—Oder durchzustehlen suche.

Entweder, sagst Du, hast Du Hoffnung auf Lotten, oder Du hast keine. Gut! Im ersten Fall suche sie durchzutreiben, suche die Erfüllung Deiner Wünsche zu umfassen! Im andern Fall ermanne Dich und suche einer elenden Empfindung los zu werden, die alle Deine Kräfte verzehren muß! — Bester! das ist wohl gesagt und — bald gesagt.

Und kannst Du von dem Unglücklichen, dessen Leben unter einer schleichenden Krankheit unaufhaltsam allmählig abstirbt, kannst Du von ihm verlangen, er solle durch einen Dolchstoß der Qual auf einmal ein Ende machen? Und raubt das Uebel, das ihm die Kräfte verzehrt, ihm nicht auch zugleich den Muth, sich davon zu befreien?

Zwar könntest Du mir mit einem verwandten Gleichnisse antworten: Wer ließe sich nicht lieber den Arm abnehmen, als daß er durch Zaudern und Zagen sein Leben aufs Spiel setzte? — Ich weiß nicht! — und wir wollen uns nicht in Gleichnissen herumbeißen. Genug — Ja, Wilhelm, ich habe manchmal so einen Augenblick aufspringenden, abschüttelnden Muthes, und da — wenn ich nur wüßte wohin? ich ginge wol.

Abends.

Mein Tagebuch, das ich seit einiger Zeit vernachlässiget, fiel mir heut wieder in die Hände, und ich bin erstaunt, wie ich so

wissentlich in das Alles Schritt vor Schritt hineingegangen bin, wie ich über meinen Zustand immer so klar gesehen, und doch gehandelt habe wie ein Kind, jetzt noch so klar sehe, und es noch keinen Anschein zur Besserung hat!

Am 10. August.

Ich könnte das beste, glücklichste Leben führen, wenn ich nicht ein Thor wäre. So schöne Umstände vereinigen sich nicht leicht, eines Menschen Seele zu ergetzen, als die sind, in denen ich mich jetzt befinde. Ach, so gewiß ist's, daß unser Herz allein sein Glück macht. — Ein Glied der liebenswürdigsten Familie zu sein, von dem Alten geliebt zu werden wie ein Sohn, von den Kleinen wie ein Vater, und von Lotten! — dann der ehrliche Albert, der durch keine launische Unart mein Glück stört, der mich mit herzlicher Freundschaft umfaßt, dem ich nach Lotten das Liebste auf der Welt bin! — Wilhelm, es ist eine Freude, uns zu hören, wenn wir spazieren gehen und uns einander von Lotten unterhalten; es ist in der Welt nichts Lächerlichers erfunden worden als dieses Verhältniß, und doch kommen mir oft darüber die Thränen in die Augen.

Wenn er mir von ihrer rechtschaffenen Mutter erzählt, wie sie auf ihrem Todbette Lotten ihr Haus und ihre Kinder übergeben und ihm Lotten anbefohlen habe, wie seit der Zeit ein ganz anderer Geist Lotten belebt habe, wie sie in der Sorge für ihre Wirthschaft und in dem Ernste eine wahre Mutter geworden, wie kein Augenblick ihrer Zeit ohne thätige Liebe, ohne Arbeit verstrichen, und dennoch ihre Munterkeit, ihr leichter Sinn sie nie dabei verlassen habe! — Ich gehe so neben ihm hin und pflücke Blumen am Wege, füge sie sehr sorgfältig in einen Strauß und — werfe sie in den vorüberfließenden Strom und sehe ihnen nach, wie sie leise hinunterwallen. — Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß Albert hier bleiben und ein Amt mit einem artigen Auskommen vom Hofe erhalten wird, wo er sehr beliebt ist. In Ordnung und Emsigkeit in Geschäften habe ich wenig Seinesgleichen gesehen.

Am 12. August.

Gewiß, Albert ist der beste Mensch unter dem Himmel. Ich habe gestern eine wunderbare Scene mit ihm gehabt. Ich kam zu ihm, um Abschied von ihm zu nehmen; denn mich wandelte die Lust an, ins Gebirge zu reiten, von woher ich Dir auch jetzt schreibe, und wie ich in der Stube auf und ab gehe, fallen mir seine Pistolen in die Augen. „Borge mir die Pistolen," sagte ich, „zu meiner Reise!" „Meinetwegen," sagte er, „wenn Du Dir die Mühe nehmen willst, sie zu laden; bei mir hängen sie nur pro forma." Ich nahm eine herunter, und er fuhr fort: „Seit mir meine Vorsicht einen so unartigen Streich gespielt hat, mag ich mit dem Zeuge nichts mehr zu thun haben." — Ich war neugierig, die Geschichte zu wissen. — „Ich hielt mich," erzählte er, „wol ein Vierteljahr auf dem Lande bei einem Freunde auf, hatte ein Paar Terzerolen ungeladen und schlief ruhig. Einmal an einem regnichten Nachmittage, da ich müßig sitze, weiß ich nicht, wie mir einfällt, wir könnten überfallen werden, wir könnten die Terzerolen nöthig haben und könnten — Du weißt ja, wie das ist. — Ich gab sie dem Bedienten, sie zu putzen und zu laden; und der dahlt mit den Mädchen, will sie erschrecken, und Gott weiß wie, das Gewehr geht los, da der Ladstock noch drin steckt, und schießt den Ladstock einem Mädchen zur Maus herein an der rechten Hand und zerschlägt ihr den Daumen. Da hatte ich das Lamentiren und die Kur zu bezahlen obendrein, und seit der Zeit laß' ich alles Gewehr ungeladen. — Lieber Schatz, was ist Vorsicht? Die Gefahr läßt sich nicht auslernen! — Zwar" — Nun weißt Du, daß ich den Menschen sehr lieb habe bis auf seine Zwar; denn versteht sich's nicht von selbst, daß jeder allgemeine Satz Ausnahmen leidet? Aber so rechtfertig ist der Mensch! Wenn er glaubt, etwas Uebereiltes, Allgemeines, Halbwahres gesagt zu haben, so hört er Dir nicht auf zu limitiren, zu modificiren, und ab- und zuzuthun, bis zuletzt gar nichts mehr an der Sache ist. Und bei diesem Anlaß kam er sehr tief in Text: ich hörte endlich gar nicht weiter auf ihn, verfiel in Grillen und mit einer auffallenden Geberde drückte ich mir die Mündung der Pistole übers rechte Aug' an die Stirn. — „Pfui!" sagte Albert, indem er mir die Pistole herabzog, „was soll das?" — „Sie ist nicht geladen," sagte ich. — „Und auch so, was soll's?" versetzte er ungeduldig. „Ich

kann mir nicht vorstellen, wie ein Mensch so thöricht sein kann, sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen."

„Daß Ihr Menschen," rief ich aus, „um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: das ist thöricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das Alles heißen? Habt Ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? Wißt Ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet Ihr das, Ihr würdet nicht so eilfertig mit Euren Urtheilen sein."

„Du wirst mir zugeben," sagte Albert, „daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen, aus welchem Beweggrunde sie wollen."

Ich zuckte die Achseln und gab's ihm zu. „Doch, mein Lieber," fuhr ich fort, „finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster; aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück."

„Das ist ganz was Anders," versetzte Albert, „weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird."

„Ach, Ihr vernünftigen Leute!" rief ich lächelnd aus. „Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Theilnehmung da, Ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei wie der Priester und dankt Gott wie der Pharisäer, daß er Euch nicht gemacht hat wie Einen von diesen. Ich bin mehr als einmal trunken gewesen, meine Leidenschaften waren nie weit vom Wahnsinn, und Beides reut mich nicht; denn ich habe in meinem Maße begreifen lernen, wie man alle außerordentliche Menschen, die etwas Großes, etwas unmöglich Scheinendes wirkten, von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte.

„Aber auch im gemeinen Leben ist's unerträglich, fast einem Jeden bei halbweg einer freien, edlen, unerwarteten That nach-

rufen zu hören: der Mensch ist trunken, der ist närrisch! Schämt Euch, Ihr Nüchternen! Schämt Euch, Ihr Weisen!"

„Das sind nun wieder von Deinen Grillen," sagte Albert. „Du überspannst Alles und hast wenigstens hier gewiß Unrecht, daß Du den Selbstmord, wovon jetzt die Rede ist, mit großen Handlungen vergleichst, da man es doch für nichts Anders als eine Schwäche halten kann. Denn freilich ist es leichter zu sterben, als ein qualvolles Leben standhaft zu ertragen."

Ich war im Begriff abzubrechen; denn kein Argument bringt mich so aus der Fassung, als wenn Einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: „Du nennst das Schwäche! Ich bitte Dich, laß' Dich vom Anscheine nicht verführen! Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst Du das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt und seine Ketten zerreißt? Ein Mensch, der über dem Schrecken, daß Feuer sein Haus ergriffen hat, alle Kräfte gespannt fühlt und mit Leichtigkeit Lasten wegträgt, die er bei ruhigem Sinne kaum bewegen kann; Einer, der in der Wuth der Beleidigung es mit Sechsen aufnimmt und sie überwältigt, sind die schwach zu nennen? Und, mein Guter, wenn Anstrengung Stärke ist, warum soll die Ueberspannung das Gegentheil sein?" — Albert sah mich an und sagte: „Nimm mir's nicht übel, die Beispiele, die Du da giebst, scheinen hierher gar nicht zu gehören." — „Es mag sein," sagte ich; „man hat mir schon öfters vorgeworfen, daß meine Kombinationsart manchmal an Radotage grenze. Laß't uns denn sehen, ob wir uns auf eine andere Weise vorstellen können, wie dem Menschen zu Muthe sein mag, der sich entschließt, die sonst angenehme Bürde des Lebens abzuwerfen. Denn nur insofern wir mitempfinden, haben wir Ehre, von einer Sache zu reden."

„Die menschliche Natur," fuhr ich fort, „hat ihre Grenzen; sie kann Freude, Leid, Schmerzen bis auf einen gewissen Grad ertragen und geht zu Grunde, sobald der überstiegen ist. Hier ist also nicht die Frage, ob Einer schwach oder stark ist, sondern ob er das Maß seines Leidens ausdauern kann, es mag nun moralisch oder körperlich sein; und ich finde es ebenso wunderbar zu sagen: der Mensch ist feige, der sich das Leben nimmt,

als es ungehörig wäre, den einen Feigen zu nennen, der an einem bösartigen Fieber stirbt.

„Paradox! sehr paradox!" rief Albert aus. — „Nicht so sehr, als Du denkst," versetzte ich. „Du giebst mir zu, wir nennen das eine Krankheit zum Tode, wodurch die Natur so angegriffen wird, daß theils ihre Kräfte verzehrt, theils so außer Wirkung gesetzt werden, daß sie sich nicht wieder aufzuhelfen, durch keine glückliche Revolution den gewöhnlichen Umlauf des Lebens wiederherzustellen fähig ist.

„Nun, mein Lieber, laß' uns das auf den Geist anwenden. Sieh den Menschen an in seiner Eingeschränktheit, wie Eindrücke auf ihn wirken, Ideen sich bei ihm festsetzen, bis endlich eine wachsende Leidenschaft ihn aller ruhigen Sinneskraft beraubt und ihn zu Grunde richtet.

„Vergebens, daß der gelassene, vernünftige Mensch den Zustand eines Unglücklichen übersieht, vergebens, daß er ihm zuredet, ebenso wie ein Gesunder, der am Bette des Kranken steht, ihm von seinen Kräften nicht das Geringste einflößen kann."

Alberten war das zu allgemein gesprochen. Ich erinnerte ihn an ein Mädchen, das man vor weniger Zeit im Wasser todt gefunden, und wiederholte ihm ihre Geschichte. — Ein gutes junges Geschöpf, das in dem engen Kreise häuslicher Beschäftigungen, wöchentlicher bestimmter Arbeit herangewachsen war, das weiter keine Aussicht von Vergnügen kannte, als etwa Sonntags in einem nach und nach zusammengeschafften Putz mit Ihresgleichen um die Stadt spazieren zu gehen, vielleicht alle hohe Feste einmal zu tanzen und übrigens mit aller Lebhaftigkeit des herzlichsten Antheils manche Stunde über den Anlaß eines Gezänkes, einer üblen Nachrede mit einer Nachbarin zu verplaudern, — deren feurige Natur fühlt nun endlich innigere Bedürfnisse, die durch die Schmeicheleien der Männer vermehrt werden; ihre vorigen Freuden werden ihr nach und nach unschmackhaft, bis sie endlich einen Menschen antrifft, zu dem ein unbekanntes Gefühl sie unwiderstehlich hinreißt, auf den sie nun alle ihre Hoffnungen wirft, die Welt rings um sich vergißt, nichts hört, nichts sieht, nichts fühlt als ihn, den Einzigen, sich nur sehnt nach ihm, dem Einzigen. Durch die leeren Vergnügungen einer unbeständigen Eitelkeit nicht verdorben, zieht ihr Verlangen gerade nach dem Zweck; sie will die Seinige werden, sie will in ewiger Verbindung all das Glück antreffen, das ihr mangelt, die Vereinigung aller Freuden genießen, nach

denen sie sich sehnte. Wiederholtes Versprechen, das ihr die Gewißheit aller Hoffnungen versiegelt, kühne Liebkosungen, die ihre Begierden vermehren, umfangen ganz ihre Seele; sie schwebt in einem dumpfen Bewußtsein, in einem Vorgefühl aller Freuden, sie ist bis auf den höchsten Grad gespannt, sie streckt endlich ihre Arme aus, all' ihre Wünsche zu umfassen — und ihr Geliebter verläßt sie. — Erstarrt, ohne Sinne steht sie vor einem Abgrunde; Alles ist Finsterniß um sie her, keine Aussicht, kein Trost, keine Ahnung! Denn der hat sie verlassen, in dem sie allein ihr Dasein fühlte. Sie sieht nicht die weite Welt, die vor ihr liegt, nicht die Vielen, die ihr den Verlust ersetzen könnten, sie fühlt sich allein, verlassen von der Welt — und blind, in die Enge gepreßt von der entsetzlichen Noth ihres Herzens, stürzt sie sich hinunter, um in einem rings umfangenden Tode alle ihre Qualen zu ersticken. — Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! Und sag, ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben.

„Wehe Dem, der zusehen und sagen könnte: die Thörin! Hätte sie gewartet, hätte sie die Zeit wirken lassen, die Verzweiflung würde sich schon gelegt, es würde sich schon ein Anderer sie zu trösten vorgefunden haben. — Das ist eben, als wenn Einer sagte: der Thor stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätten, Alles wäre gut gegangen, und er lebte bis auf den heutigen Tag."

Albert, dem die Vergleichung noch nicht anschaulich war, wandte noch Einiges ein und unter Anderm: ich hätte nur von einem einfältigen Mädchen gesprochen; wie aber ein Mensch von Verstande, der nicht so eingeschränkt sei, der mehr Verhältnisse übersehe, zu entschuldigen sein möchte, könne er nicht begreifen. — „Mein Freund," rief ich aus, „der Mensch ist Mensch, und das Bißchen Verstand, das Einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wüthet und die Grenzen der Menschheit Einen drängen. Vielmehr — Ein ander Mal davon," sagte ich und griff nach meinem Hute. O! mir war das Herz so voll, — und wir gingen aus einander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt Keiner leicht den Andern versteht.

Am 15. August.

Es ist doch gewiß, daß in der Welt den Menschen nichts nothwendig macht als die Liebe. Ich fühl's an Lotten, daß sie mich ungern verlöre, und die Kinder haben keinen andern Begriff, als daß ich immer morgen wiederkommen würde. Heute war ich hinausgegangen, Lottens Klavier zu stimmen; ich konnte aber nicht dazu kommen; denn die Kleinen verfolgten mich um ein Märchen, und Lotte sagte selbst, ich sollte ihnen den Willen thun. Ich schnitt ihnen das Abendbrod, das sie nun fast so gern von mir als von Lotten annehmen, und erzählte ihnen das Hauptstückchen von der Prinzessin, die von Händen bedient wird. Ich lerne viel dabei, das versichere ich Dich, und ich bin erstaunt, was es auf sie für Eindrücke macht. Weil ich manchmal einen Incidenzpunkt erfinden muß, den ich beim zweiten Mal vergesse, sagen sie gleich, das vorige Mal wär' es anders gewesen, so daß ich mich jetzt übe, sie unveränderlich in einem singenden Silbenfall an einem Schnürchen weg zu rezitiren. Ich habe daraus gelernt, wie ein Autor durch eine zweite veränderte Ausgabe seiner Geschichte, und wenn sie poetisch noch so besser geworden wäre, nothwendig seinem Buche schaden muß. Der erste Eindruck findet uns willig, und der Mensch ist gemacht, daß man ihn das Abenteuerlichste überreden kann; das haftet aber auch gleich so fest, und wehe Dem, der es wieder auskratzen und austilgen will.

Am 18. August.

Mußte denn das so sein, daß das, was des Menschen Glückseligkeit macht, wieder die Quelle seines Elends würde?

Das volle, warme Gefühl meines Herzens an der lebendigen Natur, das mich mit so vieler Wonne überströmte, das rings umher die Welt mir zu einem Paradiese schuf, wird mir jetzt zu einem unerträglichen Peiniger, zu einem quälenden Geist, der mich auf allen Wegen verfolgt. Wenn ich sonst vom Felsen über den Fluß bis zu jenen Hügeln das fruchtbare Thal überschaute und Alles um mich her keimen und quellen sah, wenn ich jene Berge, vom Fuße bis auf zum Gipfel mit hohen, dichten Bäumen bekleidet, jene Thäler in ihren mannichfaltigen Krümmungen von den lieblichsten Wäldern beschattet sah, und

der sanfte Fluß zwischen den lispelnden Rohren dahingleitete und die lieben Wolken abspiegelte, die der sanfte Abendwind am Himmel herüber wiegte, wenn ich dann die Vögel um mich den Wald beleben hörte, und die Millionen Mückenschwärme im letzten rothen Strahle der Sonne muthig tanzten, und ihr letzter zuckender Blick den summenden Käfer aus seinem Grase befreite, und das Schwirren und Weben um mich her mich auf den Boden aufmerksam machte, und das Moos, das meinem harten Felsen seine Nahrung abzwingt, und das Geniste, das den dürren Sandhügel hinunter wächst, mir das innere, glühende, heilige Leben der Natur eröffnete: wie faßte ich das Alles in mein warmes Herz, fühlte mich in der überfließenden Fülle wie vergöttert, und die herrlichen Gestalten der unendlichen Welt bewegten sich allbelebend in meiner Seele. Ungeheure Berge umgaben mich, Abgründe lagen vor mir, und Wetterbäche stürzten herunter, die Flüsse strömten unter mir, und Wald und Gebirg erklang; und ich sah sie wirken und schaffen in einander in den Tiefen der Erde, alle die unergründlichen Kräfte, und nun über der Erde und unter dem Himmel wimmeln die Geschlechter der mannichfaltigen Geschöpfe, Alles, Alles bevölkert mit tausendfachen Gestalten; und die Menschen dann sich in Häuslein zusammen sichern und sich anniſten und herrschen in ihrem Sinne über die weite Welt. Armer Thor, der Du Alles so geringe achtest, weil Du so klein bist. — Vom unzugänglichen Gebirge über die Einöde, die kein Fuß betrat, bis ans Ende des unbekannten Ozeans weht der Geist des Ewigschaffenden und freut sich jedes Staubes, der ihn vernimmt und lebt. — Ach, damals, wie oft habe ich mich mit Fittigen eines Kranichs, der über mich hinflog, zu dem Ufer des ungemessenen Meeres gesehnt, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen jene schwellende Lebenswonne zu trinken und nur einen Augenblick in der eingeschränkten Kraft meines Busens einen Tropfen der Seligkeit des Wesens zu fühlen, das Alles in sich und durch sich hervorbringt.

Bruder, nur die Erinnerung jener Stunden macht mir wohl. Selbst diese Anstrengung, jene unsäglichen Gefühle zurückzurufen, wieder auszusprechen, hebt meine Seele über sich selbst und läßt mich dann das Bange des Zustandes doppelt empfinden, der mich jetzt umgiebt.

Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor

mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst Du sagen: das ist! da Alles vorübergeht, da Alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblick, da Du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt; der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! Nicht die große, seltne Noth der Welt, diese Fluthen, die Eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die Eure Städte verschlingen, rühren mich; mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her: ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.

Am 21. August.

Umsonst strecke ich meine Arme nach ihr aus Morgens, wenn ich von schweren Träumen aufdämmre; vergebens suche ich sie Nachts in meinem Bette, wenn mich ein glücklicher, unschuldiger Traum getäuscht hat, als säß' ich neben ihr auf der Wiese und hielt' ihre Hand und deckte sie mit tausend Küssen. Ach, wenn ich dann noch halb im Taumel des Schlafes nach ihr tappe und drüber mich ermuntere — ein Strom von Thränen bricht aus meinem gepreßten Herzen, und ich weine trostlos einer finstern Zukunft entgegen.

Am 22. August.

Es ist ein Unglück, Wilhelm! Meine thätigen Kräfte sind zu einer unruhigen Lässigkeit verstimmt; ich kann nicht müßig sein und kann doch auch nichts thun. Ich habe keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher ekeln mich an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch Alles. Ich schwöre Dir, manchmal wünschte ich ein Tagelöhner zu sein, um nur

des Morgens beim Erwachen eine Aussicht auf den künftigen Tag, einen Drang, eine Hoffnung zu haben. Oft beneide ich Alberten, den ich über die Ohren in Akten vergraben sehe, und bilde mir ein, mir wäre wohl, wenn ich an seiner Stelle wäre. Schon etliche Mal ist mir's so aufgefahren, ich wollte Dir schreiben und dem Minister und um die Stelle bei der Gesandtschaft anhalten, die, wie Du versicherst, mir nicht versagt werden würde. Ich glaube es selbst. Der Minister liebt mich seit langer Zeit, hatte lange mir angelegen, ich sollte mich irgend einem Geschäfte widmen; und eine Stunde ist mir's auch wol drum zu thun. Hernach, wenn ich wieder dran denke und mir die Fabel vom Pferde einfällt, das, seiner Freiheit ungeduldig, sich Sattel und Zeug auflegen läßt und zu Schanden geritten wird; — ich weiß nicht, was ich soll — Und, mein Lieber! ist nicht vielleicht das Sehnen in mir nach Veränderung des Zustandes eine innere, unbehagliche Ungeduld, die mich überallhin verfolgen wird?

Am 28. August.

Es ist wahr, wenn meine Krankheit zu heilen wäre, so würden diese Menschen es thun. Heute ist mein Geburtstag, und in aller Frühe empfange ich ein Päckchen von Alberten. Mir fällt beim Eröffnen sogleich eine der blaßrothen Schleifen in die Augen, die Lotte vorhatte, als ich sie kennen lernte, und um die ich sie seither etliche Mal gebeten hatte. Es waren zwei Büchelchen in Duodez dabei, der kleine Wetsteinische Homer, eine Ausgabe, nach der ich so oft verlangt, um mich auf dem Spaziergange mit dem Erneftischen nicht zu schleppen. Sieh, so kommen sie meinen Wünschen zuvor, so suchen sie alle die kleinen Gefälligkeiten der Freundschaft auf, die tausendmal werther sind als jene blendenden Geschenke, wodurch uns die Eitelkeit des Gebers erniedrigt. Ich küsse diese Schleife tausendmal, und mit jedem Athemzuge schlürfe ich die Erinnerung jener Seligkeiten ein, mit denen mich jene wenigen, glücklichen, unwiederbringlichen Tage überfüllten. Wilhelm, es ist so, und ich murre nicht; die Blüthen des Lebens sind nur Erscheinungen! Wie viele gehen vorüber, ohne eine Spur hinter sich zu lassen! Wie wenige setzen Frucht an, und wie wenige dieser Früchte werden reif! Und doch sind deren noch genug da; und doch — O mein Bruder!

— können wir gereifte Früchte vernachlässigen, verachten, ungenossen verfaulen lassen?

Lebe wohl! Es ist ein herrlicher Sommer; ich sitze oft auf den Obstbäumen in Lottens Baumstück mit dem Obstbrecher, der langen Stange, und hole die Birnen aus dem Gipfel. Sie steht unten und nimmt sie ab, wenn ich sie ihr herunterlasse.

Am 30. August.

Unglücklicher! Bist Du nicht ein Thor? Betriegst Du Dich nicht selbst? Was soll diese tobende, endlose Leidenschaft? Ich habe kein Gebet mehr als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und Alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnisse mit ihr. Und das macht mir denn so manche glückliche Stunde — bis ich mich wieder von ihr losreißen muß. Ach, Wilhelm! wozu mich mein Herz oft drängt! — Wenn ich bei ihr gesessen bin zwei, drei Stunden und mich an ihrer Gestalt, an ihrem Betragen, an dem himmlischen Ausdruck ihrer Worte geweidet habe, nach und nach alle meine Sinne aufgespannt werden, mir es düster vor den Augen wird, ich kaum noch höre, und es mich an die Gurgel faßt wie ein Meuchelmörder, dann mein Herz in wilden Schlägen den bedrängten Sinnen Luft zu machen sucht und ihre Verwirrung nur vermehrt — Wilhelm, ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin. Und — wenn nicht manchmal die Wehmuth das Uebergewicht nimmt, und Lotte mir den elenden Trost erlaubt, auf ihrer Hand meine Beklemmung auszuweinen — so muß ich fort, muß hinaus — und schweife dann weit im Feld umher; einen jähen Berg zu klettern, ist dann meine Freude, durch einen unwegsamen Wald einen Pfad durchzuarbeiten, durch die Hecken, die mich verletzen, durch die Dornen, die mich zerreißen! Da wird mir's etwas besser! Etwas! Und wenn ich vor Müdigkeit und Durst manchmal unterwegs liegen bleibe, manchmal in der tiefen Nacht, wenn der hohe Vollmond über mir steht, im einsamen Walde auf einen krummgewachsenen Baum mich setze, um meinen verwundeten Sohlen nur einige Linderung zu verschaffen, und dann in einer ermattenden Ruhe in dem Dämmerschein hinschlummre! O Wilhelm, die einsame Wohnung einer Zelle, das härene Gewand und der Stachelgürtel wären

Labsale, nach denen meine Seele schmachtet. Adieu! Ich sehe dieses Elendes kein Ende als das Grab.

Am 3. September.

Ich muß fort! Ich danke Dir, Wilhelm, daß Du meinen wankenden Entschluß bestimmt hast. Schon vierzehn Tage gehe ich mit dem Gedanken um, sie zu verlassen. Ich muß fort! Sie ist wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort!

Am 10. September.

Das war eine Nacht! Wilhelm! Nun überstehe ich Alles. Ich werde sie nicht wiedersehn! O, daß ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mit tausend Thränen und Entzückungen ausdrücken kann, mein Bester, die Empfindungen, die mein Herz bestürmen! Hier sitze ich und schnappe nach Luft, suche mich zu beruhigen, erwarte den Morgen, und mit Sonnenaufgang sind die Pferde bestellt.

Ach! sie schläft ruhig und denkt nicht, daß sie mich nie wiedersehen wird! Ich habe mich losgerissen, bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verrathen. Und Gott, welch ein Gespräch!

Albert hatte mir versprochen, gleich nach dem Nachtessen mit Lotten im Garten zu sein. Ich stand auf der Terrasse unter den hohen Kastanienbäumen und sah der Sonne nach, die mir nun zum letzten Male über dem lieblichen Thale, über dem sanften Fluß unterging. So oft hatte ich hier gestanden mit ihr und eben dem herrlichen Schauspiele zugesehen, und nun — Ich ging in der Allee auf und ab, die mir so lieb war; ein geheimer sympathetischer Zug hatte mich hier so oft gehalten, ehe ich noch Lotten kannte, und wie freuten wir uns, als wir im Anfang unserer Bekanntschaft die wechselseitige Neigung zu diesem Plätzchen entdeckten, das wahrhaftig eins von den romantischsten ist, die ich von der Kunst hervorgebracht gesehen habe.

Erst hast Du zwischen Kastanienbäumen die weite Aussicht — Ach, ich erinnere mich, ich habe Dir, denk' ich, schon viel davon geschrieben, wie hohe Buchenwände Einen endlich einschließen,

und durch ein daranstoßendes Bosket die Allee immer düsterer wird, bis zuletzt Alles sich in ein geschlossenes Plätzchen endigt, das alle Schauer der Einsamkeit umschweben. Ich fühle es noch, wie heimlich mir's war, als ich zum ersten Male an einem hohen Mittage hineintrat; ich ahnete ganz leise, was für ein Schauplatz das noch werden sollte von Seligkeit und Schmerz.

Ich hatte mich etwa eine halbe Stunde in den schmachtenden, süßen Gedanken des Abscheidens, des Wiedersehens geweidet, als ich sie die Terrasse heraufsteigen hörte. Ich lief ihnen entgegen, mit einem Schauer faßte ich ihre Hand und küßte sie. Wir waren eben heraufgetreten, als der Mond hinter dem buschigen Hügel aufging; wir redeten Mancherlei und kamen unvermerkt dem düstern Kabinette näher. Lotte trat hinein und setzte sich, Albert neben sie, ich auch; doch meine Unruhe ließ mich nicht lange sitzen; ich stand auf, trat vor sie, ging auf und ab, setzte mich wieder; es war ein ängstlicher Zustand. Sie machte uns aufmerksam auf die schöne Wirkung des Mondenlichtes, das am Ende der Buchenwände die ganze Terrasse vor uns erleuchtete, ein herrlicher Anblick, der um so viel frappanter war, weil uns rings eine tiefe Dämmerung einschloß. Wir waren still, und sie fing nach einer Weile an: „Niemals gehe ich im Mondenlichte spazieren, niemals, daß mir nicht der Gedanke an meine Verstorbenen begegnete, daß nicht das Gefühl von Tod, von Zukunft über mich käme. Wir werden sein!" fuhr sie mit der Stimme des herrlichsten Gefühls fort; „aber, Werther, sollen wir uns wiederfinden, wiedererkennen? Was ahnen Sie? Was sagen Sie?"

„Lotte," sagte ich, indem ich ihr die Hand reichte und mir die Augen voll Thränen wurden, „wir werden uns wiedersehen, hier und dort wiedersehen!" — Ich konnte nicht weiter reden — Wilhelm, mußte sie mich das fragen, da ich diesen ängstlichen Abschied im Herzen hatte?

„Und ob die lieben Abgeschiedenen von uns wissen," fuhr sie fort, „ob sie fühlen, wenn's uns wohl geht, daß wir mit warmer Liebe uns ihrer erinnern? O! die Gestalt meiner Mutter schwebt immer um mich, wenn ich am stillen Abend unter ihren Kindern, unter meinen Kindern sitze, und sie um mich versammelt sind, wie sie um sie versammelt waren. Wenn ich dann mit einer sehnenden Thräne gen Himmel sehe und wünsche, daß sie hereinschauen könnte einen Augenblick, wie ich mein Wort halte, das ich ihr in der Stunde des Todes gab:

die Mutter ihrer Kinder zu sein. Mit welcher Empfindung rufe ich aus: Verzeihe mir's, Theuerste, wenn ich ihnen nicht bin, was Du ihnen warst! Ach, thue ich doch Alles, was ich kann; sind sie doch gekleidet, genährt, ach, und was mehr ist als das Alles, gepflegt und geliebt. Könntest Du unsere Eintracht sehen, liebe Heilige! Du würdest mit dem heißesten Danke den Gott verherrlichen, den Du mit den letzten bittersten Thränen um die Wohlfahrt Deiner Kinder batest." —

Sie sagte das! O Wilhelm, wer kann wiederholen, was sie sagte! Wie kann der kalte, todte Buchstabe diese himmlische Blüthe des Geistes darstellen! Albert fiel ihr sanft in die Rede: „Es greift Sie zu stark an, liebe Lotte! Ich weiß, Ihre Seele hängt sehr nach diesen Ideen; aber ich bitte Sie" — „O Albert," sagte sie, „ich weiß, Du vergissest nicht die Abende, da wir zusammensaßen an dem kleinen runden Tischchen, wenn der Papa verreist war und wir die Kleinen schlafen geschickt hatten. Du hattest oft ein gutes Buch und kamst so selten dazu, etwas zu lesen — War der Umgang dieser herrlichen Seele nicht mehr als Alles? Die schöne, sanfte, muntere und immer thätige Frau! Gott kennt meine Thränen, mit denen ich mich oft in meinem Bette vor ihn hinwarf, er möchte mich ihr gleich machen."

„Lotte!" rief ich aus, indem ich mich vor sie hinwarf, ihre Hand nahm und mit tausend Thränen netzte, „Lotte, der Segen Gottes ruht über Dir und der Geist Deiner Mutter!" — „Wenn Sie sie gekannt hätten," sagte sie, indem sie mir die Hand drückte, — „sie war werth von Ihnen gekannt zu sein!" — Ich glaubte zu vergehen. Nie war ein größeres, stolzeres Wort über mich ausgesprochen worden — und sie fuhr fort: „Und diese Frau mußte in der Blüthe ihrer Jahre dahin, da ihr jüngster Sohn nicht sechs Monate alt war! Ihre Krankheit dauerte nicht lange; sie war ruhig, hingegeben, nur ihre Kinder thaten ihr weh, besonders das kleine. Wie es gegen das Ende ging und sie zu mir sagte: „Bringe mir sie herauf," und wie ich sie hereinführte, die Kleinen, die nicht wußten, und die Aeltesten, die ohne Sinnen waren, wie sie ums Bette standen, und wie sie die Hände aufhob und über sie betete und sie küßte nach einander und sie wegschickte und zu mir sagte: „Sei ihre Mutter!" Ich gab ihr die Hand drauf. „Du versprichst viel, meine Tochter," sagte sie, „das Herz einer Mutter und das Aug' einer Mutter. Ich habe oft an Deinen dankbaren Thränen gesehen, daß Du fühlst, was das sei. Habe es für Deine

Geschwister, und für Deinen Vater die Treue und den Gehorsam einer Frau! Du wirst ihn trösten." Sie fragte nach ihm; er war ausgegangen, um uns den unerträglichen Kummer zu verbergen, den er fühlte; der Mann war ganz zerrissen.

„Albert, Du warst im Zimmer. Sie hörte Jemand gehen und fragte und forderte Dich zu sich, und wie sie Dich ansah und mich mit dem getrösteten, ruhigen Blicke, daß wir glücklich sein, zusammen glücklich sein würden" — Albert fiel ihr um den Hals und küßte sie und rief: „Wir sind es! wir werden es sein!" Der ruhige Albert war ganz aus seiner Fassung, und ich wußte nichts von mir selber.

„Werther," fing sie an, „und diese Frau sollte dahin sein! Gott, wenn ich manchmal denke, wie man das Liebste seines Lebens wegtragen läßt, und Niemand als die Kinder das so scharf fühlt, die sich noch lange beklagten, die schwarzen Männer hätten die Mama weggetragen."

Sie stand auf, und ich ward erweckt und erschüttert, blieb sitzen und hielt ihre Hand. „Wir wollen fort," sagte sie, „es wird Zeit." Sie wollte ihre Hand zurückziehen, und ich hielt sie fester. „Wir werden uns wiedersehen," rief ich, „wir werden uns finden, unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe," fuhr ich fort, „ich gehe willig, und doch, wenn ich sagen sollte auf ewig, ich würde es nicht aushalten. Leb wohl, Lotte! Leb wohl, Albert! Wir sehen uns wieder" — „Morgen, denke ich," versetzte sie scherzend. — Ich fühlte das Morgen! Ach! sie wußte nicht, als sie ihre Hand aus der meinen zog — Sie gingen die Allee hinaus, ich stand, sah ihnen nach im Mondscheine und warf mich an die Erde und weinte mich aus und sprang auf und lief auf die Terrasse hervor und sah noch dort unten im Schatten der hohen Lindenbäume ihr weißes Kleid nach der Gartenthür schimmern; ich streckte meine Arme aus, und es verschwand.

Zweites Buch.

Am 20 Oktober 1771.

Gestern sind wir hier angelangt. Der Gesandte ist unpaß und wird sich also einige Tage einhalten. Wenn er nur nicht so unhold wäre, wär' Alles gut. Ich merke, ich merke, das Schicksal hat mir harte Prüfungen zugedacht. Doch gutes Muths! Ein leichter Sinn trägt Alles! Ein leichter Sinn? Das macht mich zu lachen, wie das Wort in meine Feder kommt. O, ein Bißchen leichteres Blut würde mich zum Glücklichsten unter der Sonne machen. Was? Da, wo Andere mit ihrem Bißchen Kraft und Talent vor mir in behaglicher Selbstgefälligkeit herumschwadroniren, verzweifle ich an meiner Kraft, an meinen Gaben? Guter Gott, der Du mir das Alles schenktest, warum hieltest Du nicht die Hälfte zurück und gabst mir Selbstvertrauen und Genügsamkeit!

Geduld! Geduld! Es wird besser werden. Denn ich sage Dir, Lieber, Du hast Recht. Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde und sehe, was sie thun und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst. Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir Alles mit uns und uns mit Allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit. Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen, sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind und Alles außer uns herrlicher erscheint, jeder Andere vollkommner ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns Manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein Anderer zu besitzen, dem wir denn auch Alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dagegen, wenn wir mit all unserer Schwachheit und Mühseligkeit nur gerade fortarbeiten, so finden wir gar oft, daß wir mit unserem Schlendern und Laviren es weiter bringen als Andere mit ihrem Segeln und Rudern — und — das ist doch ein wahres Gefühl seiner selbst, wenn man Andern gleich oder gar vorläuft.

Am 26. November 1771.

Ich fange an mich insofern ganz leidlich hier zu befinden. Das Beste ist, daß es zu thun genug giebt; und dann, die vielerlei Menschen, die allerlei neuen Gestalten machen mir ein buntes Schauspiel vor meiner Seele. Ich habe den Grafen C.. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht, aus dessen Umgange so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet. Er nahm Theil an mir, als ich einen Geschäftsauftrag an ihn ausrichtete und er bei den ersten Worten merkte, daß wir uns verstanden, daß er mit mir reden konnte wie nicht mit Jedem. Auch kann ich sein offenes Betragen gegen mich nicht genug rühmen. So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen Einen öffnet.

Am 24. Dezember 1771.

Der Gesandte macht mir viel Verdruß, ich habe es voraus gesehen. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann, Schritt vor Schritt und umständlich wie eine Base, ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist und dem es daher Niemand zu Danke machen kann. Ich arbeite gern leicht weg, und wie es steht, so steht es; da ist er im Stande, mir einen Aufsatz zurückzugeben und zu sagen: er ist gut, aber sehen Sie ihn durch! man findet immer ein besseres Wort, eine reinere Partikel. Da möchte ich des Teufels werden. Kein Und, kein Bindewörtchen darf außen bleiben, und von allen Inversionen, die mir manchmal entfahren, ist er ein Todfeind; wenn man seinen Perioden nicht nach der hergebrachten Melodie heraborgelt, so versteht er gar nichts drin. Das ist ein Leiden, mit so einem Menschen zu thun zu haben.

Das Vertrauen des Grafen von C. . ist noch das Einzige,

was mich schadlos hält. Er sagte mir letzthin ganz aufrichtig, wie unzufrieden er mit der Langsamkeit und Bedenklichkeit meines Gesandten sei; „die Leute erschweren es sich und Andern;" doch, sagte er, man muß sich darein resigniren wie ein Reisender, der über einen Berg muß; freilich, wäre der Berg nicht da, so wäre der Weg viel bequemer und kürzer; er ist nun aber da, und man soll hinüber! —

Mein Alter spürt auch wol den Vorzug, den mir der Graf vor ihm giebt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Uebels gegen mich vom Grafen zu reden; ich halte, wie natürlich, Widerpart, und dadurch wird die Sache nur schlimmer. Gestern gar brachte er mich auf; denn ich war mit gemeint: Zu so Weltgeschäften sei der Graf ganz gut, er habe viele Leichtigkeit zu arbeiten und führe eine gute Feder; doch an gründlicher Gelehrsamkeit mangle es ihm wie allen Belletristen. Dazu machte er eine Miene, als ob er sagen wollte: fühlst Du den Stich? Aber es that bei mir nicht die Wirkung; ich verachtete den Menschen, der so denken und sich so betragen konnte. Ich hielt ihm Stand und focht mit ziemlicher Heftigkeit. Ich sagte, der Graf sei ein Mann, vor dem man Achtung haben müsse, wegen seines Charakters sowol als wegen seiner Kenntnisse. „Ich habe," sagt' ich, „Niemand gekannt, dem es so geglückt wäre, seinen Geist zu erweitern, ihn über unzählige Gegenstände zu verbreiten und doch diese Thätigkeit fürs gemeine Leben zu behalten." Das waren dem Gehirne spanische Dörfer, und ich empfahl mich, um nicht über ein weiteres Deräsonnement noch mehr Galle zu schlucken.

Und daran seid Ihr Alle Schuld, die Ihr mich in das Joch geschwatzt und mir soviel von Aktivität vorgesungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr thut, der Kartoffeln legt und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen, als ich, so will ich zehn Jahre mich noch auf der Galeere abarbeiten, auf der ich nun angeschmiedet bin.

Und das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier neben einander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen, die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Da ist ein Weib zum Exempel, die Jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so daß jeder Fremde denken muß: das ist eine Närrin, die sich auf das Bißchen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunder-

streiche einbildet. — Aber es ist noch viel ärger; eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft, eine Amtschreiberstochter — Sieh, ich kann das Menschengeschlecht nicht begreifen, das so wenig Sinn hat, um sich so platt zu prostituiren.

Zwar ich merke täglich mehr, mein Lieber, wie thöricht man ist, Andere nach sich zu berechnen. Und weil ich soviel mit mir selbst zu thun habe und dieses Herz so stürmisch ist — ach, ich lasse gern die Andern ihres Pfades gehen; wenn sie mich nur auch könnten gehen lassen!

Was mich am Meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als Einer, wie nöthig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vortheile er mir selbst verschafft; nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte. Ich lernte neulich auf dem Spaziergange eine Fräulein von B . . . kennen, ein liebenswürdiges Geschöpf, das sehr viel Natur mitten in dem steifen Leben erhalten hat. Wir gefielen uns in unserm Gespräche, und da wir schieden, bat ich sie um Erlaubniß, sie bei sich sehen zu dürfen. Sie gestattete mir das mit so vieler Freimüthigkeit, daß ich den schicklichen Augenblick kaum erwarten konnte, zu ihr zu gehen. Sie ist nicht von hier und wohnt bei einer Tante im Hause. Die Physiognomie der Alten gefiel mir nicht. Ich bezeigte ihr viel Aufmerksamkeit, mein Gespräch war meist an sie gewandt, und in minder als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach selbst gestand, daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an Allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist und keine Stütze hat als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm als den Stand, in den sie sich verpallisadiret, und kein Ergetzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerlichen Häupter weg zu sehen. In ihrer Jugend soll sie schön gewesen sein und ihr Leben weggegaukelt, erst mit ihrem Eigensinne manchen armen Jungen gequält und in den reiferen Jahren sich unter den Gehorsam eines alten Offiziers geduckt haben, der gegen diesen Preis und einen leidlichen Unterhalt das eherne Jahrhundert mit ihr zubrachte und starb. Nun sieht sie im eisernen sich allein und würde nicht angesehen, wäre ihre Nichte nicht so liebenswürdig.

Den 8. Januar 1772.

Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Zeremoniel ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! Und nicht, daß sie sonst keine Angelegenheit hätten; nein, vielmehr häufen sich die Arbeiten, eben weil man über den kleinen Verdrießlichkeiten von Beförderung der wichtigen Sachen abgehalten wird. Vorige Woche gab es bei der Schlittenfahrt Händel, und der ganze Spaß wurde verdorben.

Die Thoren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Sekretär regiert! Und wer ist dann der Erste? Der, dünkt mich, der die Andern übersieht und soviel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Plane anzuspannen.

Am 20. Januar.

Ich muß Ihnen schreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem schweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neste D. . ., unter dem fremden, meinem Herzen ganz fremden Volke herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte Ihnen zu schreiben; und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung, da Schnee und Schloßen wider mein Fensterchen wüthen, hier waren Sie mein erster Gedanke. Wie ich hereintrat, überfiel mich Ihre Gestalt, Ihr Andenken, o Lotte, so heilig, so warm! Guter Gott, der erste glückliche Augenblick wieder!

Wenn Sie mich sähen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! Wie ausgetrocknet meine Sinne werden! Nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht eine selige Stunde! Nichts! Nichts! Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken und frage mich oft, ob es nicht optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr, ich werde gespielt wie eine Marionette und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück. Des Abends nehme ich mir vor den Sonnenaufgang zu genießen, und komme nicht aus dem Bette; am Tage hoffe

ich mich des Mondscheins zu erfreuen und bleibe in meiner Stube. Ich weiß nicht recht, warum ich aufstehe, warum ich schlafen gehe.

Der Sauerteig, der mein Leben in Bewegung setzte, fehlt; der Reiz, der mich in tiefen Nächten munter erhielt, ist hin, der mich des Morgens aus dem Schlafe weckte, ist weg.

Ein einzig weibliches Geschöpf habe ich hier gefunden, eine Fräulein von B. . . . Sie gleicht Ihnen, liebe Lotte, wenn man Ihnen gleichen kann. Ei, werden Sie sagen, der Mensch legt sich auf niedliche Komplimente! Ganz unwahr ist es nicht. Seit einiger Zeit bin ich sehr artig, weil ich doch nicht anders sein kann, habe viel Witz, und die Frauenzimmer sagen, es wüßte Niemand so fein zu loben als ich (und zu lügen, setzen Sie hinzu; denn ohne das geht es nicht ab, verstehen Sie?). Ich wollte von Fräulein B . . . reden. Sie hat viel Seele, die voll aus ihren blauen Augen hervorblickt. Ihr Stand ist ihr zur Last, der keinen der Wünsche ihres Herzens befriedigt. Sie sehnt sich aus dem Getümmel, und wir verphantasiren manche Stunde in ländlichen Scenen von ungemischter Glückseligkeit, ach, und von Ihnen! Wie oft muß sie Ihnen huldigen! muß nicht, thut es freiwillig, hört so gern von Ihnen, liebt Sie. —

O, säß' ich zu Ihren Füßen in dem lieben, vertraulichen Zimmerchen, und unsere kleinen Lieben wälzten sich mit einander um mich herum, und wenn sie Ihnen zu laut würden, wollte ich sie mit einem schauerlichen Märchen um mich zur Ruhe versammeln.

Die Sonne geht herrlich unter über der schneeglänzenden Gegend, der Sturm ist hinübergezogen, und ich — muß mich wieder in meinen Käfig sperren — Adieu! Ist Albert bei Ihnen und wie? — Gott verzeihe mir diese Frage!

Den 8. Februar.

Wir haben seit acht Tagen das abscheulichste Wetter, und mir ist es wohlthätig. Denn so lang' ich hier bin, ist mir noch kein schöner Tag am Himmel erschienen, den mir nicht Jemand verdorben oder verleidet hätte. Wenn's nun recht regnet und stöbert und fröstelt und thaut, ha, denk' ich, kann's doch zu Hause nicht schlimmer werden, als es draußen ist, oder umgekehrt, und so ist's gut. Geht die Sonne des Morgens auf

und verspricht einen feinen Tag, erwehr' ich mir niemals auszurufen: da haben sie doch wieder ein himmlisches Gut, warum sie einander bringen können. Es ist nichts, warum sie einander nicht bringen: Gesundheit, guter Name, Freudigkeit, Erholung! Und meist aus Albernheit, Unbegriff und Enge, und wenn man sie anhört, mit der besten Meinung. Manchmal möcht' ich sie auf den Knien bitten, nicht so rasend in ihre eigenen Eingeweide zu wüthen.

Am 17. Februar.

Ich fürchte, mein Gesandter und ich halten es zusammen nicht lange mehr aus. Der Mann ist ganz und gar unerträglich. Seine Art zu arbeiten und Geschäfte zu treiben ist so lächerlich, daß ich mich nicht enthalten kann ihm zu widersprechen und oft eine Sache nach meinem Kopf und meiner Art zu machen, das ihm denn, wie natürlich, niemals recht ist. Darüber hat er mich neulich bei Hofe verklagt, und der Minister gab mir einen zwar sanften Verweis, aber es war doch ein Verweis, und ich stand im Begriffe meinen Abschied zu begehren, als ich einen Privatbrief*) von ihm erhielt, einen Brief, vor dem ich niedergekniet und den hohen, edlen, weisen Sinn angebetet habe. Wie er meine allzugroße Empfindlichkeit zurechtweiset, wie er meine überspannten Ideen von Wirksamkeit, von Einfluß auf Andere, von Durchdringen in Geschäften, als jugendlichen, guten Muth zwar ehrt, sie nicht auszurotten, nur zu mildern und dahin zu leiten sucht, wo sie ihr wahres Spiel haben, ihre kräftige Wirkung thun können! Auch bin ich auf acht Tage gestärkt und in mir selbst einig geworden. Die Ruhe der Seele ist ein herrliches Ding und die Freude an sich selbst; lieber Freund, wenn nur das Kleinod nicht ebenso zerbrechlich wäre, als es schön und kostbar ist.

Am 20. Februar.

Gott segne Euch, meine Lieben, gebe Euch alle die guten Tage, die er mir abzieht!

---

*) Man hat aus Ehrfurcht für diesen trefflichen Herrn gedachten Brief und einen andern, dessen weiter hinten erwähnt wird, dieser Sammlung entzogen, weil man nicht glaubte, eine solche Kühnheit durch den wärmsten Dank des Publikums entschuldigen zu können.

Ich danke Dir, Albert, daß Du mich betrogen hast. Ich wartete auf Nachricht, wann Euer Hochzeittag sein würde, und hatte mir vorgenommen, feierlichst an demselben Lottens Schattenriß von der Wand zu nehmen und ihn unter andere Papiere zu begraben. Nun seid Ihr ein Paar, und ihr Bild ist noch hier! Nun, so soll es bleiben! Und warum nicht? Ich weiß, ich bin ja auch bei Euch, bin Dir unbeschadet in Lottens Herzen, habe, ja, ich habe den zweiten Platz darin und will und muß ihn behalten. O, ich würde rasend werden, wenn sie vergessen könnte — Albert, in dem Gedanken liegt eine Hölle. Albert, leb wohl! Leb wohl, Engel des Himmels! Leb wohl, Lotte!

Am 15. März.

Ich habe einen Verdruß gehabt, der mich von hier wegtreiben wird. Ich knirsche mit den Zähnen! Teufel! Er ist nicht zu ersetzen, und Ihr seid doch allein Schuld daran, die Ihr mich sporntet und triebt und quältet, mich in einen Posten zu begeben, der nicht nach meinem Sinne war. Nun habe ich's! Nun habt Ihr's! Und daß Du nicht wieder sagst, meine überspannten Ideen verdürben Alles, so hast Du hier, lieber Herr, eine Erzählung, plan und nett, wie ein Chronikenschreiber das aufzeichnen würde.

Der Graf von C. . . liebt mich, distinguirt mich; das ist bekannt, das habe ich Dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel eben an dem Tage, da Abends die noble Gesellschaft von Herrn und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hinein gehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehn wir in dem großen Saal auf und ab, ich rede mit ihm, mit dem Obersten B. ., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. . mit ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten hochadeligen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als meine Fräulein B. . . hereintrat. Da mir das Herz immer ein Bißchen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte

mich hinter ihren Stuhl und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk! dachte ich und war angestochen und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte und es nicht glaubte und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was Du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F. . mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des Ersten her, der Hofrath R. . ., hier aber in qualitate Herr von R. . genannt, mit seiner tauben Frau ꝛc., den übel fournirten J. . nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt: das kommt zu Hauf, und ich rede mit Einigen meiner Bekanntschaft, die Alle sehr lakonisch sind. Ich dachte — und gab nur auf meine B. . . Acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer zirkulirte, daß Frau von S. . mit dem Grafen redete (das Alles hat mir Fräulein B. . . nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich losging und mich in ein Fenster nahm. „Sie wissen," sagte er, „unsere wunderbaren Verhältnisse; die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehen. Ich wollte nicht um Alles" — „Ihro Excellenz," fiel ich ein; „ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inkonsequenz; ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurückgehalten," setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die Alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Kabriolet und fuhr nach M. ., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Das war Alles gut.

Des Abends komme ich zurück zu Tische, es waren noch Wenige in der Gaststube; die würfelten auf einer Ecke, hatten das Tischtuch zurückgeschlagen. Da kommt der ehrliche A. . . hinein, legt seinen Hut nieder, indem er mich ansieht, tritt zu mir und sagt leise: „Du hast Verdruß gehabt?" „Ich?" sagte ich. „Der Graf hat Dich aus der Gesellschaft gewiesen." — „Hole sie der Teufel!" sagt' ich; „mir war's lieb, daß ich in die freie Luft kam." — „Gut," sagte er, „daß Du es auf die leichte Achsel nimmst! Nur verdrießt mich's, es ist schon überall

herum" — Da fing mich das Ding erst an zu wurmen. Alle, die zu Tische kamen und mich ansahen, dachte ich, die sehen Dich darum an! Das gab böses Blut.

Und da man nun heute gar, wo ich hintrete, mich bedauert, da ich höre, daß meine Neider nun triumphiren und sagen, da sähe man's, wo es mit den Uebermüthigen hinausginge, die sich ihres Bißchen Kopfs überhöben und glaubten sich darum über alle Verhältnisse hinaussetzen zu dürfen, und was des Hundegeschwätzes mehr ist — da möchte man sich ein Messer ins Herz bohren; denn man rede von Selbstständigkeit, was man will, den will ich sehen, der dulden kann, daß Schurken über ihn reden, wenn sie einen Vortheil über ihn haben; wenn ihr Geschwätze leer ist, ach, da kann man sie leicht lassen.

Am 16. März.

Es hetzt mich Alles. Heute treffe ich die Fräulein B... in der Allee; ich konnte mich nicht enthalten sie anzureden und ihr, sobald wir etwas entfernt von der Gesellschaft waren, meine Empfindlichkeit über ihr neuliches Betragen zu zeigen. „O Werther," sagte sie mit einem innigen Tone, „konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihrentwillen von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah Alles voraus, hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S. . und T. . mit ihren Männern eher aufbrechen würden als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit ihnen nicht verderben darf, — und jetzo der Lärm." — „Wie? Fräulein!" sagte ich und verbarg meinen Schrecken; denn Alles, was Adelin mir ehegestern gesagt hatte, lief mir wie siedend Wasser durch die Adern in diesem Augenblicke. — „Was hat es mich schon gekostet!" sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Thränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. „Erklären Sie sich!" rief ich. Die Thränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. „Meine Tante kennen Sie," fing sie an; „sie war gegenwärtig und hat, o, mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen,

und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb vertheidigen."

Jedes Wort, das sie sprach, ging mir wie ein Schwert durchs Herz. Sie fühlte nicht, welche Barmherzigkeit es gewesen wäre, mir das Alles zu verschweigen; und nun fügte sie noch dazu, was weiter würde geträtscht werden, was eine Art Menschen darüber triumphiren würde, wie man sich nunmehr über die Strafe meines Uebermuths und meiner Geringschätzung Anderer, die sie mir schon lange vorwerfen, kitzeln und freuen würde. Das Alles, Wilhelm, von ihr zu hören, mit der Stimme der wahresten Theilnehmung — ich war zerstört und bin noch wüthend in mir. Ich wollte, daß sich Einer unterstünde mir es vorzuwerfen, daß ich ihm den Degen durch den Leib stoßen könnte; wenn ich Blut sähe, würde mir es besser werden. Ach, ich habe hundertmal ein Messer ergriffen, um diesem gedrängten Herzen Luft zu machen. Man erzählt von einer edlen Art Pferde, die, wenn sie schrecklich erhitzt und aufgejagt sind, sich selbst aus Instinkt eine Ader aufbeißen, um sich zum Athem zu helfen. So ist mir's oft; ich möchte mir eine Ader öffnen, die mir die ewige Freiheit schaffte.

Am 24. März.

Ich habe meine Entlassung vom Hofe verlangt und werde sie, hoffe ich, erhalten, und Ihr werdet mir verzeihen, daß ich nicht erst Erlaubniß dazu bei Euch geholt habe. Ich muß nun einmal fort, und was Ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich Alles, und also — Bringe das meiner Mutter in einem Säftchen bei! Ich kann mir selbst nicht helfen, und sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe thun. Den schönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrath und Gesandten ansetzte, so auf einmal Halte zu sehen, und rückwärts mit dem Thierchen in den Stall! Macht nun draus, was Ihr wollt und kombinirt die möglichen Fälle, unter denen ich hätte bleiben können und sollen; genug, ich gehe; und damit Ihr wißt, wo ich hinkomme, so ist hier der Fürst **, der vielen Geschmack an meiner Gesellschaft findet; der hat mich gebeten, da er von meiner Absicht hörte, mit ihm auf seine Güter zu gehen und den schönen Frühling da zuzubringen. Ich soll ganz mir selbst gelassen sein, hat er mir versprochen; und da wir uns zusammen bis

auf einen gewissen Punkt verstehen, so will ich es denn auf gut Glück wagen und mit ihm gehen.

Zur Nachricht.

Am 19. April.

Danke für Deine beiden Briefe. Ich antwortete nicht, weil ich dieses Blatt liegen ließ, bis mein Abschied vom Hofe da wäre; ich fürchtete, meine Mutter möchte sich an den Minister wenden und mir mein Vorhaben erschweren. Nun aber ist es geschehen; mein Abschied ist da. Ich mag Euch nicht sagen, wie ungern man mir ihn gegeben hat, und was mir der Minister schreibt; Ihr würdet in neue Lamentationen ausbrechen. Der Erbprinz hat mir zum Abschiede fünfundzwanzig Dukaten geschickt mit einem Worte, das mich bis zu Thränen gerührt hat; also brauche ich von der Mutter das Geld nicht, um das ich neulich schrieb.

Am 5. Mai.

Morgen gehe ich von hier ab, und weil mein Geburtsort nur sechs Meilen vom Wege liegt, so will ich den auch wiedersehen, will mich der alten glücklich verträumten Tage erinnern. Zu eben dem Thore will ich hineingehen, aus dem meine Mutter mit mir herausfuhr, als sie nach dem Tode meines Vaters den lieben, vertraulichen Ort verließ, um sich in ihre unerträgliche Stadt einzusperren. Adieu, Wilhelm! Du sollst von meinem Zuge hören.

Am 9. Mai.

Ich habe die Wallfahrt nach meiner Heimath mit aller Andacht eines Pilgrims vollendet, und manche unerwarteten Gefühle haben mich ergriffen. An der großen Linde, die eine Viertelstunde vor der Stadt nach S. . zu steht, ließ ich halten, stieg aus und hieß den Postillon fortfahren,, um zu Fuße jede Erinnerung ganz neu, lebhaft, nach meinem Herzen zu kosten. Da stand ich nun unter der Linde, die ehedem als Knabe das Ziel und die Grenze meiner Spaziergänge gewesen. Wie anders! Damals sehnte ich mich in glücklicher Unwissenheit hinaus in die unbekannte Welt, wo ich für mein Herz so viele Nahrung,

so vielen Genuß hoffte, meinen strebenden, sehnenden Busen auszufüllen und zu befriedigen. Jetzt komme ich zurück aus der weiten Welt — o mein Freund, mit wie viel fehlgeschlagenen Hoffnungen, mit wie viel zerstörten Planen! — Ich sah das Gebirge vor mir liegen, das so tausendmal der Gegenstand meiner Wünsche gewesen war. Stundenlang konnt' ich hier sitzen und mich hinübersehnen, mit inniger Seele mich in den Wäldern, den Thälern verlieren, die sich meinen Augen so freundlichdämmernd darstellten; und wenn ich dann um bestimmte Zeit wieder zurück mußte, mit welchem Widerwillen verließ ich nicht den lieben Platz! — Ich kam der Stadt näher, alle die alten bekannten Gartenhäuschen wurden von mir gegrüßt, die neuen waren mir zuwider, so auch alle Veränderungen, die man sonst vorgenommen hatte. Ich trat zum Thor hinein und fand mich doch gleich und ganz wieder. Lieber, ich mag nicht ins Detail gehen; so reizend, als es mir war, so einförmig würde es in der Erzählung werden. Ich hatte beschlossen auf dem Markte zu wohnen gleich neben unserem alten Hause. Im Hingehen bemerkte ich, daß die Schulstube, wo ein ehrliches altes Weib unsere Kindheit zusammengepfercht hatte, in einen Kramladen verwandelt war. Ich erinnerte mich der Unruhe, der Thränen, der Dumpfheit des Sinnes, der Herzensangst, die ich in dem Loche ausgestanden hatte. — Ich that keinen Schritt, der nicht merkwürdig war. Ein Pilger im heiligen Lande trifft nicht so viele Stätten religiöser Erinnerungen an, und seine Seele ist schwerlich so voll heiliger Bewegung. — Noch Eins für Tausend. Ich ging den Fluß hinab bis an einen gewissen Hof — das war sonst auch mein Weg — und die Plätzchen, wo wir Knaben uns übten, die meisten Sprünge der flachen Steine im Wasser hervorzubringen. Ich erinnerte mich so lebhaft, wenn ich manchmal stand und dem Wasser nachsah, mit wie wunderbaren Ahnungen ich es verfolgte, wie abenteuerlich ich mir die Gegenden vorstellte, wo es nun hinflösse, und wie ich da so bald Grenzen meiner Vorstellungskraft fand; und doch mußte das weiter gehen, immer weiter, bis ich mich ganz in dem Anschauen einer unsichtbaren Ferne verlor. Sieh, mein Lieber, so beschränkt und so glücklich waren die herrlichen Altväter, so kindlich ihr Gefühl, ihre Dichtung! Wenn Ulyß von dem ungemessnen Meer und von der unendlichen Erde spricht, das ist so wahr, menschlich, innig, eng und geheimnißvoll. Was hilft mir's, daß ich jetzt mit jedem Schulknaben nachsagen kann, daß

sie rund sei? Der Mensch braucht nur wenige Erdschollen, um drauf zu genießen, weniger, um drunter zu ruhen.

Nun bin ich hier auf dem fürstlichen Jagdschloß. Es läßt sich noch ganz wohl mit dem Herrn leben; er ist wahr und einfach. Wunderliche Menschen sind um ihn herum, die ich gar nicht begreife. Sie scheinen keine Schelme und haben doch auch nicht das Ansehen von ehrlichen Leuten. Manchmal kommen sie mir ehrlich vor, und ich kann ihnen doch nicht trauen. Was mir noch leid thut, ist, daß er oft von Sachen redet, die er nur gehört und gelesen hat, und zwar aus eben dem Gesichtspunkte, wie sie ihm der Andere vorstellen mochte.

Auch schätzt er meinen Verstand und meine Talente mehr als dies Herz, das doch mein einziger Stolz ist, das ganz allein die Quelle von Allem ist, aller Kraft, aller Seligkeit und alles Elendes. Ach, was ich weiß, kann Jeder wissen — mein Herz habe ich allein.

Am 25. Mai.

Ich hatte etwas im Kopfe, davon ich Euch nichts sagen wollte, bis es ausgeführt wäre; jetzt, da nichts draus wird, ist es ebenso gut. Ich wollte in den Krieg; das hat mir lange am Herzen gelegen. Vornehmlich darum bin ich dem Fürsten hierher gefolgt, der General in *** Diensten ist. Auf einem Spaziergang entdeckte ich ihm mein Vorhaben; er widerrieth mir es, und es müßte bei mir mehr Leidenschaft als Grille gewesen sein, wenn ich seinen Gründen nicht hätte Gehör geben wollen.

Am 11. Junius.

Sage, was Du willst, ich kann nicht länger bleiben! Was soll ich hier? Die Zeit wird mir lang. Der Fürst hält mich, so gut man nur kann, und doch bin ich nicht in meiner Lage. Wir haben im Grunde nichts gemein mit einander. Er ist ein Mann von Verstande, aber von ganz gemeinem Verstande; sein Umgang unterhält mich nicht mehr, als wenn ich ein wohlgeschriebenes Buch lese. Noch acht Tage bleibe ich, und dann ziehe ich wieder in der Irre herum. Das Beste, was ich hier gethan habe, ist mein Zeichnen. Der Fürst fühlt in der Kunst und würde noch stärker fühlen, wenn er nicht durch das garstige wissenschaftliche Wesen und durch die gewöhnliche Terminologie

eingeschränkt wäre. Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe, und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstworte drein stolpert.

Am 16. Julius.

Ja wol bin ich nur ein Wandrer, ein Waller auf der Erde! Seid Ihr denn mehr?

Am 18. Julius.

Wo ich hin will? Das laß' Dir im Vertrauen eröffnen. Vierzehn Tage muß ich doch noch hier bleiben, und dann habe ich mir weis gemacht, daß ich die Bergwerke im **schen besuchen wollte; ist aber im Grunde nichts dran; ich will nur Lotten wieder näher, das ist Alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und thu' ihm seinen Willen.

Am 29. Julius.

Nein, es ist gut, es ist Alles gut! — Ich — ihr Mann! O Gott, der Du mich machtest, wenn Du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet sein. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Thränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte — es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt.

Und, darf ich es sagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden als mit ihm! O, er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen. Ein gewisser Mangel an Fühlbarkeit, ein Mangel — nimm es, wie Du willst; daß sein Herz nicht sympathetisch schlägt bei — oh! — bei der Stelle eines lieben Buches, wo mein Herz und Lottens in Einem zusammentreffen, in hundert andern Vorfällen, wenn es kommt, daß unsere Empfindungen über eine Handlung eines Dritten laut werden. Lieber Wilhelm! — Zwar, er liebt sie von ganzer Seele, und so eine Liebe, was verdient die nicht! —

Ein unerträglicher Mensch hat mich unterbrochen. Meine Thränen sind getrocknet. Ich bin zerstreut. Adieu, Lieber!

Am 4. August.

Es geht mir nicht allein so. Alle Menschen werden in ihren Hoffnungen getäuscht, in ihren Erwartungen betrogen. Ich besuchte mein gutes Weib unter der Linde. Der älteste Junge lief mir entgegen, sein Freudengeschrei führte die Mutter herbei, die sehr niedergeschlagen aussah. Ihr erstes Wort war: „Guter Herr, ach, mein Hans ist mir gestorben." Es war der jüngste ihrer Knaben. Ich war stille. „Und mein Mann," sagte sie, „ist aus der Schweiz zurück und hat nichts mitgebracht, und ohne gute Leute hätte er sich herausbetteln müssen; er hatte das Fieber unterwegs gekriegt." — Ich konnte ihr nichts sagen und schenkte dem Kleinen was; sie bat mich, einige Aepfel anzunehmen, das ich that und den Ort des traurigen Andenkens verließ.

Am 21. August.

Wie man eine Hand umwendet, ist es anders mit mir. Manchmal will wol ein freudiger Blick des Lebens wieder aufdämmern, ach, nur für einen Augenblick! Wenn ich mich so in Träumen verliere, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wie, wenn Albert stürbe? Du würdest! Ja, sie würde — und dann laufe ich dem Hirngespinnste nach, bis es mich an Abgründe führet, vor denen ich zurückbebe.

Wenn ich zum Thore hinausgehe, den Weg, den ich zum ersten Mal fuhr, Lotten zum Tanze zu holen, wie war das so ganz anders! Alles, Alles ist vorübergegangen! Kein Wink der vorigen Welt, kein Pulsschlag meines damaligen Gefühles! Mir ist es, wie es einem Geiste sein müßte, der in das ausgebrannte, zerstörte Schloß zurückkehrte, das er als blühender Fürst einst gebaut und, mit allen Gaben der Herrlichkeit ausgestattet, sterbend seinem geliebten Sohne hoffnungsvoll hinterlassen hatte.

Am 3. September.

Ich begreife manchmal nicht, wie sie ein Anderer lieb haben kann, lieb haben darf, da ich sie so ganz allein, so innig, so voll liebe, nichts Anders kenne, noch weiß, noch habe als sie!

Am 4. September.

Ja, es ist so. Wie die Natur sich zum Herbste neigt, wird es Herbst in mir und um mich her. Meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen. Hab' ich Dir nicht einmal von einem Bauerburschen geschrieben, gleich da ich herkam? Jetzt erkundigte ich mich wieder nach ihm in Wahlheim; es hieß, er sei aus dem Dienste gejagt worden, und Niemand wollte was weiter von ihm wissen. Gestern traf ich ihn von ungefähr auf dem Wege nach einem andern Dorfe; ich redete ihn an, und er erzählte mir seine Geschichte, die mich doppelt und dreifach gerührt hat, wie Du leicht begreifen wirst, wenn ich Dir sie wiedererzähle. Doch wozu das Alles? Warum behalt' ich nicht für mich, was mich ängstigt und kränkt? Warum betrüb' ich noch Dich? Warum geb' ich Dir immer Gelegenheit, mich zu bedauern und mich zu schelten? Sei's denn, auch das mag zu meinem Schicksal gehören!

Mit einer stillen Traurigkeit, in der ich ein Wenig scheues Wesen zu bemerken schien, antwortete der Mensch mir erst auf meine Fragen; aber gar bald offner, als wenn er sich und mich auf einmal wiedererkennte, gestand er mir seine Fehler, klagte er mir sein Unglück. Könnt' ich Dir, mein Freund, jedes seiner Worte vor Gericht stellen! Er bekannte, ja, er erzählte mit einer Art von Genuß und Glück der Wiedererinnerung, daß die Leidenschaft zu seiner Hausfrau sich in ihm tagtäglich vermehrt, daß er zuletzt nicht gewußt habe, was er thue, nicht, wie er sich ausdrückte, wo er mit dem Kopfe hin gesollt. Er habe weder essen, noch trinken, noch schlafen können; es habe ihm an der Kehle gestockt; er habe gethan, was er nicht thun sollen; was ihm aufgetragen worden, hab' er vergessen; er sei als wie von einem bösen Geist verfolgt gewesen, bis er eines Tages, als er sie in einer obern Kammer gewußt, ihr nachgegangen, ja vielmehr ihr nachgezogen worden sei. Da sie seinen Bitten kein Gehör gegeben, hab' er sich ihrer mit Gewalt bemäch-

tigen wollen; er wisse nicht, wie ihm geschehen sei, und nehme Gott zum Zeugen, daß seine Absichten gegen sie immer redlich gewesen und daß er nichts sehnlicher gewünscht, als daß sie ihn heirathen, daß sie mit ihm ihr Leben zubringen möchte. Da er eine Zeit lang geredet hatte, fing er an zu stocken, wie Einer, der noch etwas zu sagen hat und sich es nicht herauszusagen getraut; endlich gestand er mir auch mit Schüchternheit, was sie ihm für kleine Vertraulichkeiten erlaubt und welche Nähe sie ihm vergönnet. Er brach zwei-, dreimal ab und wiederholte die lebhaftesten Protestationen, daß er das nicht sage, um sie schlecht zu machen, wie er sich ausdrückte, daß er sie liebe und schätze wie vorher, daß so etwas nicht über seinen Mund gekommen sei, und daß er es mir nur sage, um mich zu überzeugen, daß er kein ganz verkehrter und unsinniger Mensch sei — Und hier, mein Bester, fang' ich mein altes Lied wieder an, das ich ewig anstimmen werde: könnt' ich Dir den Menschen vorstellen, wie er vor mir stand, wie er noch vor mir steht! Könnt' ich Dir Alles recht sagen, damit Du fühltest, wie ich an seinem Schicksale Theil nehme, Theil nehmen muß! Doch genug! Da Du auch mein Schicksal kennst, auch mich kennst, so weißt Du nur zu wohl, was mich zu allen Unglücklichen, was mich besonders zu diesem Unglücklichen hinzieht.

Da ich das Blatt wieder durchlese, seh' ich, daß ich das Ende der Geschichte zu erzählen vergessen habe, das sich aber leicht hinzudenken läßt. Sie erwehrte sich sein; ihr Bruder kam dazu, der ihn schon lange gehaßt, der ihn schon lange aus dem Hause gewünscht hatte, weil er fürchtete, durch eine neue Heirath der Schwester werde seinen Kindern die Erbschaft entgehen, die ihnen jetzt, da sie kinderlos ist, schöne Hoffnungen giebt; dieser habe ihn gleich zum Hause hinausgestoßen und einen solchen Lärm von der Sache gemacht, daß die Frau, auch selbst wenn sie gewollt, ihn nicht wieder hätte aufnehmen können. Jetzt habe sie wieder einen andern Knecht genommen; auch über den, sage man, sei sie mit dem Bruder zerfallen, und man behaupte für gewiß, sie werde ihn heirathen; aber er sei fest entschlossen, das nicht zu erleben.

Was ich Dir erzähle, ist nicht übertrieben, nichts verzärtelt; ja, ich darf wol sagen, schwach, schwach hab' ich's erzählt, und vergröbert hab' ich's, indem ich's mit unsern hergebrachten, sittlichen Worten vorgetragen habe.

Diese Liebe, diese Treue, diese Leidenschaft ist also keine

dichterische Erfindung. Sie lebt, sie ist in ihrer größten Reinheit unter der Klasse von Menschen, die wir ungebildet, die wir roh nennen. Wir Gebildeten — zu Nichts Verbildeten! Lies die Geschichte mit Andacht, ich bitte Dich. Ich bin heute still, indem ich das hinschreibe; Du siehst an meiner Hand, daß ich nicht so strudele und sudele wie sonst. Lies, mein Geliebter, und denke dabei, daß es auch die Geschichte Deines Freundes ist! Ja, so ist mir's gegangen, so wird mir's gehn, und ich bin nicht halb so brav, nicht halb so entschlossen als der arme Unglückliche, mit dem ich mich zu vergleichen mich fast nicht getraue.

Am 5. September.

Sie hatte ein Zettelchen an ihren Mann aufs Land geschrieben, wo er sich Geschäfte wegen aufhielt. Es fing an: Bester, Liebster, komme sobald Du kannst! Ich erwarte Dich mit tausend Freuden. — Ein Freund, der hereinkam, brachte Nachricht, daß er wegen gewisser Umstände so bald noch nicht zurückkehren würde. Das Billet blieb liegen und fiel mir Abends in die Hände. Ich las es und lächelte; sie fragte, worüber? — „Was die Einbildungskraft für ein göttliches Geschenk ist," rief ich aus, „ich konnte mir einen Augenblick vorspiegeln, als wäre es an mich geschrieben." Sie brach ab, es schien ihr zu mißfallen, und ich schwieg.

Am 6. September.

Es hat schwer gehalten, bis ich mich entschloß, meinen blauen einfachen Frack, in dem ich mit Lotten zum ersten Male tanzte, abzulegen; er ward aber zuletzt gar unscheinbar. Auch habe ich mir einen machen lassen ganz wie den vorigen, Kragen und Aufschlag, und auch wieder so gelbe Weste und Beinkleider dazu.

Ganz will es doch die Wirkung nicht thun. Ich weiß nicht — Ich denke, mit der Zeit soll mir der auch lieber werden.

Am 12. September.

Sie war einige Tage verreist, Alberten abzuholen. Heute trat ich in ihre Stube; sie kam mir entgegen, und ich küßte ihre Hand mit tausend Freuden.

Ein Kanarienvogel flog von dem Spiegel ihr auf die Schulter.

„Einen neuen Freund," sagte sie, und lockte ihn auf ihre Hand; „er ist meinen Kleinen zugedacht. Er thut gar zu lieb! Sehen Sie ihn! Wenn ich ihm Brod gebe, flattert er mit den Flügeln und pickt so artig. Er küßt mich auch, sehen Sie!"

Als sie dem Thierchen den Mund hinhielt, druckte es sich so lieblich in die süßen Lippen, als wenn es die Seligkeit hätte fühlen können, die es genoß.

„Er soll Sie auch küssen," sagte sie und reichte den Vogel herüber. Das Schnäbelchen machte den Weg von ihrem Munde zu dem meinigen, und die pickende Berührung war wie ein Hauch, eine Ahnung liebevollen Genusses.

„Sein Kuß," sagte ich, „ist nicht ganz ohne Begierde; er sucht Nahrung und kehrt unbefriedigt von der leeren Liebkosung zurück."

„Er ißt mir auch aus dem Munde," sagte sie. Sie reichte ihm einige Brosamen mit ihren Lippen, aus denen die Freuden unschuldig-theilnehmender Liebe in aller Wonne lächelten.

Ich kehrte das Gesicht weg. Sie sollte es nicht thun, sollte nicht meine Einbildungskraft mit diesen Bildern himmlischer Unschuld und Seligkeit reizen und mein Herz aus dem Schlafe, in den es manchmal die Gleichgiltigkeit des Lebens wiegt, nicht wecken! — Und warum nicht? — Sie traut mir so! Sie weiß, wie ich sie liebe!

Am 15. September.

Man möchte rasend werden, Wilhelm, daß es Menschen geben soll ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was auf Erden noch einen Werth hat. Du kennst die Nußbäume, unter denen ich bei dem ehrlichen Pfarrer zu St. . mit Lotten gesessen, die herrlichen Nußbäume, die mich, Gott weiß, immer mit dem größten Seelenvergnügen füllten! Wie vertraulich sie den Pfarrhof machten, wie kühl! Und wie herrlich die Aeste waren! Und die Erinnerung bis zu den ehrlichen Geistlichen, die sie vor so vielen Jahren pflanzten! Der Schulmeister hat uns den einen Namen oft genannt, den er von seinem Großvater gehört hatte; so ein braver Mann soll er gewesen sein, und sein Andenken war mir immer heilig unter den Bäumen. Ich sage Dir, dem Schulmeister standen die Thränen in den Augen, da wir gestern davon redeten, daß sie abgehauen worden — Abgehauen! Ich möchte toll werden, ich könnte den Hund ermorden, der den

ersten Hieb dran that. Ich, der ich mich vertrauern könnte, wenn so ein paar Bäume in meinem Hofe ständen und einer davon stürbe vor Alter ab, ich muß zusehen. Lieber Schatz, Eins ist doch dabei! Was Menschengefühl ist! Das ganze Dorf murrt, und ich hoffe, die Frau Pfarrerin soll es an Butter und Eiern und übrigem Zutrauen spüren, was für eine Wunde sie ihrem Orte gegeben hat. Denn sie ist es, die Frau des neuen Pfarrers (unser alter ist auch gestorben), ein hageres, kränkliches Geschöpf, das sehr Ursache hat, an der Welt keinen Antheil zu nehmen, denn Niemand nimmt Antheil an ihr, eine Närrin, die sich abgiebt gelehrt zu sein, sich in die Untersuchung des Kanons melirt, gar viel an der neumodischen, moralisch-kritischen Reformation des Christenthums arbeitet und über Lavater's Schwärmereien die Achseln zuckt, eine ganz zerrüttete Gesundheit hat und deswegen auf Gottes Erdboden keine Freude. So einer Kreatur war es auch allein möglich, meine Nußbäume abzuhauen. Siehst Du, ich komme nicht zu mir! Stelle Dir vor, die abfallenden Blätter machen ihr den Hof unrein und dumpfig, die Bäume nehmen ihr das Tageslicht, und wenn die Nüsse reif sind, so werfen die Knaben mit Steinen darnach, und das fällt ihr auf die Nerven, das stört sie in ihren tiefen Ueberlegungen, wenn sie Kennikot, Semler und Michaelis gegen einander abwiegt. Da ich die Leute im Dorfe, besonders die Alten, so unzufrieden sah, sagte ich: „Warum habt Ihr es gelitten?“ — „Wenn der Schulze will, hier zu Lande,“ sagten sie, „was kann man machen?“ Aber Eins ist recht geschehen: Der Schulze und der Pfarrer, der doch auch von seiner Frau Grillen, die ihm ohnedies die Suppen nicht fett machen, was haben wollte, dachten es mit einander zu theilen; da erfuhr es die Kammer und sagte: Hier herein! Denn sie hatte noch alte Prätensionen an den Theil des Pfarrhofes, wo die Bäume standen, und verkaufte sie an den Meistbietenden. Sie liegen! O, wenn ich Fürst wäre! Ich wollte die Pfarrerin, den Schulzen und die Kammer — Fürst! — Ja, wenn ich Fürst wäre, was kümmerten mich die Bäume in meinem Lande?

Am 10. Oktober.

Wenn ich nur ihre schwarzen Augen sehe, ist mir es schon wohl! Sieh, und was mich verdrießt, ist, daß Albert nicht so beglückt zu sein scheint, als er — hoffte, als ich — zu sein

glaubte, wenn — Ich mache nicht gern Gedankenstriche, aber hier kann ich mich nicht anders ausdrücken — und mich dünkt, deutlich genug.

Am 12. Oktober.

Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt! Zu hören vom Gebirge her im Gebrülle des Waldstroms halb verwehtes Aechzen der Geister aus ihren Höhlen und die Wehklagen des zu Tode sich jammernden Mädchens um die vier moosbedeckten, grasbewachsenen Steine des edel Gefallnen, ihres Geliebten. Wenn ich ihn dann finde, den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter sucht und, ach, ihre Grabsteine findet und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt, und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien! Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirn lese, den letzten, verlassnen Herrlichen in aller Ermattung dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlich glühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt und nach der kalten Erde, dem hohen, wehenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger, Fingal's trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin, und er fragt vergebens nach mir auf der Erde. — O Freund! Ich möchte gleich einem edlen Waffenträger das Schwert ziehn, meinen Fürsten von der zückenden Qual des langsam absterbenden Lebens auf einmal befreien und dem befreiten Halbgott meine Seele nachsenden.

Am 19. Oktober.

Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle! — Ich denke oft, wenn Du sie nur einmal, nur einmal an dieses Herz drücken könntest, diese ganze Lücke würde ausgefüllt sein.

Am 26. Oktober.

Ja, es wird mir gewiß, Lieber, gewiß und immer gewisser, daß an dem Dasein eines Geschöpfes wenig gelegen ist, ganz wenig. Es kam eine Freundin zu Lotten, und ich ging herein ins Nebenzimmer, ein Buch zu nehmen, und konnte nicht lesen, und dann nahm ich eine Feder, zu schreiben. Ich hörte sie leise reden; sie erzählten einander unbedeutende Sachen, Stadtneuigkeiten, wie Diese heirathet, wie Jene krank, sehr krank ist; sie hat einen trocknen Husten, die Knochen stehn ihr zum Gesicht heraus, und kriegt Ohnmachten. „Ich gebe keinen Kreuzer für ihr Leben," sagte die Eine. „Der N. N. ist auch so übel dran," sagte Lotte. „Er ist geschwollen," sagte die Andere. — Und meine lebhafte Einbildungskraft versetzte mich ans Bett dieser Armen; ich sah sie, mit welchem Widerwillen sie dem Leben den Rücken wandten, wie sie — Wilhelm! Und meine Weibchen redeten davon, wie man eben davon redet — daß ein Fremder stirbt. — Und wenn ich mich umsehe und sehe das Zimmer an und rings um mich herum Lottens Kleider und Albert's Skripturen und diese Meubeln, denen ich nun so befreundet bin, sogar diesem Tintenfasse, und denke: Siehe, was Du nun diesem Hause bist! Alles in Allem. Deine Freunde ehren Dich! Du machst oft ihre Freude, und Deinem Herzen scheint es, als wenn es ohne sie nicht sein könnte; und doch — wenn Du nun gingst, wenn Du aus diesem Kreise schiedest? Würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die Dein Verlust in ihr Schicksal reißt, wie lange? — O, so vergänglich ist der Mensch, daß er auch da, wo er seines Daseins eigentliche Gewißheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, daß er auch da verlöschen, verschwinden muß, und das so bald!

Am 27. Oktober.

Ich möchte mir oft die Brust zerreißen und das Gehirn einstoßen, daß man einander so wenig sein kann. Ach, die Liebe, Freude, Wärme und Wonne, die ich nicht hinzubringe, wird mir der Andere nicht geben, und mit einem ganzen Herzen voll Seligkeit werde ich den Andern nicht beglücken, der kalt und kraftlos vor mir steht.

Am 27. Oktober Abends.

Ich habe so viel, und die Empfindung an ihr verschlingt Alles; ich habe so viel, und ohne sie wird mir Alles zu Nichts.

Am 30. Oktober.

Wenn ich nicht schon hundertmal auf dem Punkte gestanden bin, ihr um den Hals zu fallen! Weiß der große Gott, wie Einem das thut, so viele Liebenswürdigkeit vor Einem herumkreuzen zu sehen und nicht zugreifen zu dürfen. Und das Zugreifen ist doch der natürlichste Trieb der Menschheit! Greifen die Kinder nicht nach Allem, was ihnen in den Sinn fällt? — Und ich?

Am 3. November.

Weiß Gott! ich lege mich so oft zu Bette mit dem Wunsche, ja manchmal mit der Hoffnung, nicht wieder zu erwachen, und Morgens schlage ich die Augen auf, sehe die Sonne wieder und bin elend. O, daß ich launisch sein könnte, könnte die Schuld aufs Wetter, auf einen Dritten, auf eine fehlgeschlagene Unternehmung schieben, so würde die unerträgliche Last des Unwillens doch nur halb auf mir ruhen. Wehe mir! Ich fühle zu wahr, daß an mir allein alle Schuld liegt, — nicht Schuld! Genug, daß in mir die Quelle alles Elendes verborgen ist, wie ehemals die Quelle aller Seligkeit. Bin ich nicht noch eben derselbe, der ehemals in aller Fülle der Empfindung herumschwebte, dem auf jedem Tritte ein Paradies folgte, der ein Herz hatte, eine ganze Welt liebevoll zu umfassen? Und dies Herz ist jetzt todt, aus ihm fließen keine Entzückungen mehr, meine Augen sind trocken, und meine Sinne, die nicht mehr von erquickenden Thränen gelabt werden, ziehen ängstlich meine Stirn zusammen. Ich leide viel; denn ich habe verloren, was meines Lebens einzige Wonne war; die heilige, belebende Kraft, mit der ich Welten um mich schuf, sie ist dahin! — Wenn ich zu meinem Fenster hinaus an den fernen Hügel sehe, wie die Morgensonne über ihn her den Nebel durchbricht und den stillen Wiesengrund bescheint, und der sanfte Fluß zwischen seinen entblätterten Weiden zu mir herschlängelt, — o, wenn da diese herrliche Natur so starr vor mir steht wie ein lackirtes Bildchen, und alle

die Wonne keinen Tropfen Seligkeit aus meinem Herzen herauf in das Gehirn pumpen kann, und der ganze Kerl vor Gottes Angesicht steht wie ein versiegter Brunn, wie ein verlechzter Eimer! Ich habe mich oft auf den Boden geworfen und Gott um Thränen gebeten, wie ein Ackersmann um Regen, wenn der Himmel ehern über ihm ist und um ihn die Erde verdürstet.

Aber ach, ich fühle es, Gott giebt Regen und Sonnenschein nicht unserm ungestümen Bitten; und jene Zeiten, deren Andenken mich quält, warum waren sie so selig, als weil ich mit Geduld seinen Geist erwartete und die Wonne, die er über mich ausgoß, mit ganzem, innig dankbarem Herzen aufnahm!

Am 8. November.

Sie hat mir meine Excesse vorgeworfen! Ach, mit so viel Liebenswürdigkeit! Meine Excesse, daß ich mich manchmal von einem Glase Wein verleiten lasse, eine Bouteille zu trinken. „Thun Sie es nicht!" sagte sie, „denken Sie an Lotten!" — „Denken!" sagte ich, „brauchen Sie mir das zu heißen? Ich denke! — Ich denke nicht! Sie sind immer vor meiner Seele. Heute saß ich an dem Flecke, wo Sie neulich aus der Kutsche stiegen" — Sie redete was Anders, um mich nicht tiefer in den Text kommen zu lassen. Bester! Ich bin dahin! Sie kann mit mir machen, was sie will.

Am 15. November.

Ich danke Dir, Wilhelm, für Deinen herzlichen Antheil, für Deinen wohlmeinenden Rath, und bitte Dich, ruhig zu sein. Lass' mich ausdulden! Ich habe bei aller meiner Mühseligkeit noch Kraft genug durchzusetzen. Ich ehre die Religion, das weißt Du; ich fühle, daß sie manchem Ermatteten Stab, manchem Verschmachtenden Erquickung ist. Nur — kann sie denn, muß sie denn das einem Jeden sein? Wenn Du die große Welt ansiehst, so siehst Du Tausende, denen sie es nicht war, Tausende, denen sie es nicht sein wird, gepredigt oder ungepredigt; und muß sie mir es denn sein? Sagt nicht selbst der Sohn Gottes, daß die um ihn sein würden, die ihm der Vater gegeben hat? Wenn ich ihm nun nicht gegeben bin? wenn mich nun der Vater für sich behalten will, wie mir mein Herz sagt? — Ich bitte Dich, lege das nicht falsch aus! Sieh nicht etwa Spott in diesen

unschuldigen Worten! Es ist meine ganze Seele, die ich Dir vorlege; sonst wollte ich lieber, ich hätte geschwiegen; wie ich denn über Alles das, wovon Jedermann so wenig weiß als ich, nicht gerne ein Wort verliere. Was ist es anders als Menschenschicksal, sein Maß auszuleiden, seinen Becher auszutrinken? — Und ward der Kelch dem Gott vom Himmel auf seiner Menschenlippe zu bitter, warum soll ich groß thun und mich stellen, als schmeckte er mir süß? Und warum sollte ich mich schämen in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrunde der Zukunft leuchtet und Alles um mich her versinkt und mit mir die Welt untergeht? — Ist es da nicht die Stimme der ganz in sich gedrängten, sich selbst ermangelnden und unaufhaltsam hinabstürzenden Kreatur, in den innern Tiefen ihrer vergebens aufarbeitenden Kräfte zu knirschen: Mein Gott! Mein Gott! Warum hast Du mich verlassen? Und sollt' ich mich des Ausdruckes schämen, sollte mir es vor dem Augenblicke bange sein, da ihm der nicht entging, der die Himmel zusammenrollt wie ein Tuch?

Am 21. November.

Sie sieht nicht, sie fühlt nicht, daß sie ein Gift bereitet, das mich und sie zu Grunde richten wird; und ich, mit voller Wollust, schlürfe den Becher aus, den sie mir zu meinem Verderben reicht. Was soll der gütige Blick, mit dem sie mich so oft — oft? — nein, nicht oft, aber doch manchmal ansieht, die Gefälligkeit, womit sie einen unwillkürlichen Ausdruck meines Gefühles aufnimmt, das Mitleiden mit meiner Duldung, das sich auf ihrer Stirne zeichnet?

Gestern, als ich wegging, reichte sie mir die Hand, und sagte: Adieu, lieber Werther! — Lieber Werther! Es war das erste Mal, daß sie mich Lieber hieß, und es ging mir durch Mark und Bein. Ich habe es mir hundertmal wiederholt, und gestern Nacht, da ich zu Bette gehen wollte und mit mir selbst Allerlei schwatzte, sagte ich so auf einmal: Gute Nacht, lieber Werther! und mußte hernach selbst über mich lachen.

Am 22. November.

Ich kann nicht beten: Laß' mir sie! Und doch kommt sie mir oft als die Meine vor. Ich kann nicht beten: Gieb mir sie! Denn sie ist eines Andern. Ich witzle mich mit meinen Schmerzen herum; wenn ich mir's nachließe, es gäbe eine ganze Litanei von Antithesen.

Am 24. November.

Sie fühlt, was ich dulde. Heute ist mir ihr Blick tief durchs Herz gedrungen. Ich fand sie allein; ich sagte nichts, und sie sah mich an. Und ich sah nicht mehr in ihr die liebliche Schönheit, nicht mehr das Leuchten des trefflichen Geistes; das war Alles vor meinen Augen verschwunden. Ein weit herrlicherer Blick wirkte auf mich, voll Ausdruck des innigsten Antheils, des süßesten Mitleidens. Warum durfte ich mich nicht ihr zu Füßen werfen, warum durfte ich nicht an ihrem Halse mit tausend Küssen antworten? Sie nahm ihre Zuflucht zum Klavier und hauchte mit süßer, leiser Stimme harmonische Laute zu ihrem Spiele. Nie habe ich ihre Lippen so reizend gesehen; es war, als wenn sie sich lechzend öffneten, jene süßen Töne in sich zu schlürfen, die aus dem Instrument hervorquollen, und nur der heimliche Widerhall aus dem reinen Munde zurückklänge. — Ja, wenn ich Dir das so sagen könnte! — Ich widerstand nicht länger, neigte mich und schwur: Nie will ich es wagen, einen Kuß Euch aufzudrücken, Lippen, auf denen die Geister des Himmels schweben. — Und doch — ich will — Ha! siehst Du, das steht wie eine Scheidewand vor meiner Seele — diese Seligkeit — und dann untergegangen, diese Sünde abzubüßen — Sünde?

Am 26. November.

Manchmal sag' ich mir: Dein Schicksal ist einzig; preise die Uebrigen glücklich — so ist noch Keiner gequält worden. Dann lese ich einen Dichter der Vorzeit, und es ist mir, als säh' ich in mein eignes Herz. Ich habe so viel auszustehen! Ach, sind denn Menschen vor mir schon so elend gewesen?

Am 30. November.

Ich soll, ich soll nicht zu mir selbst kommen! Wo ich hintrete, begegnet mir eine Erscheinung, die mich aus aller Fassung bringt. Heute! o Schicksal! o Menschheit!

Ich gehe an dem Wasser hin in der Mittagsstunde, ich hatte keine Lust zu essen. Alles war öde, ein naßkalter Abendwind blies vom Berge, und die grauen Regenwolken zogen das Thal hinein. Von fern sah ich einen Menschen in einem grünen, schlechten Rocke, der zwischen den Felsen herumkrabbelte und Kräuter zu suchen schien. Als ich näher zu ihm kam, und er sich auf das Geräusch, das ich machte, herumdrehte, sah ich eine interessante Physiognomie, darin eine stille Trauer den Hauptzug machte, die aber sonst nichts als einen geraden, guten Sinn ausdrückte; seine schwarzen Haare waren mit Nadeln in zwei Rollen gesteckt, und die übrigen in einen starken Zopf geflochten, der ihm den Rücken herunter hing. Da mir seine Kleidung einen Menschen von geringem Stande zu bezeichnen schien, glaubte ich, er würde es nicht übel nehmen, wenn ich auf seine Beschäftigung aufmerksam wäre, und daher fragte ich ihn, was er suchte. „Ich suche," antwortete er mit einem tiefen Seufzer, „Blumen — und finde keine." — „Das ist auch die Jahrszeit nicht," sagte ich lächelnd. — „Es giebt so viele Blumen," sagte er, indem er zu mir herunterkam. — „In meinem Garten sind Rosen und Jelängerjelieber zweierlei Sorten, eine hat mir mein Vater gegeben, sie wachsen wie Unkraut; ich suche schon zwei Tage darnach und kann sie nicht finden. Da haußen sind auch immer Blumen, gelbe und blaue und rothe, und das Tausendgüldenkraut hat ein schönes Blümchen. Keines kann ich finden." — Ich merkte was Unheimliches, und drum fragte ich durch einen Umweg: „Was will Er denn mit den Blumen?" Ein wunderbares, zuckendes Lächeln verzog sein Gesicht. — „Wenn Er mich nicht verrathen will," sagte er, indem er den Finger auf den Mund drückte, „ich habe meinem Schatz einen Strauß versprochen." „Das ist brav," sagte ich. „O," sagte er, „sie hat viel andere Sachen, sie ist reich." — „Und doch hat sie Seinen Strauß lieb," versetzte ich. „O!" fuhr er fort, „sie hat Juwelen und eine Krone." — „Wie heißt sie denn?" — „Wenn mich die Generalstaaten bezahlen wollten," versetzte er, „ich wär' ein anderer Mensch! Ja, es war einmal eine Zeit, da mir es so wohl war! Jetzt ist es aus mit mir.

Ich bin nun" — Ein nasser Blick zum Himmel drückte Alles aus. „Er war also glücklich?" fragte ich. — „Ach, ich wollte, ich wäre wieder so!" sagte er. „Da war mir es so wohl, so lustig, so leicht wie einem Fische im Wasser!" — „Heinrich!" rief eine alte Frau, die den Weg herkam, „Heinrich, wo steckst Du? Wir haben Dich überall gesucht; komm zum Essen!" — „Ist das Euer Sohn?" fragt' ich, zu ihr tretend. „Wol, mein armer Sohn!" versetzte sie. „Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt." „Wie lange ist er so?" fragte ich. „So stille," sagte sie, „ist er nun ein halbes Jahr. Gott sei Dank, daß er nur so weit ist; vorher war er ein ganzes Jahr rasend; da hat er an Ketten im Tollhause gelegen. Jetzt thut er Niemand nichts, nur hat er immer mit Königen und Kaisern zu schaffen. Er war ein so guter, stiller Mensch, der mich ernähren half, seine schöne Hand schrieb, und auf einmal wird er tiefsinnig, fällt in ein hitziges Fieber, daraus in Raserei, und nun ist er, wie Sie ihn sehen. Wenn ich Ihm erzählen sollte, Herr" — Ich unterbrach den Strom ihrer Worte mit der Frage: „Was war denn das für eine Zeit, von der er rühmt, daß er so glücklich, so wohl darin gewesen sei?" „Der thörichte Mensch!" rief sie mit mitleidigem Lächeln, „da meint er die Zeit, da er von sich war; das rühmt er immer; das ist die Zeit, da er im Tollhause war, wo er nichts von sich wußte." — Das fiel mir auf wie ein Donnerschlag; ich drückte ihr ein Stück Geld in die Hand und verließ sie eilend.

Da Du glücklich warst! rief ich aus, schnell vor mich hin nach der Stadt zu gehend, da Dir es wohl war wie einem Fisch im Wasser! — Gott im Himmel! Hast Du das zum Schicksale der Menschen gemacht, daß sie nicht glücklich sind, als ehe sie zu ihrem Verstande kommen, und wenn sie ihn wieder verlieren! — Elender! Und auch wie beneide ich Deinen Trübsinn, die Verwirrung Deiner Sinne, in der Du verschmachtest! Du gehst hoffnungsvoll aus, Deiner Königin Blumen zu pflücken — im Winter — und trauerst, da Du keine findest, und begreifst nicht, warum Du keine finden kannst. Und ich — und ich gehe ohne Hoffnung, ohne Zweck heraus und kehre wieder heim, wie ich gekommen bin. — Du wähnst, welcher Mensch Du sein würdest, wenn die Generalstaaten Dich bezahlten. Seliges Geschöpf, das den Mangel seiner Glückseligkeit einer irdischen Hinderniß zuschreiben kann! Du fühlst nicht! Du fühlst nicht, daß in Deinem zerstörten Herzen, in Deinem

zerrütteten Gehirne Dein Elend liegt, wovon alle Könige der Erde Dir nicht helfen können.

Müsse der trostlos umkommen, der eines Kranken spottet, der nach der entferntesten Quelle reist, die seine Krankheit vermehren, sein Ausleben schmerzhafter machen wird, der sich über das bedrängte Herz erhebt, das, um seine Gewissensbisse los zu werden und die Leiden seiner Seele abzuthun, eine Pilgrimschaft nach dem heiligen Grabe thut. Jeder Fußtritt, der seine Sohlen auf ungebahntem Wege durchschneidet, ist ein Linderungstropfen der geängsteten Seele, und mit jeder ausgedauerten Tagereise legt sich das Herz um viele Bedrängnisse leichter nieder. — Und dürft Ihr das Wahn nennen, Ihr Wortkrämer auf Euren Polstern? — Wahn! — O Gott! Du siehst meine Thränen! Mußtest Du, der Du den Menschen arm genug erschufst, ihm auch Brüder zugeben, die ihm das Bißchen Armuth, das Bißchen Vertrauen noch raubten, das er auf Dich hat, auf Dich, Du Alliebender! Denn das Vertrauen zu einer heilenden Wurzel, zu den Thränen des Weinstockes, was ist es als Vertrauen zu Dir, daß Du in Alles, was uns umgiebt, Heil- und Linderungskraft gelegt hast, der wir so stündlich bedürfen? Vater, den ich nicht kenne! Vater, der sonst meine ganze Seele füllte und nun sein Angesicht von mir gewendet hat! Rufe mich zu Dir! Schweige nicht länger! Dein Schweigen wird diese dürstende Seele nicht aufhalten. — Und würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermuthet rückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach Deinem Willen länger aushalten sollte! Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit Lohn und Freude; aber was soll mir das? Mir ist nur wohl, wo Du bist, und vor Deinem Angesicht will ich leiden und genießen. — Und Du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von Dir weisen?

Am 1. Dezember.

Wilhelm! der Mensch, von dem ich Dir schrieb, der glückliche Unglückliche, war Schreiber bei Lottens Vater, und eine Leidenschaft zu ihr, die er nährte, verbarg, entdeckte, und worüber er aus dem Dienst geschickt wurde, hat ihn rasend gemacht. Fühle, bei diesen trocknen Worten, mit welchem

Unsinne mich die Geschichte ergriffen hat, da mir sie Albert ebenso gelassen erzählte, als Du sie vielleicht liesest.

Am 4. Dezember.

Ich bitte Dich — Siehst Du, mit mir ist's aus, ich trag' es nicht länger! Heute saß ich bei ihr — saß, sie spielte auf ihrem Klavier mannichfaltige Melodien und all den Ausdruck! all! — all! — Was willst Du? — Ihr Schwesterchen putzte ihre Puppe auf meinem Knie. Mir kamen die Thränen in die Augen. Ich neigte mich, und ihr Trauring fiel mir ins Gesicht — meine Thränen flossen — Und auf einmal fiel sie in die alte, himmelsüße Melodie ein, so auf einmal, und mir durch die Seele gehn ein Trostgefühl und eine Erinnerung des Vergangenen, der Zeiten, da ich das Lied gehört, der düstern Zwischenräume, des Verdrusses, der fehlgeschlagenen Hoffnungen, und dann — Ich ging in der Stube auf und nieder, mein Herz erstickte unter dem Zudringen. „Um Gottes willen," sagte ich, mit einem heftigen Ausbruch hin gegen sie fahrend, „um Gottes willen, hören Sie auf!" Sie hielt und sah mich starr an. „Werther," sagte sie mit einem Lächeln, das mir durch die Seele ging, „Werther, Sie sind sehr krank, Ihre Lieblingsgerichte widerstehen Ihnen. Gehen Sie! Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich!" Ich riß mich von ihr weg, und — Gott! Du siehst mein Elend und wirst es enden.

Am 6. Dezember.

Wie mich die Gestalt verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehn ihre schwarzen Augen. Hier! Ich kann Dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Was ist der Mensch, der gepriesene Halbgott! Ermangeln ihm nicht eben da die Kräfte, wo er sie am Nöthigsten braucht? Und wenn er in Freude sich aufschwingt oder im Leiden versinkt, wird er nicht in beiden eben da aufgehalten, eben da zu dem stumpfen, kalten Bewußtsein wieder zurückgebracht, da er sich in der Fülle des Unendlichen zu verlieren sehnte?

Der Herausgeber an den Leser.

Wie sehr wünscht' ich, daß uns von den letzten merkwürdigen Tagen unsers Freundes soviel eigenhändige Zeugnisse übrig geblieben wären, daß ich nicht nöthig hätte, die Folge seiner hinterlassnen Briefe durch Erzählung zu unterbrechen.

Ich habe mir angelegen sein lassen, genaue Nachrichten aus dem Munde derer zu sammeln, die von seiner Geschichte wohl unterrichtet sein konnten; sie ist einfach, und es kommen alle Erzählungen davon bis auf wenige Kleinigkeiten mit einander überein; nur über die Sinnesarten der handelnden Personen sind die Meinungen verschieden und die Urtheile getheilt.

Was bleibt uns übrig, als dasjenige, was wir mit wiederholter Mühe erfahren können, gewissenhaft zu erzählen, die von dem Abscheidenden hinterlassnen Briefe einzuschalten und das kleinste aufgefundene Blättchen nicht gering zu achten; zumal, da es so schwer ist, die eigensten, wahren Triebfedern auch nur einer einzelnen Handlung zu entdecken, wenn sie unter Menschen vorgeht, die nicht gemeiner Art sind.

Unmuth und Unlust hatten in Werther's Seele immer tiefer Wurzel geschlagen, sich fester unter einander verschlungen und sein ganzes Wesen nach und nach eingenommen. Die Harmonie seines Geistes war völlig zerstört, eine innerliche Hitze und Heftigkeit, die alle Kräfte seiner Natur durch einander arbeitete, brachte die widrigsten Wirkungen hervor und ließ ihm zuletzt nur eine Ermattung übrig, aus der er noch ängstlicher empor strebte, als er mit allen Uebeln bisher gekämpft hatte. Die Beängstigung seines Herzens zehrte die übrigen Kräfte seines Geistes, seine Lebhaftigkeit, seinen Scharfsinn auf; er ward ein trauriger Gesellschafter, immer unglücklicher und immer ungerechter, je unglücklicher er ward. Wenigstens sagen dies Albert's Freunde; sie behaupten, daß Werther einen reinen, ruhigen

Mann, der nun eines lang' gewünschten Glückes theilhaftig geworden, und sein Betragen, sich dieses Glück auch auf die Zukunft zu erhalten, nicht habe beurtheilen können, er, der gleichsam mit jedem Tage sein ganzes Vermögen verzehrte, um an dem Abend zu leiden und zu darben. Albert, sagen sie, hatte sich in so kurzer Zeit nicht verändert, er war noch immer derselbige, den Werther so vom Anfang her kannte, so sehr schätzte und ehrte. Er liebte Lotten über Alles, er war stolz auf sie und wünschte sie auch von Jedermann als das herrlichste Geschöpf anerkannt zu wissen. War es ihm daher zu verdenken, wenn er auch jeden Schein des Verdachtes abzuwenden wünschte, wenn er in dem Augenblicke mit Niemand diesen köstlichen Besitz auch auf die unschuldigste Weise zu theilen Lust hatte? Sie gestehen ein, daß Albert oft das Zimmer seiner Frau verlassen, wenn Werther bei ihr war, aber nicht aus Haß noch Abneigung gegen seinen Freund, sondern nur, weil er gefühlt habe, daß dieser von seiner Gegenwart gedrückt sei.

Lottens Vater war von einem Uebel befallen worden, das ihn in der Stube hielt; er schickte ihr seinen Wagen, und sie fuhr hinaus. Es war ein schöner Wintertag, der erste Schnee war stark gefallen und deckte die ganze Gegend.

Werther ging ihr den andern Morgen nach, um, wenn Albert sie nicht abzuholen käme, sie herein zu begleiten.

Das klare Wetter konnte wenig auf sein trübes Gemüth wirken; ein dumpfer Druck lag auf seiner Seele, die traurigen Bilder hatten sich bei ihm festgesetzt, und sein Gemüth kannte keine Bewegung als von einem schmerzlichen Gedanken zum andern.

Wie er mit sich in ewigem Unfrieden lebte, schien ihm auch der Zustand Andrer nur bedenklicher und verworrener; er glaubte das schöne Verhältniß zwischen Albert und seiner Gattin gestört zu haben, er machte sich Vorwürfe darüber, in die sich ein heimlicher Unwille gegen den Gatten mischte.

Seine Gedanken fielen auch unterwegs auf diesen Gegenstand. Ja, ja, sagte er zu sich selbst mit heimlichem Zähneknirschen, das ist der vertraute, freundliche, zärtliche, an Allem Theil nehmende Umgang, die ruhige, dauernde Treue! Sattigkeit ist's und Gleichgiltigkeit! Zieht ihn nicht jedes elende Geschäft mehr an als die theure, köstliche Frau? Weiß er sein Glück zu schätzen? Weiß er sie zu achten, wie sie es verdient? Er hat sie, nun gut, er hat sie — Ich weiß das, wie ich was Anders auch weiß, ich glaube an den Gedanken gewöhnt zu sein, er wird mich noch

rasend machen, er wird mich noch umbringen — Und hat denn die Freundschaft zu mir Stich gehalten? Sieht er nicht in meiner Anhänglichkeit an Lotten schon einen Eingriff in seine Rechte, in meiner Aufmerksamkeit für sie einen stillen Vorwurf? Ich weiß es wohl, ich fühl' es, er sieht mich ungern, er wünscht meine Entfernung, meine Gegenwart ist ihm beschwerlich.

Oft hielt er seinen raschen Schritt an, oft stand er stille und schien umkehren zu wollen; allein er richtete seinen Gang immer wieder vorwärts und war mit diesen Gedanken und Selbstgesprächen endlich gleichsam wider Willen bei dem Jagdhause angekommen.

Er trat in die Thür, fragte nach dem Alten und nach Lotten; er fand das Haus in einiger Bewegung. Der älteste Knabe sagte ihm, es sei drüben in Wahlheim ein Unglück geschehen, es sei ein Bauer erschlagen worden! — Es machte das weiter keinen Eindruck auf ihn. — Er trat in die Stube und fand Lotten beschäftigt, dem Alten zuzureden, der ungeachtet seiner Krankheit hinüber wollte, um an Ort und Stelle die That zu untersuchen. Der Thäter war noch unbekannt; man hatte den Erschlagenen des Morgens vor der Hausthür gefunden, man hatte Muthmaßungen: Der Entleibte war Knecht einer Wittwe, die vorher einen Andern im Dienste gehabt, der mit Unfrieden aus dem Hause gekommen war.

Da Werther dieses hörte, fuhr er mit Heftigkeit auf. „Ist's möglich!" rief er aus, „ich muß hinüber, ich kann nicht einen Augenblick ruhen." Er eilte nach Wahlheim zu, jede Erinnerung ward ihm lebendig, und er zweifelte nicht einen Augenblick, daß jener Mensch die That begangen, den er so manchmal gesprochen, der ihm so werth geworden war.

Da er durch die Linden mußte, um nach der Schenke zu kommen, wo sie den Körper hingelegt hatten, entsetzt' er sich vor dem sonst so geliebten Platze. Jene Schwelle, worauf die Nachbarskinder so oft gespielt hatten, war mit Blut besudelt. Liebe und Treue, die schönsten menschlichen Empfindungen, hatten sich in Gewalt und Mord verwandelt. Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift, die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabsteine sahen, mit Schnee bedeckt, durch die Lücken hervor.

Als er sich der Schenke näherte, vor welcher das ganze Dorf versammelt war, entstand auf einmal ein Geschrei.

Man erblickte von fern einen Trupp bewaffneter Männer, und ein Jeder rief, daß man den Thäter herbeiführe. Werther sah hin und blieb nicht lange zweifelhaft. Ja, es war der Knecht, der jene Wittwe so sehr liebte, den er vor einiger Zeit mit dem stillen Grimme, mit der heimlichen Verzweiflung umhergehend angetroffen hatte.

„Was hast Du begangen, Unglücklicher!“ rief Werther aus, indem er auf den Gefangnen losging. Dieser sah ihn still an, schwieg und versetzte endlich ganz gelassen: „Keiner wird sie haben, sie wird Keinen haben.“ Man brachte den Gefangnen in die Schenke, und Werther eilte fort.

Durch die entsetzliche, gewaltige Berührung war Alles, was in seinem Wesen lag, durcheinandergeschüttelt worden. Aus seiner Trauer, seinem Mißmuth, seiner gleichgiltigen Hingegebenheit wurde er auf einen Augenblick herausgerissen; unüberwindlich bemächtigte sich die Theilnehmung seiner, und es ergriff ihn eine unsägliche Begierde, den Menschen zu retten. Er fühlte ihn so unglücklich, er fand ihn als Verbrecher selbst so schuldlos, er setzte sich so tief in seine Lage, daß er gewiß glaubte, auch Andere davon zu überzeugen. Schon wünschte er für ihn sprechen zu können, schon drängte sich der lebhafteste Vortrag nach seinen Lippen; er eilte nach dem Jagdhause und konnte sich unterwegs nicht enthalten, Alles das, was er dem Amtmann vorstellen wollte, schon halblaut auszusprechen.

Als er in die Stube trat, fand er Alberten gegenwärtig. Dies verstimmte ihn einen Augenblick; doch faßte er sich bald wieder und trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit Alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme; er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grund gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts thun könne, ohne sich die größte Verantwortung aufzuladen; es müsse Alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebenen Gang gehen.

Werther ergab sich noch nicht, sondern bat nur, der Amtmann möchte durch die Finger sehn, wenn man dem Menschen

zur Flucht behilflich wäre. Auch damit wies ihn der Amtmann ab. Albert, der sich endlich ins Gespräch mischte, trat auch auf des Alten Seite; Werther wurde überstimmt, und mit einem entsetzlichen Leiden machte er sich auf den Weg, nachdem ihm der Amtmann einigemal gesagt hatte: Nein, er ist nicht zu retten!

Wie sehr ihm diese Worte aufgefallen sein müssen, sehen wir aus einem Zettelchen, das sich unter seinen Papieren fand, und das gewiß an dem nämlichen Tage geschrieben worden:

„Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind."

Was Albert zuletzt über die Sache des Gefangenen in Gegenwart des Amtmanns gesprochen, war Werthern höchst zuwider gewesen; er glaubte einige Empfindlichkeit gegen sich darin bemerkt zu haben, und wenngleich bei mehrerem Nachdenken seinem Scharfsinne nicht entging, daß beide Männer Recht haben möchten, so war es ihm doch, als ob er seinem innersten Dasein entsagen müßte, wenn er es gestehen, wenn er es zugeben sollte.

Ein Blättchen, das sich darauf bezieht, das vielleicht sein ganzes Verhältniß zu Albert ausdrückt, finden wir unter seinen Papieren.

„Was hilft es, daß ich mir's sage und wieder sage, er ist brav und gut; aber es zerreißt mir mein inneres Eingeweide; ich kann nicht gerecht sein."

Weil es ein gelinder Abend war, und das Wetter anfing sich zum Thauen zu neigen, ging Lotte mit Alberten zu Fuße zurück. Unterwegs sah sie sich hier und da um, eben, als wenn sie Werther's Begleitung vermißte. Albert fing von ihm an zu reden, er tadelte ihn, indem er ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ. Er berührte seine unglückliche Leidenschaft und wünschte, daß es möglich sein möchte, ihn zu entfernen. „Ich wünsch' es auch um unsertwillen," sagt' er, „und ich bitte Dich," fuhr er fort, „siehe zu, seinem Betragen gegen Dich eine andere Richtung zu geben, seine öftern Besuche zu vermindern! Die Leute

werden aufmerksam, und ich weiß, daß man hier und da drüber gesprochen hat." Lotte schwieg, und Albert schien ihr Schweigen empfunden zu haben; wenigstens seit der Zeit erwähnte er Werther's nicht mehr gegen sie, und wenn sie seiner erwähnte, ließ er das Gespräch fallen oder lenkte es wo anders hin.

Der vergebliche Versuch, den Werther zur Rettung des Unglücklichen gemacht hatte, war das letzte Auflodern der Flamme eines verlöschenden Lichtes; er versank nur desto tiefer in Schmerz und Unthätigkeit; besonders kam er fast außer sich, als er hörte, daß man ihn vielleicht gar zum Zeugen gegen den Menschen, der sich nun aufs Leugnen legte, auffordern könnte.

Alles, was ihm Unangenehmes jemals in seinem wirksamen Leben begegnet war, der Verdruß bei der Gesandtschaft, Alles, was ihm sonst mißlungen war, was ihn je gekränkt hatte, ging in seiner Seele auf und nieder. Er fand sich durch Alles dieses wie zur Unthätigkeit berechtigt, er fand sich abgeschnitten von aller Aussicht, unfähig, irgend eine Handhabe zu ergreifen, mit denen man die Geschäfte des gemeinen Lebens anfaßt, und so rückte er endlich, ganz seiner wunderbaren Empfindung, Denkart und einer endlosen Leidenschaft hingegeben, in dem ewigen Einerlei eines traurigen Umgangs mit dem liebenswürdigen und geliebten Geschöpfe, dessen Ruhe er störte, in seine Kräfte stürmend, sie ohne Zweck und Aussicht abarbeitend, immer einem traurigen Ende näher.

Von seiner Verworrenheit, Leidenschaft, von seinem rastlosen Treiben und Streben, von seiner Lebensmüde sind einige hinterlassne Briefe die stärksten Zeugnisse, die wir hier einrücken wollen.

Am 12. Dezember.

„Lieber Wilhelm, ich bin in einem Zustande, in dem jene Unglücklichen gewesen sein müssen, von denen man glaubte, sie würden von einem bösen Geiste umher getrieben. Manchmal ergreift mich's; es ist nicht Angst, nicht Begier — es ist ein inneres, unbekanntes Toben, das meine Brust zu zerreißen droht, das mir die Gurgel zupreßt! Wehe, wehe! Und dann schweife ich umher in den furchtbaren nächtlichen Scenen dieser menschenfeindlichen Jahrszeit.

Gestern Abend mußte ich hinaus. Es war plötzlich Thauwetter eingefallen; ich hatte gehört, der Fluß sei übergetreten,

alle Bäche geschwollen, und von Wahlheim herunter mein liebes Thal überschwemmt! Nachts nach Elfe rannte ich hinaus. Ein fürchterliches Schauspiel, vom Fels herunter die wühlenden Fluthen in dem Mondlichte wirbeln zu sehen, über Aecker und Wiesen und Hecken und Alles und das weite Thal hinauf und hinab. Eine stürmende See im Sausen des Windes! Und wenn dann der Mond wieder hervortrat und über der schwarzen Wolke ruhte, und vor mir hinaus die Fluth in fürchterlich-herrlichem Widerschein rollte und klang, da überfiel mich ein Schauer und wieder ein Sehnen! Ach, mit offnen Armen stand ich gegen den Abgrund und athmete hinab! hinab! und verlor mich in der Wonne, meine Qualen, meine Leiden da hinabzustürmen! dahinzubrausen wie die Wellen! Oh! — und den Fuß vom Boden zu heben vermochtest Du nicht und alle Qualen zu enden! — Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen, ich fühle es! O Wilhelm! Wie gern hätte ich mein Menschsein drum gegeben, mit jenem Sturmwinde die Wolken zu zerreißen, die Fluthen zu fassen! Ha! Und wird nicht vielleicht dem Eingekerkerten einmal diese Wonne zu Theil? —

Und wie ich wehmüthig hinabsah auf ein Plätzchen, wo ich mit Lotten unter einer Weide geruht auf einem heißen Spaziergange, — das war auch überschwemmt, und kaum daß ich die Weide erkannte! Wilhelm! Und ihre Wiesen, dachte ich, die Gegend um ihr Jagdhaus! Wie verstört jetzt vom reißenden Strom unsere Laube, dacht' ich. Und der Vergangenheit Sonnenstrahl blickte herein wie einem Gefangenen ein Traum von Herden, Wiesen und Ehrenämtern! Ich stand! — Ich schelte mich nicht; denn ich habe Muth zu sterben. — Ich hätte — Nun sitze ich hier wie ein altes Weib, das ihr Holz von Zäunen stoppelt und ihr Brod an den Thüren, um ihr hinsterbendes, freudeloses Dasein noch einen Augenblick zu verlängern und zu erleichtern."

Den 14. Dezember.

„Was ist das, mein Lieber? Ich erschrecke vor mir selbst! Ist nicht meine Liebe zu ihr die heiligste, reinste, brüderlichste Liebe? Habe ich jemals einen strafbaren Wunsch in meiner Seele gefühlt? — Ich will nicht betheuern — Und nun, Träume! O, wie wahr fühlten die Menschen, die so widersprechende Wirkungen fremden Mächten zuschrieben! Diese Nacht,

ich zittre es zu sagen, hielt ich sie in meinen Armen, fest an meinen Busen gedrückt, und deckte ihren liebelispelnden Mund mit unendlichen Küssen; mein Auge schwamm in der Trunkenheit des ihrigen! Gott! Bin ich strafbar, daß ich auch jetzt noch eine Seligkeit fühle, mir diese glühenden Freuden mit voller Innigkeit zurückzurufen? Lotte! Lotte! — Und mit mir ist es aus! Meine Sinnen verwirren sich, schon acht Tage habe ich keine Besinnungskraft mehr, meine Augen sind voll Thränen; ich bin nirgend wohl und überall wohl; ich wünsche nichts, ich verlange nichts; mir wäre besser, ich ginge."

Der Entschluß, die Welt zu verlassen, hatte in dieser Zeit, unter solchen Umständen in Werther's Seele immer mehr Kraft gewonnen. Seit der Rückkehr zu Lotten war es immer seine letzte Aussicht und Hoffnung gewesen; doch hatte er sich gesagt, es solle keine übereilte, keine rasche That sein, er wolle mit der besten Ueberzeugung, mit der möglichst-ruhigen Entschlossenheit diesen Schritt thun.

Seine Zweifel, sein Streit mit sich selbst blicken aus einem Zettelchen hervor, das wahrscheinlich ein angefangner Brief an Wilhelm ist und ohne Datum unter seinen Papieren gefunden worden.

„Ihre Gegenwart, ihr Schicksal, ihre Theilnehmung an dem meinigen preßt noch die letzten Thränen aus meinem versengten Gehirne.

Den Vorhang aufzuheben und dahinter zu treten, das ist Alles! Und warum das Zaudern und Zagen? Weil man nicht weiß, wie es dahinten aussieht? und man nicht wiederkehrt? Und daß das nun die Eigenschaft unseres Geistes ist, da Verwirrung und Finsterniß zu ahnen, wovon wir nichts Bestimmtes wissen!"

Endlich ward er mit dem traurigen Gedanken immer mehr verwandt und befreundet, und sein Vorsatz fest und unwiderruflich, wovon folgender zweideutige Brief, den er an seinen Freund schrieb, ein Zeugniß abgiebt.

Am 20. Dezember.

„Ich danke Deiner Liebe, Wilhelm, daß Du das Wort so aufgefangen hast. Ja, Du hast Recht: mir wäre besser, ich ginge. Der Vorschlag, den Du zu einer Rückkehr zu Euch thust, gefällt mir nicht ganz; wenigstens möchte ich noch gerne einen Umweg machen, besonders da wir anhaltenden Frost und gute Wege zu hoffen haben. Auch ist mir es sehr lieb, daß Du kommen willst, mich abzuholen; verziehe nur noch vierzehn Tage und erwarte noch einen Brief von mir mit dem Weiteren! Es ist nöthig, daß nichts gepflückt werde, ehe es reif ist; und vierzehn Tage auf oder ab thun viel. Meiner Mutter sollst Du sagen, daß sie für ihren Sohn beten soll, und daß ich sie um Vergebung bitte wegen alles Verdrusses, den ich ihr gemacht habe. Das war nun mein Schicksal, die zu betrüben, denen ich Freude schuldig war. Leb wohl, mein Theuerster! Allen Segen des Himmels über Dich! Leb wohl!"

Was in dieser Zeit in Lottens Seele vorging, wie ihre Gesinnungen gegen ihren Mann, gegen ihren unglücklichen Freund gewesen, getrauen wir uns kaum mit Worten auszudrücken, ob wir uns gleich davon nach der Kenntniß ihres Charakters wol einen stillen Begriff machen können, und eine schöne weibliche Seele sich in die ihrige denken und mit ihr empfinden kann.

So viel ist gewiß, sie war fest bei sich entschlossen, Alles zu thun, um Werthern zu entfernen, und wenn sie zauderte, so war es eine herzliche, freundschaftliche Schonung, weil sie wußte, wie viel es ihm kosten, ja, daß es ihm beinahe unmöglich sein würde. Doch ward sie in dieser Zeit mehr gedrängt, Ernst zu machen; es schwieg ihr Mann ganz über dies Verhältniß, wie sie auch immer darüber geschwiegen hatte, und um so mehr war ihr angelegen, ihm durch die That zu beweisen, wie ihre Gesinnungen der seinigen werth seien.

An demselben Tage, als Werther den zuletzt eingeschalteten Brief an seinen Freund geschrieben, es war der Sonntag vor Weihnachten, kam er Abends zu Lotten und fand sie allein. Sie beschäftigte sich, einige Spielwerke in Ordnung zu bringen, die sie ihren kleinen Geschwistern zum Christgeschenke zurecht gemacht hatte. Er redete von dem Vergnügen, das die Kleinen haben würden, und von den Zeiten, da Einen die unerwartete

Oeffnung der Thür und die Erscheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradiesische Entzückung setzte. „Sie sollen," sagte Lotte, indem sie ihre Verlegenheit unter ein liebes Lächeln verbarg, „Sie sollen auch beschert kriegen, wenn Sie recht geschickt sind, ein Wachsstöckchen und noch was." — „Und was heißen Sie geschickt sein?" rief er aus. „Wie soll ich sein? Wie kann ich sein, beste Lotte?" — „Donnerstag Abend," sagte sie, „ist Weihnachtsabend, da kommen die Kinder, mein Vater auch, da kriegt Jedes das Seinige, da kommen Sie auch — aber nicht eher!" — Werther stutzte. — „Ich bitte Sie," fuhr sie fort, „es ist nun einmal so, ich bitte Sie um meiner Ruhe willen, es kann nicht, es kann nicht so bleiben." — Er wendete seine Augen von ihr und ging in der Stube auf und ab und murmelte das: „Es kann nicht so bleiben", zwischen den Zähnen. Lotte, die den schrecklichen Zustand fühlte, worein ihn diese Worte versetzt hatten, suchte durch allerlei Fragen seine Gedanken abzulenken, aber vergebens. „Nein, Lotte," rief er aus, „ich werde Sie nicht wieder sehen!" „Warum das?" versetzte sie, „Werther, Sie können, Sie müssen uns wieder sehen, nur mäßigen Sie sich! O, warum mußten Sie mit dieser Heftigkeit, dieser unbezwinglich-haftenden Leidenschaft für Alles, was Sie einmal anfassen, geboren werden! Ich bitte Sie", fuhr sie fort, indem sie ihn bei der Hand nahm, „mäßigen Sie sich! Ihr Geist, Ihre Wissenschaften, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannichfaltige Ergetzungen dar! Sein Sie ein Mann! Wenden Sie diese traurige Anhänglichkeit von einem Geschöpf, das nichts thun kann als Sie bedauern." — Er knirrte mit den Zähnen und sah sie düster an. Sie hielt seine Hand. „Nur einen Augenblick ruhigen Sinn, Werther!" sagte sie. „Fühlen Sie nicht, daß Sie sich betriegen, sich mit Willen zu Grunde richten! Warum denn mich, Werther, just mich, das Eigenthum eines Andern? just das? Ich fürchte, ich fürchte, es ist nur die Unmöglichkeit, mich zu besitzen, die Ihnen diesen Wunsch so reizend macht." Er zog seine Hand aus der ihrigen, indem er sie mit einem starren, unwilligen Blick ansah. „Weise," rief er, „sehr weise! Hat vielleicht Albert diese Anmerkung gemacht? Politisch! sehr politisch!" — „Es kann sie Jeder machen," versetzte sie drauf. „Und sollte denn in der weiten Welt kein Mädchen sein, das die Wünsche Ihres Herzens erfüllte? Gewinnen Sie's über sich, suchen Sie darnach, und ich schwöre Ihnen, Sie

werden sie finden; denn schon lange ängstet mich für Sie und uns die Einschränkung, in die Sie sich diese Zeit her selbst gebannt haben. Gewinnen Sie es über sich! Eine Reise wird Sie, muß Sie zerstreuen! Suchen Sie, finden Sie einen werthen Gegenstand Ihrer Liebe und kehren Sie zurück und lassen Sie uns zusammen die Seligkeit einer wahren Freundschaft genießen!"

„Das könnte man," sagte er mit einem kalten Lachen, „drucken lassen und allen Hofmeistern empfehlen. Liebe Lotte! Lassen Sie mir noch ein klein Wenig Ruh, es wird Alles werden!" — „Nur das, Werther, daß Sie nicht eher kommen als Weihnachtsabend!" — Er wollte antworten, und Albert trat in die Stube. Man bot sich einen frostigen Gutenabend und ging verlegen im Zimmer neben einander auf und nieder. Werther fing einen unbedeutenden Diskurs an, der bald aus war, Albert desgleichen, der sodann seine Frau nach gewissen Aufträgen fragte, und als er hörte, sie seien noch nicht ausgerichtet, ihr einige Worte sagte, die Werthern kalt, ja, gar hart vorkamen. Er wollte gehen, er konnte nicht und zauderte bis Acht, da sich denn sein Unmuth und Unwillen immer vermehrte, bis der Tisch gedeckt wurde und er Hut und Stock nahm. Albert lud ihn zu bleiben; er aber, der nur ein unbedeutendes Kompliment zu hören glaubte, dankte kalt dagegen und ging weg.

Er kam nach Hause, nahm seinem Burschen, der ihm leuchten wollte, das Licht aus der Hand und ging allein in sein Zimmer, weinte laut, redete aufgebracht mit sich selbst, ging heftig die Stube auf und ab und warf sich endlich in seinen Kleidern aufs Bette, wo ihn der Bediente fand, der es gegen Elfe wagte hineinzugehen, um zu fragen, ob er dem Herrn die Stiefel ausziehen sollte, das er denn zuließ und dem Bedienten verbot, den andern Morgen ins Zimmer zu kommen, bis er ihn rufen würde.

Montags früh, den einundzwanzigsten Dezember, schrieb er folgenden Brief an Lotten, den man nach seinem Tode versiegelt auf seinem Schreibtische gefunden und ihr überbracht hat, und den ich absatzweise hier einrücken will, so wie aus den Umständen erhellet, daß er ihn geschrieben habe.

„Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben, und das schreibe ich Dir ohne romantische Ueberspannung, gelassen, an dem Morgen des Tages, an dem ich Dich zum letzten Male sehen

werde. Wenn Du Dieses lieſest, meine Beſte, deckt ſchon das kühle Grab die erſtarrten Reſte des Unruhigen, Unglücklichen, der für die letzten Augenblicke ſeines Lebens keine größere Süßigkeit weiß, als ſich mit Dir zu unterhalten. Ich habe eine ſchreckliche Nacht gehabt und, ach, eine wohlthätige Nacht. Sie iſt es, die meinen Entſchluß befeſtigt, beſtimmt hat. Ich will ſterben! Wie ich mich geſtern von Dir riß in der fürchterlichen Empörung meiner Sinne, wie ſich Alles das nach meinem Herzen drängte, und mein hoffnungsloſes, freudeloſes Daſein neben Dir in gräßlicher Kälte mich anpackte — ich erreichte kaum mein Zimmer, ich warf mich außer mir auf meine Knie, und, o Gott! Du gewährteſt mir das letzte Labſal der bitterſten Thränen! Tauſend Anſchläge, tauſend Ausſichten wütheten durch meine Seele, und zuletzt ſtand er da, feſt, ganz, der letzte, einzige Gedanke: Ich will ſterben! — Ich legte mich nieder, und Morgens in der Ruhe des Erwachens ſteht er noch feſt, noch ganz ſtark in meinem Herzen: Ich will ſterben! — Es iſt nicht Verzweiflung, es iſt Gewißheit, daß ich ausgetragen habe, und daß ich mich opfre für Dich. Ja, Lotte! Warum ſollte ich es verſchweigen? Eins von uns Dreien muß hinweg, und das will ich ſein! O meine Beſte! In dieſem zerriſſenen Herzen iſt es wüthend herumgeſchlichen, oft — Deinen Mann zu ermorden! — Dich! — Mich! — So ſei es! — Wenn Du hinaufſteigſt auf den Berg an einem ſchönen Sommerabende, dann erinnere Dich meiner, wie ich ſo oft das Thal herauf kam, und dann blicke nach dem Kirchhofe hinüber nach meinem Grabe, wie der Wind das hohe Gras im Scheine der ſinkenden Sonne hin und her wiegt — Ich war ruhig, da ich anfing; nun, nun weine ich wie ein Kind, da Alles das ſo lebhaft um mich wird" —

Gegen zehn Uhr rief Werther ſeinem Bedienten, und unter dem Anziehen ſagte er ihm, wie er in einigen Tagen verreiſen würde; er ſolle daher die Kleider auskehren und Alles zum Einpacken zurecht machen; auch gab er ihm Befehl, überall Konto's zu fordern, einige ausgeliehene Bücher abzuholen und einigen Armen, denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugetheiltes auf zwei Monate vorauszubezahlen.

Er ließ ſich das Eſſen auf die Stube bringen, und nach Tiſche ritt er hinaus zum Amtmanne, den er nicht zu Hauſe antraf. Er ging tiefſinnig im Garten auf und ab und ſchien

noch zuletzt alle Schwermuth der Erinnerung auf sich häufen zu wollen.

Die Kleinen ließen ihn nicht lange in Ruhe; sie verfolgten ihn, sprangen an ihm hinauf, erzählten ihm, daß, wenn morgen und wieder morgen und noch ein Tag wäre, sie die Christgeschenke bei Lotten holten, und erzählten ihm Wunder, die sich ihre kleine Einbildungskraft versprach. „Morgen!" rief er aus, „und wieder morgen! und noch ein Tag!" und küßte sie Alle herzlich und wollte sie verlassen, als ihm der Kleine noch etwas in das Ohr sagen wollte. Der verrieth ihm, die großen Brüder hätten schöne Neujahrswünsche geschrieben, so groß! und einen für den Papa, für Albert und Lotten einen und auch einen für Herrn Werther; die wollten sie am Neujahrstage früh überreichen. Das übermannte ihn; er schenkte Jedem etwas, setzte sich zu Pferde, ließ den Alten grüßen und ritt mit Thränen in den Augen davon.

Gegen Fünf kam er nach Hause, befahl der Magd nach dem Feuer zu sehen und es bis in die Nacht zu unterhalten. Den Bedienten hieß er Bücher und Wäsche unten in den Koffer packen und die Kleider einnähen. Darauf schrieb er wahrscheinlich folgenden Absatz seines letzten Briefes an Lotten:

„Du erwartest mich nicht! Du glaubst, ich würde gehorchen und erst Weihnachtsabend Dich wiedersehen. O Lotte! Heut oder nie mehr! Weihnachtsabend hältst Du dieses Papier in Deiner Hand, zitterst und benetzest es mit Deinen lieben Thränen. Ich will, ich muß! O, wie wohl ist es mir, daß ich entschlossen bin!"

Lotte war indeß in einen sonderbaren Zustand gerathen. Nach der letzten Unterredung mit Werthern hatte sie empfunden, wie schwer es ihr fallen werde, sich von ihm zu trennen, was er leiden würde, wenn er sich von ihr entfernen sollte.

Es war wie im Vorübergehen in Albert's Gegenwart gesagt worden, daß Werther vor Weihnachtsabend nicht wiederkommen werde, und Albert war zu einem Beamten in der Nachbarschaft geritten, mit dem er Geschäfte abzuthun hatte, und wo er über Nacht bleiben sollte.

Sie saß nun allein, keins von ihren Geschwistern war um sie; sie überließ sich ihren Gedanken, die stille über ihren Verhältnissen herumschweiften. Sie sah sich nun mit dem Mann

auf ewig verbunden, dessen Liebe und Treue sie kannte, dem sie von Herzen zugethan war, dessen Ruhe, dessen Zuverlässigkeit recht vom Himmel dazu bestimmt zu sein schien, daß eine wackere Frau das Glück ihres Lebens darauf gründen sollte; sie fühlte, was er ihr und ihren Kindern auf immer sein würde. Auf der andern Seite war ihr Werther so theuer geworden; gleich von dem ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sich die Uebereinstimmung ihrer Gemüther so schön gezeigt, der lange dauernde Umgang mit ihm, so manche durchlebte Situationen hatten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Alles, was sie Interessantes fühlte und dachte, war sie gewohnt mit ihm zu theilen, und seine Entfernung drohete in ihr ganzes Wesen eine Lücke zu reißen, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. O, hätte sie ihn in dem Augenblick zum Bruder umwandeln können, wie glücklich wäre sie gewesen! — Hätte sie ihn einer ihrer Freundinnen verheirathen dürfen, hätte sie hoffen können, auch sein Verhältniß gegen Albert ganz wieder herzustellen!

Sie hatte ihre Freundinnen der Reihe nach durchgedacht und fand bei einer Jeglichen etwas auszusetzen, fand Keine, der sie ihn gegönnt hätte.

Ueber allen diesen Betrachtungen fühlte sie erst tief, ohne sich es deutlich zu machen, daß ihr herzliches, heimliches Verlangen sei, ihn für sich zu behalten, und sagte sich daneben, daß sie ihn nicht behalten könne, behalten dürfe; ihr reines, schönes, sonst so leichtes und leicht sich helfendes Gemüth empfand den Druck einer Schwermuth, dem die Aussicht zum Glück verschlossen ist. Ihr Herz war gepreßt, und eine trübe Wolke lag über ihrem Auge.

So war es halb Sieben geworden, als sie Werthern die Treppe heraufkommen hörte und seinen Tritt, seine Stimme, die nach ihr fragte, bald erkannte. Wie schlug ihr Herz, und wir dürfen fast sagen zum ersten Mal, bei seiner Ankunft! Sie hätte sich gern vor ihm verleugnen lassen, und als er hereintrat, rief sie ihm mit einer Art von leidenschaftlicher Verwirrung entgegen: „Sie haben nicht Wort gehalten.“ — „Ich habe nichts versprochen,“ war seine Antwort. „So hätten Sie wenigstens meiner Bitte Statt geben sollen,“ versetzte sie; „ich bat Sie um unsrer Beider Ruhe.“

Sie wußte nicht recht, was sie sagte, ebensowenig was sie that, als sie nach einigen Freundinnen schickte, um nicht mit

Werthern allein zu sein. Er legte einige Bücher hin, die er gebracht hatte, fragte nach andern, und sie wünschte, bald daß ihre Freundinnen kommen, bald daß sie wegbleiben möchten. Das Mädchen kam zurück und brachte die Nachricht, daß sich Beide entschuldigen ließen.

Sie wollte das Mädchen mit ihrer Arbeit in das Nebenzimmer sitzen lassen; dann besann sie sich wieder anders. Werther ging in der Stube auf und ab, sie trat ans Klavier und fing eine Menuet an; sie wollte nicht stießen. Sie nahm sich zusammen und setzte sich gelassen zu Werthern, der seinen gewöhnlichen Platz auf dem Kanapee eingenommen hatte.

„Haben Sie nichts zu lesen?" sagte sie. Er hatte nichts. „Da drin in meiner Schublade," fing sie an, „liegt Ihre Uebersetzung einiger Gesänge Ossian's; ich habe sie noch nicht gelesen, denn ich hoffte immer, sie von Ihnen zu hören; aber seither hat sich's nicht finden, nicht machen wollen." Er lächelte, holte die Lieder; ein Schauer überfiel ihn, als er sie in die Hand nahm, und die Augen standen ihm voll Thränen, als er hineinsah. Er setzte sich nieder und las.

„Stern der dämmernden Nacht, schön funkelst Du in Westen, hebst Dein strahlend Haupt aus Deiner Wolke, wandelst stattlich Deinen Hügel hin. Wornach blickst Du auf die Heide? Die stürmenden Winde haben sich gelegt; von ferne kommt des Gießbachs Murmeln; rauschende Wellen spielen am Felsen ferne; das Gesumme der Abendfliegen schwärmt übers Feld. Wornach siehst Du, schönes Licht? Aber Du lächelst und gehst; freudig umgeben Dich die Wellen und baden Dein liebliches Haar. Lebe wohl, ruhiger Strahl! Erscheine, Du herrliches Licht von Ossian's Seele!

„Und es erscheint in seiner Kraft. Ich sehe meine geschiedenen Freunde, sie sammeln sich auf Lora wie in den Tagen, die vorüber sind — Fingal kommt wie eine feuchte Nebelsäule; um ihn sind seine Helden, und siehe! die Barden des Gesanges: Grauer Ullin! stattlicher Ryno! Alpin, lieblicher Sänger! und Du, sanftklagende Minona! — Wie verändert seid Ihr, meine Freunde, seit den festlichen Tagen auf Selma, da wir buhlten um die Ehre des Gesanges, wie Frühlingslüfte den Hügel hin wechselnd beugen das schwachlispelnde Gras.

„Da trat Minona hervor in ihrer Schönheit, mit nieder-

geschlagenem Blick und thränenvollem Auge; schwer floß ihr Haar im unsteten Winde, der von dem Hügel her stieß. — Düster ward's in der Seele der Helden, als sie die liebliche Stimme erhob; denn oft hatten sie das Grab Salgar's gesehen, oft die finstere Wohnung der weißen Colma. Colma, verlassen auf dem Hügel mit der harmonischen Stimme; Salgar versprach zu kommen; aber ringsum zog sich die Nacht. Höret Colma's Stimme, da sie auf dem Hügel allein saß.

Colma.

„Es ist Nacht! — Ich bin allein, verloren auf dem stürmischen Hügel. Der Wind saust im Gebirge. Der Strom heult den Felsen hinab. Keine Hütte schützt mich vor dem Regen, mich Verlassne auf dem stürmischen Hügel.

„Tritt, o Mond, aus Deinen Wolken! Erscheinet, Sterne der Nacht! Leite mich irgend ein Strahl zu dem Orte, wo meine Liebe ruht von den Beschwerden der Jagd, sein Bogen neben ihm abgespannt, seine Hunde schnobend um ihn! Aber hier muß ich sitzen allein auf dem Felsen des verwachsenen Stroms. Der Strom und der Sturm saust, ich höre nicht die Stimme meines Geliebten.

„Warum zaudert mein Salgar? Hat er sein Wort vergessen? — Da ist der Fels und der Baum und hier der rauschende Strom! Mit einbrechender Nacht versprachst Du, hier zu sein; ach, wohin hat sich mein Salgar verirrt? Mit Dir wollt' ich fliehen, verlassen Vater und Bruder, die Stolzen! Lange sind unsere Geschlechter Feinde; aber wir sind keine Feinde, o Salgar!

„Schweig eine Weile, o Wind! Still eine kleine Weile, o Strom, daß meine Stimme klinge durchs Thal, daß mein Wanderer mich höre! Salgar! Ich bin's, die ruft! Hier ist der Baum und der Fels! Salgar, mein Lieber, hier bin ich; warum zauderst Du zu kommen?

„Sieh, der Mond erscheint, die Fluth glänzt im Thale, die Felsen stehen grau den Hügel hinauf; aber ich seh' ihn nicht auf der Höhe, seine Hunde vor ihm her verkündigen nicht seine Ankunft. Hier muß ich sitzen allein.

„Aber wer sind, die dort unten liegen auf der Heide? — Mein Geliebter? Mein Bruder? — Redet, o meine Freunde! Sie antworten nicht. Wie geängstet ist meine Seele! — Ach, sie sind todt! Ihre Schwerter roth vom Gefechte! O mein Bruder, mein Bruder! Warum hast Du meinen Salgar erschlagen? O mein

Salgar! Warum hast Du meinen Bruder erschlagen! Ihr wart mir Beide so lieb! O, Du warst schön an dem Hügel unter Tausenden! Er war schrecklich in der Schlacht. Antwortet mir! Hört meine Stimme, meine Geliebten! Aber ach! sie sind stumm! stumm auf ewig! Kalt wie die Erde ist ihr Busen!

„O, von dem Felsen des Hügels, von dem Gipfel des stürmenden Berges redet, Geister der Todten! Redet! Mir soll es nicht grausen! — Wohin seid Ihr zur Ruhe gegangen? In welcher Gruft des Gebirges soll ich Euch finden! — Keine schwache Stimme vernehme ich im Winde, keine wehende Antwort im Sturme des Hügels.

„Ich sitze in meinem Jammer, ich harre auf den Morgen in meinen Thränen. Wühlet das Grab, Ihr Freunde der Todten, aber schließt es nicht, bis ich komme! Mein Leben schwindet wie ein Traum; wie sollt' ich zurückbleiben! Hier will ich wohnen mit meinen Freunden an dem Strome des klingenden Felsens — Wenn's Nacht wird auf dem Hügel, und Wind kommt über die Heide, soll mein Geist im Winde stehn und trauern den Tod meiner Freunde. Der Jäger hört mich aus seiner Laube, fürchtet meine Stimme und liebt sie; denn süß soll meine Stimme sein um meine Freunde; sie waren mir Beide so lieb!

„Das war Dein Gesang, o Minona, Thorman's sanft erröthende Tochter. Unsere Thränen flossen um Colma, und unsere Seele ward düster.

„Ullin trat auf mit der Harfe und gab uns Alpin's Gesang — Alpin's Stimme war freundlich, Ryno's Seele ein Feuerstrahl. Aber schon ruhten sie im engen Hause, und ihre Stimme war verhallet in Selma. Einst kehrte Ullin zurück von der Jagd, ehe die Helden noch fielen. Er hörte ihren Wettegesang auf dem Hügel. Ihr Lied ist sanft, aber traurig. Sie klagten Morar's Fall, des ersten der Helden. Seine Seele war wie Fingal's Seele, sein Schwert wie das Schwert Oskar's — Aber er fiel, und sein Vater jammerte, und seiner Schwester Augen waren voll Thränen, Minona's Augen waren voll Thränen, der Schwester des herrlichen Morar's. Sie trat zurück vor Ullin's Gesang wie der Mond in Westen, der den Sturmregen voraussieht und sein schönes Haupt in eine Wolke verbirgt. — Ich schlug die Harfe mit Ullin zum Gesange des Jammers.

Ryno.

„Vorbei sind Wind und Regen, der Mittag ist so heiter, die Wolken theilen sich. Fliehend bescheint den Hügel die unbe-

ständige Sonne. Röthlich fließt der Strom des Berges im Thale hin. Süß ist Dein Murmeln, Strom; doch süßer die Stimme, die ich höre. Es ist Alpin's Stimme. Er bejammert den Todten. Sein Haupt ist vor Alter gebeugt und roth sein thränendes Auge. Alpin! Trefflicher Sänger! Warum allein auf dem schweigenden Hügel? Warum jammerst Du wie ein Windstoß im Walde, wie eine Welle am fernen Gestade?

Alpin.

„Meine Thränen, Ryno, sind für den Todten, meine Stimme für die Bewohner des Grabes. Schlank bist Du auf dem Hügel, schön unter den Söhnen der Heide. Aber Du wirst fallen wie Morar, und auf Deinem Grabe der Trauernde sitzen. Die Hügel werden Dich vergessen, Dein Bogen in der Halle liegen ungespannt.

„Du warst schnell, o Morar, wie ein Reh auf dem Hügel, schrecklich wie die Nachtfeuer am Himmel. Dein Grimm war ein Sturm, Dein Schwert in der Schlacht wie Wetterleuchten über der Heide, Deine Stimme gleich dem Waldstrome nach dem Regen, dem Donner auf fernen Hügeln. Manche fielen vor Deinem Arm, die Flamme Deines Grimmes verzehrte sie. Aber wenn Du wiederkehrtest vom Kriege, wie friedlich war Deine Stimme! Dein Angesicht war gleich der Sonne nach dem Gewitter, gleich dem Monde in der schweigenden Nacht, ruhig Deine Brust wie der See, wenn sich des Windes Brausen gelegt hat.

„Eng ist nun Deine Wohnung, finster Deine Stätte! Mit drei Schritten miss' ich Dein Grab, o Du, der Du ehe so groß warst! Vier Steine mit moosigen Häuptern sind Dein einziges Gedächtniß; ein entblätterter Baum, langes Gras, das im Winde wispelt, deutet dem Auge des Jägers das Grab des mächtigen Morar's. Keine Mutter hast Du, Dich zu beweinen, kein Mädchen mit Thränen der Liebe; todt ist, die Dich gebar, gefallen die Tochter von Morglan.

„Wer auf seinem Stabe ist das? Wer ist es, dessen Haupt weiß ist vor Alter, dessen Augen roth sind von Thränen? Es ist Dein Vater, o Morar! der Vater keines Sohnes außer Dir. Er hörte von Deinem Ruf in der Schlacht; er hörte von zerstobenen Feinden; er hörte Morar's Ruhm! Ach, nichts von seiner Wunde? Weine, Vater Morar's! Weine! Aber Dein Sohn hört Dich nicht. Tief ist der Schlaf der Todten, niedrig

ihr Kissen von Staube. Nimmer achtet er auf die Stimme, nie erwacht er auf Deinen Ruf. O, wann wird es Morgen im Grabe, zu bieten dem Schlummerer: Erwache!

„Lebe wohl, edelster der Menschen, Du Eroberer im Felde! Aber nimmer wird Dich das Feld sehen, nimmer der düstere Wald leuchten vom Glanze Deines Stahls! Du hinterließest keinen Sohn; aber der Gesang soll Deinen Namen erhalten, künftige Zeiten sollen von Dir hören, hören von dem gefallenen Morar.

„Laut war die Trauer der Helden, am Lautesten Armin's berstender Seufzer. Ihn erinnerte es an den Tod seines Sohnes, er fiel in den Tagen der Jugend. Carmor saß nahe bei dem Helden, der Fürst des hallenden Galmal. Warum schluchzet der Seufzer Armin's? sprach er, was ist hier zu weinen? Klingt nicht Lied und Gesang, die Seele zu schmelzen und zu ergetzen? Sie sind wie sanfter Nebel, der steigend vom See aufs Thal sprüht, und die blühenden Blumen füllet das Naß; aber die Sonne kommt wieder in ihrer Kraft, und der Nebel ist gegangen. Warum bist Du so jammervoll, Armin, Herrscher des seeumflossenen Gorma?

„Jammervoll! Wol, das bin ich, und nicht gering die Ursache meines Wehs. — Carmor, Du verlorst keinen Sohn, verlorst keine blühende Tochter; Colgar, der Tapfere, lebt, und Amira, die schönste der Mädchen. Die Zweige Deines Hauses blühen, o Carmor; aber Armin ist der Letzte seines Stammes. Finster ist Dein Bett, o Daura! Dumpf ist Dein Schlaf im Grabe. — Wann erwachst Du mit Deinen Gesängen, mit Deiner melodischen Stimme? Auf! Ihr Winde des Herbstes! Auf! Stürmt über die finstere Heide! Waldströme, braust! Heult, Stürme im Gipfel der Eichen! Wandle durch gebrochene Wolken, o Mond, zeige wechselnd Dein bleiches Gesicht! Erinnre mich der schrecklichen Nacht, da meine Kinder umkamen, da Arindal, der Mächtige, fiel, Daura, die Liebe, verging.

„Daura, meine Tochter, Du warst schön, schön wie der Mond auf den Hügeln von Jura, weiß wie der gefallene Schnee, süß wie die athmende Luft! Arindal, Dein Bogen war stark, Dein Speer schnell auf dem Felde, Dein Blick wie Nebel auf der Welle, Dein Schild eine Feuerwolke im Sturme!

„Armar, berühmt im Kriege, kam und warb um Daura's Liebe; sie widerstand nicht lange. Schön waren die Hoffnungen ihrer Freunde.

„Grath, der Sohn Odgall's, grollte; denn sein Bruder lag erschlagen von Armar. Er kam, in einen Schiffer verkleidet. Schön war sein Nachen auf der Welle, weiß seine Locken vor Alter, ruhig sein ernstes Gesicht. „Schönste der Mädchen," sagte er, „liebliche Tochter von Armin, dort am Felsen, nicht fern in der See, dort wartet Armar auf Daura; ich komme, seine Liebe zu führen über die rollende See."

Sie folgt' ihm und rief nach Armar; nichts antwortete als die Stimme des Felsens. Armar, mein Lieber, mein Lieber! Warum ängstest Du mich so? Höre, Sohn Arnath's, höre! Daura ist's, die Dich ruft!

„Grath, der Verräther, floh lachend zum Lande. Sie erhob ihre Stimme, rief nach ihrem Vater und Bruder: Arindal! Armin! Ist Keiner, seine Daura zu retten?

„Ihre Stimme kam über die See. Arindal, mein Sohn, stieg vom Hügel herab, rauh in der Beute der Jagd; seine Pfeile rasselten an seiner Seite, seinen Bogen trug er in der Hand, fünf schwarzgraue Doggen waren um ihn. Er sah den kühnen Grath am Ufer, faßte und band ihn an die Eiche, fest umflocht er seine Hüften; der Gefesselte füllte mit Aechzen die Winde.

„Arindal betritt die Wellen in seinem Boote, Daura herüber zu bringen. Armar kam in seinem Grimme, drückt' ab den grau befiederten Pfeil; er klang, er sank in Dein Herz, o Arindal, mein Sohn! Statt Grath, des Verräthers, kamst Du um; das Boot erreichte den Felsen, er sank dran nieder und starb. Zu Deinen Füßen floß Deines Bruders Blut. Welch war Dein Jammer, o Daura!

„Die Wellen zerschmetterten das Boot. Armar stürzte sich in die See, seine Daura zu retten oder zu sterben. Schnell stürmte ein Stoß vom Hügel in die Wellen, er sank und hob sich nicht wieder.

„Allein auf dem seebespülten Felsen hörte ich die Klagen meiner Tochter. Viel und laut war ihr Schreien; doch konnte sie ihr Vater nicht retten. Die ganze Nacht stand ich am Ufer; ich sah sie im schwachen Strahle des Mondes, die ganze Nacht hörte ich ihr Schreien; laut war der Wind, und der Regen schlug scharf nach der Seite des Berges. Ihre Stimme ward schwach, ehe der Morgen erschien; sie starb weg wie die Abendluft zwischen dem Grase der Felsen. Beladen mit Jammer starb

sie und ließ Arwin allein! Dahin ist meine Stärke im Kriege, gefallen mein Stolz unter den Mädchen.

„Wenn die Stürme des Berges kommen, wenn der Nord die Wellen hoch bebt, sitze ich am schallenden Ufer, schaue nach dem schrecklichen Felsen. Oft im sinkenden Monde sehe ich die Geister meiner Kinder, halbdämmernd wandeln sie zusammen in trauriger Eintracht."

Ein Strom von Thränen, der aus Lottens Augen brach und ihrem gepreßten Herzen Luft machte, hemmte Werther's Gesang. Er warf das Papier hin, faßte ihre Hand und weinte die bittersten Thränen. Lotte ruhte auf der andern und verbarg ihre Augen ins Schnupftuch. Die Bewegung Beider war fürchterlich. Sie fühlten ihr eignes Elend in dem Schicksale der Edlen, fühlten es zusammen, und ihre Thränen vereinigten sich. Die Lippen und Augen Werther's glühten an Lottens Arme; ein Schauer überfiel sie; sie wollte sich entfernen, und Schmerz und Antheil lagen betäubend wie Blei auf ihr. Sie athmete, sich zu erholen und bat ihn schluchzend fortzufahren, bat mit der ganzen Stimme des Himmels! Werther zitterte, sein Herz wollte bersten, er hob das Blatt auf und las halbgebrochen:

„Warum weckst Du mich, Frühlingsluft? Du buhlst und sprichst: Ich bethaue mit Tropfen des Himmels! Aber die Zeit meines Welkens ist nahe, nahe der Sturm, der meine Blätter herabstört! Morgen wird der Wanderer kommen, kommen, der mich sah in meiner Schönheit, ringsum wird sein Auge im Felde mich suchen und wird mich nicht finden. —"

Die ganze Gewalt dieser Worte fiel über den Unglücklichen. Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich, sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmüthigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wüthenden Küssen. „Werther!" rief sie mit erstickter Stimme, sich abwendend, „Werther!" und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen;

„Werther!“ rief sie mit dem gefaßten Tone des edelsten Gefühls. Er widerstand nicht, ließ sie aus seinen Armen und warf sich unsinnig vor sie hin. Sie riß sich auf, und in ängstlicher Verwirrung, bebend zwischen Liebe und Zorn, sagte sie: „Das ist das letzte Mal, Werther! Sie sehen mich nicht wieder.“ Und mit dem vollsten Blick der Liebe auf den Elenden eilte sie ins Nebenzimmer und schloß hinter sich zu. Werther streckte ihr die Arme nach, getraute sich nicht sie zu halten. Er lag an der Erde, den Kopf auf dem Kanapee, und in dieser Stellung blieb er über eine halbe Stunde, bis ihn ein Geräusch zu sich selbst rief. Es war das Mädchen, das den Tisch decken wollte. Er ging im Zimmer auf und ab, und da er sich wieder allein sah, ging er zur Thüre des Kabinets und rief mit leiser Stimme: „Lotte! Lotte! Nur noch ein Wort, ein Lebewohl!“ — Sie schwieg. Er harrte und bat und harrte; dann riß er sich weg und rief: „Lebe wohl! Lotte! Auf ewig lebe wohl!“

Er kam ans Stadtthor. Die Wächter, die ihn schon gewohnt waren, ließen ihn stillschweigend hinaus. Es stiebte zwischen Regen und Schnee, und erst gegen Else klopfte er wieder. Sein Diener bemerkte, als Werther nach Hause kam, daß seinem Herrn der Hut fehlte. Er getraute sich nicht etwas zu sagen, entkleidete ihn, Alles war naß. Man hat nachher den Hut auf einem Felsen, der an dem Abhange des Hügels ins Thal sieht, gefunden, und es ist unbegreiflich, wie er ihn in einer finstern, feuchten Nacht, ohne zu stürzen, erstiegen hat.

Er legte sich zu Bette und schlief lange. Der Bediente fand ihn schreibend, als er ihm den andern Morgen auf sein Rufen den Kaffee brachte. Er schrieb Folgendes am Briefe an Lotten:

„Zum letzten Male denn, zum letzten Male schlage ich diese Augen auf. Sie sollen, ach! die Sonne nicht mehr sehen, ein trüber, neblichter Tag hält sie bedeckt. So traure denn, Natur! Dein Sohn, Dein Freund, Dein Geliebter naht sich seinem Ende. Lotte! Das ist ein Gefühl ohne Gleichen, und doch kommt es dem dämmernden Traum am Nächsten, zu sich zu sagen: Das ist der letzte Morgen. Der letzte! Lotte, ich habe keinen Sinn für das Wort der letzte! Stehe ich nicht da in meiner ganzen Kraft, und morgen liege ich ausgestreckt und schlaff am Boden! Sterben! Was heißt das? Siehe, wir träumen, wenn wir vom Tode reden. Ich habe Manchen sterben

sehen; aber so eingeschränkt ist die Menschheit, daß sie für ihres Daseins Anfang und Ende keinen Sinn hat. Jetzt noch mein, Dein! Dein, o Geliebte! Und einen Augenblick — getrennt, geschieden — vielleicht auf ewig? — Nein, Lotte, nein — Wie kann ich vergehen? Wie kannst Du vergehen? Wir sind ja! — Vergehen! — Was heißt das? Das ist wieder ein Wort, ein leerer Schall, ohne Gefühl für mein Herz! — Todt, Lotte! eingescharrt der kalten Erde, so eng, so finster! — Ich hatte eine Freundin, die mein Alles war meiner hilflosen Jugend; sie starb, und ich folgte ihrer Leiche und stand an dem Grabe, wie sie den Sarg hinunterließen, und die Seile schnurrend unter ihm weg und wieder herauf schnellten, dann die erste Schaufel hinunterschollerte und die ängstliche Lade einen dumpfen Ton wiedergab und dumpfer und immer dumpfer, und endlich bedeckt war. Ich stürzte neben das Grab hin — ergriffen, erschüttert, geängstet, zerrissen mein Innerstes; aber ich wußte nicht, wie mir geschah — wie mir geschehen wird — Sterben! Grab! Ich verstehe die Worte nicht!

O, vergieb mir! Vergieb mir! Gestern! Es hätte der letzte Augenblick meines Lebens sein sollen. O Du Engel! Zum ersten Male, zum ersten Male ganz ohne Zweifel durch mein Innigstes durchglühte mich das Wonnegefühl: Sie liebt mich! Sie liebt mich! Es brennt noch auf meinen Lippen das heilige Feuer, das von den Deinigen strömte; neue, warme Wonne ist in meinem Herzen! Vergieb mir! Vergieb mir!

Ach, ich wußte, daß Du mich liebtest, wußte es an den ersten seelenvollen Blicken, an dem ersten Händedruck; und doch, wenn ich wieder weg war, wenn ich Alberten an Deiner Seite sah, verzagte ich wieder in fieberhaften Zweifeln.

Erinnerst Du Dich der Blumen, die Du mir schicktest, als Du in jener fatalen Gesellschaft mir kein Wort sagen, keine Hand reichen konntest? O, ich habe die halbe Nacht davor gekniet, und sie versiegelten mir Deine Liebe. Aber ach! Diese Eindrücke gingen vorüber, wie das Gefühl der Gnade seines Gottes allmählig wieder aus der Seele des Gläubigen weicht, die ihm mit ganzer Himmelsfülle in heiligen, sichtbaren Zeichen gereicht ward.

Alles das ist vergänglich; aber keine Ewigkeit soll das glühende Leben auslöschen, das ich gestern auf Deinen Lippen genoß, das ich in mir fühle! Sie liebt mich! Dieser Arm hat sie umfaßt, diese Lippen haben auf ihren Lippen gezittert, dieser

Mund hat an dem ihrigen gestammelt. Sie ist mein! Du bist mein! Ja, Lotte, auf ewig!

Und was ist das, daß Albert Dein Mann ist? Mann! Das wäre denn für diese Welt — und für diese Welt Sünde, daß ich Dich liebe, daß ich Dich aus seinen Armen in die meinigen reißen möchte? Sünde? Gut, und ich strafe mich dafür; ich habe sie in ihrer ganzen Himmelswonne geschmeckt, diese Sünde, habe Lebensbalsam und Kraft in mein Herz gesaugt. Du bist von diesem Augenblicke mein! Mein, o Lotte! Ich gehe voran, gehe zu meinem Vater, zu Deinem Vater! Dem will ich's klagen, und er wird mich trösten, bis Du kommst, und ich fliege Dir entgegen und fasse Dich und bleibe bei Dir vor dem Angesichte des Unendlichen in ewigen Umarmungen.

Ich träume nicht, ich wähne nicht. Nahe am Grabe wird mir es heller. Wir werden sein! Wir werden uns wiedersehen, Deine Mutter sehen! Ich werde sie sehen, werde sie finden, ach, und vor ihr mein ganzes Herz ausschütten! Deine Mutter, Dein Ebenbild."

Gegen Elfe fragte Werther seinen Bedienten, ob wol Albert zurückgekommen sei. Der Bediente sagte: ja, er habe dessen Pferd dahinführen sehen. Darauf giebt ihm der Herr ein offnes Zettelchen des Inhalts:

„Wollten Sie mir wol zu einer vorhabenden Reise Ihre Pistolen leihen? Leben Sie recht wohl!"

Die liebe Frau hatte die letzte Nacht wenig geschlafen; was sie gefürchtet hatte, war entschieden, auf eine Weise entschieden, die sie weder ahnen noch fürchten konnte. Ihr sonst so rein und leicht fließendes Blut war in einer fieberhaften Empörung, tausenderlei Empfindungen zerrütteten das schöne Herz. War es das Feuer von Werther's Umarmungen, das sie in ihrem Busen fühlte? War es Unwille über seine Verwegenheit? War es eine unmuthige Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit jenen Tagen ganz unbefangener, freier Unschuld und sorglosen Zutrauens an sich selbst? Wie sollte sie ihrem Manne entgegengehen, wie ihm eine Scene bekennen, die sie so gut gestehen durfte und die sie sich doch zu gestehen nicht getraute?

Sie hatten so lange gegen einander geschwiegen, und sollte sie die Erste sein, die das Stillschweigen bräche und eben zur unrechten Zeit ihrem Gatten eine so unerwartete Entdeckung machte? Schon fürchtete sie, die bloße Nachricht von Werther's Besuch werde ihm einen unangenehmen Eindruck machen, und nun gar diese unerwartete Katastrophe! Konnte sie wol hoffen, daß ihr Mann sie ganz im rechten Lichte sehen, ganz ohne Vorurtheil aufnehmen würde? und konnte sie wünschen, daß er in ihrer Seele lesen möchte? Und doch wieder, konnte sie sich verstellen gegen den Mann, vor dem sie immer wie ein krystallhelles Glas offen und frei gestanden und dem sie keine ihrer Empfindungen jemals verheimlicht noch verheimlichen können? Eins und das Andere machte ihr Sorgen und setzte sie in Verlegenheit; und immer kehrten ihre Gedanken wieder zu Werthern, der für sie verloren war, den sie nicht lassen konnte, den sie leider sich selbst überlassen mußte, und dem, wenn er sie verloren hatte, nichts mehr übrig blieb.

Wie schwer lag jetzt, was sie sich in dem Augenblick nicht deutlich machen konnte, die Stockung auf ihr, die sich unter ihnen festgesetzt hatte! So verständige, so gute Menschen fingen wegen gewisser heimlicher Verschiedenheiten unter einander zu schweigen an, Jedes dachte seinem Recht und dem Unrechte des Andern nach, und die Verhältnisse verwickelten und verbeßten sich dergestalt, daß es unmöglich ward, den Knoten eben in dem kritischen Momente, von dem Alles abhing, zu lösen. Hätte eine glückliche Vertraulichkeit sie früher wieder einander näher gebracht, wäre Liebe und Nachsicht wechselsweise unter ihnen lebendig worden und hätte ihre Herzen aufgeschlossen, vielleicht wäre unser Freund noch zu retten gewesen.

Noch ein sonderbarer Umstand kam dazu. Werther hatte, wie wir aus seinen Briefen wissen, nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich diese Welt zu verlassen sehne. Albert hatte ihn oft bestritten, auch war zwischen Lotten und ihrem Mann manchmal die Rede davon gewesen. Dieser, wie er einen entschiedenen Widerwillen gegen die That empfand, hatte auch gar oft mit einer Art von Empfindlichkeit, die sonst ganz außer seinem Charakter lag, zu erkennen gegeben, daß er an dem Ernst eines solchen Vorsatzes sehr zu zweifeln Ursach finde; er hatte sich sogar darüber einigen Scherz erlaubt und seinen Unglauben Lotten mitgetheilt. Dies beruhigte sie zwar von einer Seite, wenn ihre Gedanken ihr das traurige Bild vorführten,

von der andern aber fühlte sie sich auch dadurch gehindert, ihrem Manne die Besorgnisse mitzutheilen, die sie in dem Augenblicke quälten.

Albert kam zurück, und Lotte ging ihm mit einer verlegenen Hastigkeit entgegen; er war nicht heiter, sein Geschäft war nicht vollbracht; er hatte an dem benachbarten Amtmanne einen unbiegsamen, kleinsinnigen Menschen gefunden. Der üble Weg auch hatte ihn verdrießlich gemacht.

Er fragte, ob nichts vorgefallen sei, und sie antwortete mit Uebereilung, Werther sei gestern Abends da gewesen. Er fragte, ob Briefe gekommen, und er erbielt zur Antwort, daß einige Briefe und Pakete auf seiner Stube lägen. Er ging hinüber, und Lotte blieb allein. Die Gegenwart des Mannes, den sie liebte und ehrte, hatte einen neuen Eindruck in ihr Herz gemacht. Das Andenken seines Edelmuths, seiner Liebe und Güte hatte ihr Gemüth mehr beruhigt; sie fühlte einen heimlichen Zug ihm zu folgen, sie nahm ihre Arbeit und ging auf sein Zimmer, wie sie mehr zu thun pflegte. Sie fand ihn beschäftigt, die Pakete zu erbrechen und zu lesen. Einige schienen nicht das Angenehmste zu enthalten. Sie that einige Fragen an ihn, die er kurz beantwortete und sich an den Pult stellte, zu schreiben.

Sie waren auf diese Weise eine Stunde neben einander gewesen, und es ward immer dunkler in Lottens Gemüth. Sie fühlte, wie schwer es ihr werden würde, ihrem Mann, auch wenn er bei dem besten Humor wäre, das zu entdecken, was ihr auf dem Herzen lag; sie verfiel in eine Wehmuth, die ihr um desto ängstlicher ward, als sie solche zu verbergen und ihre Thränen zu verschlucken suchte.

Die Erscheinung von Werther's Knaben setzte sie in die größte Verlegenheit; er überreichte Alberten das Zettelchen, der sich gelassen nach seiner Frau wendete und sagte: „Gieb ihm die Pistolen! Ich lasse ihm glückliche Reise wünschen," sagte er zum Jungen. Das fiel auf sie wie ein Donnerschlag; sie schwankte aufzustehen, sie wußte nicht, wie ihr geschah. Langsam ging sie nach der Wand, zitternd nahm sie das Gewehr herunter, putzte den Staub ab und zauderte und hätte noch lange gezögert, wenn nicht Albert durch einen fragenden Blick sie gedrängt hätte. Sie gab das unglückliche Werkzeug dem Knaben, ohne ein Wort vorbringen zu können, und als der zum Hause hinaus war, machte sie ihre Arbeit zusammen, ging in ihr Zimmer in

dem Zustande der unaussprechlichsten Ungewißheit. Ihr Herz weissagte ihr alle Schreckniſſe. Bald war sie im Begriffe, sich zu den Füßen ihres Mannes zu werfen, ihm Alles zu entdecken, die Geschichte des gestrigen Abends, ihre Schuld und ihre Ahnungen; dann sah sie wieder keinen Ausgang des Unternehmens, am Wenigsten konnte sie hoffen, ihren Mann zu einem Gange nach Werthern zu bereden. Der Tisch ward gedeckt, und eine gute Freundin, die nur etwas zu fragen kam, gleich gehen wollte — und blieb, machte die Unterhaltung bei Tische erträglich; man zwang sich, man redete, man erzählte, man vergaß sich.

Der Knabe kam mit den Pistolen zu Werthern, der sie ihm mit Entzücken abnahm, als er hörte, Lotte habe sie ihm gegeben. Er ließ sich Brod und Wein bringen, hieß den Knaben zu Tische gehen und setzte sich nieder, zu schreiben.

„Sie sind durch Deine Hände gegangen, Du hast den Staub davon geputzt, ich küsse sie tausendmal, Du hast sie berührt. Und Du, Geist des Himmels, begünstigst meinen Entschluß, und Du, Lotte, reichst mir das Werkzeug, Du, von deren Händen ich den Tod zu empfangen wünschte und, ach, nun empfange. O, ich habe meinen Jungen ausgefragt. Du zitterteſt, als Du sie ihm reichteſt, Du sagteſt kein Lebewohl! — Wehe! Wehe! Kein Lebewohl! — Solltest Du Dein Herz für mich verschlossen haben um des Augenblicks willen, der mich ewig an Dich befestigte? Lotte, kein Jahrtausend vermag den Eindruck auszulöschen! Und ich fühle es, Du kannst den nicht hassen, der so für Dich glüht."

Nach Tische hieß er den Knaben Alles vollends einpacken, zerriß viele Papiere, ging aus und brachte noch kleine Schulden in Ordnung. Er kam wieder nach Hause, ging wieder aus vors Thor, ungeachtet des Regens, in den gräflichen Garten, schweifte weiter in der Gegend umher und kam mit anbrechender Nacht zurück und schrieb.

„Wilhelm, ich habe zum letzten Male Feld und Wald und den Himmel gesehen. Lebe wohl auch Du! Liebe Mutter, verzeiht mir! Tröste sie, Wilhelm! Gott segne Euch! Meine Sachen sind alle in Ordnung. Lebt wohl! Wir sehn uns wieder und freudiger."

„Ich habe Dir übel gelohnt, Albert, und Du vergiebst mir. Ich habe den Frieden Deines Hauses gestört, ich habe Mißtrauen zwischen Euch gebracht. Lebe wohl! Ich will es enden. O, daß Ihr glücklich wärt durch meinen Tod! Albert! Albert! Mache den Engel glücklich! Und so wohne Gottes Segen über Dir!"

Er kramte den Abend noch viel in seinen Papieren, zerriß Vieles und warf es in den Ofen, versiegelte einige Päcke mit den Adressen an Wilhelm. Sie enthielten kleine Aufsätze, abgerissene Gedanken, deren ich verschiedene gesehen habe; und nachdem er um zehn Uhr Feuer hatte nachlegen und sich eine Flasche Wein geben lassen, schickte er den Bedienten, dessen Kammer wie auch die Schlafzimmer der Hausleute weit hinten hinaus waren, zu Bette, der sich dann in seinen Kleidern niederlegte, um frühe bei der Hand zu sein; denn sein Herr hatte gesagt, die Postpferde würden vor Sechse vors Haus kommen.

Nach Elfe.

„Alles ist so still um mich her und so ruhig meine Seele. Ich danke Dir, Gott, der Du diesen letzten Augenblicken diese Wärme, diese Kraft schenkest.

Ich trete an das Fenster, meine Beste, und sehe und sehe noch durch die stürmenden, vorüberfliehenden Wolken einzelne Sterne des ewigen Himmels! Nein! Ihr werdet nicht fallen! Der Ewige trägt Euch an seinem Herzen und mich. Ich sehe die Deichselsterne des Wagens, des liebsten unter allen Gestirnen. Wann ich Nachts von Dir ging, wie ich aus Deinem Thore trat, stand er gegen mir über. Mit welcher Trunkenheit habe ich ihn oft angesehen, oft mit aufgehobenen Händen ihn zum Zeichen, zum heiligen Merksteine meiner gegenwärtigen Seligkeit gemacht! Und noch — O Lotte, was erinnert mich nicht an

Dich! Umgiebst Du mich nicht! und habe ich nicht, gleich einem Kinde, ungenügsam allerlei Kleinigkeiten zu mir gerissen, die Du Heilige berührt hattest!

Liebes Schattenbild! Ich vermache Dir es zurück, Lotte, und bitte Dich, es zu ehren. Tausend, tausend Küsse habe ich darauf gedrückt, tausend Grüße ihm zugewinkt, wenn ich ausging oder nach Hause kam.

Ich habe Deinen Vater in einem Zettelchen gebeten, meine Leiche zu schützen. Auf dem Kirchhofe sind zwei Lindenbäume hinten in der Ecke nach dem Felde zu; dort wünsche ich zu ruhen. Er kann, er wird das für seinen Freund thun. Bitte ihn auch! Ich will frommen Christen nicht zumuthen, ihren Körper neben einen armen Unglücklichen zu legen. Ach, ich wollte, Ihr begrübt mich am Wege oder im einsamen Thale, daß Priester und Levit vor dem bezeichneten Steine sich segnend vorübergingen und der Samariter eine Thräne weinte.

Hier, Lotte! Ich schaudre nicht, den kalten, schrecklichen Kelch zu fassen, aus dem ich den Taumel des Todes trinken soll! Du reichtest mir ihn, und ich zage nicht. All! All! So sind alle die Wünsche und Hoffnungen meines Lebens erfüllt! So kalt, so starr an der ehernen Pforte des Todes anzuklopfen!

Daß ich des Glückes hätte theilhaftig werden können, für Dich zu sterben! Lotte, für Dich mich hinzugeben! Ich wollte muthig, ich wollte freudig sterben, wenn ich Dir die Ruhe, die Wonne Deines Lebens wiederschaffen könnte. Aber ach! Das ward nur wenigen Edlen gegeben, ihr Blut für die Ihrigen zu vergießen und durch ihren Tod ein neues, hundertfältiges Leben ihren Freunden anzufachen!

In diesen Kleidern, Lotte, will ich begraben sein; Du hast sie berührt, geheiligt; ich habe auch Deinen Vater darum gebeten. Meine Seele schwebt über dem Sarge. Man soll meine Taschen nicht aussuchen. Diese blaßrothe Schleife, die Du am Busen hattest, als ich Dich zum ersten Male unter Deinen Kindern fand — o, küsse sie tausendmal und erzähle ihnen das Schicksal ihres unglücklichen Freundes! Die Lieben! Sie wimmeln um mich. Ach, wie ich mich an Dich schloß, seit dem ersten Augenblicke Dich nicht lassen konnte! — Diese Schleife soll mit mir begraben werden! An meinem Geburtstage schenktest Du mir sie! Wie ich das Alles verschlang! — Ach, ich dachte nicht, daß mich der Weg hierher führen sollte! — — Sei ruhig! Ich bitte Dich, sei ruhig! —

Sie sind geladen — Es schlägt Zwölfe! So sei es denn! — Lotte! Lotte, lebe wohl! Lebe wohl!"

Ein Nachbar sah den Blick vom Pulver und hörte den Schuß fallen; da aber Alles stille blieb, achtete er nicht weiter drauf.

Morgens um Sechse tritt der Bediente herein mit dem Lichte. Er findet seinen Herrn an der Erde, die Pistole und Blut. Er ruft, er faßt ihn an; keine Antwort, er röchelte nur noch. Er läuft nach den Aerzten, nach Alberten. Lotte hört die Schelle ziehen, ein Zittern ergreift alle ihre Glieder. Sie weckt ihren Mann, sie stehen auf, der Bediente bringt heulend und stotternd die Nachricht, Lotte sinkt ohnmächtig vor Alberten nieder.

Als der Medikus zu dem Unglücklichen kam, fand er ihn an der Erde ohne Rettung; der Puls schlug, die Glieder waren alle gelähmt. Ueber dem rechten Auge hatte er sich durch den Kopf geschossen, das Gehirn war herausgetrieben. Man ließ ihm zum Ueberfluß eine Ader am Arme, das Blut lief, er holte noch immer Athem.

Aus dem Blut auf der Lehne des Sessels konnte man schließen, er habe sitzend vor dem Schreibtische die That vollbracht; dann ist er heruntergesunken, hat sich konvulsivisch um den Stuhl herumgewälzt. Er lag gegen das Fenster entkräftet auf dem Rücken, war in völliger Kleidung, gestiefelt, im blauen Frack mit gelber Weste.

Das Haus, die Nachbarschaft, die Stadt kam in Aufruhr. Albert trat herein. Werthern hatte man auf das Bett gelegt, die Stirn verbunden; sein Gesicht schon wie eines Todten, er rührte kein Glied. Die Lunge röchelte noch fürchterlich, bald schwach, bald stärker; man erwartete sein Ende.

Von dem Weine hatte er nur ein Glas getrunken. Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.

Von Albert's Bestürzung, von Lottens Jammer laß't mich nichts sagen!

Der alte Amtmann kam auf die Nachricht hereingesprengt; er küßte den Sterbenden unter den heißesten Thränen. Seine ältesten Söhne kamen bald nach ihm zu Fuße; sie fielen neben dem Bette nieder im Ausdrucke des unbändigsten Schmerzens, küßten ihm die Hände und den Mund und der älteste, den er

immer am Meisten geliebt, hing an seinen Lippen, bis er verschieden war und man den Knaben mit Gewalt wegriß. Um Zwölfe Mittags starb er. Die Gegenwart des Amtmannes und seine Anstalten tuschten einen Auflauf. Nachts gegen Elfe ließ er ihn an die Stätte begraben, die er sich erwählt hatte. Der Alte folgte der Leiche und die Söhne, Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Die Ausgaben, welche für die kritische Behandlung des Textes von besonderer Wichtigkeit sind, haben wir bereits in den Vorbemerkungen (S. 9 u. ff.) namhaft gemacht. Der Kürze halber bezeichnen wir von denselben die drei Himburg'schen Nachdrucke mit H1, H2, H3, die Weygand'sche Ausgabe von 1825 mit W, die Wiederholung derselben von 1865 (bei Gebhardt und Reisland) mit W2, die Originalausgabe des Werther und die unveränderten Wiederholungen derselben mit OA; für alle übrigen sind die bereits am Schlusse des ersten Bandes gegebenen Bezeichnungen beibehalten worden. Wir bemerken auch hier noch, daß es nicht unsere Absicht sein konnte, die Fehler aller vorhandenen Ausgaben zu sammeln; bei der Auswahl derselben mußte vorzugsweise der Umstand maßgebend sein, ob dieselben irgendwie zu einer dauernden Entstellung des Textes beigetragen hatten oder noch später beitragen könnten. Ebenso gehen wir über unbedeutendere Veränderungen in Orthographie und Wortformen (Andere, Andre, Sinnen, Sinne, vergeblichen, vergebliche u. s. w.) stillschweigend hinweg, wiewol es unser Bemühen gewesen ist, in der Wahl der einzelnen Formen und Schreibweisen die Konsequenz zu beobachten, welche die Ausgabe letzter Hand irgend gestattete.

Seite Zeile

17. 25. ertragen; — seit 6 haben alle Ausgaben tragen, eine Veränderung, für die kein Grund abzusehen ist, obwol sie aus den älteren Bearbeitungen hinübergenommen wurde.
32. zurückgehaltenen, — 9c zurückgebliebenen.

18. 2. verlangten, — 2, aber nicht 2a, unrichtig verlangen.

20. 17. Eine traurige Bemerkung hab' ich gemacht. — Diese Worte, welche alle Ausgaben der älteren Bearbeitung haben, fehlen seit 2. Da der Zusammenhang dieselben nothwendig erfordert, so ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sie nur durch ein Versehen bei dem Drucke der genannten Ausgabe ausgefallen sind.
26. stieg. — Das für den ganzen Charakter der Stelle nothwendige Wort fehlt, wie Bernays (S. 16) nachweist, zuerst in 2a und seitdem in allen Gesammtausgaben; dagegen steht es in W, W2 und 13.

21. 1. nein; — alle Ausgaben seit 2 mein. Bernays (S. 37) hat bereits den Ursprung dieses Fehlers aus H3 nachgewiesen.
27. je. — Das Wort ist zuerst in H3 ausgefallen und fehlt seitdem in allen späteren Ausgaben. Wir haben mit Bernays (S. 34) geglaubt, es wieder in den Text setzen zu müssen.

Seite Zeile

22. 30. Manchen, — viele Ausgaben Manchem. Die erstere Lesart erscheint berechtigter, da wir sie beispielsweise in 2, 5 und in dem sorgfältig revidirten Texte von W finden, während 2a die letztere hat.

23. 30. fortleicht. — Die zuerst in W gemachte Veränderung fortleucht, welche alle späteren Ausgaben haben, ist gewiß von Goethe nicht beabsichtigt, der häufig leichen braucht.

25. 5. Sagst Du, — alle Ausgaben seit 2 Sag' Du. Unsere Lesart ist auf die Autorität der älteren Bearbeitungen hin aufgenommen; hiebei war maßgebend, daß, wenn auch Sag' Du zu erklären ist, man doch nicht füglich annehmen kann, daß Goethe es aus Sagst verändert hat.

31. Verzückung. — Die von Goethe selbst redigirte Ausgabe 2, ebenso 2a, 4 und W sowie W2 haben Zückungen, während seit 5 in Uebereinstimmung mit der älteren Bearbeitung die obige Lesart eingeführt ist. Es kann demnach wol keinem Zweifel unterliegen, daß die Veränderung von Goethe selbst herstammt oder wenigstens von ihm gebilligt ist.

27. 3. hat mich's gekostet. — So die älteren Ausgaben, 2a, 4 und 6 (5a hat's mich) und seitdem alle neueren Ausgaben; — nur 13 liest mir's. Eine absolut sichere Entscheidung ist hier fast unmöglich, da Goethe gleichmäßig beide Kasus bei kosten braucht.

28. 3. heimliche. — Der von Bernays (S. 16) bereits gerügte Fehler himmlische stammt aus 2a und ist in allen neueren Ausgaben mit Ausnahme von W, W2 und 13 wiederzufinden.

30. 36. den Fächer. — Der Korrektheit des Ausdrucks wegen wurde in 5 das Wörtchen den zugesetzt.

31. 4. leichtfertigen. — Ein späterer Abdruck von 2, sowie W und W2 haben ohne weitere Autorität leichtsinnigen.

32. 6. muß es. — Alle Ausgaben bis 4, sowie W und W2 müssen sie. Wir möchten diesen Fall in dieselbe Kategorie bringen, wie den zu S. 25. Z. 5. erwähnten.

33. 2. das meinige, nach den neueren Ausgaben seit 5; — die älteren, ebenso W und W2 weniger korrekt die meinige (auf „Frauenzimmer" bezogen).

35. 24. Vortrag, — 11 und 12 ohne Autorität Vorschlag.

36. 31 u. 32. ihr Fragen, — 11 und 12 ihre.

37. 2. aufspart, nach den älteren Ausgaben. — Durch H3 kam anstatt dieses auch sonst von Goethe gebrauchten Wortes aufspart in den Text und ist überall stehen geblieben. Vgl. Bernays S. 35.

38. 5. Schoten, — in den älteren Ausgaben vor 2 sowie in 11, 12 und 13 meine Schoten.

40. 39. Mich, seit 4, früher überall Mir.

41. 37. müßten, nach der Autorität der alten Ausgaben, — nicht, wie seit 2 allgemein gelesen wird, müssen; denn die Stadtpfarrer predigen auch nicht gegen die üble Laune.

42. 11. noch manchmal selbst. — Noch ist zuerst in H3, selbst in 2a ausgefallen, und seitdem fehlte in allen Ausgaben entweder eins dieser Wörter oder es fehlten beide, obgleich keins derselben entbehrt werden kann.

47. 22. Wundererscheinung, — 11, 12 und 13 nach OA—H3 Wundererscheinungen.

49. 3. Am 26. Julius. — In 13 wird der Brief um einen Tag zurückdatirt, wofür kein Grund abzusehen ist.

50. 13. alles Andere. — Die ältesten Texte lesen alle andere, H2 ließ alle aus, H3 setzte Alles hinzu, das seitdem in alle Ausgaben übergegangen ist. Wir glauben gleichwol nicht mit Bernays (S. 35) die alte Lesart wiederherstellen zu dürfen; denn Goethe hätte schwerlich,

Seite Zeile

wenn er bei der Revision des Textes alle andere vorgefunden hätte, die Worte so stehen lassen, sondern entweder selbst jede oder alles Andere geschrieben.

50. 23. Erzähl, nach den Ausgaben 4, 5 und 6, — während die meisten späteren und alle früheren Ausgaben Erzählt haben. Der Sprechende, der nur die bestimmte Sache im Auge hat, die er zu erzählen im Begriff ist, kann sich nicht füglich in der Mehrheit anreden, die nur dann statthaft wäre, wenn das Ganze den Charakter einer allgemeinen Bemerkung hätte: „Man muß eine Sache an sich erzählen"

30 u. 31. über mein Elend und spottete. — Diese Worte, welche zuerst in H3 fehlen, sind seitdem in allen Ausgaben weggelassen worden, obwol sie für den Sinn unumgänglich nothwendig sind: ein doppeltes und dreifaches Spotten ist nicht motivirt, wenn nicht ein einfaches vorangegangen ist. Vgl. Bernays, S. 31.

37. viel Possen. — Diese Worte fehlen fast überall; aber die Auslassung, die wieder aus H3 stammt, ist wenigstens der größten Wahrscheinlichkeit nach auch nicht gerechtfertigt.

52. 8. Seele. — W und W2 haben, OA und den übrigen älteren Texten folgend, Herz, während offenbar eine Korrektur von Goethe vorliegt, der vielleicht die Wiederholung des gleichen Wortes in der folgenden Zeile vermeiden wollte.

54. 25. was. — Die Auslassung dieses Wortes, welches bis 2 überall und in W sowie W2 steht, schreibt sich aus 2a her, ist in alle späteren Ausgaben übergegangen und erst in 13 korrigirt. Daß das Wort nothwendig ist, bedarf wol keines Beweises. Vgl. Bernays, S. 16.

56. 16. eines, — W und W2 nach OA des.

22. junges. — Das Wort ist zuerst in H3 ausgelassen und fehlt, obwol unentbehrlich, seitdem in allen Ausgaben. Vgl. Bernays, S. 34.

38. Vergnügungen. — Aus 2a schreibt sich die unrichtige Lesart Vergnügen her, die seitdem alle Ausgaben, mit Ausnahme von W, W2 und 13, beibehalten haben.

58. 4. verlöre, — 5a verliere.

7. ich konnte aber nicht dazu kommen. — Diese für den Sinn absolut nothwendigen Worte fehlen seit H3 überall, nur nicht in den Weygand'schen Ausgaben und in 9—13. Vgl. Bernays, S. 19.

10. fast. — Das Wort fehlt seit H3 in allen Ausgaben, während man es in dem vorliegenden Zusammenhange ungern entbehren möchte. Vgl. Bernays, S. 35.

35. auf. — Auslassung von H3, seitdem fehlt das Wort in allen Ausgaben. Vgl. Bernays, S. 34.

59. 1 Rohren, — die älteren Ausgaben mit Ausnahme von H1 bis 2a inkl. Röhren.

7. Schwirren und Weben, seit 2, — während die älteren Ausgaben Gewebere, W und W2 Geschwirre und Weben haben.

60. 11. die Eure Dörfer wegspülen, — Worte, die in H3 ausgelassen sind und seitdem überall fehlen. Vgl. Bernays, S. 29.

24. hielt'. — Die alten Ausgaben und 11—13 hielte, 5 und 6 hielt, während entsprechend dem vorangehenden „säß' ich" auch hielt' als apostrophirte Konjunktivform geschrieben werden muß

61. 6. Ich wollte Dir schreiben und dem Minister und um die Stelle bei der Gesandtschaft anhalten. So lesen die alten und die Weygand'schen Ausgaben und ihnen folgend 11—13. — Alle übrigen lassen das zweite und aus und schreiben anzuhalten. Auch uns erschien dem ganzen Zusammenhange nach das Zurückgehen auf den alten Text unerläßlich

Seite Zeile

62. 37. härene; — die Wortform härine, die Bernays S. 18 auf Grund einiger älteren Drucke vorschlägt, ist von den Setzern zeitig in härne verwandelt, und auch Goethe würde bei der Umarbeitung des Werther wol schwerlich die alterthümelnde Form haben stehen lassen, wenn er auch in Wirklichkeit auf das Wort weiter nicht aufmerksam geworden sein wird.

68. 7. Am 26. November. — Die älteren Ausgaben vor 4 lesen Am 10. November.

71. 34. optischer Betrug. — Seit 6 liest man überall, nur nicht in W und W2, ein optischer Betrug; es ist dies eine Aenderung, die weder durch die älteren Ausgaben berechtigt ist, noch überhaupt von Goethe herstammen kann.

72. 18. verphantasiren. — Zuerst in 2a und seitdem in allen Ausgaben, mit Ausnahme von 13, W und W2, phantasiren.

74. 4. ihn. — Diese Lesart ist erst in 5 eingeführt; früher stand, auf Lotte bezogen, sie. Wir halten die Aenderung in Beziehung auf ihren Ursprung für zweifelhaft, können aber nicht beweisen, daß sie nicht von Goethe herstammt.

29. Saal — In 5a Zimmer, indessen wurde in 6 wieder die alte Lesart eingeführt.

76. 1. mich, — viele Ausgaben mir. Vgl. die Bemerkung zu S. 27 Z. 3. auf S. 130 der Textrevision.

7. überhöben, seit 4, — früher überhüben.

15. Die Fräulein; — seit 4, wol ohne Goethe's Absicht, Fräulein.

25. ihnen; — in 2, 4, 5 und 5a sinnentstellend Ihnen.

29. es mich. — Seit 4 finden sich überall, nur nicht in 13, in W und W2, beide Worte umgestellt.

77. 15. diesem gedrängten Herzen; — gedrängten fehlt zuerst in 2a und seitdem in allen übrigen Ausgaben, mit Ausnahme von 13, W und W2. Vgl. Bernays, S. 16.

78. 22. ihre unerträgliche Stadt. — Seit H3 fehlt unerträgliche überall; wir glauben jedoch mit Bernays (S. 34) das Wort einsetzen zu müssen.

30. hieß. Die Sachlage ist hier ganz dieselbe wie in der vorigen Stelle; — seit H3 steht ließ, welches schon deshalb hier nicht statthaft erscheint, weil dasselbe Wort unmittelbar vorangeht. Vgl. Bernays, S. 35.

79. 40. Was hilft mir's. — Viele Ausgaben mich's. Vgl. die Bemerkung zu S. 27. Z. 3. auf S. 130 der Textrevision.

81. 5. Am 16. Julius, — 13. Junius. Der Brief vom 16. Julius ist erst in der zweiten Bearbeitung hinzugefügt; um so mehr ist aber anzunehmen, daß Goethe die Datumbezeichnung mit vollem Bedacht gegeben hat.

15. Am 29. Julius, — W2 hat Den 19. Julius.

21. liebste, — 5a lieblichste.

27. füllen, — W2 erfüllen.

82. 21. Träumen, — W2 Träume.

83. 4. noch weiß. — Die Worte fehlen in W2.

11. nach ihm. — Die Worte fehlen in 12.

33. an, — W und W2 gegen jede Autorität in.

84. 19. Theil nehme, — in W2 ausgelassen.

86. 7. genoß, — 2, wenigstens in späteren Drucken, genuß (Druckfehler).

13. sucht, — 2 ebendaselbst suchte.

16. ihm, — in W und W2 ist dahinter noch das Wörtchen auch hinzugefügt.

34. er. So lesen die älteren Ausgaben und von den neueren 12; — in 4 steht zuerst es, schwerlich eine beabsichtigte Veränderung, die aber seitdem in allen Ausgaben, mit Ausnahme von W und W2, beibehalten ist.

Seite Zeile

86. 38 war, — in W und W2 ist.
87. 8. alter. Fast sämmtliche Ausgaben (6 und 12 ausgenommen) Alter, obwol sich das Wort auf das vorangehende „Pfarrer" bezieht.
27. Frau. Erst die Ausgabe letzter Hand bringt diese Wortform statt Frauen.
88. 4. Am 12. Oktober, — W2 Am 15. Oktober.
22. er, — fehlt in W2.
89. 19. Meubeln, — 2 und 2a Meubel.
20. diesem Hause, — 12 in diesem Hause.
90. 15. Morgens, — W2 des Morgens.
29. alle, — W2 die.
91. 26. aller, — die Ausgaben des älteren Textes und 12 all.
28. Mühseligkeit. Die älteren Ausgaben und auch noch der erste Himburg'sche Nachdruck haben Müdseligkeit, und Bernays (S. 35) will das Wort in Folge dessen wiederherstellen; uns schien dies gerade in dem vorliegenden Falle bedenklich, weil das Wort ein neugebildetes ist, und sich unires Wissens auch kein späteres Vorkommen desselben nachweisen läßt.
29. u. 30. denn, — 2 und 2a an beiden Stellen dann.
92. 19. mir es, — W2 es mir.
21. ein Gift bereitet, das, — die älteren Ausgaben bis 4 inkl. einen Gift, der.
93. 20. heimliche Widerhall; — die Ausgaben der ersten Bearbeitung, soweit wir sie verglichen haben, lesen heimliche Widerschall; die der zweiten bringen himmlische Widerhall. Wir können nur das zweite Wort für eine beabsichtigte Korrektur halten und sehen in der Veränderung des ersten einen verjährten Fehler. Vgl. Bernays, S. 17.
27. diese, — W2 die.
94. 2. selbst, — fehlt in W2.
8 sah, — W und W2 seh'.
11. sah, — 2, 2a und 4 sahe.
20. suchte, — W2 suche.
25. Seinen, — W und W2 seinen.
95. 8. Gott hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt, — diese Worte fehlen in W2.
14. ein so, — W2 so ein.
22. von sich war; das rühmt er immer; das ist die Zeit; — diese ganze Zeile ist in 12 ausgefallen.
31. auch, — W und W2 ach.
33. hoffnungsvoll, — W2 hoffnungslos.
97. 29. Wie ein Meer — Seit H3 fehlen diese Worte überall. Vgl. Bernays, S. 33.
98. 20. Wurzel; so die meisten Ausgaben, entsprechend dem metaphorischen Gebrauche des Ausdrucks „Wurzel schlagen", daher denn Wurzeln in 5 als Druckfehler anzusehen ist.
99. 17. gedrückt, — bis 5 inkl gedruckt. Auch für diesen Fall wird sich nicht mit Sicherheit bestimmen lassen, was Goethe geschrieben hat.
103. 19. rückte. In den Ausgaben sind hier dieselben Schwankungen wie bei „drücken" und „drucken".
104. 7. dann, seit 5, — früher denn; in W und W2 ist die Veränderung nicht aufgenommen.
13. hinabzustürmen. — Erst seit H3 hinab zu stürzen, seitdem aber in allen Ausgaben. Vgl. Bernays, S. 36.
106. 7. mir es, — in 13 es mir.
109. 30. seinem, nach den älteren Ausgaben und den neueren seit 4, — H3, 2 und 2a seinen.

Seite Zeile
110. 35. bleiben sollte, neu eingeführte Lesart der Ausgabe 13, die wir deshalb statt der älteren ausbleiben mußte aufgenommen haben, weil wir nicht annehmen können, daß dieselbe auf einer Willkürlichkeit beruht.
112. 9. u. 10. eine Menuet ... sie, seit 4, — früher einen Menuet ... er.
17. Schauer, — 11 und 12 unrichtig Schauder, welches nicht einmal in allen alten Ausgaben steht.
18. standen, — bis 5 stunden.
113. 4. erhob, — in 6 erhub, obwol die älteren Ausgaben 2, 4, 5 und 5a die erstere Wortform haben. Wir können nicht annehmen, wenn Goethe stunden in standen veränderte, daß er einige Zeilen später in entgegengesetztem Sinne verfahren ist.
114. 30. ist, haben alle Ausgaben bis 6 inkl., ebenso W; — gleichwol liest man in 9, 12 und 13 war.
115. 3. die ich höre. Es ist Alpin's Stimme. Eine Auslassung von Hs, die den Sinn vollständig stört, aber gleichwol sich in allen Ausgaben findet. Nur in W ist wenigstens bemerkt worden, daß etwas fehlt, und vor den Worten „die ich höre" das Wort Alpin's eingeschoben. Vgl. Bernays, S. 20.
116. 3. Schlummerer; — in W und W2 Schlummer. Vgl. Bernays, S. 17
10. war; — die Ausgaben des ersten Textes, W und 13 ward; wir halten indessen unsre durch die Ausgaben 4—12 unterstützte Lesart für eine beabsichtigte Verbesserung.
20. Stürme; — aus 2a stammt der Fehler Ströme, der sich noch in 4, 5 und 6 findet.
119. 18. stiebte, seit 4, — früher stübte.
120. 11. haben, und S. 121 Z. 1 hat. — Diese Worte sind in 5 der Korrektheit wegen hinzugesetzt, fehlen indessen in W und W2.
121. 23. Wollten. Die Ausgaben schwanken zwischen dieser Form und Wollen, vorzugsweise in Folge der Differenz von 2 und 2a, von denen die erste Wollten, die zweite Wollen liest. Die erstere, auch in 11—13 aufgenommene Lesart verdient offenbar aus innern und äußern Gründen den Vorzug.
125. 14. Mit den Adressen, nach den älteren Ausgaben, ferner nach 2, 2a, 4, 5 und W; — in 6 ist das Wörtchen den ausgefallen und seitdem überall weggeblieben.
16. hatte, — fehlte früher und ist erst in 5 eingesetzt; in W wurde die Veränderung nicht berücksichtigt.
27. vorüberfliehenden, — 13 gegen alle Autorität vorüberfliegenden.
28. angesehen. So haben alle Ausgaben bis 5 inkl.; — in der Ausgabe letzter Hand steht offenbar in Folge eines Versehens gesehen, das seitdem überall geblieben ist und auch nicht in 13 korrigirt wurde.
33. aufgehobenen; — alle Ausgaben bis 4 lesen aufgehabenen; gleichwol glauben wir in diesem Falle Bernays (S. 18) nicht folgen zu dürfen, der die alte Lesart wiederherstellen will. Zahlreiche Beispiele beweisen uns, daß Goethe bei späteren Redaktionen die alterthümlichen Formen veränderte.
126. 19. All! All! Lesart sämmtlicher Ausgaben; — nur 11 u. 12 All! Alle!
127. 28. schon, nach den älteren Ausgaben; — schien ist einer der zahlreichen Fehler, die aus Hs in alle Ausgaben übergegangen sind. (Vgl. Bernays, S. 36.)

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Fünfzehnter Theil.

Die Wahlverwandtschaften.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von

Dr. Fr. Strehlke,
Direktor des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Die Wahlverwandtschaften.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Schon waren zwei Jahre seit Schiller's Tode verflossen, ohne daß in Goethe Trieb und Neigung zu einer größeren poetischen Produktion erwacht wäre; die Vorbereitungen zur dritten Ausgabe seiner Werke, deren vier erste Bände 1806, deren fünfter und siebenter 1807 erschienen, die eifrige Fortsetzung der „Farbenlehre" und naturwissenschaftliche Studien verschiedener Art nahmen ihn in Anspruch, während andrerseits die politischen Ereignisse, namentlich die des Jahres 1806, schwer auf seinem wie auf allen Gemüthern lasteten. Auch der Tod der Herzogin Amalie (10. April 1807) ergriff den befreundeten Dichter tief, und erst als Goethe im Sommer desselben Jahres mit Karl August zusammen in anregenden, geselligen Kreisen in Karlsbad verweilte, trat die alte Freude am dichterischen Schaffen wieder einigermaßen hervor. Es entstand eine Reihe kleiner Novellen, die ursprünglich in keinem Zusammenhange mit einander standen, bis Goethe den Entschluß faßte, dieselben sämmtlich in „Wilhelm Meister's Wanderjahren" zu einem Ganzen zu vereinigen. Ebenso wie dies mit den Erzählungen „Sankt Joseph der Zweite", „Die neue Melusine", „Die pilgernde Thörin", „Die gefährliche Wette", „Der Mann von funfzig Jahren" wirklich geschah, mochte er es ursprünglich auch mit den „Wahl-

verwandtschaften" beabsichtigt haben, die er wenigstens ebenso kurz behandeln wollte. (Vergl. Tag- und Jahreshefte von 1807.) Es trat indessen bald ein Umstand ein, der dies unmöglich machte. „Der Stoff," sagt Goethe selbst an der eben erwähnten Stelle, „war allzu bedeutend und zu tief in mir gewurzelt, als daß ich ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können." Hiermit wird freilich mehr angedeutet, daß das sittliche Problem, welches in den „Wahlverwandtschaften" behandelt werden sollte, zu wichtig war, als daß er es in einem allzu engen Rahmen hätte darstellen können; aber es kam vielleicht noch etwas Anderes hinzu. Auch noch dem alternden Dichter war es beschieden, manche neue Herzenserfahrungen zu machen, und gerade in die Zeit, in der er mit den „Wahlverwandtschaften" beschäftigt war, oder kurz vor dieselbe, fallen seine Beziehungen zu Bettina Brentano und zu Minna Herzlieb. Die Erstere war schon im April 1807 in Weimar gewesen und wiederholte ihren Besuch im November desselben Jahres; für die Zweite, mit der er besonders nach der Abreise Bettina's während seines Aufenthaltes in Jena verkehrte, faßte er eine leidenschaftliche Zuneigung, von der er sich mit Mühe zur Resignation durchkämpfte. Anklänge an die so in dem Dichter erzeugten Stimmungen, zum Theil auch einen deutlichen Ausdruck derselben geben uns einzelne Lieder in der Gedichtsammlung, die „Sonnette" (I. 209) und „Pandora", die sämmtlich mit den „Wahlverwandtschaften" fast gleichzeitig sind; aber auch diese selbst bestätigen, was Goethe später sagte: daß kein Strich in ihnen enthalten sei, der nicht erlebt, wenn auch keiner so sei, wie er erlebt worden (vergl. Eckermann's Gespräche mit Goethe, II. 127).

Nach einer Angabe in den Tag- und Jahresheften hat Goethe den Plan zu den „Wahlverwandtschaften" schon 1807 entworfen, und man möchte geneigt sein, hiefür die Zeit anzunehmen, in der er in Jena verweilte; an eine wirkliche Ausführung dachte er indessen sicherlich erst im Sommer des nächsten Jahres. Am 19. Juli 1808 schreibt er von Franzensbrunn an Riemer (Briefe von und an Goethe, S. 186): daß er, wenn er nach Karlsbad zurückgekehrt sei, von den „Wahlverwandten" hoffe stark angezogen zu werden. Wir wissen nicht, wie weit dies in der Weise der Fall gewesen ist, daß schon eine Ausarbeitung stattgefunden hätte; jedenfalls war aber etwa um die Mitte des Jahres 1809 das Ganze schon weit vorgerückt. Vom April bis Juni war die Thätigkeit des Dichters fast ausschließlich auf diese Arbeit gerichtet gewesen, wie aus mehrfachen Erwähnungen von Vorlesungen der fertigen Theile, ferner aus Goethe's Tagebuch und aus Briefen an Frau von Stein hervorgeht. So schreibt er an die Letztere am 6. Juni (Briefe, III. 413) von Jena aus, „daß er über die Hauptschwierigkeiten hinaus sei, und wenn er noch 14 Tage weder rechts noch links hinsehe, das wunderliche Unternehmen geborgen sei." So gut sollte es ihm freilich nicht werden. Infolge von König Jerome's Kriegszug, der Diesen am 15. Juli nach Weimar führte und allerdings mit einem ebenso unerwarteten Rückzuge endigte, mußte Goethe nach Weimar kommen und dort bis zum 23. Juli verweilen. Indessen, nach Jena zurückgekehrt, zwang er sich zu einer raschen Vollendung des Romans, indem er den Druck desselben sofort beginnen ließ. „Der dritte Oktober", erzählt er selbst (Tag- und Jahreshefte von 1809), „befreite mich von dem Werke, ohne

daß die Empfindung des Inhalts sich ganz hätte verlieren können."

Diesen Inhalt nun haben wir den uns vorliegenden Zwecken gemäß nach einer doppelten Richtung hin ins Auge zu fassen. Wenn wir den Namen des Romans, den Ort und die Zeit seiner Handlung besprechen und darstellen, welche Personen der Wirklichkeit dem Dichter für die Dichtung sei es einzelne Züge, sei es ihr ganzes Selbst haben liefern müssen, so wird sich erkennen lassen, in wie weit dieselbe dem Leben angehört. Zweitens aber nöthigt uns Goethe selbst noch zu einer andern Aufgabe. Wenn er es mehrfach ausspricht (vgl. z. B. Gespräche mit Eckermann III. 119), die „Wahlverwandtschaften" wären das einzige Produkt von größerem Umfange, wo er sich bewußt gewesen sei, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben, so ist es erforderlich, nach dieser Idee zu suchen. Denn davon, daß sie richtig erkannt wird, hängt es ab, ob man den richtigen Standpunkt gewinnen kann, den man für die Beurtheilung eines so viel und so verschiedenartig beurtheilten Werkes einzunehmen hat.

Schon der Titel, den Goethe seiner Dichtung gegeben hat, scheint Gegenstand mannichfacher Erwägung gewesen zu sein. Ob er selbst anfangs „Ottilie" wählen wollte, mag dahingestellt sein. Daß Andere dies häufig thaten, erwähnt wenigstens Riemer (Mittheilungen II. 604), und eine französische Uebersetzung erschien gradezu mit der Ueberschrift „Ottilie ou le Pouvoir de la sympathie". Goethe bestimmte den Titel, nachdem er eine Zeit lang, wie es scheint, an die Bezeichnung „Die Wahlverwandten" gedacht hatte (vgl. S. 7.), schließlich aus der Darstellung im dritten Kapitel des

ersten Theiles, wenn er nicht, was fast wahrscheinlicher ist die betreffende Stelle zu dem Zweck eingefügt hat, um weniger kundigen Lesern den chemischen Akt zu erläutern, von dem er ein Abbild aus dem menschlichen Leben vorzuführen beabsichtigt. Und in der That konnte jener Begriff in der damaligen Zeit noch nicht so populär sein, daß er nicht einer Erläuterung bedurft hätte, wie dies z. B. auch die Verwunderung der Berliner Verehrer Goethe's über diese Bezeichnung beweist (vgl. Goethe-Zelter'scher Briefwechsel, I. 374); denn, wenngleich der Begriff „Verwandtschaft" frühzeitig genug in der Chemie auftritt — nach Einigen schon bei Albertus Magnus im 13. Jahrhundert, jedenfalls in dem „Rosarium philosophicum" eines Ungenannten (Frankofort. ex officina Cyriaci Jacobi 1550. 4°.) — so ist doch der Begriff „Wahlverwandtschaft" viel späteren Ursprungs. Unsres Wissens braucht den entsprechenden lateinischen Ausdruck zuerst Torbern Bergmann, ein auch Goethe bekannter schwedischer Physiker in einem Aufsatze, der sich in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Upsala Vol. II. p. 159 und zwar in seiner Arbeit „De attractionibus electivis" findet, die 1787 in seine „Opuscula physica et chemica" aufgenommen wurde. Schon zwei Jahre früher hatte indessen Hein Tabor Bergmann's Werk übersetzt, und in seiner Uebersetzung, entsprechend Bergmann's „attractio electiva," den Ausdruck „Wahlverwandtschaften", die wieder in einfache und doppelte eingetheilt werden, in die deutsche Sprache eingeführt.

Die Oertlichkeiten, in denen die „Wahlverwandtschaften" spielen, sind so bestimmt und anschaulich gezeichnet, daß sie den Leser in der That reizen müssen, die Stellen auf der Erde

aufzusuchen, welche dem Dichter vorgeschwebt haben. Er selbst giebt nur für einen Punkt eine Andeutung, die wir aus der Beschreibung seiner Reise im oberen Elsaß (1771) aus dem elften Buche von „Dichtung und Wahrheit" hierhersetzen: „Einer mit hundert, ja tausend Gläubigen auf den Ottilienberg begangenen Wallfahrt denk' ich noch immer gern. Hier, wo das Grundgemäuer eines römischen Kastells noch übrig, sollte sich in Ruinen und Steinritzen eine schöne Grafentochter aus frommer Neigung aufgehalten haben. Unfern der Kapelle, wo sich die Wanderer erbauen, zeigt man ihren Brunnen und erzählt gar manches Anmuthige. Das Bild, das ich mir von ihr machte, und ihr Name prägte sich tief bei mir ein. Beide trug ich lang' mit mir herum, bis ich endlich eine meiner zwar spätern, aber darum nicht minder geliebten Töchter damit ausstattete, die von frommen und reinen Herzen so günstig aufgenommen wurde."

In viel ausgedehnterer Weise als den Ottilienberg hat Goethe die Lokalitäten um das bekannte, zwei Stunden von Eisenach entfernte Schloß Wilhelmsthal benutzt, dessen Gründer Karl August gewesen ist, und wo er selbst an dem Anlegen des Parks thätigen Antheil genommen hatte. Nach den neuerdings darüber veröffentlichten Mittheilungen finden wir dort die drei Teiche, die, durch Dämme von einander geschieden, die Thalsohle einnehmen; der vordere Damm ist der, welcher während des Festes einstürzte; der mittlere der, auf welchem Eduard's Kammerdiener das Feuerwerk abbrannte. Dort findet sich auch der Lieblingsplatz Ottiliens, zu dem sie so gern hinüberruderte, und zu dem man schneller zu Wasser als auf dem Fußwege gelangte. Das

neue Haus, dessen Platz Ottilie bestimmt, hätte man sich auf einem bekannten Aussichtspunkte, dem Hirschsteine, zu denken.*) Auch die Mühle, welche im siebenten Kapitel des ersten Theiles erwähnt wird, fehlt nicht, und selbst der Promenadenweg zum Schlosse, den die Spaziergänger in den „Wahlverwandtschaften" noch schmerzlich vermissen und in Angriff zu nehmen beschließen, ist später wirklich ausgeführt worden, wenn auch jetzt wieder eingegangen.

Mit wenigen Worten können wir über die Zeit hinweggehen, in die wir durch den Roman versetzt werden. Es ist allerdings offenbar die unmittelbarste Gegenwart; aber Goethe hat es doch vermieden, positive Anhaltspunkte zu geben. In welchen Krieg zieht Eduard, als er nach dem Empfange von Charlottens Brief den Entschluß faßt, seinen einsamen Landsitz zu verlassen? Wer ist der Feldherr, unter dessen Anführung der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß ist? Wir wüßten es nicht zu sagen und glauben auch nicht, daß Goethe bestimmte Verhältnisse und Personen hierbei im Auge gehabt hat.

Endlich hat man sich auch nicht geringe Mühe gegeben, die Persönlichkeiten zu ermitteln, welche Goethe für seine Charaktere in den „Wahlverwandtschaften" benutzt hat.

*) Wir verdanken diese Nachrichten einer von Dr. R. Seydel im Jahre 1866 gemachten Mittheilung, die auf Professor Weisse in Leipzig († 1866) als den eigentlichen Entdecker dieser Thatsache hinweist. Man möchte indessen glauben, daß den Bewohnern oder auch selbst den häufigen Besuchern jener Gegend eine so augenfällige Aehnlichkeit schon immer hat bekannt sein müssen, wenn auch keine Veranlassung vorlag, sie zu veröffentlichen.

Wir sind zu Untersuchungen der Art wenig geneigt, da ihr Resultat meistens nur müßige Neugier befriedigt und selbst den Dichter in falschem Lichte erscheinen lassen kann. Da aber andererseits auf diesem Wege auch ein Beitrag für die Erkenntniß davon gewonnen werden kann, wo die Grenze zwischen Wirklichkeit und Dichtung zu ziehen ist, so mag wenigstens dasjenige Erwähnung finden, was auf einigermaßen sicherem Boden beruht. Zunächst ist, was Riemer in seinen Mittheilungen (I. 391) berichtet, von geringer Bedeutung. Eine Bemerkung, die allerdings nicht nothwendig, aber doch wahrscheinlich auf die „Wahlverwandtschaften" Bezug hat, lautet: „Man lebte und verkehrte selbst unter diesen eingebildeten Personen der Phantasie, als wären es wirkliche, wie sie denn auch zu Vergleichungen mit wirklichen Anlaß und Parallele boten." Dann folgen Worte, die uns auch keinen Namen verrathen: „Für Charlottens Persönlichkeit fand ich bald unter den Badegästinnen eine Goethen nicht unwillkommene Repräsentantin. So fehlte es auch nicht an einem Hauptmann, nicht an einem leibhaften Lord; und für Mittlern wie für den Architekten ließ sich sogar eine portraitähnliche Verwandtschaft nachweisen." Was den Letzteren anbetrifft, so giebt Goethe sogar selbst eine genauere Auskunft. Er erwähnt sowol in einem Briefe an Bettina vom 22. Februar 1809 einen schlanken Architekten aus Kassel, den er in den Abendgesellschaften der Frau Schopenhauer im Winter des Jahres 1808/09 kennen gelernt habe, als er auch in den Tag- und Jahresheften von 1811 erzählt, daß ihn derselbe, Engelhardt mit Namen, in Weimar besucht habe. „Man wollte behaupten," fügt er hinzu, ohne es zu widerlegen, „ich habe

ihn in früherer Zeit als Musterbild seines Kunstgenossen in den Wahlverwandtschaften im Auge gehabt." Anders ging es ihm mit Mittler; in dessen Person hatte sich sogar Jemand getroffen gefunden, den er früher nie im Leben gekannt und gesehen (vgl. Eckermann II. 42). — Wie weit endlich die heilige Ottilie (vgl. S. 10) und die schon früher (S. 6) erwähnten weiblichen Bekanntschaften dieser Zeit, Minna Herzlieb und Bettina, auf die Gestaltung der weiblichen Charaktere des Romans eingewirkt haben, getrauen wir uns nicht im Einzelnen zu untersuchen, ohne darum in Abrede zu stellen, daß es in gewisser Weise der Fall gewesen sein mag.

Wichtiger als Alles dies ist es indessen, die Idee oder, um mehr in Goethe's Sinne zu sprechen, die Intention zu erkennen, die ihn bei seinem Werke leitete; dieses Ausdruckes bedient er sich wenigstens in einem Briefe an Zelter vom 26. September 1809: „Ich bin überzeugt, daß Sie der durchsichtige und undurchsichtige Schleier nicht verhindern wird, bis auf die eigentliche intentionirte Gestalt hinein zu sehen."

Die meisten Mißgriffe, die man bei der Beurtheilung der „Wahlverwandtschaften" gemacht hat, haben ihren Grund darin, daß man sie nicht vom künstlerischen, sondern vom moralischen Standpunkt aus betrachtete, und infolge dessen den Dichter für die Handlungen seiner sämmtlichen Personen verantwortlich machte. Wie man dereinst in Werther's Leiden eine Rechtfertigung, wo nicht eine Empfehlung des Selbstmordes gefunden hatte, so sollte der neue Roman — denn darauf laufen im Grunde alle Angriffe hinaus — durchaus gegen die Heiligkeit und Bedeutung der Ehe

gerichtet sein. Eine Widerlegung dieser Auffassung, die trotz Allem, was gegen sie geltend gemacht worden ist, auch noch heut zu Tage von Vielen getheilt wird, kann an dieser Stelle nicht von Neuem erwartet werden, um so weniger, als dieselbe die Entwickelung allgemeiner ästhetischer Gesetze nothwendig machen würde; nur soviel kann hier eine Stelle finden, als ausreichend ist, um zu beweisen, daß eine unbefangene und vorurtheilsfreie Prüfung des Romans ganz andere Resultate hervorbringen muß.

Die „Wahlverwandtschaften" führen uns zunächst in Eduard und Charlotte zwei Personen vor, die sich in früher Jugend geliebt haben, und die endlich, nachdem der Tod die Konvenienz-Ehen getrennt hatte, die sie eingegangen waren, den sehnlichsten Wunsch ihrer Jugend erfüllen konnten und sich vermählt haben. Bildung, Empfänglichkeit des Herzens, Rang, Reichthum, Gesundheit, kurz alle Güter, die der Mensch wünschen mag, sind in ihrem Besitze, und nichts hat bis jetzt die Innigkeit und Einigkeit ihres Zusammenlebens getrübt. Der Hauptmann und später Ottilie treten in ihren Kreis, und obwol des Ersteren männliche Tugend ihn in jedem Eingriff in die Rechte seines Freundes den größten Frevel sehen läßt, die Zweite der Inbegriff sittlicher Reinheit ist, vollzieht sich die Trennung in einer Weise, für die der Dichter die bekannten chemischen Vorgänge in der Natur als Symbol anwendet.

Und sollte es nun so schwer sein, die Intention zu finden, die den Dichter allein geleitet haben kann? Es wird eine besondere Bedeutung auf das innerliche Glück gelegt, in dem Eduard und Charlotte leben, auf die Vortrefflichkeit der Gesinnungen des Hauptmanns, auf die sittliche

Reinheit Ottiliens. Aber Alles dies gewährt ihnen keinen Schutz vor der Katastrophe, die über sie hereinbricht. Was heißt das anders, als daß kein menschliches Glück so sicher gegründet ist, um jenen Stürmen stets mit Erfolg trotzen zu können, die die Leidenschaft erregt? Daß diese Leidenschaft aber einen dämonischen Charakter an sich hat, daß sie eine Macht ist, deren Grad und Stärke sich nicht messen läßt, hat der Dichter schon mit jenem Symbol angedeutet und läßt es auch in der Ausführung des Einzelnen überall durchblicken. Aber wir sehen doch auch wieder, mit wie verschiedenem Erfolge die Einzelnen gegen die Macht, welche sie bedroht, ankämpfen, einem Erfolge, der natürlich mit von ihrer Charaktereigenthümlichkeit und der Stärke ihrer Empfindung abhängig ist. Bei Eduard, der nicht gewöhnt ist, seine Empfindungen zu beherrschen, stand nicht zu erwarten, daß er als Sieger aus einem Kampfe hervorgehen würde, dessen ernstliche Aufnahme außer seiner Natur lag; aber Ottilie besiegt durch ihre Entsagung, wenn auch nicht ihre Liebe, so doch die Schuld derselben, und in anderer Weise sehen wir Charlottens und des Hauptmanns Streben mit Erfolg gekrönt. Es ist also, was die moralisirenden Beurtheiler auch nicht immer anerkannt haben, in jeder Weise sogar die poetische Gerechtigkeit gewahrt worden.

Hiernach aber möchte sich auch der auf einem andern Gebiete liegende Vorwurf erledigen, den man den „Wahlverwandtschaften" häufig genug gemacht hat, derjenige nämlich, daß ein blindes Fatum in ihnen herrsche, wie zum Theil in der Tragödie der Alten und in extremster Weise in der Schicksalstragödie der Neueren. Allerdings ist es

ein tragisches Geschick, welches wir in unserer Dichtung sich vollziehen sehen; aber es vollzieht sich nicht ohne Zuthun der Betheiligten und ist nur insofern ein unbedingt nothwendiges, als es gerade diese bestimmten Personen in den bei ihnen vorliegenden Verhältnissen und bei den ihnen eigenthümlichen Charakteren trifft.

Es ist Goethe mit den „Wahlverwandtschaften" in der That wieder ebenso wie mit vielen seiner bedeutendsten Werke, wie mit Egmont, Iphigenie, Tasso u. a. gegangen; er fand für dieselben das geringste Verständniß und demnach auch die geringste Anerkennung in denjenigen Kreisen, die ihm am Nächsten standen. Zunächst scheint ihn Knebel's Urtheil verstimmt zu haben. Er hatte ihm wie einigen andern Freunden, z. B. Zelter, Graf Reinhard, Voigt, schon Ende September des Jahres 1809 den ersten Theil des Romans geschickt, schreibt ihm aber am 21. Oktober: „Den zweiten Theil schicke ich Dir nicht. Du möchtest mich darüber noch mehr als über den ersten ausschelten." Auch was Zelter (Briefwechsel, I. 373) nach dem Empfange des Romans schrieb, war für den Dichter von geringem Werthe; es ist ein Lob über Goethe's vortreffliche Prosa, an das sich die Bemerkung schließt: „Ich möchte des Teufels werden, daß ich keine solche Zeile schreiben kann". Und Urtheile ungünstiger Art oder nichtssagende ließen sich noch manche anführen, wie die von Düntzer (Erläuterungen von Goethe's Wahlverwandtschaften, S. 11) erwähnten Wieland's, der Halleschen Literaturzeitung, des Dichters Ernst Schulze. Im Großen und Ganzen wurde indessen Goethe vielleicht durch Einzelnes, was zu seiner Kenntniß kam, zu leicht verstimmt, während er andrerseits auf Lob und Anerkennung

wenig Werth legte. Paſſow, Rochlitz, Graf Reinhard u. A. haben ihm dieſe gewiß reichlich zu Theil werden laſſen, und doch beklagt er ſich im Januar 1827 gegen Eckermann (Geſpräche, III. 116), an die ſchon 1809 geſchriebene Beurtheilung ſeines Romans von Solger anknüpfend, daß dies kaum von einer Seite geſchehen wäre. „Wie hätte es mich damals freuen können," bemerkt er, „ein ſo gutes Wort über die Wahlverwandtſchaften zu hören." Auch mit den Beurtheilungen in der Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung (1810), in der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte (1810), im Morgenblatt (1809 und 1810) und in den Heidelberger Jahrbüchern (1814) konnte er nicht wegen mangelnder Anerkennung, ſondern höchſtens deshalb unzufrieden ſein, daß er nicht in allen Punkten verſtanden war. In ſpäterer Zeit vollends iſt man, bei manchen Verirrungen im Einzelnen, in der Auffaſſung und Würdigung der „Wahlverwandtſchaften" immer weiter vorgeſchritten, wie außer der bereits erwähnten Arbeit von Solger (Nachgelaſſene Schriften, Bd. I. S. 175 u. ff.) zahlreiche andere Werke und Abhandlungen beweiſen. Es liegt indeſſen ebenſo wenig in unſerem Zwecke, auf dieſe einzugehen, als die zahlreichen Urtheile zu ſammeln, welche in den bedeutenden literar-hiſtoriſchen Werken ausgeſprochen ſind, und die wenigſtens zum Theil darin übereinſtimmen, daß ſie in den „Wahlverwandtſchaften" den vorzüglichſten Roman ſehen, der in deutſcher Sprache geſchrieben worden iſt.

Der Text der „Wahlverwandtſchaften" iſt ſeit der erſten Ausgabe faſt ganz unverändert geblieben. Sie erſchienen zunächſt nicht in den geſammelten Werken, ſondern als Einzeldruck: „Die Wahlverwandtſchaften. Ein Roman von Goethe. 2 Theile. Tübingen in der J. G. Cotta'ſchen

Buchhandlung. 1809." Gleichzeitig mit einer neuen unveränderten Auflage, die später noch einmal wiederholt wurde, gab Goethe die „Wahlverwandtschaften" auch als dreizehnten Band der dritten ächten Ausgabe seiner Werke (1806—1810) heraus. Für die beiden späteren Ausgaben, in denen dieselben auf die Jahre 1817 und 1828 fallen, wurden einige, wiewol wenig bedeutende Veränderungen gemacht, und auch in den nach Goethe's Tode veranstalteten Ausgaben ist der Text im Großen und Ganzen ziemlich rein erhalten worden, wenigstens viel reiner als in vielen andern Schriften Goethe's.

Die Wahlverwandtschaften.

Ein Roman.

Erſter Theil.

Erstes Kapitel.

Eduard — so nennen wir einen reichen Baron im besten Mannesalter — Eduard hatte in seiner Baumschule die schönste Stunde eines Aprilnachmittags zugebracht, um frisch erhaltene Pfropfreiser auf junge Stämme zu bringen. Sein Geschäft war eben vollendet; er legte die Geräthschaften in das Futteral zusammen und betrachtete seine Arbeit mit Vergnügen, als der Gärtner hinzutrat und sich an dem theilnehmenden Fleiße des Herrn ergetzte.

„Hast Du meine Frau nicht gesehen?" fragte Eduard, indem er sich weiterzugehen anschickte.

„Drüben in den neuen Anlagen," versetzte der Gärtner. „Die Mooshütte wird heute fertig, die sie an der Felswand, dem Schlosse gegenüber, gebaut hat. Alles ist recht schön geworden und muß Ew. Gnaden gefallen. Man hat einen vortrefflichen Anblick: unten das Dorf, ein Wenig rechter Hand die Kirche, über deren Thurmspitze man fast hinwegsieht, gegenüber das Schloß und die Gärten."

„Ganz recht," versetzte Eduard; „einige Schritte von hier konnte ich die Leute arbeiten sehen."

„Dann," fuhr der Gärtner fort, „öffnet sich rechts das Thal, und man sieht über die reichen Baumwiesen in eine heitere Ferne. Der Stieg die Felsen hinauf ist gar hübsch angelegt. Die gnädige Frau versteht es; man arbeitet unter ihr mit Vergnügen."

„Geh zu ihr," sagte Eduard, „und ersuche sie, auf mich zu warten! Sage ihr, ich wünsche die neue Schöpfung zu sehen und mich daran zu erfreuen."

Der Gärtner entfernte sich eilig, und Eduard folgte bald.

Dieser stieg nun die Terrassen hinunter, musterte im Vorbeigehen Gewächshäuser und Treibebeete, bis er ans Wasser, dann über einen Steg an den Ort kam, wo sich der Pfad nach den neuen Anlagen in zwei Arme theilte. Den einen, der über den Kirchhof ziemlich gerade nach der Felswand hinging, ließ er liegen, um den andern einzuschlagen, der sich links etwas weiter durch anmuthiges Gebüsch sachte hinaufwand; da wo beide zusammentrafen, setzte er sich für einen Augenblick auf einer wohlangebrachten Bank nieder, betrat sodann den eigentlichen Stieg und sah sich durch allerlei Treppen und Absätze auf dem schmalen, bald mehr, bald weniger steilen Wege endlich zur Mooshütte geleitet.

An der Thüre empfing Charlotte ihren Gemahl und ließ ihn dergestalt niedersitzen, daß er durch Thüre und Fenster die verschiedenen Bilder, welche die Landschaft gleichsam im Rahmen zeigten, auf einen Blick übersehen konnte. Er freute sich daran, in Hoffnung, daß der Frühling bald Alles noch reichlicher beleben würde. „Nur Eines habe ich zu erinnern," setzte er hinzu; „die Hütte scheint mir etwas zu eng."

„Für uns Beide doch geräumig genug," versetzte Charlotte.

„Nun freilich," sagte Eduard, „für einen Dritten ist auch wol noch Platz."

„Warum nicht?" versetzte Charlotte, „und auch für ein Viertes. Für größere Gesellschaft wollen wir schon andere Stellen bereiten."

„Da wir denn ungestört hier allein sind," sagte Eduard, „und ganz ruhigen, heiteren Sinnes, so muß ich Dir gestehen, daß ich schon einige Zeit etwas auf dem Herzen habe, was ich Dir vertrauen muß und möchte, und nicht dazu kommen kann."

„Ich habe Dir so etwas angemerkt," versetzte Charlotte.

„Und ich will nur gestehen," fuhr Eduard fort, „wenn mich der Postbote morgen früh nicht drängte, wenn wir uns nicht heut entschließen müßten, ich hätte vielleicht noch länger geschwiegen."

„Was ist es denn?" fragte Charlotte freundlich entgegenkommend.

„Es betrifft unsern Freund, den Hauptmann," antwortete Eduard. „Du kennst die traurige Lage, in die er wie so mancher Andere ohne sein Verschulden gesetzt ist. Wie schmerzlich muß es einem Manne von seinen Kenntnissen, seinen Talenten und Fertigkeiten sein, sich außer Thätigkeit zu sehen, und — ich will nicht lange zurückhalten mit dem, was ich für ihn wünsche: Ich möchte, daß wir ihn auf einige Zeit zu uns nähmen."

„Das ist wohl zu überlegen und von mehr als einer Seite zu betrachten," versetzte Charlotte.

„Meine Ansichten bin ich bereit Dir mitzutheilen," entgegnete ihr Eduard. „In seinem letzten Briefe herrscht ein stiller Ausdruck des tiefsten Mißmuthes; nicht daß es ihm an irgend einem Bedürfniß fehle; denn er weiß sich durchaus zu beschränken, und für das Nothwendige habe ich gesorgt; auch drückt es ihn nicht, etwas von mir anzunehmen; denn wir sind unsre Lebzeit über einander wechselseitig so viel schuldig geworden, daß wir nicht berechnen können, wie unser Kredit und Debet sich gegen einander verhalte — daß er geschäftslos ist, das ist eigentlich seine Qual. Das Vielfache, was er an sich ausgebildet hat, zu Andrer Nutzen täglich und stündlich zu gebrauchen, ist ganz allein sein Vergnügen, ja seine Leidenschaft. Und nun die Hände in den Schooß zu legen oder noch weiter zu studiren, sich weitere Geschicklichkeit zu verschaffen, da er das nicht brauchen kann, was er in vollem Maaße besitzt — genug, liebes Kind, es ist eine peinliche Lage, deren Qual er doppelt und dreifach in seiner Einsamkeit empfindet."

„Ich dachte doch," sagte Charlotte, „ihm wären von verschiedenen Orten Anerbietungen geschehen. Ich hatte selbst um seinetwillen an manche thätige Freunde und Freundinnen geschrieben, und soviel ich weiß, blieb dies auch nicht ohne Wirkung."

„Ganz recht," versetzte Eduard; „aber selbst diese verschiedenen Gelegenheiten, diese Anerbietungen machen ihm neue Qual, neue Unruhe. Keines von den Verhältnissen ist ihm gemäß. Er soll nicht wirken; er soll sich aufopfern, seine Zeit, seine Gesinnungen, seine Art zu sein, und das ist ihm unmöglich. Je mehr ich das Alles betrachte, je mehr ich es fühle, desto lebhafter wird der Wunsch, ihn bei uns zu sehen."

„Es ist recht schön und liebenswürdig von Dir," versetzte Charlotte, „daß Du des Freundes Zustand mit so viel Theilnahme bedenkst; allein erlaube mir, Dich aufzufordern, auch Deiner, auch unser zu gedenken!"

„Das habe ich gethan," entgegnete ihr Eduard. „Wir können von seiner Nähe uns nur Vortheil und Annehmlichkeit versprechen. Von dem Aufwande will ich nicht reden, der auf alle Fälle gering für mich wird, wenn er zu uns zieht, besonders wenn ich zugleich bedenke, daß uns seine Gegenwart nicht die mindeste Unbequemlichkeit verursacht. Auf dem rechten Flügel des Schlosses kann er wohnen, und alles Andre findet sich.

Wie viel wird ihm dadurch geleistet, und wie manches Angenehme wird uns durch seinen Umgang, ja, wie mancher Vortheil! Ich hätte längst eine Ausmessung des Gutes und der Gegend gewünscht; er wird sie besorgen und leiten. Deine Absicht ist, selbst die Güter künftig zu verwalten, sobald die Jahre der gegenwärtigen Pächter verflossen sind. Wie bedenklich ist ein solches Unternehmen! Zu wie manchen Vorkenntnissen kann er uns nicht verhelfen! Ich fühle nur zu sehr, daß mir ein Mann dieser Art abgeht. Die Landleute haben die rechten Kenntnisse; ihre Mittheilungen aber sind konfus und nicht ehrlich. Die Studirten aus der Stadt und von den Akademien sind wol klar und ordentlich; aber es fehlt an der unmittelbaren Einsicht in die Sache. Vom Freunde kann ich mir beides versprechen; und dann entspringen noch hundert andre Verhältnisse daraus, die ich mir alle gern vorstellen mag, die auch auf Dich Bezug haben, und wovon ich viel Gutes voraussehe. Nun danke ich Dir, daß Du mich freundlich angehört hast; jetzt sprich aber auch recht frei und umständlich und sage mir Alles, was Du zu sagen hast; ich will Dich nicht unterbrechen."

„Recht gut," versetzte Charlotte; „so will ich gleich mit einer allgemeinen Bemerkung anfangen. Die Männer denken mehr auf das Einzelne, auf das Gegenwärtige, und das mit Recht, weil sie zu thun, zu wirken berufen sind; die Weiber hingegen mehr auf das, was im Leben zusammenhängt, und das mit gleichem Rechte, weil ihr Schicksal, das Schicksal ihrer Familien, an diesen Zusammenhang geknüpft ist, und auch gerade dieses Zusammenhängende von ihnen gefordert wird. Laß uns deswegen einen Blick auf unser gegenwärtiges, auf unser vergangenes Leben werfen, und Du wirst mir eingestehen, daß die Berufung des Hauptmanns nicht so ganz mit unsern Vorsätzen, unsern Planen, unsern Einrichtungen zusammentrifft.

„Mag ich doch so gern unserer frühsten Verhältnisse gedenken! Wir liebten einander als junge Leute recht herzlich; wir wurden getrennt: Du von mir, weil Dein Vater aus nie zu sättigender Begierde des Besitzes Dich mit einer ziemlich älteren reichen Frau verband; ich von Dir, weil ich, ohne sonderliche Aussichten, einem wohlhabenden, nicht geliebten, aber geehrten Manne meine Hand reichen mußte. Wir wurden wieder frei; Du früher, indem Dich Dein Mütterchen im Besitz eines großen Vermögens ließ; ich später, eben zu der Zeit, da Du von Reisen zurückkamst. So fanden wir uns wieder. Wir freuten uns der Erinnerung, wir

liebten die Erinnerung, wir konnten ungestört zusammen leben. Du drangst auf eine Verbindung; ich willigte nicht gleich ein; denn da wir ungefähr von denselben Jahren sind, so bin ich als Frau wol älter geworden, Du nicht als Mann. Zuletzt wollte ich Dir nicht versagen, was Du für Dein einziges Glück zu halten schienst. Du wolltest von allen Unruhen, die Du bei Hof, im Militär, auf Reisen erlebt hattest, Dich an meiner Seite erholen, zur Besinnung kommen, des Lebens genießen, aber auch nur mit mir allein. Meine einzige Tochter that ich in Pension, wo sie sich freilich mannichfaltiger ausbildet, als bei einem ländlichen Aufenthalte geschehen könnte; und nicht sie allein, auch Ottilien, meine liebe Nichte, that ich dorthin, die vielleicht zur häuslichen Gehilfin unter meiner Anleitung am Besten herangewachsen wäre. Das Alles geschah mit Deiner Einstimmung, blos, damit wir uns selbst leben, blos, damit wir da[a] früh so sehnlich gewünschte, endlich spät erlangte Glück ungestört genießen möchten. So haben wir unsern ländlichen Aufenthalt angetreten. Ich übernahm das Innere, Du das Aeußere und was ins Ganze geht. Meine Einrichtung ist gemacht, Dir in Allem entgegenzukommen, nur für Dich allein zu leben; laß uns wenigstens eine Zeit lang versuchen, inwiefern wir auf diese Weise mit einander ausreichen!"

„Da das Zusammenhängende, wie Du sagst, eigentlich Euer Element ist," versetzte Eduard, „so muß man Euch freilich nicht in einer Folge reden hören, oder sich entschließen, Euch Recht zu geben, und Du sollst auch Recht haben bis auf den heutigen Tag. Die Anlage, die wir bis jetzt zu unserm Dasein gemacht haben, ist von guter Art; sollen wir aber nichts weiter darauf bauen, und soll sich nichts weiter daraus entwickeln? Was ich im Garten leiste, Du im Park, soll das nur für Einsiedler gethan sein?"

„Recht gut!" versetzte Charlotte, „recht wohl! Nur daß wir nichts Hinderndes, Fremdes hereinbringen! Bedenke, daß unsre Vorsätze, auch was die Unterhaltung betrifft, sich gewissermaßen nur auf unser beiderseitiges Zusammensein bezogen. Du wolltest zuerst die Tagebücher Deiner Reise mir in ordentlicher Folge mittheilen, bei dieser Gelegenheit so manches dahin Gehörige von Papieren in Ordnung bringen und unter meiner Theilnahme, mit meiner Beihilfe aus diesen unschätzbaren, aber verworrenen Heften und Blättern ein für uns und Andere erfreuliches Ganze zusammenstellen. Ich versprach, Dir an der Abschrift zu helfen,

und wir dachten es uns so bequem, so artig, so gemüthlich un heimlich, die Welt, die wir zusammen nicht sehen sollten, in de Erinnerung zu durchreisen. Ja, der Anfang ist schon gemach Dann hast Du die Abende Deine Flöte wieder vorgenommer begleitest mich am Klavier, und an Besuchen aus der Nachbarscha und in die Nachbarschaft fehlt es uns nicht. Ich wenigstens hab mir aus allem Diesem den ersten wahrhaft fröhlichen Somme zusammengebaut, den ich in meinem Leben zu genießen dachte."

„Wenn mir nur nicht," versetzte Eduard, indem er sich di Stirne rieb, „bei alledem, was Du mir so liebevoll und ver ständig wiederholst, immer der Gedanke beiginge, durch di Gegenwart des Hauptmanns würde nichts gestört, ja vielmeh Alles beschleunigt und neu belebt. Auch er hat einen The meiner Wanderungen mitgemacht; auch er hat Manches un in verschiedenem Sinne sich angemerkt; wir benutzten das zu sammen, und alsdann würde es erst ein hübsches Ganze werden.

„So laß mich denn Dir aufrichtig gestehen," entgegnete Cha lotte mit einiger Ungeduld, „daß diesem Vorhaben mein Gefül widerspricht, daß eine Ahnung mir nichts Gutes weissagt."

„Auf diese Weise wäret Ihr Frauen wol unüberwindlich," ver setzte Eduard: „erst verständig, daß man nicht widersprechen kann liebevoll, daß man sich gern hingiebt, gefühlvoll, daß man Eu nicht weh thun mag, ahnungsvoll, daß man erschrickt."

„Ich bin nicht abergläubisch," versetzte Charlotte, „und geb nichts auf diese dunklen Anregungen, insofern sie nur solch wären; aber es sind meistentheils unbewußte Erinnerunge glücklicher und unglücklicher Folgen, die wir an eigenen ode fremden Handlungen erlebt haben. Nichts ist bedeutender i jedem Zustande als die Dazwischenkunft eines Dritten. Ich hab Freunde gesehen, Geschwister, Liebende, Gatten, deren Verhäl niß durch den zufälligen oder gewählten Hinzutritt einer neue Person ganz und gar verändert, deren Lage völlig umgekehr wurde."

„Das kann wol geschehen," versetzte Eduard, „bei Menschen, di nur dunkel vor sich hin leben, nicht bei solchen, die, schon durc Erfahrung aufgeklärt, sich mehr bewußt sind."

„Das Bewußtsein, mein Liebster," entgegnete Charlotte, „i keine hinlängliche Waffe, ja manchmal eine gefährliche für Den der sie führt; und aus diesem Allem tritt wenigstens so vie hervor, daß wir uns ja nicht übereilen sollen. Gönne mir noc einige Tage; entscheide nicht!"

„Wie die Sache steht," erwiderte Eduard, „werden wir uns
ch nach mehreren Tagen immer übereilen. Die Gründe für
nd dagegen haben wir wechselsweise vorgebracht; es kommt auf
n Entschluß an, und da wär' es wirklich das Beste, wir gäben
u dem Loos anheim."

„Ich weiß," versetzte Charlotte, „daß Du in zweifelhaften Fällen
rne wettest oder würfelst; bei einer so ernsthaften Sache hin-
gen würde ich dies für einen Frevel halten."

„Was soll ich aber dem Hauptmann schreiben?" rief Eduard
s; „denn ich muß mich gleich hinsetzen."

„Einen ruhigen, vernünftigen, tröstlichen Brief," sagte
harlotte.

„Das heißt so viel wie keinen," versetzte Eduard.

„Und doch ist es in manchen Fällen," versetzte Charlotte,
othwendig und freundlich, lieber nichts zu schreiben, als nicht
schreiben."

Zweites Kapitel.

Eduard fand sich allein auf seinem Zimmer, und wirklich
tte die Wiederholung seiner Lebensschicksale aus dem Munde
harlottens, die Vergegenwärtigung ihres beiderseitigen Zustandes,
rer Vorsätze, sein lebhaftes Gemüth angenehm aufgeregt. Er
tte sich in ihrer Nähe, in ihrer Gesellschaft so glücklich gefühlt,
ß er sich einen freundlichen, theilnehmenden, aber ruhigen und
f nichts hindeutenden Brief an den Hauptmann ausdachte.
ls er aber zum Schreibtisch ging und den Brief des Freundes
fnahm, um ihn nochmals durchzulesen, trat ihm sogleich wieder
r traurige Zustand des trefflichen Mannes entgegen; alle
mpfindungen, die ihn diese Tage gepeinigt hatten, wachten
ieder auf, und es schien ihm unmöglich, seinen Freund einer
ängstlichen Lage zu überlassen.

Sich etwas zu versagen, war Eduard nicht gewohnt. Von
ugend auf das einzige, verzogene Kind reicher Eltern, die ihn
einer seltsamen, aber höchst vortheilhaften Heirath mit einer
el ältern Frau zu bereden wußten, von dieser auch auf alle
eise verzärtelt, indem sie sein gutes Betragen gegen sie durch
e größte Freigebigkeit zu erwidern suchte, nach ihrem baldigen
ode sein eigener Herr, auf Reisen unabhängig, jeder Abwechse-
ng, jeder Veränderung mächtig, nichts Uebertriebenes wollend,
er Viel und Vielerlei wollend freimüthig, wohlthätig, brav,

ja tapfer im Fall — was konnte in der Welt seinen Wünschen entgegenstehen!

Bisher war Alles nach seinem Sinne gegangen, auch zum Besitz Charlottens war er gelangt, den er sich durch eine hartnäckige, ja romanenhafte Treue doch zuletzt erworben hatte; und nun fühlte er sich zum ersten Mal widersprochen, zum ersten Mal gehindert, eben da er seinen Jugendfreund an sich heranziehen, da er sein ganzes Dasein gleichsam abschließen wollte. Er war verdrießlich, ungeduldig, nahm einigemal die Feder und legte sie nieder, weil er nicht einig mit sich werden konnte, was er schreiben sollte. Gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht nach ihrem Verlangen konnte er nicht; unruhig, wie er war, sollte er einen ruhigen Brief schreiben; es wäre ihm ganz unmöglich gewesen. Das Natürlichste war, daß er Aufschub suchte. Mit wenig Worten bat er seinen Freund um Verzeihung, daß er diese Tage nicht geschrieben, daß er heut nicht umständlich schreibe, und versprach für nächstens ein bedeutenderes, ein beruhigendes Blatt.

Charlotte benutzte des andern Tags auf einem Spaziergang nach derselben Stelle die Gelegenheit, das Gespräch wieder anzuknüpfen, vielleicht in der Ueberzeugung, daß man einen Vorsatz nicht sichrer abstumpfen kann, als wenn man ihn öfter durchspricht.

Eduarden war diese Wiederholung erwünscht. Er äußert sich nach seiner Weise freundlich und angenehm; denn wenn er empfänglich wie er war, leicht aufloderte, wenn sein lebhaftes Begehren zudringlich ward, wenn seine Hartnäckigkeit ungeduldig machen konnte, so waren doch alle seine Aeußerungen durch eine vollkommene Schonung des Andern dergestalt gemildert, daß man ihn immer noch liebenswürdig finden mußte, wenn man ihn auch beschwerlich fand.

Auf eine solche Weise brachte er Charlotten diesen Morgen erst in die heiterste Laune, dann durch anmuthige Gesprächswendungen ganz aus der Fassung, so daß sie zuletzt ausrief: „Du willst gewiß, daß ich das, was ich dem Ehemann versagte, dem Liebhaber zugestehen soll."

„Wenigstens," mein Lieber," fuhr sie fort, „sollst Du gewahr werden, daß Deine Wünsche, die freundliche Lebhaftigkeit, womit Du sie ausdrückst, mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt lassen. Sie nöthigen mich zu einem Geständniß. Ich habe Dir bisher auch etwas verborgen. Ich befinde mich in

einer ähnlichen Lage wie Du und habe mir schon eben die Gewalt angethan, die ich Dir nun über Dich selbst zumuthe."

„Das hör' ich gern," sagte Eduard; „ich merke wol, im Ehestand muß man sich manchmal streiten, denn dadurch erfährt man was von einander."

„Nun sollst Du also erfahren," sagte Charlotte, „daß es mir mit Ottilien geht wie Dir mit dem Hauptmann. Höchst ungern weiß ich das liebe Kind in der Pension, wo sie sich in sehr drückenden Verhältnissen befindet. Wenn Luciane, meine Tochter, die für die Welt geboren ist, sich dort für die Welt bildet, wenn sie Sprachen, Geschichtliches und was sonst von Kenntnissen ihr mitgetheilt wird, so wie ihre Noten und Variationen vom Blatte wegspielt, wenn bei einer lebhaften Natur und bei einem glücklichen Gedächtniß sie, man möchte wol sagen, Alles vergißt und im Augenblicke sich an Alles erinnert, wenn sie durch Freiheit des Betragens, Anmuth im Tanze, schickliche Bequemlichkeit des Gesprächs sich vor Allen auszeichnet und durch ein angebornes herrschendes Wesen sich zur Königin des kleinen Kreises macht; wenn die Vorsteherin dieser Anstalt sie als eine kleine Gottheit ansieht, die nun erst unter ihren Händen recht gedeiht, die ihr Ehre machen, Zutrauen erwerben und einen Zufluß von andern jungen Personen verschaffen wird; wenn die ersten Seiten ihrer Briefe und Monatsberichte immer nur Hymnen sind über die Vortrefflichkeit eines solchen Kindes, die ich denn recht gut in meine Prose zu übersetzen weiß: so ist dagegen, was sie schließlich von Ottilien erwähnt, nur immer Entschuldigung auf Entschuldigung, daß ein übrigens so schön heranwachsendes Mädchen sich nicht entwickeln, keine Fähigkeiten und keine Fertigkeiten zeigen wolle. Das Wenige, was sie sonst noch hinzufügt, ist gleichfalls für mich kein Räthsel, weil ich in diesem lieben Kinde den ganzen Charakter ihrer Mutter, meiner werthesten Freundin, gewahr werde, die sich neben mir entwickelt hat, und deren Tochter ich gewiß, wenn ich Erzieherin oder Aufseherin sein könnte, zu einem herrlichen Geschöpf heraufbilden wollte.

„Da es aber einmal nicht in unsern Plan geht, und man an seinen Lebensverhältnissen nicht so viel zupfen und zerren, nicht immer was Neues an sie heranziehen soll, so trag' ich das lieber, ja, ich überwinde die unangenehme Empfindung, wenn meine Tochter, welche recht gut weiß, daß die arme Ottilie ganz

von uns abhängt, sich ihrer Vortheile übermüthig gegen sie bedient und unsre Wohlthat dadurch gewissermaßen vernichtet.

„Doch wer ist so gebildet, daß er nicht seine Vorzüge gegen Andre manchmal auf eine grausame Weise geltend machte? Wer steht so hoch, daß er unter einem solchen Druck nicht manchmal leiden müßte? Durch diese Prüfungen wächst Ottiliens Werth; aber seitdem ich den peinlichen Zustand recht deutlich einsehe, habe ich mir Mühe gegeben, sie anderwärts unterzubringen. Stündlich soll mir eine Antwort kommen, und alsdann will ich nicht zaudern. So steht es mit mir, mein Bester. Du siehst, wir tragen beiderseits dieselben Sorgen in einem treuen, freundschaftlichen Herzen. Laß uns sie gemeinsam tragen, da sie sich nicht gegen einander aufheben!"

„Wir sind wunderliche Menschen," sagte Eduard lächelnd. „Wenn wir nur etwas, das uns Sorge macht, aus unserer Gegenwart verbannen können, da glauben wir schon, nun sei es abgethan. Im Ganzen können wir Vieles aufopfern; aber uns im Einzelnen herzugeben, ist eine Forderung, der wir selten gewachsen sind. So war meine Mutter. So lange ich als Knabe oder Jüngling bei ihr lebte, konnte sie der augenblicklichen Besorgnisse nicht los werden. Verspätete ich mich bei einem Ausritt, so mußte mir ein Unglück begegnet sein; durchnetzte mich ein Regenschauer, so war das Fieber mir gewiß. Ich verreiste, ich entfernte mich von ihr, und nun schien ich ihr kaum anzugehören.

„Betrachten wir es genauer," fuhr er fort, „so handeln wir Beide thöricht und unverantwortlich, zwei der edelsten Naturen, die unser Herz so nahe angehen, im Kummer und im Druck zu lassen, nur um uns keiner Gefahr auszusetzen. Wenn dies nicht selbstsüchtig genannt werden soll, was will man so nennen! Nimm Ottilien, laß mir den Hauptmann, und in Gottes Namen sei der Versuch gemacht!"

„Es möchte noch zu wagen sein," sagte Charlotte bedenklich, „wenn die Gefahr für uns allein wäre. Glaubst Du denn aber, daß es räthlich sei, den Hauptmann mit Ottilien als Hausgenossen zu sehen, einen Mann ungefähr in Deinen Jahren, in den Jahren — daß ich Dir dieses Schmeichelhafte nur gerade unter die Augen sage — wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe werth wird, und ein Mädchen von Ottiliens Vorzügen?" —

„Ich weiß doch auch nicht," versetzte Eduard, „wie Du Ottilien so hoch stellen kannst! Nur dadurch erkläre ich mir's, daß sie

Deine Neigung zu ihrer Mutter geerbt hat. Hübsch ist sie, das ist wahr, und ich erinnere mich, daß der Hauptmann mich auf sie aufmerksam machte, als wir vor einem Jahre zurückkamen und sie mit Dir bei Deiner Tante trafen. Hübsch ist sie, besonders hat sie schöne Augen; aber ich wüßte doch nicht, daß sie den mindesten Eindruck auf mich gemacht hätte."

„Das ist löblich an Dir," sagte Charlotte; „denn ich war ja gegenwärtig, und ob sie gleich viel jünger ist als ich, so hatte doch die Gegenwart der ältern Freundin so viele Reize für Dich, daß Du über die aufblühende, versprechende Schönheit hinaussahest. Es gehört auch dies zu Deiner Art zu sein, deshalb ich so gern das Leben mit Dir theile."

Charlotte, so aufrichtig sie zu sprechen schien, verhehlte doch etwas. Sie hatte nämlich damals dem von Reisen zurückkehrenden Eduard Ottilien absichtlich vorgeführt, um dieser geliebten Pflegetochter eine so große Partie zuzuwenden; denn an sich selbst in Bezug auf Eduard dachte sie nicht mehr. Der Hauptmann war auch angestiftet, Eduarden aufmerksam zu machen; aber Dieser, der seine frühe Liebe zu Charlotten hartnäckig im Sinne behielt, sah weder rechts noch links, und war nur glücklich in dem Gefühl, daß es möglich sei, eines so lebhaft gewünschten und durch eine Reihe von Ereignissen scheinbar auf immer versagten Gutes endlich doch theilhaft zu werden.

Eben stand das Ehepaar im Begriff, die neuen Anlagen herunter nach dem Schlosse zu gehen, als ein Bedienter ihnen hastig entgegenstieg und mit lachendem Munde sich schon von unten herauf vernehmen ließ. „Kommen Ew. Gnaden doch ja schnell herüber! Herr Mittler ist in den Schloßhof gesprengt. Er hat uns Alle zusammengeschrieen, wir sollen Sie aufsuchen, wir sollen Sie fragen, ob es Noth thue? Ob es Noth thut, rief er uns nach: Hört Ihr? Aber geschwind, geschwind!"

„Der drollige Mann!" rief Eduard aus; „kommt er nicht gerade zur rechten Zeit, Charlotte?" „Geschwind zurück!" befahl er dem Bedienten; „sage ihm, es thue Noth, sehr Noth! Er soll nur absteigen. Versorgt sein Pferd, führt ihn in den Saal, setzt ihm ein Frühstück vor! Wir kommen gleich."

„Laß uns den nächsten Weg nehmen," sagte er zu seiner Frau und schlug den Pfad über den Kirchhof ein, den er sonst zu vermeiden pflegte. Aber wie verwundert war er, als er fand, daß Charlotte auch hier für das Gefühl gesorgt habe! Mit möglichster Schonung der alten Denkmäler hatte sie Alles so zu

vergleichen und zu ordnen gewußt, daß es ein angenehmer Raum erschien, auf dem das Auge und die Einbildungskraft gerne verweilten.

Auch dem ältesten Stein hatte sie seine Ehre gegönnt. Den Jahren nach waren sie an der Mauer aufgerichtet, eingefügt oder sonst angebracht; der hohe Sockel der Kirche selbst war damit vermannichfaltigt und geziert. Eduard fühlte sich sonderbar überrascht, wie er durch die kleine Pforte hereintrat; er drückte Charlotten die Hand, und im Auge stand ihm eine Thräne.

Aber der närrische Gast verscheuchte sie gleich. Denn dieser hatte keine Ruh im Schloß gehabt, war spornstreichs durchs Dorf bis an das Kirchhofthor geritten, wo er still hielt und seinen Freunden entgegenrief: „Ihr habt mich doch nicht zum Besten? Thut's wirklich Noth, so bleibe ich zu Mittage hier. Haltet mich nicht auf! Ich habe heute noch viel zu thun."

„Da Ihr Euch so weit bemüht habt," rief ihm Eduard entgegen, „so reitet noch vollends herein! Wir kommen an einem ernsthaften Orte zusammen, und seht, wie schön Charlotte diese Trauer ausgeschmückt hat!"

„Hier herein," rief der Reiter, „komm' ich weder zu Pferde noch zu Wagen noch zu Fuße. Diese da ruhen in Frieden, mit ihnen habe ich nichts zu schaffen. Gefallen muß ich mir's lassen, wenn man mich einmal die Füße voran hereinschleppt. Also ist's Ernst?"

„Ja," rief Charlotte, „recht Ernst! Es ist das erste Mal, daß wir neuen Gatten in Noth und Verwirrung sind, woraus wir uns nicht zu helfen wissen."

„Ihr seht nicht darnach aus," versetzte er; „doch will ich's glauben. Führt Ihr mich an, so lass' ich Euch künftig stecken. Folgt geschwinde nach! Meinem Pferde mag die Erholung zu Gut kommen."

Bald fanden sich die Dreie im Saale zusammen; das Essen ward aufgetragen, und Mittler erzählte von seinen heutigen Thaten und Vorhaben. Dieser seltsame Mann war früherhin Geistlicher gewesen und hatte sich bei einer rastlosen Thätigkeit in seinem Amte dadurch ausgezeichnet, daß er alle Streitigkeiten, sowol die häuslichen als die nachbarlichen, erst der einzelnen Bewohner, sodann ganzer Gemeinden und mehrerer Gutsbesitzer zu stillen und zu schlichten wußte. So lange er im Dienste war, hatte sich kein Ehepaar scheiden lassen, und die Landeskollegien wurden mit keinen Händeln und Prozessen von dorther beheliget.

Wie nöthig ihm die Rechtskunde sei, ward er zeitig gewahr. Er warf sein ganzes Studium darauf und fühlte sich bald den geschicktesten Advokaten gewachsen. Sein Wirkungskreis dehnte sich wunderbar aus, und man war im Begriff, ihn nach der Residenz zu ziehen, um das von oben herein zu vollenden, was er von unten herauf begonnen hatte, als er einen ansehnlichen Lotteriegewinnst that, sich ein mäßiges Gut kaufte, es verpachtete und zum Mittelpunkt seiner Wirksamkeit machte, mit dem festen Vorsatz oder vielmehr nach alter Gewohnheit und Neigung, in keinem Hause zu verweilen, wo nichts zu schlichten und nichts zu helfen wäre. Diejenigen, die auf Namensbedeutungen abergläubisch sind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genöthigt, diese seltsamste aller Bestimmungen zu ergreifen.

Der Nachtisch war aufgetragen, als der Gast seine Wirthe ernstlich vermahnte, nicht weiter mit ihren Entdeckungen zurückzuhalten, weil er gleich nach dem Kaffee fort müsse. Die beiden Eheleute machten umständlich ihre Bekenntnisse; aber kaum hatte er den Sinn der Sache vernommen, als er verdrießlich vom Tische auffuhr, ans Fenster sprang und sein Pferd zu satteln befahl.

„Entweder Ihr kennt mich nicht," rief er aus, „Ihr versteht mich nicht oder Ihr seid sehr boshaft. Ist denn hier ein Streit? Ist denn hier eine Hilfe nöthig? Glaubt Ihr, daß ich in der Welt bin, um Rath zu geben? Das ist das dümmste Handwerk, das Einer treiben kann. Rathe sich Jeder selbst und thue, was er nicht lassen kann! Geräth es gut, so freue er sich seiner Weisheit und seines Glücks; läuft's übel ab, dann bin ich bei der Hand. Wer ein Uebel los sein will, der weiß immer, was er will; wer was Besseres will, als er hat, der ist ganz staarblind — ja, ja! lacht nur — er spielt Blindekuh, er ertappt's vielleicht; aber was? Thut, was Ihr wollt, es ist ganz einerlei! Nehmt die Freunde zu Euch, laßt sie weg: Alles einerlei! Das Vernünftigste habe ich mißlingen sehen, das Abgeschmackteste gelingen. Zerbrecht Euch die Köpfe nicht, und wenn's auf eine oder die andre Weise übel abläuft, zerbrecht sie Euch auch nicht! Schickt nur nach mir, und Euch soll geholfen sein. Bis dahin Euer Diener!"

Und so schwang er sich aufs Pferd, ohne den Kaffee abzuwarten.

„Hier siehst Du," sagte Charlotte, „wie wenig eigentlich ein Dritter fruchtet, wenn es zwischen zwei nah verbundenen Personen nicht

ganz im Gleichgewicht steht. Gegenwärtig sind wir doch wol noch verworrner und ungewisser, wenn's möglich ist, als vorher."

Beide Gatten würden auch wol noch eine Zeit lang geschwankt haben, wäre nicht ein Brief des Hauptmanns im Wechsel gegen Eduard's letzten angekommen. Er hatte sich entschlossen, eine der ihm angebotenen Stellen anzunehmen, ob sie ihm gleich keineswegs gemäß war. Er sollte mit vornehmen und reichen Leuten die Langeweile theilen, indem man auf ihn das Zutrauen setzte, daß er sie vertreiben würde.

Eduard übersah das ganze Verhältniß recht deutlich und malte es noch recht scharf aus. „Wollen wir unsern Freund in einem solchen Zustande wissen?" rief er. „Du kannst nicht so grausam sein, Charlotte!"

„Der wunderliche Mann, unser Mittler," versetzte Charlotte, „hat am Ende doch Recht. Alle solche Unternehmungen sind Wagestücke. Was daraus werden kann, sieht kein Mensch voraus. Solche neuen Verhältnisse können fruchtbar sein an Glück und an Unglück, ohne daß wir uns dabei Verdienst oder Schuld sonderlich zurechnen dürfen. Ich fühle mich nicht stark genug, Dir länger zu widerstehen. Laß uns den Versuch machen! Das Einzige, was ich Dich bitte: Es sei nur auf kurze Zeit angesehen! Erlaube mir, daß ich mich thätiger als bisher für ihn verwende und meinen Einfluß, meine Verbindungen eifrig benutze und aufrege, ihm eine Stelle zu verschaffen, die ihm nach seiner Weise einige Zufriedenheit gewähren kann."

Eduard versicherte seine Gattin auf die anmuthigste Weise der lebhaftesten Dankbarkeit. Er eilte, mit freiem, frohem Gemüth seinem Freunde Vorschläge schriftlich zu thun. Charlotte mußte in einer Nachschrift ihren Beifall eigenhändig hinzufügen, ihre freundschaftlichen Bitten mit den seinen vereinigen. Sie schrieb mit gewandter Feder gefällig und verbindlich, aber doch mit einer Art von Hast, die ihr sonst nicht gewöhnlich war; und was ihr nicht leicht begegnete, sie verunstaltete das Papier zuletzt mit einem Tintenfleck, der sie ärgerlich machte und nur größer wurde, indem sie ihn wegwischen wollte.

Eduard scherzte darüber, und weil noch Platz war, fügte er eine zweite Nachschrift hinzu, der Freund solle aus diesen Zeichen die Ungeduld sehen, womit er erwartet werde, und nach der Eile, womit der Brief geschrieben, die Eilfertigkeit seiner Reise einrichten.

Der Bote war fort, und Eduard glaubte, seine Dankbarkeit nicht überzeugender ausdrücken zu können, als indem er aber- und abermals darauf bestand, Charlotte solle sogleich Ottilien aus der Pension holen lassen.

Sie bat um Aufschub und wußte diesen Abend bei Eduard die Lust zu einer musikalischen Unterhaltung aufzuregen. Charlotte spielte sehr gut Klavier, Eduard nicht ebenso bequem die Flöte; denn ob er sich gleich zu Zeiten viel Mühe gegeben hatte, so war ihm doch nicht die Geduld, die Ausdauer verliehen, die zur Ausbildung eines solchen Talentes gehört. Er führte deshalb seine Partie sehr ungleich aus, einige Stellen gut, nur vielleicht zu geschwind; bei andern wieder hielt er an, weil sie ihm nicht geläufig waren, und so wär' es für jeden Andern schwer gewesen, ein Duett mit ihm durchzubringen. Aber Charlotte wußte sich dareinzufinden; sie hielt an und ließ sich wieder von ihm fortreißen und versah also die doppelte Pflicht eines guten Kapellmeisters und einer klugen Hausfrau, die im Ganzen immer das Maaß zu erhalten wissen, wenn auch die einzelnen Passagen nicht immer im Takt bleiben sollten.

Drittes Kapitel.

Der Hauptmann kam. Er hatte einen sehr verständigen Brief vorausgeschickt, der Charlotten völlig beruhigte. So viel Deutlichkeit über sich selbst, so viel Klarheit über seinen eigenen Zustand, über den Zustand seiner Freunde, gab eine heitere und fröhliche Aussicht.

Die Unterhaltungen der ersten Stunden waren, wie unter Freunden zu geschehen pflegt, die sich eine Zeit lang nicht gesehen haben, lebhaft, ja fast erschöpfend. Gegen Abend veranlaßte Charlotte einen Spaziergang auf die neuen Anlagen. Der Hauptmann gefiel sich sehr in der Gegend und bemerkte jede Schönheit, welche durch die neuen Wege erst sichtbar und genießbar geworden. Er hatte ein geübtes Auge und dabei ein genügsames; und ob er gleich das Wünschenswerthe sehr wohl kannte, machte er doch nicht, wie es öfters zu geschehen pflegt, Personen, die ihn in dem Ihrigen herumführten, dadurch einen üblen Humor, daß er mehr verlangte, als die Umstände zuließen, oder auch wol gar an etwas Vollkommneres erinnerte, das er anderswo gesehen.

Als sie die Mooshütte erreichten, fanden sie solche auf das Lustigste ausgeschmückt, zwar nur mit künstlichen Blumen und Wintergrün, doch darunter so schöne Büschel natürlichen Weizens und anderer Feld- und Baumfrüchte angebracht, daß sie dem Kunstsinn der Anordnenden zur Ehre gereichten. „Obschon mein Mann nicht liebt, daß man seinen Geburts- oder Namenstag feire, so wird er mir doch heute nicht verargen, einem dreifachen Feste diese wenigen Kränze zu widmen."

„Ein dreifaches?" rief Eduard. „Ganz gewiß!" versetzte Charlotte; „unseres Freundes Ankunft behandeln wir billig als ein Fest; und dann habt Ihr Beide wol nicht daran gedacht, daß heute Euer Namenstag ist. Heißt nicht Einer Otto so gut als der Andere?"

Beide Freunde reichten sich die Hände über den kleinen Tisch. „Du erinnerst mich," sagte Eduard, „an dieses jugendliche Freundschaftsstück. Als Kinder hießen wir Beide so; doch als wir in der Pension zusammenlebten, und manche Irrung daraus entstand, so trat ich ihm freiwillig diesen hübschen lakonischen Namen ab."

„Wobei Du denn doch nicht gar zu großmüthig warst," sagte der Hauptmann. „Denn ich erinnere mich recht wohl, daß Dir der Name Eduard besser gefiel, wie er denn auch, von angenehmen Lippen ausgesprochen, einen besonders guten Klang hat."

Nun saßen sie also zu Dreien um dasselbe Tischchen, wo Charlotte so eifrig gegen die Ankunft des Gastes gesprochen hatte. Eduard in seiner Zufriedenheit wollte die Gattin nicht an jene Stunden erinnern; doch enthielt er sich nicht, zu sagen: „Für ein Viertes wäre auch noch recht gut Platz."

Waldhörner ließen sich in diesem Augenblick vom Schloß herüber vernehmen, bejahten gleichsam und bekräftigten die guten Gesinnungen und Wünsche der beisammen verweilenden Freunde. Stillschweigend hörten sie zu, indem Jedes in sich selbst zurückkehrte und sein eigenes Glück in so schöner Verbindung doppelt empfand.

Eduard unterbrach die Pause zuerst, indem er aufstand und vor die Mooshütte hinaustrat. „Laß uns," sagte er zu Charlotten, „den Freund gleich völlig auf die Höhe führen, damit er nicht glaube, dieses beschränkte Thal nur sei unser Erbgut und Aufenthalt; der Blick wird oben freier, und die Brust erweitert sich."

„So müssen wir diesmal noch," versetzte Charlotte, „den alten, etwas beschwerlichen Fußpfad erklimmen; doch, hoffe ich, sollen

meine Stufen und Steige nächstens bequemer bis ganz hinauf leiten."

Und so gelangte man denn über Felsen, durch Busch und Gesträuch zur letzten Höhe, die zwar keine Fläche, doch fortlaufende fruchtbare Rücken bildete. Dorf und Schloß hinterwärts waren nicht mehr zu sehen. In der Tiefe erblickte man ausgebreitete Teiche; drüben bewachsene Hügel, an denen sie sich hinzogen; endlich steile Felsen, welche senkrecht den letzten Wasserspiegel entschieden begrenzten und ihre bedeutenden Formen auf der Oberfläche desselben abbildeten. Dort in der Schlucht, wo ein starker Bach den Teichen zufiel, lag eine Mühle halb versteckt, die mit ihren Umgebungen als ein freundliches Ruheplätzchen erschien. Mannichfaltig wechselten im ganzen Halbkreise, den man übersah, Tiefen und Höhen, Büsche und Wälder, deren erstes Grün für die Folge den füllereichsten Anblick versprach. Auch einzelne Baumgruppen hielten an mancher Stelle das Auge fest. Besonders zeichnete zu den Füßen der schauenden Freunde sich eine Masse Pappeln und Platanen zunächst an dem Rande des mittleren Teiches vortheilhaft aus. Sie stand in ihrem besten Wachsthum, frisch, gesund, empor und in die Breite strebend.

Eduard lenkte besonders auf diese die Aufmerksamkeit seines Freundes. „Diese habe ich," rief er aus, „in meiner Jugend selbst gepflanzt. Es waren junge Stämmchen, die ich rettete, als mein Vater bei der Anlage zu einem neuen Theil des großen Schloßgartens sie mitten im Sommer ausroden ließ. Ohne Zweifel werden sie auch dieses Jahr sich durch neue Triebe wieder dankbar hervorthun."

Man kehrte zufrieden und heiter zurück. Dem Gaste ward auf dem rechten Flügel des Schlosses ein freundliches, geräumiges Quartier angewiesen, wo er sehr bald Bücher, Papiere und Instrumente aufgestellt und geordnet hatte, um in seiner gewohnten Thätigkeit fortzufahren. Aber Eduard ließ ihm in den ersten Tagen keine Ruhe; er führte ihn überall herum, bald zu Pferde, bald zu Fuße, und machte ihn mit der Gegend, mit dem Gute bekannt, wobei er ihm zugleich die Wünsche mittheilte, die er zu besserer Kenntniß und vortheilhafterer Benutzung desselben seit langer Zeit bei sich hegte.

„Das Erste, was wir thun sollten," sagte der Hauptmann, „wäre, daß ich die Gegend mit der Magnetnadel aufnähme. Es ist das ein leichtes, heiteres Geschäft, und wenn es auch nicht

die größte Genauigkeit gewährt, so bleibt es doch immer nützlich und für den Anfang erfreulich; auch kann man es ohne große Beihilfe leisten und weiß gewiß, daß man fertig wird. Denkst Du einmal an eine genauere Ausmessung, so läßt sich dazu wol auch noch Rath finden."

Der Hauptmann war in dieser Art des Aufnehmens sehr geübt. Er hatte die nöthige Geräthschaft mitgebracht und fing sogleich an. Er unterrichtete Eduarden, einige Jäger und Bauern, die ihm bei dem Geschäft behilflich sein sollten. Die Tage waren günstig; die Abende und die frühsten Morgen brachte er mit Aufzeichnen und Schraffiren zu. Schnell war auch Alles lavirt und illuminirt, und Eduard sah seine Besitzungen auf das Deutlichste aus dem Papier wie eine neue Schöpfung hervorgewachsen. Er glaubte sie jetzt erst kennen zu lernen; sie schienen ihm jetzt erst recht zu gehören.

Es gab Gelegenheit, über die Gegend, über Anlagen zu sprechen, die man nach einer solchen Uebersicht viel besser zu Stande bringe, als wenn man nur einzeln, nach zufälligen Eindrücken, an der Natur herumversuche.

„Das müssen wir meiner Frau deutlich machen," sagte Eduard.

„Thue das nicht!" versetzte der Hauptmann, der die Ueberzeugungen Anderer nicht gern mit den seinigen durchkreuzte, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß die Ansichten der Menschen viel zu mannichfaltig sind, als daß sie selbst durch die vernünftigsten Vorstellungen auf einen Punkt versammelt werden könnten. „Thue es nicht!" rief er; „sie dürfte leicht irre werden. Es ist ihr wie allen Denen, die sich nur aus Liebhaberei mit solchen Dingen beschäftigen, mehr daran gelegen, daß sie etwas thue, als daß etwas gethan werde. Man tastet an der Natur, man hat Vorliebe für dieses oder jenes Plätzchen; man wagt nicht, dieses oder jenes Hinderniß wegzuräumen; man ist nicht kühn genug, etwas aufzuopfern; man kann sich voraus nicht vorstellen, was entstehen soll; man probirt, es geräth, es mißräth; man verändert, verändert vielleicht, was man lassen sollte, läßt, was man verändern sollte, und so bleibt es zuletzt immer ein Stückwerk, das gefällt und anregt, aber nicht befriedigt."

„Gesteh mir aufrichtig," sagte Eduard, „Du bist mit ihren Anlagen nicht zufrieden."

„Wenn die Ausführung den Gedanken erschöpfte, der sehr gut ist, so wäre nichts zu erinnern. Sie hat sich mühsam durch das Gestein hinaufgequält und quält nun Jeden, wenn Du

willst, den sie hinaufführt. Weder neben einander noch hinter einander schreitet man mit einer gewissen Freiheit. Der Takt des Schrittes wird jeden Augenblick unterbrochen; und was ließe sich nicht noch Alles einwenden!"

„Wäre es denn leicht anders zu machen gewesen?" fragte Eduard.

„Gar leicht," versetzte der Hauptmann; „sie durfte nur die eine Felsenecke, die noch dazu unscheinbar ist, weil sie aus kleinen Theilen besteht, wegbrechen; so erlangte sie eine schön geschwungene Wendung zum Aufstieg und zugleich überflüssige Steine, um die Stellen heraufzumauern, wo der Weg schmal und verkrüppelt geworden wäre. Doch sei dies im engsten Vertrauen unter uns gesagt; sie wird sonst irre und verdrießlich. Auch muß man, was gemacht ist, bestehen lassen. Will man weiter Geld und Mühe aufwenden, so wäre von der Moshütte hinaufwärts und über die Anhöhe noch Mancherlei zu thun und viel Angenehmes zu leisten."

Hatten auf diese Weise die beiden Freunde am Gegenwärtigen manche Beschäftigung, so fehlte es nicht an lebhafter und vergnüglicher Erinnerung vergangener Tage, woran Charlotte wol theilzunehmen pflegte. Auch setzte man sich vor, wenn nur die nächsten Arbeiten erst gethan wären, an die Reisejournale zu gehen und auch auf diese Weise die Vergangenheit hervorzurufen.

Uebrigens hatte Eduard mit Charlotten allein weniger Stoff zur Unterhaltung, besonders seitdem er den Tadel ihrer Parkanlagen, der ihm so gerecht schien, auf dem Herzen fühlte. Lange verschwieg er, was ihm der Hauptmann vertraut hatte; aber als er seine Gattin zuletzt beschäftigt sah, von der Moshütte hinauf zur Anhöhe wieder mit Stüfchen und Pfädchen sich emporzuarbeiten, so hielt er nicht länger zurück, sondern machte sie nach einigen Umschweifen mit seinen neuen Einsichten bekannt.

Charlotte stand betroffen. Sie war geistreich genug, um schnell einzusehen, daß Jene Recht hatten; aber das Gethane widersprach, es war nun einmal so gemacht; sie hatte es recht, sie hatte es wünschenswerth gefunden, selbst das Getadelte war ihr in jedem einzelnen Theile lieb; sie widerstrebte der Ueberzeugung, sie vertheidigte ihre kleine Schöpfung, sie schalt auf die Männer, die gleich ins Weite und Große gingen, aus einem Scherz, aus einer Unterhaltung gleich ein Werk machen wollten, nicht an die Kosten denken, die ein erweiterter Plan durchaus nach sich zieht. Sie war bewegt, verletzt, verdrießlich; sie konnte

das Alte nicht fahren lassen, das Neue nicht ganz abweisen; aber entschlossen, wie sie war, stellte sie sogleich die Arbeit ein und nahm sich Zeit, die Sache zu bedenken und bei sich reif werden zu lassen.

Indem sie nun auch diese thätige Unterhaltung vermißte, da indeß die Männer ihr Geschäft immer geselliger betrieben und besonders die Kunstgärten und Glashäuser mit Eifer besorgten, auch dazwischen die gewöhnlichen ritterlichen Uebungen fortsetzten, als Jagen, Pferde-Kaufen, -Tauschen, -Bereiten und -Einfahren, so fühlte sich Charlotte täglich einsamer. Sie führte ihren Briefwechsel, auch um des Hauptmanns willen, lebhafter, und doch gab es manche einsame Stunde. Desto angenehmer und unterhaltender waren ihr die Berichte, die sie aus der Pensionsanstalt erhielt.

Einem weitläufigen Briefe der Vorsteherin, welcher sich wie gewöhnlich über der Tochter Fortschritte mit Behagen verbreitete, war eine kurze Nachschrift hinzugefügt nebst einer Beilage von der Hand eines männlichen Gehilfen am Institut, die wir beide mittheilen.

Nachschrift der Vorsteherin.

„Von Ottilien, meine Gnädige, hätte ich eigentlich nur zu wiederholen, was in meinen vorigen Berichten enthalten ist. Ich wüßte sie nicht zu schelten, und doch kann ich nicht zufrieden mit ihr sein. Sie ist nach wie vor bescheiden und gefällig gegen Andre; aber dieses Zurücktreten, diese Dienstbarkeit will mir nicht gefallen. Ew. Gnaden haben ihr neulich Geld und verschiedene Zeuge geschickt. Das erste hat sie nicht angegriffen; die andern liegen auch noch da, unberührt. Sie hält freilich ihre Sachen sehr reinlich und gut und scheint nur in diesem Sinn die Kleider zu wechseln. Auch kann ich ihre große Mäßigkeit im Essen und Trinken nicht loben. An unserm Tisch ist kein Ueberfluß; doch sehe ich nichts lieber, als wenn die Kinder sich an schmackhaften und gesunden Speisen satt essen. Was mit Bedacht und Ueberzeugung aufgetragen und vorgelegt ist, soll auch aufgegessen werden. Dazu kann ich Ottilien niemals bringen. Ja, sie macht sich irgend ein Geschäft, um eine Lücke auszufüllen, wo die Dienerinnen etwas versäumen, nur um eine Speise oder den Nachtisch zu übergehen. Bei diesem Allem kommt jedoch in Betrachtung, daß sie manchmal, wie ich erst spät

erfahren habe, Kopfweh auf der linken Seite hat, das zwar vorübergeht, aber schmerzlich und bedeutend sein mag. So viel von diesem übrigens so schönen und lieben Kinde."

Beilage des Gehilfen.

„Unsre vortreffliche Vorsteherin läßt mich gewöhnlich die Briefe lesen, in welchen sie Beobachtungen über ihre Zöglinge den Eltern und Vorgesetzten mittheilt. Diejenigen, die an Ew. Gnaden gerichtet sind, lese ich immer mit doppelter Aufmerksamkeit, mit doppeltem Vergnügen; denn indem wir Ihnen zu einer Tochter Glück zu wünschen haben, die alle jene glänzenden Eigenschaften vereinigt, wodurch man in der Welt emporsteigt, so muß ich wenigstens Sie nicht minder glücklich preisen, daß Ihnen in Ihrer Pflegetochter ein Kind beschert ist, das zum Wohl, zur Zufriedenheit Anderer und gewiß auch zu seinem eigenen Glück geboren ward. Ott' ist fast unser einziger Zögling, über den ich mit unserer so sehr verehrten Vorsteherin nicht einig werden kann. Ich verarge dieser thätigen Frau keineswegs, daß sie verlangt, man soll die Früchte ihrer Sorgfalt äußerlich und deutlich sehen; aber es giebt auch verschlossene Früchte, die erst die rechten kernhaften sind, und die sich früher oder später zu einem schönen Leben entwickeln. Dergleichen ist gewiß Ihre Pflegetochter. So lange ich sie unterrichte, sehe ich sie immer gleichen Schrittes gehen, langsam, langsam vorwärts, nie zurück. Wenn es bei einem Kinde nöthig ist, vom Anfange anzufangen, so ist es gewiß bei ihr. Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift sie nicht. Sie steht unfähig, ja stöckisch vor einer leicht faßlichen Sache, die für sie mit nichts zusammenhängt. Kann man aber die Mittelglieder finden und ihr deutlich machen, so ist ihr das Schwerste begreiflich.

„Bei diesem langsamen Vorschreiten bleibt sie gegen ihre Mitschülerinnen zurück, die mit ganz andern Fähigkeiten immer vorwärts eilen, Alles, auch das Unzusammenhängende, leicht fassen, leicht behalten und bequem wieder anwenden. So lernt sie, so vermag sie bei einem beschleunigten Lehrvortrage gar nichts; wie es der Fall in einigen Stunden ist, welche von trefflichen, aber raschen und ungeduldigen Lehrern gegeben werden. Man hat über ihre Handschrift geklagt, über ihre Unfähigkeit, die Regeln der Grammatik zu fassen. Ich habe diese Beschwerde

näher untersucht; es ist wahr, sie schreibt langsam und steif, wenn man so will, doch nicht zaghaft und ungestalt. Was ich ihr von der französischen Sprache, die zwar mein Fach nicht ist, schrittweise mittheilte, begriff sie leicht. Freilich ist es wunderbar: sie weiß Vieles und recht gut; nur wenn man sie fragt, scheint sie nichts zu wissen.

„Soll ich mit einer allgemeinen Bemerkung schließen, so möchte ich sagen: Sie lernt nicht als Eine, die erzogen werden soll, sondern als Eine, die erziehen will, nicht als Schülerin, sondern als künftige Lehrerin. Vielleicht kommt es Ew. Gnaden sonderbar vor, daß ich selbst als Erzieher und Lehrer Jemanden nicht mehr zu loben glaube, als wenn ich ihn für meines Gleichen erkläre. Ew. Gnaden bessere Einsicht, tiefere Menschen- und Weltkenntniß wird aus meinen beschränkten wohlgemeinten Worten das Beste nehmen. Sie werden Sich überzeugen, daß auch an diesem Kinde viel Freude zu hoffen ist. Ich empfehle mich zu Gnaden und bitte um die Erlaubniß, wieder zu schreiben, sobald ich glaube, daß mein Brief etwas Bedeutendes und Angenehmes enthalten werde."

Charlotte freute sich über dieses Blatt. Sein Inhalt traf ganz nahe mit den Vorstellungen zusammen, welche sie von Ottilien hegte; dabei konnte sie sich eines Lächelns nicht enthalten, indem der Antheil des Lehrers herzlicher zu sein schien, als ihn die Einsicht in die Tugenden eines Zöglings hervorzubringen pflegt. Bei ihrer ruhigen, vorurtheilsfreien Denkweise ließ sie auch ein solches Verhältniß wie so viele andre vor sich liegen; die Theilnahme des verständigen Mannes an Ottilien hielt sie werth; denn sie hatte in ihrem Leben genugsam einsehen gelernt, wie hoch jede wahre Neigung zu schätzen sei in einer Welt, wo Gleichgiltigkeit und Abneigung eigentlich recht zu Hause sind.

Viertes Kapitel.

Die topographische Karte, auf welcher das Gut mit seinen Umgebungen nach einem ziemlich großen Maaßstabe charakteristisch und faßlich durch Federstriche und Farben dargestellt war, und welche der Hauptmann durch einige trigonometrische Messungen

sicher zu gründen wußte, war bald fertig; denn weniger Schlaf als dieser thätige Mann bedurfte kaum Jemand, so wie sein Tag stets dem augenblicklichen Zwecke gewidmet und deswegen jederzeit am Abende etwas gethan war.

„Laß uns nun," sagte er zu seinem Freunde, „an das Uebrige gehen, an die Gutsbeschreibung, wozu schon genugsame Vorarbeit da sein muß, aus der sich nachher Pachtanschläge und Anderes schon entwickeln werden. Nur Eines laß uns festsetzen und einrichten: Trenne Alles, was eigentlich Geschäft ist, vom Leben! Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inkonsequenz oft noth, ja, sie ist liebenswürdig und erheiternd. Bist Du bei dem einen sicher, so kannst Du in dem andern desto freier sein, anstatt daß bei einer Vermischung das Sichre durch das Freie weggerissen und aufgehoben wird."

Eduard fühlte in diesen Vorschlägen einen leisen Vorwurf. Zwar von Natur nicht unordentlich, konnte er doch niemals dazu kommen, seine Papiere nach Fächern abzutheilen. Das, was er mit Andern abzuthun hatte, was blos von ihm selbst abhing, es war nicht geschieden, so wie er auch Geschäfte und Beschäftigung, Unterhaltung und Zerstreuung nicht genugsam von einander absonderte. Jetzt wurde es ihm leicht, da ein Freund diese Bemühung übernahm, ein zweites Ich die Sonderung bewirkte, in die das eine Ich nicht immer sich spalten mag.

Sie errichteten auf dem Flügel des Hauptmanns eine Repositur für das Gegenwärtige, ein Archiv für das Vergangene, schafften alle Dokumente, Papiere, Nachrichten, aus verschiedenen Behältnissen, Kammern, Schränken und Kisten herbei, und auf das Geschwindeste war der Wust in eine erfreuliche Ordnung gebracht, lag rubrizirt in bezeichneten Fächern. Was man wünschte, ward vollständiger gefunden, als man gehofft hatte. Hierbei ging ihnen ein alter Schreiber sehr an die Hand, der den Tag über, ja einen Theil der Nacht nicht vom Pulte kam, und mit dem Eduard bisher immer unzufrieden gewesen war.

„Ich kenne ihn nicht mehr," sagte Eduard zu seinem Freund, „wie thätig und brauchbar der Mensch ist." „Das macht," versetzte der Hauptmann, „wir tragen ihm nichts Neues auf, als bis er das Alte nach seiner Bequemlichkeit vollendet hat, und so leistet er, wie Du siehst, sehr viel; sobald man ihn stört, vermag er gar nichts."

Brachten die Freunde auf diese Weise ihre Tage zusammen zu, so versäumten sie Abends nicht, Charlotten regelmäßig zu besuchen. Fand sich keine Gesellschaft von benachbarten Orten und Gütern, welches öfters geschah, so war das Gespräch wie das Lesen meist solchen Gegenständen gewidmet, welche den Wohlstand, die Vortheile und das Behagen der bürgerlichen Gesellschaft vermehren.

Charlotte, ohnehin gewohnt, die Gegenwart zu nutzen, fühlte sich, indem sie ihren Mann zufrieden sah, auch persönlich gefördert. Verschiedene häusliche Anstalten, die sie längst gewünscht, aber nicht recht einleiten können, wurden durch die Thätigkeit des Hauptmanns bewirkt. Die Hausapotheke, die bisher nur aus wenigen Mitteln bestanden, ward bereichert, und Charlotte sowol durch faßliche Bücher als durch Unterredung in den Stand gesetzt, ihr thätiges und hilfreiches Wesen öfter und wirksamer als bisher in Uebung zu bringen.

Da man auch die gewöhnlichen und demungeachtet nur zu oft überraschenden Nothfälle durchdachte, so wurde Alles, was zur Rettung der Ertrunkenen nöthig sein möchte, um so mehr angeschafft, als bei der Nähe so mancher Teiche, Gewässer und Wasserwerke öfters ein und der andere Unfall dieser Art vorkam. Diese Rubrik besorgte der Hauptmann sehr ausführlich, und Eduarden entschlüpfte die Bemerkung, daß ein solcher Fall in dem Leben seines Freundes auf die seltsamste Weise Epoche gemacht. Doch als dieser schwieg und einer traurigen Erinnerung auszuweichen schien, hielt Eduard gleichfalls an, so wie auch Charlotte, die nicht weniger im Allgemeinen davon unterrichtet war, über jene Aeußerungen hinausging.

„Wir wollen alle diese vorsorglichen Anstalten loben," sagte eines Abends der Hauptmann; „nun geht uns aber das Nothwendigste noch ab, ein tüchtiger Mann, der das Alles zu handhaben weiß. Ich kann hiezu einen mir bekannten Feldchirurgus vorschlagen, der jetzt um leidliche Bedingung zu haben ist, ein vorzüglicher Mann in seinem Fache, und der mir auch in Behandlung heftiger innerer Uebel öfters mehr Genüge gethan hat als ein berühmter Arzt; und augenblickliche Hilfe ist doch immer das, was auf dem Lande am Meisten vermißt wird."

Auch Dieser wurde sogleich verschrieben, und beide Gatten freuten sich, daß sie so manche Summe, die ihnen zu willkürlichen Ausgaben übrig blieb, auf die nöthigsten zu verwenden Anlaß gefunden.

So benutzte Charlotte die Kenntnisse, die Thätigkeit des Hauptmanns auch nach ihrem Sinne und fing an, mit seiner Gegenwart völlig zufrieden und über alle Folgen beruhigt zu werden. Sie bereitete sich gewöhnlich vor, Manches zu fragen, und da sie gern leben mochte, so suchte sie alles Schädliche, alles Tödtliche zu entfernen. Die Bleiglasur der Töpferwaaren, der Grünspan kupferner Gefäße hatte ihr schon manche Sorge gemacht. Sie ließ sich hierüber belehren, und natürlicherweise mußte man auf die Grundbegriffe der Physik und Chemie zurückgehen.

Zufälligen, aber immer willkommenen Anlaß zu solchen Unterhaltungen gab Eduard's Neigung, der Gesellschaft vorzulesen. Er hatte eine sehr wohlklingende, tiefe Stimme und war früher wegen lebhafter, gefühlter Recitation dichterischer und rednerischer Arbeiten angenehm und berühmt gewesen. Nun waren es andre Gegenstände, die ihn beschäftigten, andre Schriften, woraus er vorlas, und eben seit einiger Zeit vorzüglich Werke physischen, chemischen und technischen Inhalts.

Eine seiner besondern Eigenheiten, die er jedoch vielleicht mit mehrern Menschen theilt, war die, daß es ihm unerträglich fiel, wenn Jemand ihm beim Lesen in das Buch sah. In früherer Zeit, beim Vorlesen von Gedichten, Schauspielen, Erzählungen, war es die natürliche Folge der lebhaften Absicht, die der Vorlesende so gut als der Dichter, der Schauspieler, der Erzählende hat, zu überraschen, Pausen zu machen, Erwartungen zu erregen, da es denn freilich dieser beabsichtigten Wirkung sehr zuwider ist, wenn ihm ein Dritter wissentlich mit den Augen vorspringt. Er pflegte sich auch deswegen in solchem Falle immer so zu setzen, daß er Niemand im Rücken hatte. Jetzt zu Dreien war diese Vorsicht unnöthig; und da es diesmal nicht auf Erregung des Gefühls, auf Ueberraschung der Einbildungskraft angesehen war, so dachte er selbst nicht daran, sich sonderlich in Acht zu nehmen.

Nur eines Abends fiel es ihm auf, als er sich nachlässig gesetzt hatte, daß Charlotte ihm in das Buch sah. Seine alte Ungeduld erwachte, und er verwies es ihr gewissermaßen unfreundlich: „Wollte man sich doch solche Unarten wie so manches Andre, was der Gesellschaft lästig ist, ein für allemal abgewöhnen! Wenn ich Jemand vorlese, ist es denn nicht, als wenn ich ihm mündlich etwas vortrüge? Das Geschriebene, das Gedruckte tritt an die Stelle meines eigenen Sinnes, meines eigenen Herzens; und würde ich mich wol zu reden bemühen, wenn ein

Fensterchen vor meiner Stirn, vor meiner Brust angebracht wäre, so daß Der, dem ich meine Gedanken einzeln zuzählen, meine Empfindungen einzeln zureichen will, immer schon lange vorher wissen könnte, wo es mit mir hinauswollte? Wenn mir Jemand ins Buch sieht, so ist mir immer, als wenn ich in zwei Stücke gerissen würde."

Charlotte, deren Gewandtheit sich in größeren und kleineren Zirkeln besonders dadurch bewies, daß sie jede unangenehme, jede heftige, ja selbst nur lebhafte Aeußerung zu beseitigen, ein sich verlängerndes Gespräch zu unterbrechen, ein stockendes anzuregen wußte, war auch diesmal von ihrer guten Gabe nicht verlassen. „Du wirst mir meinen Fehler gewiß verzeihen, wenn ich bekenne, was mir diesen Augenblick begegnet ist. Ich hörte von Verwandtschaften lesen, und da dacht' ich eben gleich an meine Verwandten, an ein paar Vettern, die mir gerade in diesem Augenblick zu schaffen machen. Meine Aufmerksamkeit kehrt zu Deiner Vorlesung zurück; ich höre, daß von ganz leblosen Dingen die Rede ist, und blicke Dir ins Buch, um mich wieder zurechtzufinden."

„Es ist eine Gleichnißrede, die Dich verführt und verwirrt hat," sagte Eduard. „Hier wird freilich nur von Erden und Mineralien gehandelt; aber der Mensch ist ein wahrer Narziß; er bespiegelt sich überall gern selbst, er legt sich als Folie der ganzen Welt unter."

„Ja wol!" fuhr der Hauptmann fort; „so behandelt er Alles, was er außer sich findet; seine Weisheit wie seine Thorheit, seinen Willen wie seine Willkür leiht er den Thieren, den Pflanzen, den Elementen und den Göttern."

„Möchtet Ihr mich," versetzte Charlotte, „da ich Euch nicht zu weit von dem augenblicklichen Interesse wegführen will, nur kürzlich belehren, wie es eigentlich hier mit den Verwandtschaften gemeint sei."

„Das will ich wol gerne thun," erwiderte der Hauptmann, gegen den sich Charlotte gewendet hatte, „freilich nur so gut, als ich es vermag, wie ich es etwa vor zehn Jahren gelernt, wie ich es gelesen habe. Ob man in der wissenschaftlichen Welt noch so darüber denkt, ob es zu den neuern Lehren paßt, wüßte ich nicht zu sagen."

„Es ist schlimm genug," rief Eduard, „daß man jetzt nichts mehr für sein ganzes Leben lernen kann. Unsre Vorfahren hielten sich an den Unterricht, den sie in ihrer Jugend empfangen;

wir aber müssen jetzt alle fünf Jahre umlernen, wenn wir nicht ganz aus der Mode kommen wollen."

„Wir Frauen," sagte Charlotte, „nehmen es nicht so genau; und wenn ich aufrichtig sein soll, so ist es mir eigentlich nur um den Wortverstand zu thun; denn es macht in der Gesellschaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunst-Wort falsch anwendet. Deshalb möchte ich nur wissen, in welchem Sinne dieser Ausdruck eben bei diesen Gegenständen gebraucht wird. Wie es wissenschaftlich damit zusammenhänge, wollen wir den Gelehrten überlassen, die übrigens, wie ich habe bemerken können, sich wol schwerlich jemals vereinigen werden."

„Wo fangen wir aber nun an, um am Schnellsten in die Sache zu kommen?" fragte Eduard nach einer Pause den Hauptmann, der, sich ein Wenig bedenkend, bald darauf erwiderte:

„Wenn es mir erlaubt ist, dem Scheine nach weit auszuholen, so sind wir bald am Platze."

„Sein Sie meiner ganzen Aufmerksamkeit versichert," sagte Charlotte, indem sie ihre Arbeit bei Seite legte.

Und so begann der Hauptmann: „An allen Naturwesen, die wir gewahr werden, bemerken wir zuerst, daß sie einen Bezug auf sich selbst haben. Es klingt freilich wunderlich, wenn man etwas ausspricht, was sich ohnehin versteht; doch nur, indem man sich über das Bekannte völlig verständigt hat, kann man mit einander zum Unbekannten fortschreiten."

„Ich dächte," fiel ihm Eduard ein, „wir machten ihr und uns die Sache durch Beispiele bequem. Stelle Dir nur das Wasser, das Oel, das Quecksilber vor, so wirst Du eine Einigkeit, einen Zusammenhang ihrer Theile finden. Diese Einung verlassen sie nicht, außer durch Gewalt oder sonstige Bestimmung. Ist diese beseitigt, so treten sie gleich wieder zusammen."

„Ohne Frage," sagte Charlotte beistimmend. „Regentropfen vereinigen sich schnell zu Strömen. Und schon als Kinder spielen wir erstaunt mit dem Quecksilber, indem wir es in Kügelchen trennen und es wieder zusammenlaufen lassen."

„Und so darf ich wol," fügte der Hauptmann hinzu, „eines bedeutenden Punktes im flüchtigen Vorbeigehen erwähnen, daß nämlich dieser völlig reine, durch Flüssigkeit mögliche Bezug sich entschieden und immer durch die Kugelgestalt auszeichnet. Der fallende Wassertropfen ist rund; von den Quecksilberkügelchen haben Sie selbst gesprochen; ja, ein fallendes geschmolzenes Blei, wenn es Zeit hat, völlig zu erstarren, kommt unten in Gestalt einer Kugel an."

„Lassen Sie mich voreilen," sagte Charlotte, „ob ich treffe, wo Sie hinwollen. Wie Jedes gegen sich selbst einen Bezug hat, so muß es auch gegen Andere ein Verhältniß haben." –

„Und das wird nach Verschiedenheit der Wesen verschieden sein," fuhr Eduard eilig fort. „Bald werden sie sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andre fremd neben einander verharren und selbst durch mechanisches Mischen und Reiben sich keineswegs verbinden, wie Oel und Wasser, zusammengerüttelt, sich den Augenblick wieder aus einander sondert."

„Es fehlt nicht viel," sagte Charlotte, „so sieht man in diesen einfachen Formen die Menschen, die man gekannt hat; besonders aber erinnert man sich dabei der Societäten, in denen man lebte. Die meiste Aehnlichkeit jedoch mit diesen seelenlosen Wesen haben die Massen, die in der Welt sich einander gegenüberstellen, die Stände, die Berufsbestimmungen, der Adel und der dritte Stand, der Soldat und der Civilist."

„Und doch," versetzte Eduard, „wie diese durch Sitten und Gesetze vereinbar sind, so giebt es auch in unserer chemischen Welt Mittelglieder, dasjenige zu verbinden, was sich einander abweist."

„So verbinden wir," fiel der Hauptmann ein, „das Oel durch Laugensalz mit dem Wasser."

„Nur nicht so geschwind mit Ihrem Vortrag," sagte Charlotte, „damit ich zeigen kann, daß ich Schritt halte. Sind wir nicht hier schon zu den Verwandtschaften gelangt?"

„Ganz richtig," erwiderte der Hauptmann, „und wir werden sie gleich in ihrer vollen Kraft und Bestimmtheit kennen lernen. Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt. An den Alkalien und Säuren, die, obgleich einander entgegengesetzt und vielleicht eben deswegen, weil sie einander entgegengesetzt sind, sich am Entschiedensten suchen und fassen, sich modifiziren und zusammen einen neuen Körper bilden, ist diese Verwandtschaft auffallend genug. Gedenken wir nur des Kalks, der zu allen Säuren eine große Neigung, eine entschiedene Vereinigungslust äußert. Sobald unser chemisches Kabinet ankommt, wollen wir Sie verschiedene Versuche sehen lassen, die sehr unterhaltend sind und einen bessern Begriff geben als Worte, Namen und Kunstausdrücke."

„Lassen Sie mich gestehen," sagte Charlotte, „wenn Sie diese Ihre wunderlichen Wesen verwandt nennen, so kommen sie mir nicht sowol als Blutsverwandte, vielmehr als Geistes- und Seelenverwandte vor. Auf eben diese Weise können unter Menschen wahrhaft bedeutende Freundschaften entstehen; denn entgegengesetzte Eigenschaften machen eine innigere Vereinigung möglich. Und so will ich denn abwarten, was Sie mir von diesen geheimnißvollen Wirkungen vor die Augen bringen werden. Ich will Dich" — sagte sie zu Eduard gewendet — „jetzt im Vorlesen nicht weiter stören und, um so viel besser unterrichtet, Deinen Vortrag mit Aufmerksamkeit vernehmen."

„Da Du uns einmal aufgerufen hast," versetzte Eduard, „so kommst Du so leicht nicht los; denn eigentlich sind die verwickelten Fälle die interessantesten. Erst bei diesen lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen; die Verwandtschaften werden erst interessant, wenn sie Scheidungen bewirken."

„Kommt das traurige Wort," rief Charlotte, „das man leider in der Welt jetzt so oft hört, auch in der Naturlehre vor?"

„Allerdings," erwiderte Eduard. „Es war sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte."

„Das thut man also nicht mehr," versetzte Charlotte, „und thut sehr wohl daran. Das Vereinigen ist eine größere Kunst, ein größeres Verdienst. Ein Einungskünstler wäre in jedem Fache der ganzen Welt willkommen. — Nun so laßt mich denn, weil Ihr doch einmal im Zuge seid, ein paar solche Fälle wissen!"

„So schließen wir uns denn gleich," sagte der Hauptmann, „an dasjenige wieder an, was wir oben schon benannt und besprochen haben. Z. B. was wir Kalkstein nennen, ist eine mehr oder weniger reine Kalkerde, innig mit einer zarten Säure verbunden, die uns in Luftform bekannt geworden ist. Bringt man ein Stück solchen Steines in verdünnte Schwefelsäure, so ergreift diese den Kalk und erscheint mit ihm als Gips; jene zarte luftige Säure hingegen entflieht. Hier ist eine Trennung, eine neue Zusammensetzung entstanden, und man glaubt sich nunmehr berechtigt, sogar das Wort Wahlverwandtschaft anzuwenden, weil es wirklich aussieht, als wenn ein Verhältniß dem andern vorgezogen, eins vor dem andern erwählt würde."

„Verzeihen Sie mir," sagte Charlotte, „wie ich dem Naturforscher verzeihe; aber ich würde hier niemals eine Wahl, eher

eine Naturnothwendigkeit erblicken, und diese kaum; denn es ist am Ende vielleicht gar nur die Sache der Gelegenheit. Gelegenheit macht Verhältnisse, wie sie Diebe macht; und wenn von Ihren Naturkörpern die Rede ist, so scheint mir die Wahl blos in den Händen des Chemikers zu liegen, der diese Wesen zusammenbringt. Sind sie aber einmal beisammen, dann gnade ihnen Gott! In dem gegenwärtigen Falle dauert mich nur die arme Luftsäure, die sich wieder im Unendlichen herumtreiben muß."

„Es kommt nur auf sie an," versetzte der Hauptmann, „sich mit dem Wasser zu verbinden und als Mineralquelle Gesunden und Kranken zur Erquickung zu dienen."

„Der Gips hat gut reden," sagte Charlotte, „der ist nun fertig, ist ein Körper, ist versorgt, anstatt daß jenes ausgetriebene Wesen noch manche Noth haben kann, bis es wieder unterkommt."

„Ich müßte sehr irren," sagte Eduard lächelnd, „oder es steckt eine kleine Tücke hinter Deinen Reden. Gesteh nur Deine Schalkheit! Am Ende bin ich in Deinen Augen der Kalk, der vom Hauptmann, als einer Schwefelsäure, ergriffen, Deiner anmuthigen Gesellschaft entzogen und in einen refraktären Gips verwandelt wird."

„Wenn das Gewissen," versetzte Charlotte, „Dich solche Betrachtungen machen heißt, so kann ich ohne Sorge sein. Diese Gleichnißreden sind artig und unterhaltend, und wer spielt nicht gern mit Aehnlichkeiten? Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht, und wenn er hier mit den schönen Worten Wahl und Wahlverwandtschaft etwas freigebig gewesen, so thut er wohl, wieder in sich selbst zurückzukehren und den Werth solcher Ausdrücke bei diesem Anlaß recht zu bedenken. Mir sind leider Fälle genug bekannt, wo eine innige, unauflöslich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines dritten aufgehoben, und eins der erst so schön Verbundenen ins lose Weite hinausgetrieben ward."

„Da sind die Chemiker viel galanter," sagte Eduard; „sie gesellen ein viertes dazu, damit keines leer ausgehe."

„Ja wohl!" versetzte der Hauptmann; „diese Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz wirklich darstellen kann; wo vier, bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre

bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs Neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften für vollkommen gerechtfertigt."

„Beschreiben Sie mir einen solchen Fall," sagte Charlotte.

„Man sollte dergleichen," versetzte der Hauptmann, „nicht mit Worten abthun. Wie schon gesagt, sobald ich Ihnen die Versuche selbst zeigen kann, wird Alles anschaulicher und angenehmer werden. Jetzt müßte ich Sie mit schrecklichen Kunstworten hinhalten, die Ihnen doch keine Vorstellung gäben. Man muß diese todtscheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Theilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten; dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wol gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsre Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen."

„Ich leugne nicht," sagte Eduard, „daß die seltsamen Kunstwörter Demjenigen, der nicht durch sinnliches Anschauen, durch Begriffe mit ihnen versöhnt ist, beschwerlich, ja lächerlich werden müssen. Doch könnten wir leicht mit Buchstaben einstweilen das Verhältniß ausdrücken, wovon hier die Rede war."

„Wenn Sie glauben, daß es nicht pedantisch aussieht," versetzte der Hauptmann, „so kann ich wol in der Zeichensprache mich kürzlich zusammenfassen. Denken Sie Sich ein A, das mit einem B innig verbunden ist, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen; denken Sie Sich ein C, das sich ebenso zu einem D verhält; bringen Sie nun die beiden Paare in Berührung! A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden habe."

„Nun denn!" fiel Eduard ein, „bis wir Alles dieses mit Augen sehen, wollen wir diese Formel als Gleichnißrede betrachten, woraus wir uns eine Lehre zum unmittelbaren Gebrauch ziehen. Du stellst das A vor, Charlotte, und ich Dein B; denn eigentlich hänge ich doch nur von Dir ab und folge Dir wie dem A das B. Das C ist ganz deutlich der Capitän, der

mich für diesmal Dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß, wenn Du nicht ins Unbestimmte entweichen sollst, Dir für ein D gesorgt werde, und das ist ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie, gegen deren Annäherung Du Dich nicht länger vertheidigen darfst."

„Gut!" versetzte Charlotte; „wenn auch das Beispiel, wie mir scheint, nicht ganz auf unsern Fall paßt, so halte ich es doch für ein Glück, daß wir heute einmal völlig zusammentreffen, und daß diese Natur- und Wahl-Verwandtschaften unter uns eine vertrauliche Mittheilung beschleunigen. Ich will es also nur gestehen, daß ich seit diesem Nachmittage entschlossen bin, Ottilien zu berufen; denn meine bisherige treue Beschließerin und Haushälterin wird abziehen, weil sie heirathet. Dies wäre von meiner Seite und um meinetwillen; was mich um Ottiliens willen bestimmt, das wirst Du uns vorlesen. Ich will Dir nicht ins Blatt sehen; aber freilich ist mir der Inhalt schon bekannt. Doch lies nur, lies!" Mit diesen Worten zog sie einen Brief hervor und reichte ihn Eduarden.

Fünftes Kapitel.

Brief der Vorsteherin.

„Ew. Gnaden werden verzeihen, wenn ich mich heute ganz kurz fasse; denn ich habe nach vollendeter öffentlicher Prüfung dessen, was wir im vergangenen Jahr an unsern Zöglingen geleistet haben, an die sämmtlichen Eltern und Vorgesetzten den Verlauf zu melden; auch darf ich wol kurz sein, weil ich mit Wenigem Viel sagen kann. Ihre Fräulein Tochter hat sich in jedem Sinne als die Erste bewiesen. Die beiliegenden Zeugnisse, ihr eigner Brief, der die Beschreibung der Preise enthält, die ihr geworden sind, und zugleich das Vergnügen ausdrückt, das sie über ein so glückliches Gelingen empfindet, wird Ihnen zur Beruhigung, ja zur Freude gereichen. Die meinige wird dadurch einigermaßen gemindert, daß ich voraussehe, wir werden nicht lange mehr Ursache haben, ein so weit vorgeschrittenes Frauenzimmer bei uns zurückzuhalten. Ich empfehle mich zu Gnaden und nehme mir die Freiheit, nächstens meine Gedanken über das, was ich am Vortheilhaftesten für sie halte, zu eröffnen. Von Ottilien schreibt mein freundlicher Gehilfe."

Brief des Gehilfen.

„Von Ottilien läßt mich unsre ehrwürdige Vorsteherin schreiben, theils weil es ihr nach ihrer Art zu denken peinlich wäre, dasjenige, was zu melden ist, zu melden, theils auch, weil sie selbst einer Entschuldigung bedarf, die sie lieber mir in den Mund legen mag.

„Da ich nur allzu wohl weiß, wie wenig die gute Ottilie das zu äußern im Stande ist, was in ihr liegt und was sie vermag, so war mir vor der öffentlichen Prüfung einigermaßen bange, um so mehr, als überhaupt dabei keine Vorbereitung möglich ist, und auch, wenn es nach der gewöhnlichen Weise sein könnte, Ottilie auf den Schein nicht vorzubereiten wäre. Der Ausgang hat meine Sorge nur zu sehr gerechtfertigt; sie hat keinen Preis erhalten und ist auch unter Denen, die kein Zeugniß empfangen haben. Was soll ich viel sagen? Im Schreiben hatten Andere kaum so wohlgeformte Buchstaben, doch viel freiere Züge; im Rechnen waren Alle schneller, und an schwierige Aufgaben, welche sie besser löst, kam es bei der Untersuchung nicht. Im Französischen überparlirten und überexponirten sie Manche; in der Geschichte waren ihr Namen und Jahrzahlen nicht gleich bei der Hand; bei der Geographie vermißte man Aufmerksamkeit auf die politische Eintheilung. Zum musikalischen Vortrag ihrer wenigen bescheidenen Melodien fand sich weder Zeit noch Ruhe. Im Zeichnen hätte sie gewiß den Preis davongetragen; ihre Umrisse waren rein, und die Ausführung bei vieler Sorgfalt geistreich. Leider hatte sie etwas zu Großes unternommen und war nicht fertig geworden.

„Als die Schülerinnen abgetreten waren, die Prüfenden zusammen Rath hielten und uns Lehrern wenigstens einiges Wort dabei gönnten, merkte ich wol bald, daß von Ottilien gar nicht, und wenn es geschah, wo nicht mit Mißbilligung, doch mit Gleichgiltigkeit gesprochen wurde. Ich hoffte, durch eine offne Darstellung ihrer Art zu sein, einige Gunst zu erregen, und wagte mich daran mit doppeltem Eifer, einmal weil ich nach meiner Ueberzeugung sprechen konnte, und sodann, weil ich mich in jüngeren Jahren in ebendemselben traurigen Fall befunden hatte. Man hörte mich mit Aufmerksamkeit an; doch als ich geendigt hatte, sagte mir der vorsitzende Prüfende zwar freundlich, aber lakonisch: „Fähigkeiten werden vorausgesetzt, sie sollen zu Fertigkeiten werden. Dies ist der Zweck aller Erziehung,

dies ist die laute, deutliche Absicht der Eltern und Vorgesetzten, die stille, nur halbbewußte der Kinder selbst. Dies ist auch der Gegenstand der Prüfung, wobei zugleich Lehrer und Schüler beurtheilt werden. Aus dem, was wir von Ihnen vernehmen, schöpfen wir gute Hoffnung von dem Kinde, und Sie sind allerdings lobenswürdig, indem Sie auf die Fähigkeiten der Schülerinnen genau Acht geben. Verwandeln Sie solche bis übers Jahr in Fertigkeiten, so wird es Ihnen und Ihrer begünstigten Schülerin nicht an Beifall mangeln!"

„In das, was hierauf folgte, hatte ich mich schon ergeben, aber ein noch Uebleres nicht befürchtet, das sich bald darauf zutrug. Unsere gute Vorsteherin, die wie ein guter Hirte auch nicht eins von ihren Schäfchen verloren oder, wie es hier der Fall war, ungeschmückt sehen möchte, konnte, nachdem die Herren sich entfernt hatten, ihren Unwillen nicht bergen und sagte zu Ottilien, die ganz ruhig, indem die Andern sich über ihre Preise freuten, am Fenster stand: „Aber sagen Sie mir, ums Himmels willen, wie kann man so dumm aussehen, wenn man es nicht ist?" Ottilie versetzte ganz gelassen: „Verzeihen Sie, liebe Mutter, ich habe gerade heute wieder mein Kopfweh und ziemlich stark." „Das kann Niemand wissen," versetzte die sonst so theilnehmende Frau und kehrte sich verdrießlich um.

„Nun, es ist wahr, Niemand kann es wissen; denn Ottilie verändert das Gesicht nicht, und ich habe auch nicht gesehen, daß sie einmal die Hand nach dem Schlafe zu bewegt hätte.

„Das war noch nicht Alles. Ihre Fräulein Tochter, gnädige Frau, sonst lebhaft und freimüthig, war im Gefühl ihres heutigen Triumphs ausgelassen und übermüthig. Sie sprang mit ihren Preisen und Zeugnissen in den Zimmern herum und schüttelte sie auch Ottilien vor dem Gesicht. „Du bist heute schlecht gefahren!" rief sie aus. Ganz gelassen antwortete Ottilie: „Es ist noch nicht der letzte Prüfungstag." „Und doch wirst Du immer die Letzte bleiben!" rief das Fräulein und sprang hinweg.

„Ottilie schien gelassen für jeden Andern, nur nicht für mich. Eine innere unangenehme, lebhafte Bewegung, der sie widersteht, zeigt sich durch eine ungleiche Farbe des Gesichts. Die linke Wange wird auf einen Augenblick roth, indem die rechte bleich wird. Ich sah dies Zeichen, und meine Theilnehmung konnte sich nicht zurückhalten. Ich führte unsre Vorsteherin bei Seite, sprach ernsthaft mit ihr über die Sache. Die treffliche Frau

erkannte ihren Fehler. Wir beriethen, wir besprachen uns lange, und ohne deshalb weitläufiger zu sein, will ich Ew. Gnaden unsern Beschluß und unsre Bitte vortragen, Ottilien auf einige Zeit zu Sich zu nehmen. Die Gründe werden Sie Sich selbst am Besten entfalten. Bestimmen Sie Sich hiezu, so sage ich mehr über die Behandlung des guten Kindes. Verläßt uns dann Ihre Fräulein Tochter, wie zu vermuthen steht, so sehen wir Ottilien mit Freuden zurückkehren.

„Noch Eins, das ich vielleicht in der Folge vergessen könnte: Ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle, wiewol selten, daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie thut das mit einer Geberde, die für Den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von Allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte. Sehen Sie jemals diese Geberde, gnädige Frau, wie es bei Ihrer Behandlung nicht wahrscheinlich ist, so gedenken Sie meiner und schonen Ottilien! —"

Eduard hatte diese Briefe vorgelesen, nicht ohne Lächeln und Kopfschütteln. Auch konnte es an Bemerkungen über die Personen und über die Lage der Sache nicht fehlen.

„Genug," rief Eduard endlich aus, „es ist entschieden, sie kommt! Für Dich wäre gesorgt, meine Liebe, und wir dürfen nun auch mit unserm Vorschlag hervorrücken. Es wird höchst nöthig, daß ich zu dem Hauptmann auf den rechten Flügel hinüber ziehe. Sowol Abends als Morgens ist erst die rechte Zeit, zusammen zu arbeiten. Du erhältst dagegen für Dich und Ottilien auf Deiner Seite den schönsten Raum."

Charlotte ließ sich's gefallen, und Eduard schilderte ihre künftige Lebensart. Unter Anderm rief er aus: „Es ist doch recht zuvorkommend von der Nichte, ein wenig Kopfweh auf der linken Seite zu haben; ich habe es manchmal auf der rechten. Trifft es zusammen, und wir sitzen gegen einander, ich auf den rechten Ellbogen, sie auf den linken gestützt, und die Köpfe nach verschiedenen Seiten in die Hand gelegt, so muß das ein Paar artige Gegenbilder geben."

Der Hauptmann wollte das gefährlich finden; Eduard hingegen rief aus: „Nehmen Sie Sich nur, lieber Freund, vor dem

D in Acht! Was sollte B denn anfangen, wenn ihm C entrissen würde?"

„Nun, ich dächte doch," versetzte Charlotte, „das verstünde sich von selbst."

„Freilich," rief Eduard, „es kehrte zu seinem A zurück, zu seinem A und O," rief er, indem er aufsprang und Charlotten fest an seine Brust drückte.

Sechstes Kapitel.

Ein Wagen, der Ottilien brachte, war angefahren. Charlotte ging ihr entgegen; das liebe Kind eilte, sich ihr zu nähern, warf sich ihr zu Füßen und umfaßte ihre Kniee.

„Wozu die Demüthigung!" sagte Charlotte, die einigermaßen verlegen war und sie aufheben wollte. „Es ist so demüthig nicht gemeint," versetzte Ottilie, die in ihrer vorigen Stellung blieb. „Ich mag mich nur so gern jener Zeit erinnern, da ich noch nicht höher reichte als bis an Ihre Kniee und Ihrer Liebe schon so gewiß war."

Sie stand auf, und Charlotte umarmte sie herzlich. Sie ward den Männern vorgestellt und gleich mit besonderer Achtung als Gast behandelt. Schönheit ist überall ein gar willkommner Gast. Sie schien aufmerksam auf das Gespräch, ohne daß sie daran theilgenommen hätte.

Den andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: „Es ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen."

„Unterhaltend?" versetzte Charlotte mit Lächeln; „sie hat ja den Mund noch nicht aufgethan."

„So?" erwiderte Eduard, indem er sich zu besinnen schien; „das wäre doch wunderbar!"

Charlotte gab dem neuen Ankömmling nur wenige Winke, wie es mit dem Hausgeschäfte zu halten sei. Ottilie hatte schnell die ganze Ordnung eingesehen, ja, was noch mehr ist, empfunden. Was sie für Alle, für einen Jeden insbesondere zu besorgen hatte, begriff sie leicht. Alles geschah pünktlich. Sie wußte anzuordnen, ohne daß sie zu befehlen schien, und wo Jemand säumte, verrichtete sie das Geschäft gleich selbst.

Sobald sie gewahr wurde, wie viel Zeit ihr übrigblieb, bat sie Charlotten, ihre Stunden eintheilen zu dürfen, die nun genau

obachtet wurden. Sie arbeitete das Vorgesetzte auf eine Art, n der Charlotte durch den Gehilfen unterrichtet war. Man ß sie gewähren. Nur zuweilen suchte Charlotte sie anzuregen. o schob sie ihr manchmal abgeschriebene Federn unter, um sie f einen freieren Zug der Handschrift zu leiten; aber auch ese waren bald wieder scharf geschnitten.

Die Frauenzimmer hatten unter einander festgesetzt, französisch reden, wenn sie allein wären; und Charlotte beharrte um so ehr dabei, als Ottilie gesprächiger in der fremden Sprache ar, indem man ihr die Uebung derselben zur Pflicht gemacht tte. Hier sagte sie oft mehr, als sie zu wollen schien. Beonders ergetzte sich Charlotte an einer zufälligen, zwar genauen, er doch liebevollen Schilderung der ganzen Pensionsanstalt. ttilie ward ihr eine liebe Gesellschafterin, und sie hoffte, derst an ihr eine zuverlässige Freundin zu finden.

Charlotte nahm indeß die älteren Papiere wieder vor, die h auf Ottilien bezogen, um sich in Erinnerung zu bringen, as die Vorsteherin, was der Gehilfe über das gute Kind getheilt, um es mit ihrer Persönlichkeit selbst zu vergleichen. enn Charlotte war der Meinung, man könne nicht geschwind nug mit dem Charakter der Menschen bekannt werden, mit nen man zu leben hat, um zu wissen, was sich von ihnen warten, was sich an ihnen bilden läßt, oder was man ihnen n für allemal zugestehen und verzeihen muß.

Sie fand zwar bei dieser Untersuchung nichts Neues, aber anches Bekannte ward ihr bedeutender und auffallender. So nnte ihr z. B. Ottiliens Mäßigkeit im Essen und Trinken rklich Sorge machen.

Das Nächste, was die Frauen beschäftigte, war der Anzug. harlotte verlangte von Ottilien, sie solle in Kleidern reicher nd mehr ausgesucht erscheinen. Sogleich schnitt das gute, ätige Kind die ihr früher geschenkten Stoffe selbst zu und ußte sie sich mit geringer Beihilfe Anderer schnell und höchst erlich anzupassen. Die neuen, modischen Gewänder erhöhten re Gestalt; denn indem das Angenehme einer Person sich auch ber ihre Hülle verbreitet, so glaubt man, sie immer wieder von euem und anmuthiger zu sehen, wenn sie ihre Eigenschaften ner neuen Umgebung mittheilt.

Dadurch ward sie den Männern, wie von Anfang so immer ehr, daß wir es nur mit dem rechten Namen nennen, ein ahrer Augentrost. Denn wenn der Smaragd durch seine

herrliche Farbe dem Gesicht wohlthut, ja sogar einige Heilkraft an diesem edlen Sinn ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit noch mit weit größerer Gewalt auf den äußeren und inneren Sinn. Wer sie erblickt, den kann nichts Uebles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Uebereinstimmung.

Auf manche Weise hatte daher die Gesellschaft durch Ottiliens Ankunft gewonnen. Die beiden Freunde hielten regelmäßiger die Stunden, ja die Minuten der Zusammenkünfte. Sie ließen weder zum Essen, noch zum Thee, noch zum Spaziergang länger als billig auf sich warten. Sie eilten besonders Abends nicht so bald von Tische weg. Charlotte bemerkte das wol und ließ Beide nicht unbeobachtet. Sie suchte zu erforschen, ob Einer vor dem Andern hiezu den Anlaß gäbe; aber sie konnte keinen Unterschied bemerken. Beide zeigten sich überhaupt geselliger. Bei ihren Unterhaltungen schienen sie zu bedenken, was Ottiliens Theilnahme zu erregen geeignet sein möchte, was ihren Einsichten, ihren übrigen Kenntnissen gemäß wäre. Beim Lesen und Erzählen hielten sie inne, bis sie wiederkam. Sie wurden milder und im Ganzen mittheilender.

In Erwiderung dagegen wuchs die Dienstbeflissenheit Ottiliens mit jedem Tage. Je mehr sie das Haus, die Menschen, die Verhältnisse kennen lernte, desto lebhafter griff sie ein, desto schneller verstand sie jeden Blick, jede Bewegung, ein halbes Wort, einen Laut. Ihre ruhige Aufmerksamkeit blieb sich immer gleich, so wie ihre gelassene Regsamkeit. Und so war ihr Sitzen, Aufstehen, Gehen, Kommen, Holen, Bringen, Wiederniedersitzen ohne einen Schein von Unruhe ein ewiger Wechsel, eine ewige angenehme Bewegung. Dazu kam, daß man sie nicht gehen hörte, so leise trat sie auf.

Diese anständige Dienstfertigkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein Einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. „Es gehört," sagte sie eines Tages zu ihr, „unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn Jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich Dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen höhere und ältere ist es Schuldigkeit, gegen Deinesgleichen Artigkeit; gegen jüngere und niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer

icht wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und ienstbar zu bezeigen."

„Ich will es mir abzugewöhnen suchen," versetzte Ottilie. Indessen werden Sie mir diese Unschicklichkeit vergeben, wenn h Ihnen sage, wie ich dazu gekommen bin. Man hat uns die Geschichte gelehrt; ich habe nicht so viel daraus behalten, als h wol gesollt hätte; denn ich wußte nicht, wozu ich's brauchen ürde. Nur einzelne Begebenheiten sind mir sehr eindrücklich ewesen; so folgende:

„Als Karl der Erste von England vor seinen sogenannten lichtern stand, fiel der goldne Knopf des Stöckchens, das er ug, herunter. Gewohnt, daß bei solchen Gelegenheiten sich lles für ihn bemühte, schien er sich umzusehen und zu erwarten, aß ihm Jemand auch diesmal den kleinen Dienst erzeigen sollte. s regte sich Niemand; er bückte sich selbst, um den Knopf ufzuheben. Mir kam das so schmerzlich vor, ich weiß nicht, b mit Recht, daß ich von jenem Augenblick an Niemandem nn etwas aus den Händen fallen sehn, ohne mich darnach bücken. Da es aber freilich nicht immer schicklich sein mag, nd ich," fuhr sie lächelnd fort, „nicht jederzeit meine Geschichte zählen kann, so will ich mich künftig mehr zurückhalten."

Indessen hatten die guten Anstalten, zu denen sich die beiden reunde berufen fühlten, ununterbrochenen Fortgang. Ja, täglich nden sie neuen Anlaß, etwas zu bedenken und zu unternehmen.

Als sie eines Tages zusammen durch das Dorf gingen, bemerkten sie mißfällig, wie weit es an Ordnung und Reinlichkeit inter jenen Dörfern zurückstehe, wo die Bewohner durch die loßbarkeit des Raums auf beides hingewiesen werden.

„Du erinnerst Dich," sagte der Hauptmann, „wie wir auf unserer Reise durch die Schweiz den Wunsch äußerten, eine ländliche ogenannte Parkanlage recht eigentlich zu verschönern, indem ir ein so gelegenes Dorf nicht zur Schweizer-Bauart, sondern ur Schweizer-Ordnung und -Sauberkeit, welche die Benutzung o sehr befördern, einrichteten."

„Hier z. B.", versetzte Eduard, „ginge das wol an. Der Schloßberg verläuft sich in einen vorspringenden Winkel herunter; as Dorf ist ziemlich regelmäßig im Halbzirkel gegenüber gebaut; azwischen fließt der Bach, gegen dessen Anschwellen sich der Eine mit Steinen, der Andre mit Pfählen, wieder Einer mit Balken, und der Nachbar sodann mit Planken verwahren will, keiner aber den Andern fördert, vielmehr sich und den Uebrigen

Schaden und Nachtheil bringt. So geht der Weg auch in ungeschickter Bewegung bald herauf, bald herab, bald durchs Wasser, bald über Steine. Wollten die Leute mit Hand anlegen, so würde kein großer Zuschuß nöthig sein, um hier eine Mauer im Halbkreis aufzuführen, den Weg dahinter bis an die Häuser zu erhöhen, den schönsten Raum herzustellen, der Reinlichkeit Platz zu geben und durch eine ins Große gehende Anstalt alle kleine unzulängliche Sorge auf einmal zu verbannen."

„Laß es uns versuchen," sagte der Hauptmann, indem er die Lage mit den Augen überlief und schnell beurtheilte.

„Ich mag mit Bürgern und Bauern nichts zu thun haben, wenn ich ihnen nicht geradezu befehlen kann," versetzte Eduard.

„Du hast so Unrecht nicht," erwiderte der Hauptmann; „denn auch mir machten dergleichen Geschäfte im Leben schon viel Verdruß. Wie schwer ist es, daß der Mensch recht abwäge, was man aufopfern muß gegen das, was zu gewinnen ist! Wie schwer, den Zweck zu wollen und die Mittel nicht zu verschmähen! Viele verwechseln gar die Mittel und den Zweck, erfreuen sich an jenen, ohne diesen im Auge zu behalten. Jedes Uebel soll an der Stelle geheilt werden, wo es zum Vorschein kommt, und man bekümmert sich nicht um jenen Punkt, wo es eigentlich seinen Ursprung nimmt, woher es wirkt. Deswegen ist es so schwer, Rath zu pflegen, besonders mit der Menge, die im Täglichen ganz verständig ist, aber selten weiter sieht als auf morgen. Kommt nun gar dazu, daß der Eine bei einer gemeinsamen Anstalt gewinnen, der Andere verlieren soll, da ist mit Vergleich nun gar nichts auszurichten. Alles eigentlich gemeinsame Gute muß durch das unumschränkte Majestätsrecht gefördert werden."

Indem sie standen und sprachen, bettelte sie ein Mensch an, der mehr frech als bedürftig aussah. Eduard, ungern unterbrochen und beunruhigt, schalt ihn, nachdem er ihn einigemal vergebens gelassener abgewiesen hatte; als aber der Kerl sich murrend, ja gegenscheltend, mit kleinen Schritten entfernte, auf die Rechte des Bettlers trotzte, dem man wol ein Almosen versagen, ihn aber nicht beleidigen dürfe, weil er so gut wie jeder Andere unter dem Schutze Gottes und der Obrigkeit stehe, kam Eduard ganz aus der Fassung.

Der Hauptmann, ihn zu begütigen, sagte darauf: „Laß uns diesen Vorfall als eine Aufforderung annehmen, unsere ländliche Polizei auch hierüber zu erstrecken! Almosen muß man einmal

geben; man thut aber besser, wenn man sie nicht selbst giebt, besonders zu Hause. Da sollte man mäßig und gleichförmig in Allem sein, auch im Wohlthun. Eine allzu reichliche Gabe lockt Bettler herbei, anstatt sie abzufertigen, dagegen man wol auf der Reise im Vorbeifliegen einem Armen an der Straße in der Gestalt des zufälligen Glücks erscheinen und ihm eine überraschende Gabe zuwerfen mag. Uns macht die Lage des Dorfes, des Schlosses eine solche Anstalt sehr leicht; ich habe schon früher darüber nachgedacht.

„An dem einen Ende des Dorfes liegt das Wirthshaus, an dem andern wohnen ein Paar alte gute Leute; an beiden Orten mußt Du eine kleine Geldsumme niederlegen. Nicht der ins Dorf Hereingehende, sondern der Hinausgehende erhält etwas; und da die beiden Häuser zugleich an den Wegen stehen, die auf das Schloß führen, so wird auch Alles, was sich hinaufwenden wollte, an die beiden Stellen gewiesen."

„Komm," sagte Eduard, „wir wollen das gleich abmachen; das Genauere können wir immer noch nachholen."

Sie gingen zum Wirth und zu dem alten Paare, und die Sache war abgethan.

„Ich weiß recht gut," sagte Eduard, „indem sie zusammen den Schloßberg wieder hinaufstiegen, „daß Alles in der Welt ankommt auf einen gescheiten Einfall und auf einen festen Entschluß. So hast Du die Parkanlagen meiner Frau sehr richtig beurtheilt und mir auch schon einen Wink zum Bessern gegeben, den ich ihr, wie ich gar nicht leugnen will, sogleich mitgetheilt habe."

„Ich konnte es vermuthen," versetzte der Hauptmann, „aber nicht billigen. Du hast sie irre gemacht; sie läßt Alles liegen und trotzt in dieser einzigen Sache mit uns; denn sie vermeidet, davon zu reden, und hat uns nicht wieder zur Moushütte geladen, ob sie gleich mit Ottilien in den Zwischenstunden hinaufgeht."

„Dadurch müssen wir uns," versetzte Eduard, „nicht abschrecken lassen. Wenn ich von etwas Gutem überzeugt bin, was geschehen könnte und sollte, so habe ich keine Ruhe, bis ich es gethan sehe. Sind wir doch sonst klug, etwas einzuleiten. Laß uns die englischen Parkbeschreibungen mit Kupfern zur Abendunterhaltung vornehmen, nachher Deine Gutskarte! Man muß es erst problematisch und nur wie zum Scherz behandeln; der Ernst wird sich schon finden."

Nach dieser Verabredung wurden die Bücher aufgeschlagen, worin man jedesmal den Grundriß der Gegend und ihre landschaftliche Ansicht in ihrem ersten rohen Naturzustande gezeichnet sah, sodann auf andern Blättern die Veränderung vorgestellt fand, welche die Kunst daran vorgenommen, um alles das bestehende Gute zu nutzen und zu steigern. Hievon war der Uebergang zur eigenen Besitzung, zur eigenen Umgebung und zu dem, was man daran ausbilden könnte, sehr leicht.

Die von dem Hauptmann entworfene Karte zum Grunde zu legen, war nunmehr eine angenehme Beschäftigung; nur konnte man sich von jener ersten Vorstellung, nach der Charlotte die Sache einmal angefangen hatte, nicht ganz losreißen. Doch erfand man einen leichtern Aufgang auf die Höhe; man wollte oberwärts am Abhange vor einem angenehmen Hölzchen ein Lustgebäude aufführen; dieses sollte einen Bezug aufs Schloß haben, aus den Schloßfenstern sollte man es übersehen, von dorther Schloß und Gärten wieder bestreichen können.

Der Hauptmann hatte Alles wohl überlegt und gemessen und brachte jenen Dorfweg, jene Mauer am Bache her, jene Ausfüllung wieder zur Sprache. „Ich gewinne," sagte er, „indem ich einen bequemen Weg zur Anhöhe hinaufführe, gerade soviel Steine, als ich zu jener Mauer bedarf. Sobald Eins ins Andre greift, wird Beides wohlfeiler und geschwinder bewerkstelligt."

„Nun aber," sagte Charlotte, „kommt meine Sorge. Nothwendig muß etwas Bestimmtes ausgesetzt werden; und wenn man weiß, wie viel zu einer solchen Anlage erforderlich ist, dann theilt man es ein, wo nicht auf Wochen, doch wenigstens auf Monate. Die Kasse ist unter meinem Beschluß; ich zahle die Zettel, und die Rechnung führe ich selbst."

„Du scheinst uns nicht sonderlich viel zu vertrauen," sagte Eduard.

„Nicht viel in willkürlichen Dingen," versetzte Charlotte. „Die Willkür wissen wir besser zu beherrschen als Ihr."

Die Einrichtung war gemacht, die Arbeit rasch angefangen, der Hauptmann immer gegenwärtig, und Charlotte nunmehr fast täglich Zeuge seines ernsten und bestimmten Sinnes. Auch er lernte sie näher kennen, und Beiden wurde es leicht, zusammen zu wirken und etwas zu Stande zu bringen.

Es ist mit den Geschäften wie mit dem Tanze; Personen, die gleichen Schritt halten, müssen sich unentbehrlich werden;

ein wechselseitiges Wohlwollen muß nothwendig daraus entspringen, und daß Charlotte dem Hauptmann, seitdem sie ihn näher kennen gelernt, wirklich wohlwollte, davon war ein sicherer Beweis, daß sie ihn einen schönen Ruheplatz, den sie bei ihren ersten Anlagen besonders ausgesucht und verziert hatte, der aber seinem Plane entgegenstand, ganz gelassen zerstören ließ, ohne auch nur die mindeste unangenehme Empfindung dabei zu haben.

Siebentes Kapitel.

Indem nun Charlotte mit dem Hauptmann eine gemeinsame Beschäftigung fand, so war die Folge, daß sich Eduard mehr zu Ottilien gesellte. Für sie sprach ohnehin seit einiger Zeit eine stille, freundliche Neigung in seinem Herzen. Gegen Jedermann war sie dienstfertig und zuvorkommend; daß sie es gegen ihn am Meisten sei, das wollte seiner Selbstliebe scheinen. Nun war keine Frage: was für Speisen und wie er sie liebte, hatte sie schon genau bemerkt; wie viel er Zucker zum Thee zu nehmen pflegte, und was dergleichen mehr ist, entging ihr nicht. Besonders war sie sorgfältig, alle Zugluft abzuwehren, gegen die er eine übertriebene Empfindlichkeit zeigte, und deshalb mit seiner Frau, der es nicht luftig genug sein konnte, manchmal in Widerspruch gerieth. Ebenso wußte sie im Baum- und Blumen-Garten Bescheid. Was er wünschte, suchte sie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, dergestalt, daß sie in Kurzem wie ein freundlicher Schutzgeist ihm unentbehrlich ward und er anfing, ihre Abwesenheit schon peinlich zu empfinden. Hiezu kam noch, daß sie gesprächiger und offner schien, sobald sie sich allein trafen.

Eduard hatte bei zunehmenden Jahren immer etwas Kindliches behalten, das der Jugend Ottiliens besonders zusagte. Sie erinnerten sich gern früherer Zeiten, wo sie einander gesehen; es stiegen diese Erinnerungen bis in die ersten Epochen der Neigung Eduard's zu Charlotten. Ottilie wollte sich der Beiden noch als des schönsten Hofpaares erinnern; und wenn Eduard ihr ein solches Gedächtniß aus ganz früher Jugend absprach, so behauptete sie doch, besonders einen Fall noch vollkommen gegenwärtig zu haben, wie sie sich einmal bei seinem Hereintreten in Charlottens Schooß versteckt, nicht aus Furcht, sondern aus kindischer Ueberraschung. Sie hätte dazu setzen

können, weil er so lebhaften Eindruck auf sie gemacht, weil er ihr gar so wohl gefallen.

Bei solchen Verhältnissen waren manche Geschäfte, welche die beiden Freunde zusammen früher vorgenommen, gewissermaßen in Stocken gerathen, so daß sie für nöthig fanden, sich wieder eine Uebersicht zu verschaffen, einige Aufsätze zu entwerfen, Briefe zu schreiben. Sie bestellten sich deshalb auf ihre Kanzlei, wo sie den alten Kopisten müßig fanden. Sie gingen an die Arbeit und gaben ihm bald zu thun, ohne zu bemerken, daß sie ihm Manches aufbürdeten, was sie sonst selbst zu verrichten gewohnt waren. Gleich der erste Aufsatz wollte dem Hauptmann, gleich der erste Brief Eduarden nicht gelingen. Sie quälten sich eine Zeit lang mit Konzipiren und Umschreiben, bis endlich Eduard, dem es am Wenigsten von Statten ging, nach der Zeit fragte.

Da zeigte sich denn, daß der Hauptmann vergessen hatte, seine chronometrische Sekundenuhr aufzuziehen, das erste Mal seit vielen Jahren; und sie schienen, wo nicht zu empfinden, doch zu ahnen, daß die Zeit anfange, ihnen gleichgiltig zu werden.

Indem so die Männer einigermaßen in ihrer Geschäftigkeit nachließen, wuchs vielmehr die Thätigkeit der Frauen. Ueberhaupt nimmt die gewöhnliche Lebensweise einer Familie, die aus den gegebenen Personen und aus nothwendigen Umständen entspringt, auch wol eine außerordentliche Neigung, eine werdende Leidenschaft in sich wie in ein Gefäß auf, und es kann eine ziemliche Zeit vergehen, ehe dieses neue Ingrediens eine merkliche Gährung verursacht und schäumend über den Rand schwillt.

Bei unsern Freunden waren die entstehenden wechselseitigen Neigungen von der angenehmsten Wirkung. Die Gemüther öffneten sich, und ein allgemeines Wohlwollen entsprang aus dem besonderen. Jeder Theil fühlte sich glücklich und gönnte dem andern sein Glück.

Ein solcher Zustand erhebt den Geist, indem er das Herz erweitert, und Alles, was man thut und vornimmt, hat eine Richtung gegen das Unermeßliche. So waren auch die Freunde nicht mehr in ihrer Wohnung befangen. Ihre Spaziergänge dehnten sich weiter aus, und wenn dabei Eduard mit Ottilien, die Pfade zu wählen, die Wege zu bahnen, vorauseilte, so folgte der Hauptmann mit Charlotten in bedeutender Unterhaltung, theilnehmend an manchem neuentdeckten Plätzchen, an mancher

unerwarteten Aussicht, geruhig der Spur jener raſcheren Vorgänger.

Eines Tages leitete ſie ihr Spaziergang durch die Schloßpforte des rechten Flügels hinunter nach dem Gaſthofe über die Brücke gegen die Teiche zu, an denen ſie hingingen, ſo weit man gewöhnlich das Waſſer verfolgte, deſſen Ufer ſodann, von einem buſchigen Hügel und weiterhin von Felſen eingeſchloſſen, aufhörte gangbar zu ſein.

Aber Eduard, dem von ſeinen Jagdwanderungen her die Gegend bekannt war, drang mit Ottilien auf einem bewachſenen Pfade weiter vor, wohl wiſſend, daß die alte zwiſchen Felſen verſteckte Mühle nicht weit abliegen konnte. Allein der wenig betretene Pfad verlor ſich bald, und ſie fanden ſich im dichten Gebüſch zwiſchen mooſigem Geſtein verirrt, doch nicht lange; denn das Rauſchen der Räder verkündigte ihnen ſogleich die Nähe des geſuchten Ortes.

Auf eine Klippe vorwärts tretend, ſahen ſie das alte ſchwarze wunderliche Holzgebäude im Grunde vor ſich, von ſteilen Felſen ſo wie von hohen Bäumen umſchattet. Sie entſchloſſen ſich kurz und gut, über Moos und Felstrümmer hinabzuſteigen: Eduard voran; und wenn er nun in die Höhe ſah, und Ottilie, leicht ſchreitend, ohne Furcht und Aengſtlichkeit, im ſchönſten Gleichgewicht von Stein zu Stein ihm folgte, glaubte er ein himmliſches Weſen zu ſehen, das über ihm ſchwebte. Und wenn ſie nun manchmal an unſicherer Stelle ſeine ausgeſtreckte Hand ergriff, ja, ſich auf ſeine Schulter ſtützte, dann konnte er ſich nicht verleugnen, daß es das zarteſte weibliche Weſen ſei, das ihn berührte. Faſt hätte er gewünſcht, ſie möchte ſtraucheln, gleiten, daß er ſie in ſeine Arme auffangen, ſie an ſein Herz drücken könnte. Doch dies hätte er unter keiner Bedingung gethan, aus mehr als einer Urſache: er fürchtete, ſie zu beleidigen, ſie zu beſchädigen.

Wie dies gemeint ſei, erfahren wir ſogleich. Denn als er nun herabgelangt, ihr unter den hohen Bäumen am ländlichen Tiſche gegenüberſaß, die freundliche Müllerin nach Milch, der bewillkommende Müller Charlotten und dem Hauptmann entgegengeſandt war, fing Eduard mit einigem Zaudern zu ſprechen an.

„Ich habe eine Bitte, liebe Ottilie; verzeihen Sie mir die, wenn Sie mir ſie auch verſagen! Sie machen kein Geheimniß daraus, und es braucht es auch nicht, daß Sie unter Ihrem Ge-

wand auf Ihrer Brust ein Miniaturbild tragen. Es ist das Bild Ihres Vaters, des braven Mannes, den Sie kaum gekannt, und der in jedem Sinne eine Stelle an Ihrem Herzen verdient. Aber vergeben Sie mir: das Bild ist ungeschickt groß, und dieses Metall, dieses Glas macht mir tausend Aengste, wenn Sie ein Kind in die Höhe heben, etwas vor Sich hintragen, wenn die Kutsche schwankt, wenn wir durchs Gebüsch dringen, eben jetzt, wie wir vom Felsen herabstiegen. Mir ist die Möglichkeit schrecklich, daß irgend ein unvorgesehener Stoß, ein Fall, eine Berührung Ihnen schädlich und verderblich sein könnte. Thun Sie es mir zu Liebe, entfernen Sie das Bild — nicht aus Ihrem Andenken, nicht aus Ihrem Zimmer, ja geben Sie ihm den schönsten, den heiligsten Ort Ihrer Wohnung; nur von Ihrer Brust entfernen Sie etwas, dessen Nähe mir, vielleicht aus übertriebener Aengstlichkeit, so gefährlich scheint!"

Ottilie schwieg und hatte, während er sprach, vor sich hingesehen; dann, ohne Uebereilung und ohne Zaudern, mit einem Blick, mehr gen Himmel als auf Eduard gewendet, löste sie die Kette, zog das Bild hervor, drückte es gegen ihre Stirn und reichte es dem Freunde hin mit den Worten: „Heben Sie mir es auf, bis wir nach Hause kommen! Ich vermag Ihnen nicht besser zu bezeigen, wie sehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu schätzen weiß."

Der Freund wagte nicht, das Bild an seine Lippen zu drücken; aber er faßte ihre Hand und drückte sie an seine Augen. Es waren vielleicht die zwei schönsten Hände, die sich jemals zusammenschlossen. Ihm war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilien niedergelegt hätte.

Vom Müller geführt, langten Charlotte und der Hauptmann auf einem bequemeren Pfade herunter. Man begrüßte sich, man erfreute und erquickte sich. Zurück wollte man denselben Weg nicht kehren, und Eduard schlug einen Felspfad auf der andern Seite des Baches vor, auf welchem die Teiche wieder zu Gesicht kamen, indem man ihn mit einiger Anstrengung zurücklegte. Nun durchstrich man abwechselndes Gehölz und erblickte nach dem Lande zu mancherlei Dörfer, Flecken, Meiereien mit ihren grünen und fruchtbaren Umgebungen, zunächst ein Vorwerk, das an der Höhe mitten im Holze gar vertraulich lag. Am Schönsten zeigte sich der größte Reichthum der Gegend vor- und rückwärts auf der sanftersteigenen Höhe, von da man

zu einem lustigen Wäldchen gelangte, und beim Heraustreten aus demselben sich auf dem Felsen dem Schlosse gegenüber befand.

Wie froh waren sie, als sie daselbst gewissermaßen unvermuthet ankamen. Sie hatten eine kleine Welt umgangen; sie standen auf dem Platze, wo das neue Gebäude hinkommen sollte, und sahen wieder in die Fenster ihrer Wohnung.

Man stieg zur Mooshütte hinunter und saß zum ersten Mal darin zu Vieren. Nichts war natürlicher, als daß einstimmig der Wunsch ausgesprochen wurde, dieser heutige Weg, den sie langsam und nicht ohne Beschwerlichkeit gemacht, möchte dergestalt geführt und eingerichtet werden, daß man ihn gesellig, schlendernd und mit Behaglichkeit zurücklegen könnte. Jedes that Vorschläge, und man berechnete, daß der Weg, zu welchem sie mehrere Stunden gebraucht hatten, wohl gebahnt in einer Stunde zum Schloß zurückführen müßte. Schon legte man in Gedanken unterhalb der Mühle, wo der Bach in die Teiche fließt, eine wegverkürzende und die Landschaft zierende Brücke an, als Charlotte der erfindenden Einbildungskraft einigen Stillstand gebot, indem sie an die Kosten erinnerte, welche zu einem solchen Unternehmen erforderlich sein würden.

„Hier ist auch zu helfen," versetzte Eduard. „Jenes Vorwerk im Walde, das so schön zu liegen scheint und so wenig einträgt, dürfen wir nur veräußern und das daraus Gelöste zu diesen Anlagen verwenden, so genießen wir vergnüglich auf einem unschätzbaren Spaziergange die Interessen eines wohlangelegten Kapitals, da wir jetzt mit Mißmuth bei letzter Berechnung am Schlusse des Jahrs eine kümmerliche Einnahme davon ziehen."

Charlotte selbst konnte als gute Haushälterin nicht viel dagegen erinnern. Die Sache war schon früher zur Sprache gekommen. Nun wollte der Hauptmann einen Plan zu Zerschlagung der Grundstücke unter die Waldbauern machen; Eduard aber wollte kürzer und bequemer verfahren wissen. Der gegenwärtige Pachter, der schon Vorschläge gethan hatte, sollte es erhalten, terminweise zahlen, und so terminweise wollte man die planmäßigen Anlagen von Strecke zu Strecke vornehmen.

So eine vernünftige, gemäßigte Einrichtung mußte durchaus Beifall finden, und schon sah die ganze Gesellschaft im Geiste die neuen Wege sich schlängeln, auf denen und in deren Nähe

man noch die angenehmsten Ruhe- und Aussichts-Plätze zu entdecken hoffte.

Um sich Alles mehr im Einzelnen zu vergegenwärtigen, nahm man Abends zu Hause sogleich die neue Karte vor. Man übersah den zurückgelegten Weg, und wie er vielleicht an einigen Stellen noch vortheilhafter zu führen wäre. Alle früheren Vorsätze wurden nochmals durchgesprochen und mit den neuesten Gedanken verbunden, der Platz des neuen Hauses gegen dem Schloß über nochmals gebilligt, und der Kreislauf der Wege bis dahin abgeschlossen.

Ottilie hatte zu dem Allen geschwiegen, als Eduard zuletzt den Plan, der bisher vor Charlotten gelegen, vor sie hinwandte und sie zugleich einlud, ihre Meinung zu sagen, und als sie einen Augenblick anhielt, sie liebevoll ermunterte, doch ja nicht zu schweigen: Alles sei ja noch gleichgiltig, Alles noch im Werden.

„Ich würde," sagte Ottilie, indem sie den Finger auf die höchste Fläche der Anhöhe setzte, „das Haus hieher bauen. Man sähe zwar das Schloß nicht; denn es wird von dem Wäldchen bedeckt; aber man befände sich auch dafür wie in einer andern und neuen Welt, indem zugleich das Dorf und alle Wohnungen verborgen wären. Die Aussicht auf die Teiche, nach der Mühle, auf die Höhen, in die Gebirge, nach dem Lande zu ist außerordentlich schön; ich habe es im Vorbeigehen bemerkt."

„Sie hat Recht!" rief Eduard; „wie konnte uns das nicht einfallen? Nicht wahr, so ist es gemeint, Ottilie?" — Er nahm einen Bleistift und strich ein längliches Viereck recht stark und derb auf die Anhöhe.

Dem Hauptmann fuhr das durch die Seele; denn er sah einen sorgfältigen, reinlich gezeichneten Plan ungern auf diese Weise verunstaltet; doch faßte er sich nach einer leisen Mißbilligung und ging auf den Gedanken ein. „Ottilie hat Recht," sagte er. „Macht man nicht gern eine entfernte Spazierfahrt, um einen Kaffee zu trinken, einen Fisch zu genießen, der uns zu Hause nicht so gut geschmeckt hätte? Wir verlangen Abwechselung und fremde Gegenstände. Das Schloß haben die Alten mit Vernunft hieher gebaut; denn es liegt geschützt vor den Winden und nah an allen täglichen Bedürfnissen; ein Gebäude hingegen, mehr zum geselligen Aufenthalt als zur Wohnung, wird sich dorthin recht wohl schicken und in der guten Jahrszeit die angenehmsten Stunden gewähren."

Je mehr man die Sache durchsprach, desto günstiger erschien sie, und Eduard konnte seinen Triumph nicht bergen, daß Ottilie den Gedanken gehabt. Er war so stolz darauf, als ob die Erfindung sein gewesen wäre.

Achtes Kapitel.

Der Hauptmann untersuchte gleich am frühsten Morgen den Platz, entwarf erst einen flüchtigen und, als die Gesellschaft an Ort und Stelle sich nochmals entschieden hatte, einen genauen Riß nebst Anschlag und allem Erforderlichen. Es fehlte nicht an der nöthigen Vorbereitung. Jenes Geschäft wegen Verkauf des Vorwerks ward auch sogleich wieder angegriffen. Die Männer fanden zusammen neuen Anlaß zur Thätigkeit.

Der Hauptmann machte Eduarden bemerklich, daß es eine Artigkeit, ja wol gar eine Schuldigkeit sei, Charlottens Geburtstag durch Legung des Grundsteins zu feiern. Es bedurfte nicht viel, die alte Abneigung Eduard's gegen solche Feste zu überwinden; denn es kam ihm schnell in den Sinn, Ottiliens Geburtstag, der später fiel, gleichfalls recht feierlich zu begehen.

Charlotte, der die neuen Anlagen, und was deshalb geschehen sollte, bedeutend, ernstlich, ja fast bedenklich vorkamen, beschäftigte sich damit, die Anschläge, Zeit- und Geld-Eintheilungen nochmals für sich durchzugehen. Man sah sich des Tages weniger, und mit desto mehr Verlangen suchte man sich des Abends auf.

Ottilie war indessen schon völlig Herrin des Haushaltes, und wie konnte es anders sein bei ihrem stillen und sichern Betragen! Auch war ihre ganze Sinnesweise dem Hause und dem Häuslichen mehr als der Welt, mehr als dem Leben im Freien zugewendet. Eduard bemerkte bald, daß sie eigentlich nur aus Gefälligkeit in die Gegend mitging, daß sie nur aus geselliger Pflicht Abends länger draußen verweilte, auch wol manchmal einen Vorwand häuslicher Thätigkeit suchte, um wieder hineinzugehen. Sehr bald wußte er daher die gemeinschaftlichen Wanderungen so einzurichten, daß man vor Sonnenuntergang wieder zu Hause war, und fing an, was er lange unterlassen hatte, Gedichte vorzulesen, solche besonders, in deren Vortrag der Ausdruck einer reinen, doch leidenschaftlichen Liebe zu legen war.

Gewöhnlich saßen sie Abends um einen kleinen Tisch auf hergebrachten Plätzen, Charlotte auf dem Sopha, Ottilie auf

einem Sessel gegen ihr über, und die Männer nahmen die beiden andern Seiten ein. Ottilie saß Eduarden zur Rechten, wohin er auch das Licht schob, wenn er las. Alsdann rückte sich Ottilie wol näher, um ins Buch zu sehen; denn auch sie traute ihren eigenen Augen mehr als fremden Lippen; und Eduard gleichfalls rückte zu, um es ihr auf alle Weise bequem zu machen; ja, er hielt oft längere Pausen als nöthig, damit er nur nicht eher umwendete, bis auch sie zu Ende der Seite gekommen.

Charlotte und der Hauptmann bemerkten es wol und sahen manchmal einander lächelnd an; doch wurden Beide von einem andern Zeichen überrascht, in welchem sich Ottiliens stille Neigung gelegentlich offenbarte.

An einem Abende, welcher der kleinen Gesellschaft durch einen lästigen Besuch zum Theil verloren gegangen, that Eduard den Vorschlag, noch beisammen zu bleiben. Er fühlte sich aufgelegt, seine Flöte vorzunehmen, welche lange nicht an die Tagesordnung gekommen war. Charlotte suchte nach den Sonaten, die sie zusammen gewöhnlich auszuführen pflegten, und da sie nicht zu finden waren, gestand Ottilie nach einigem Zaudern, daß sie solche mit auf ihr Zimmer genommen.

„Und Sie können, Sie wollen mich auf dem Flügel begleiten?“ rief Eduard, dem die Augen vor Freude glänzten. „Ich glaube wol,“ versetzte Ottilie, „daß es gehen wird.“ Sie brachte die Noten herbei und setzte sich ans Klavier. Die Zuhörenden waren aufmerksam und überrascht, wie vollkommen Ottilie das Musikstück für sich selbst eingelernt hatte, aber noch mehr überrascht, wie sie es der Spielart Eduard's anzupassen wußte. „Anzupassen wußte“ ist nicht der rechte Ausdruck; denn wenn es von Charlottens Geschicklichkeit und freiem Willen abhing, ihrem bald zögernden, bald voreilenden Gatten zu Liebe hier anzuhalten, dort mitzugehen, so schien Ottilie, welche die Sonate von Jenen einigemal spielen gehört, sie nur in dem Sinne eingelernt zu haben, wie Jener sie begleitete. Sie hatte seine Mängel so zu den ihrigen gemacht, daß daraus wieder eine Art von lebendigem Ganzen entsprang, das sich zwar nicht taktgemäß bewegte, aber doch höchst angenehm und gefällig lautete. Der Komponist selbst hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen.

Auch diesem wundersamen, unerwarteten Begegniß sahen der Hauptmann und Charlotte stillschweigend mit einer Empfindung

zu, wie man oft kindische Handlungen betrachtet, die man wegen ihrer besorglichen Folgen gerade nicht billigt und doch nicht schelten kann, ja vielleicht beneiden muß. Denn eigentlich war die Neigung dieser Beiden ebenso gut im Wachsen als jene, und vielleicht nur noch gefährlicher dadurch, daß Beide ernster, sicherer von sich selbst, sich zu halten fähiger waren.

Schon fing der Hauptmann an zu fühlen, daß eine unwiderstehliche Gewohnheit ihn an Charlotten zu fesseln drohte. Er gewann es über sich, den Stunden auszuweichen, in denen Charlotte nach den Anlagen zu kommen pflegte, indem er schon am frühsten Morgen aufstand, Alles anordnete und sich dann zur Arbeit auf seinen Flügel ins Schloß zurückzog. Die ersten Tage hielt es Charlotte für zufällig; sie suchte ihn an allen wahrscheinlichen Stellen; dann glaubte sie, ihn zu verstehen und achtete ihn nur um desto mehr.

Vermied nun der Hauptmann, mit Charlotten allein zu sein, so war er desto emsiger, zur glänzenden Feier des herannahenden Geburtsfestes die Anlagen zu betreiben und zu beschleunigen; denn indem er von unten hinauf hinter dem Dorfe her den bequemen Weg führte, so ließ er, vorgeblich um Steine zu brechen, auch von oben herunter arbeiten und hatte Alles so eingerichtet und berechnet, daß erst in der letzten Nacht die beiden Theile des Weges sich begegnen sollten. Zum neuen Hause oben war auch schon der Keller mehr gebrochen als gegraben, und ein schöner Grundstein mit Fächern und Deckplatten zugehauen.

Die äußere Thätigkeit, diese kleinen freundlichen geheimnißvollen Absichten, bei innern mehr oder weniger zurückgedrängten Empfindungen, ließen die Unterhaltung der Gesellschaft, wenn sie beisammen war, nicht lebhaft werden, dergestalt, daß Eduard, der etwas Lückenhaftes empfand, den Hauptmann eines Abends aufrief, seine Violine hervorzunehmen und Charlotten bei dem Klavier zu begleiten. Der Hauptmann konnte dem allgemeinen Verlangen nicht widerstehen, und so führten Beide mit Empfindung, Behagen und Freiheit eins der schwersten Musikstücke zusammen auf, daß es ihnen und dem zuhörenden Paar zum größten Vergnügen gereichte. Man versprach sich öftere Wiederholung und mehrere Zusammenübung.

„Sie machen es besser als wir, Ottilie!“ sagte Eduard. „Wir wollen sie bewundern, aber uns doch zusammen freuen.“

Neuntes Kapitel.

Der Geburtstag war herbeigekommen und Alles fertig geworden: die ganze Mauer, die den Dorfweg gegen das Wasser zu einfaßte und erhöhte, ebenso der Weg an der Kirche vorbei, wo er eine Zeit lang in dem von Charlotten angelegten Pfade fortlief, sich dann die Felsen hinaufwärts schlang, die Mooshütte links über sich, dann nach einer völligen Wendung links unter sich ließ und so allmählig auf die Höhe gelangte.

Es hatte sich diesen Tag viel Gesellschaft eingefunden. Man ging zur Kirche, wo man die Gemeinde im festlichen Schmuck versammelt antraf. Nach dem Gottesdienste zogen Knaben, Jünglinge und Männer, wie es angeordnet war, voraus; dann kam die Herrschaft mit ihrem Besuch und Gefolge; Mädchen, Jungfrauen und Frauen machten den Beschluß.

Bei der Wendung des Weges war ein erhöhter Felsenplatz eingerichtet; dort ließ der Hauptmann Charlotten und die Gäste ausruhen. Hier übersahen sie den ganzen Weg, die hinaufgeschrittene Männerschaar, die nachwandelnden Frauen, welche nun vorbeizogen. Es war bei dem herrlichen Wetter ein wunderschöner Anblick. Charlotte fühlte sich überrascht, gerührt und drückte dem Hauptmann herzlich die Hand.

Man folgte der sachte fortschreitenden Menge, die nun schon einen Kreis um den künftigen Hausraum gebildet hatte. Der Bauherr, die Seinigen und die vornehmsten Gäste wurden eingeladen, in die Tiefe hinabzusteigen, wo der Grundstein, an einer Seite unterstützt, eben zum Niederlassen bereit lag. Ein wohlgeputzter Maurer, die Kelle in der einen, den Hammer in der andern Hand, hielt in Reimen eine anmuthige Rede, die wir in Prosa nur unvollkommen wiedergeben können.

„Drei Dinge," fing er an, „sind bei einem Gebäude zu beobachten: daß es am rechten Fleck stehe, daß es wohl gegründet, daß es vollkommen ausgeführt sei. Das Erste ist eigentlich die Sache des Bauherrn; denn wie in der Stadt nur der Fürst und die Gemeine bestimmen können, wohin gebaut werden soll, so ist es auf dem Lande das Vorrecht des Grundherrn, daß er sage: Hier soll meine Wohnung stehen und nirgends anders."

Eduard und Ottilie wagten nicht, bei diesen Worten einander anzusehen, ob sie gleich nahe gegen einander über standen.

„Das Dritte, die Vollendung, ist die Sorge gar vieler Gewerke; ja, wenige sind, die nicht dabei beschäftigt wären. Aber das Zweite, die Gründung, ist des Maurers Angelegenheit und, daß wir es nur keck heraussagen, die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens. Es ist ein ernstes Geschäft, und unsre Einladung ist ernsthaft; denn diese Feierlichkeit wird in der Tiefe begangen. Hier innerhalb dieses engen ausgegrabenen Raums erweisen Sie uns die Ehre, als Zeugen unseres geheimnißvollen Geschäftes zu erscheinen. Gleich werden wir diesen wohl zugehauenen Stein niederlegen, und bald werden diese mit schönen und würdigen Personen gezierten Erdwände nicht mehr zugänglich, sie werden ausgefüllt sein.

„Diesen Grundstein, der mit seiner Ecke die rechte Ecke des Gebäudes, mit seiner Rechtwinkligkeit die Regelmäßigkeit desselben, mit seiner wasser- und senkrechten Lage Loth und Wage aller Mauern und Wände bezeichnet, könnten wir ohne Weiteres niederlegen; denn er ruhte wol auf seiner eigenen Schwere. Aber auch hier soll es am Kalk, am Bindungsmittel nicht fehlen; denn so wie Menschen, die einander von Natur geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch Steine, deren Form schon zusammenpaßt, noch besser durch diese bindenden Kräfte vereinigt; und da es sich nicht ziemen will, unter den Thätigen müßig zu sein, so werden Sie nicht verschmähen, auch hier Mitarbeiter zu werden."

Er überreichte hierauf seine Kelle Charlotten, welche damit Kalk unter den Stein warf. Mehreren wurde ein Gleiches zu thun angesonnen, und der Stein alsobald niedergesenkt, worauf denn Charlotten und den Uebrigen sogleich der Hammer gereicht wurde, um durch ein dreimaliges Pochen die Verbindung des Steins mit dem Grunde ausdrücklich zu segnen.

„Des Maurers Arbeit," fuhr der Redner fort, „zwar jetzt unter freiem Himmel, geschieht, wo nicht immer im Verborgnen, doch zum Verborgnen. Der regelmäßig aufgeführte Grund wird verschüttet, und sogar bei den Mauern, die wir am Tage aufführen, ist man unser am Ende kaum eingedenk. Die Arbeiten des Steinmetzen und Bildhauers fallen mehr in die Augen, und wir müssen es sogar noch gut heißen, wenn der Tüncher die Spur unserer Hände völlig auslöscht und sich unser Werk zueignet, indem er es überzieht, glättet und färbt.

„Wem muß also mehr daran gelegen sein, das, was er thut, sich selbst recht zu machen, indem er es recht macht, als dem

Maurer? Wer hat mehr als er das Selbstbewußtsein zu nähren Ursach? Wenn das Haus aufgeführt, der Boden geplattet und gepflastert, die Außenseite mit Zierrathen überdeckt ist, so sieht er durch alle Hüllen immer noch hinein und erkennt noch jene regelmäßigen, sorgfältigen Fugen, denen das Ganze sein Dasein und seinen Halt zu danken hat.

„Aber wie Jeder, der eine Uebelthat begangen, fürchten muß, daß ungeachtet alles Abwehrens sie dennoch ans Licht kommen werde, so muß Derjenige erwarten, der insgeheim das Gute gethan, daß auch dieses wider seinen Willen an den Tag komme. Deswegen machen wir diesen Grundstein zugleich zum Denkstein. Hier in diese unterschiedlichen gehauenen Vertiefungen soll Verschiedenes eingesenkt werden zum Zeugniß für eine entfernte Nachwelt. Diese metallnen zugelötheten Köcher enthalten schriftliche Nachrichten; auf diese Metallplatten ist allerlei Merkwürdiges eingegraben; in diesen schönen gläsernen Flaschen versenken wir den besten alten Wein mit Bezeichnung seines Geburtsjahrs; es fehlt nicht an Münzen verschiedener Art, in diesem Jahre geprägt: Alles dieses erhielten wir durch die Freigebigkeit unseres Bauherrn. Auch ist hier noch mancher Platz, wenn irgend ein Gast und Zuschauer etwas der Nachwelt zu übergeben Belieben trüge."

Nach einer kleinen Pause sah der Geselle sich um; aber, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, Niemand war vorbereitet, Jedermann überrascht, bis endlich ein junger munterer Offizier anfing und sagte: „Wenn ich etwas beitragen soll, das in dieser Schatzkammer noch nicht niedergelegt ist, so muß ich ein paar Knöpfe von der Uniform schneiden, die doch wol auch verdienen, auf die Nachwelt zu kommen." Gesagt, gethan! Und nun hatte Mancher einen ähnlichen Einfall. Die Frauenzimmer säumten nicht, von ihren kleinen Haarkämmen hineinzulegen; Riechfläschchen und andere Zierden wurden nicht geschont; nur Ottilie zauderte, bis Eduard sie durch ein freundliches Wort aus der Betrachtung aller der beigesteuerten und eingelegten Dinge herausriß. Sie löste darauf die goldne Kette vom Halse, an der das Bild ihres Vaters gehangen hatte, und legte sie mit leiser Hand über die anderen Kleinode hin, worauf Eduard mit einiger Hast veranstaltete, daß der wohlgefügte Deckel sogleich aufgestürzt und eingekittet wurde.

Der junge Gesell, der sich dabei am Thätigsten erwiesen, nahm seine Rednermiene wieder an und fuhr fort: „Wir grün-

den diesen Stein für ewig, zur Sicherung des längsten Genusses der gegenwärtigen und künftigen Besitzer dieses Hauses. Allein indem wir hier gleichsam einen Schatz vergraben, so denken wir zugleich bei dem gründlichsten aller Geschäfte an die Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; wir denken uns eine Möglichkeit, daß dieser festversiegelte Deckel wieder aufgehoben werden könne, welches nicht anders geschehen dürfte, als wenn das Alles wieder zerstört wäre, was wir noch nicht einmal aufgeführt haben.

„Aber eben, damit dieses aufgeführt werde, zurück mit den Gedanken aus der Zukunft, zurück ins Gegenwärtige! Laßt uns nach begangenem heutigen Feste unsre Arbeit sogleich fördern, damit Keiner von den Gewerken, die auf unserm Grunde fortarbeiten, zu feiern brauche, daß der Bau eilig in die Höhe steige und vollendet werde, und aus den Fenstern, die noch nicht sind, der Hausherr mit den Seinigen und seinen Gästen sich fröblich in der Gegend umschaue, deren Aller sowie sämmtlicher Anwesenden Gesundheit hiermit getrunken sei!"

Und so leerte er ein wohlgeschliffenes Kelchglas auf einen Zug aus und warf es in die Luft; denn es bezeichnet das Uebermaaß einer Freude, das Gefäß zu zerstören, dessen man sich in der Fröhlichkeit bedient. Aber diesmal ereignete es sich anders: das Glas kam nicht wieder auf den Boden, und zwar ohne Wunder.

Man hatte nämlich, um mit dem Bau vorwärts zu kommen, bereits an der entgegengesetzten Ecke den Grund völlig herausgeschlagen, ja schon angefangen, die Mauern aufzuführen, und zu dem Endzweck das Gerüst erbaut, so hoch als es überhaupt nöthig war.

Daß man es besonders zu dieser Feierlichkeit mit Brettern belegt und eine Menge Zuschauer hinaufgelassen hatte, war zum Vortheil der Arbeitsleute geschehen. Dort hinauf flog das Glas und wurde von Einem aufgefangen, der diesen Zufall als ein glückliches Zeichen für sich ansah. Er wies es zuletzt herum, ohne es aus der Hand zu lassen, und man sah darauf die Buchstaben E und O in sehr zierlicher Verschlingung eingeschnitten; es war eins der Gläser, die für Eduarden in seiner Jugend verfertigt worden.

Die Gerüste standen wieder leer, und die leichtesten unter den Gästen stiegen hinauf, sich umzusehen, und konnten die schöne Aussicht nach allen Seiten nicht genugsam rühmen;

denn was entdeckt Der nicht Alles, der auf einem hohen Punkte nur um ein Geschoß höher steht! Nach dem Innern des Landes zu kamen mehrere neue Dörfer zum Vorschein; den silbernen Streifen des Flusses erblickte man deutlich; ja selbst die Thürme der Hauptstadt wollte Einer gewahr werden. An der Rückseite hinter den waldigen Hügeln erhoben sich die blauen Gipfel eines fernen Gebirges, und die nächste Gegend übersah man im Ganzen. „Nun sollten nur noch," rief Einer, „die drei Teiche zu einem See vereinigt werden; dann hätte der Anblick Alles, was groß und wünschenswerth ist."

„Das ließe sich wol machen," sagte der Hauptmann; „denn sie bildeten schon vor Zeiten einen Bergsee."

„Nur bitte ich meine Platanen- und Pappel-Gruppe zu schonen," sagte Eduard, „die so schön am mittelsten Teich steht. „Sehen Sie," wandte er sich zu Ottilien, die er einige Schritte vorführte, indem er hinabwies, „diese Bäume habe ich selbst gepflanzt."

„Wie lange stehen sie wol schon?" fragte Ottilie. „Etwa so lange," versetzte Eduard, „als Sie auf der Welt sind. Ja, liebes Kind, ich pflanzte schon, da Sie noch in der Wiege lagen."

Die Gesellschaft begab sich wieder in das Schloß zurück. Nach aufgehobener Tafel wurde sie zu einem Spaziergang durch das Dorf eingeladen, um auch hier die neuen Anstalten in Augenschein zu nehmen. Dort hatten sich auf des Hauptmanns Veranlassung die Bewohner vor ihren Häusern versammelt; sie standen nicht in Reihen, sondern familienweise natürlich gruppirt, theils, wie es der Abend forderte, beschäftigt, theils auf neuen Bänken ausruhend. Es ward ihnen zur angenehmen Pflicht gemacht, wenigstens jeden Sonntag und Festtag diese Reinlichkeit, diese Ordnung zu erneuen.

Eine innere Geselligkeit mit Neigung, wie sie sich unter unseren Freunden erzeugt hatte, wird durch eine größere Gesellschaft immer nur unangenehm unterbrochen. Alle Vier waren zufrieden, sich wieder im großen Saale allein zu finden; doch ward dieses häusliche Gefühl einigermaßen gestört, indem ein Brief, der Eduarden überreicht wurde, neue Gäste auf morgen ankündigte.

„Wie wir vermutheten," rief Eduard Charlotten zu; „der Graf wird nicht ausbleiben, er kommt morgen."

„Da ist also auch die Baronesse nicht weit," versetzte Charlotte.

„Gewiß nicht!“ antwortete Eduard; „sie wird auch morgen von ihrer Seite anlangen. Sie bitten um ein Nachtquartier und wollen übermorgen zusammen wieder fortreisen.“

„Da müssen wir unsre Anstalten bei Zeiten machen, Ottilie!“ sagte Charlotte.

„Wie befehlen Sie die Einrichtung?“ fragte Ottilie.

Charlotte gab es im Allgemeinen an, und Ottilie entfernte sich.

Der Hauptmann erkundigte sich nach dem Verhältniß dieser beiden Personen, das er nur im Allgemeinsten kannte. Sie hatten früher, Beide schon anderwärts verheirathet, sich leidenschaftlich liebgewonnen. Eine doppelte Ehe war nicht ohne Aufsehn gestört; man dachte an Scheidung. Bei der Baronesse war sie möglich geworden, bei dem Grafen nicht. Sie mußten sich zum Scheine trennen, allein ihr Verhältniß blieb; und wenn sie Winters in der Residenz nicht zusammen sein konnten, so entschädigten sie sich Sommers auf Lustreisen und in Bädern. Sie waren Beide um etwas älter als Eduard und Charlotte, und sämmtlich genaue Freunde aus früher Hofzeit her. Man hatte immer ein gutes Verhältniß erhalten, ob man gleich nicht Alles an seinen Freunden billigte. Nur diesmal war Charlotten ihre Ankunft gewissermaßen ganz ungelegen, und wenn sie die Ursache genau untersucht hätte, es war eigentlich um Ottiliens willen. Das gute, reine Kind sollte ein solches Beispiel so früh nicht gewahr werden.

„Sie hätten wol noch ein paar Tage wegbleiben können,“ sagte Eduard, als eben Ottilie wieder hereintrat, „bis wir den Vorwerks-Verkauf in Ordnung gebracht. Der Aufsatz ist fertig; die eine Abschrift habe ich hier; nun fehlt es aber an der zweiten, und unser alter Kanzelist ist recht krank.“ Der Hauptmann bot sich an, auch Charlotte; dagegen waren einige Einwendungen zu machen. „Geben Sie mir's nur!“ rief Ottilie mit einiger Hast.

„Du wirst nicht damit fertig,“ sagte Charlotte.

„Freilich müßte ich es übermorgen früh haben, und es ist viel,“ sagte Eduard. „Es soll fertig sein,“ rief Ottilie und hatte das Blatt schon in den Händen.

Des andern Morgens, als sie sich aus dem obern Stock nach den Gästen umsahen, denen sie entgegenzugehen nicht verfehlen wollten, sagte Eduard: „Wer reitet denn so langsam dort die Straße her?“ Der Hauptmann beschrieb die Figur des Reiters genauer. „So ist er's doch,“ sagte Eduard; „denn das Einzelne,

das Du besser siehst als ich, paßt sehr gut zu dem Ganzen, das ich recht wohl sehe. Es ist Mittler. Wie kommt er aber dazu, langsam und so langsam zu reiten?"

Die Figur kam näher, und Mittler war es wirklich. Man empfing ihn freundlich, als er langsam die Treppe heraufstieg. „Warum sind Sie nicht gestern gekommen?" rief ihm Eduard entgegen.

„Laute Feste lieb' ich nicht," versetzte Jener. „Heute komm' ich aber, den Geburtstag meiner Freundin mit Euch im Stillen nachzufeiern."

„Wie können Sie denn soviel Zeit gewinnen?" fragte Eduard scherzend.

„Meinen Besuch, wenn er Euch etwas werth ist, seid Ihr einer Betrachtung schuldig, die ich gestern gemacht habe. Ich freute mich recht herzlich den halben Tag in einem Hause, wo ich Frieden gestiftet hatte, und dann hörte ich, daß hier Geburtstag gefeiert werde. Das kann man doch am Ende selbstisch nennen, dachte ich bei mir, daß Du Dich nur mit Denen freuen willst, die Du zum Frieden bewogen hast. Warum freust Du Dich nicht auch einmal mit Freunden, die Frieden halten und hegen? Gesagt, gethan! Hier bin ich, wie ich mir vorgenommen hatte."

„Gestern hätten Sie große Gesellschaft gefunden, heute finden Sie nur kleine," sagte Charlotte. „Sie finden den Grafen und die Baronesse, die Ihnen auch schon zu schaffen gemacht haben."

Aus der Mitte der vier Hausgenossen, die den seltsamen willkommenen Mann umgeben hatten, fuhr er mit verdrießlicher Lebhaftigkeit heraus, indem er sogleich nach Hut und Reitgerte suchte. „Schwebt doch immer ein Unstern über mir, sobald ich einmal ruhen und mir wohlthun will! Aber warum gehe ich auch aus meinem Charakter heraus! Ich hätte nicht kommen sollen, und nun werd' ich vertrieben. Denn mit Jenen will ich nicht unter einem Dache bleiben; und nehmt Euch in Acht: Sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt."

Man suchte ihn zu begütigen, aber vergebens. „Wer mir den Ehestand angreift," rief er aus, „wer mir durch Wort, ja durch That diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu thun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu thun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen

mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein; denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er, sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, giebt's gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wol, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheirathet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?"

So sprach er lebhaft und hätte wol noch lange fortgesprochen, wenn nicht blasende Postillons die Ankunft der Herrschaften verkündigt hätten, welche wie abgemessen von beiden Seiten zu gleicher Zeit in den Schloßhof hereinfuhren. Als ihnen die Hausgenossen entgegeneilten, versteckte sich Mittler, ließ sich das Pferd an den Gasthof bringen und ritt verdrießlich davon.

Zehntes Kapitel.

Die Gäste waren bewillkommt und eingeführt; sie freuten sich, das Haus, die Zimmer wieder zu betreten, wo sie früher so manchen guten Tag erlebt, und die sie eine lange Zeit nicht gesehen hatten. Höchst angenehm war auch den Freunden ihre Gegenwart. Den Grafen so wie die Baronesse konnte man unter jene hohen, schönen Gestalten zählen, die man in einem mittlern Alter fast lieber als in der Jugend sieht; denn wenn ihnen auch etwas von der ersten Blüthe abgehn möchte, so erregen sie doch nun mit der Neigung ein entschiedenes Zutrauen. Auch dieses Paar zeigte sich höchst bequem in der Gegenwart. Ihre freie Weise, die Zustände des Lebens zu nehmen und zu behandeln, ihre Heiterkeit und scheinbare Unbefangenheit theilte sich sogleich mit, und ein hoher Anstand begrenzte das Ganze, ohne daß man irgend einen Zwang bemerkt hätte.

Diese Wirkung ließ sich augenblicks in der Gesellschaft empfinden. Die Neueintretenden, welche unmittelbar aus der Welt kamen, wie man sogar an ihren Kleidern, Geräthschaften und allen Umgebungen sehen konnte, machten gewissermaßen mit unsern Freunden, ihrem ländlichen und heimlich leidenschaftlichen Zustande eine Art von Gegensatz, der sich jedoch sehr bald verlor, indem alte Erinnerungen und gegenwärtige Theilnahme sich vermischten, und ein schnelles, lebhaftes Gespräch Alle geschwind zusammenverband.

Es währte indessen nicht lange, als schon eine Sonderung vorging. Die Frauen zogen sich auf ihren Flügel zurück und fanden daselbst, indem sie sich Mancherlei vertrauten und zugleich die neusten Formen und Zuschnitte von Frühkleidern, Hüten und dergleichen zu mustern anfingen, genugsame Unterhaltung, während die Männer sich um die neuen Reisewagen, mit vorgeführten Pferden beschäftigten und gleich zu handeln und zu tauschen anfingen.

Erst zu Tische kam man wieder zusammen. Die Umkleidung war geschehen, und auch hier zeigte sich das angekommene Paar zu seinem Vortheile. Alles, was sie an sich trugen, war neu und gleichsam ungesehen und doch schon durch den Gebrauch zur Gewohnheit und Bequemlichkeit eingeweiht.

Das Gespräch war lebhaft und abwechselnd, wie denn in Gegenwart solcher Personen Alles und nichts zu interessiren scheint. Man bediente sich der französischen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverständniß auszuschließen, und schweifte mit muthwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältnisse hin. Auf einem einzigen Punkt blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin sich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß sie ehestens geschieden werden sollte.

„Es ist unerfreulich," sagte Charlotte, „wenn man seine abwesenden Freunde irgend einmal geborgen, eine Freundin, die man liebt, versorgt glaubt; eh man sich's versieht, muß man wieder hören, daß ihr Schicksal im Schwanken ist, und daß sie erst wieder neue und vielleicht abermals unsichre Pfade des Lebens betreten soll."

„Eigentlich, meine Beste," versetzte der Graf, „sind wir selbst schuld, wenn wir auf solche Weise überrascht werden. Wir mögen uns die irdischen Dinge und besonders auch die ehelichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und

was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele, die wir immer wiederholen sehen, zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komödie sehen wir eine Heirath als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Akte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fortgespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören."

„Es muß doch so schlimm nicht sein," sagte Charlotte lächelnd, „da man sieht, daß auch Personen, die von diesem Theater abgetreten sind, wol gern darauf wieder eine Rolle spielen mögen."

„Dagegen ist nichts einzuwenden," sagte der Graf. „Eine neue Rolle mag man gern wieder übernehmen, und wenn man die Welt kennt, so sieht man wol, auch bei dem Ehestande ist es nur diese entschiedene ewige Dauer zwischen so viel Beweglichem in der Welt, die etwas Ungeschicktes an sich trägt. Einer von meinen Freunden, dessen gute Laune sich meist in Vorschlägen zu neuen Gesetzen hervorthat, behauptete, eine jede Ehe solle nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Es sei, sagte er, dies eine schöne, ungrade, heilige Zahl, und ein solcher Zeitraum eben hinreichend, um sich kennen zu lernen, einige Kinder heran zu bringen, sich zu entzweien und, was das Schönste sei, sich wieder zu versöhnen. Gewöhnlich rief er aus: Wie glücklich würde die erste Zeit verstreichen! Zwei, drei Jahre wenigstens gingen vergnüglich hin. Dann würde doch wol dem einen Theil daran gelegen sein, das Verhältniß länger dauern zu sehen, die Gefälligkeit würde wachsen, je mehr man sich dem Termin der Aufkündigung näherte. Der gleichgiltige, ja selbst der unzufriedene Theil würde durch ein solches Betragen begütigt und eingenommen. Man vergäße, wie man in guter Gesellschaft die Stunden vergißt, daß die Zeit verfließe, und fände sich aufs Angenehmste überrascht, wenn man nach verlaufenem Termin erst bemerkte, daß er schon stillschweigend verlängert sei."

So artig und lustig dies klang, und so gut man, wie Charlotte wohl empfand, diesem Scherz eine tiefe moralische Deutung geben konnte, so waren ihr dergleichen Aeußerungen besonders um Ottiliens willen nicht angenehm. Sie wußte recht gut, daß nichts gefährlicher sei als ein allzu freies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelt; und dahin gehört doch gewiß

Alles, was die eheliche Verbindung antastet. Sie suchte daher nach ihrer gewandten Weise, das Gespräch abzulenken; da sie es nicht vermochte, that es ihr leid, daß Ottilie Alles so gut eingerichtet hatte, um nicht aufstehen zu dürfen. Das ruhig aufmerksame Kind verstand sich mit dem Haushofmeister durch Blick und Wink, daß Alles auf das Trefflichste gerieth, obgleich ein paar neue, ungeschickte Bedienten in der Livree staken.

Und so fuhr der Graf, Charlottens Ablenken nicht empfindend, über diesen Gegenstand sich zu äußern fort. Ihm, der sonst nicht gewohnt war, im Gespräch irgend lästig zu sein, lastete diese Sache zu sehr auf dem Herzen, und die Schwierigkeiten, sich von seiner Gemahlin getrennt zu sehen, machten ihn bitter gegen Alles, was eheliche Verbindung betraf, die er doch selbst mit der Baronesse so eifrig wünschte.

„Jener Freund," so fuhr er fort, „that noch einen andern Gesetzvorschlag. Eine Ehe sollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Theile oder wenigstens der eine Theil zum dritten Mal verheirathet wäre. Denn was eine solche Person betreffe, so bekenne sie unwidersprechlich, daß sie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Nun sei auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen; man habe ebenso gut auf Verheirathete wie auf Unverheirathete Acht zu geben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können."

„Das würde freilich das Interesse der Gesellschaft sehr vermehren," sagte Eduard; „denn in der That, jetzt, wenn wir ververheirathet sind, fragt Niemand weiter mehr nach unsern Tugenden noch unsern Mängeln."

„Bei einer solchen Einrichtung," fiel die Baronesse lächelnd ein, „hätten unsre lieben Wirthe schon zwei Stufen glücklich überstiegen und könnten sich zu der dritten vorbereiten."

„Ihnen ist's wohl gerathen," sagte der Graf; „hier hat der Tod willig gethan, was die Konsistorien sonst nur ungern zu thun pflegen."

„Lassen wir die Todten ruhen!" versetzte Charlotte mit einem halb ernsten Blicke.

„Warum," versetzte der Graf, „da man ihrer in Ehren gedenken kann? Sie waren bescheiden genug, sich mit einigen Jahren zu begnügen für mannichfaltiges Gute, das sie zurückließen."

„Wenn nur nicht gerade," sagte die Baronesse mit einem verhaltenen Seufzer, „in solchen Fällen das Opfer der besten Jahre gebracht werden müßte!"

„Ja wol," versetzte der Graf, „man müßte darüber verzweifeln, wenn nicht überhaupt in der Welt so Weniges eine gehoffte Folge zeigte. Kinder halten nicht, was sie versprechen, junge Leute sehr selten, und wenn sie Wort halten, hält es ihnen die Welt nicht."

Charlotte, welche froh war, daß das Gespräch sich wendete, versetzte heiter: „Nun, wir müssen uns ja ohnehin bald genug gewöhnen, das Gute stück- und theilweise zu genießen."

„Gewiß," versetzte der Graf, „Sie haben Beide sehr schöner Zeiten genossen. Wenn ich mir die Jahre zurückerinnere, da Sie und Eduard das schönste Paar bei Hof waren; weder von so glänzenden Zeiten noch von so hervorleuchtenden Gestalten ist jetzt die Rede mehr. Wenn Sie Beide zusammen tanzten, Aller Augen waren auf Sie gerichtet, und wie umworben Beide, indem Sie Sich nur in einander bespiegelten!"

„Da sich so Manches verändert hat," sagte Charlotte, „können wir wol so viel Schönes mit Bescheidenheit anhören."

„Eduarden habe ich doch oft im Stillen getadelt," sagte der Graf, „daß er nicht beharrlicher war; denn am Ende hätten seine wunderlichen Eltern wol nachgegeben; und zehn frühe Jahre gewinnen ist keine Kleinigkeit."

„Ich muß mich seiner annehmen," fiel die Baronesse ein. „Charlotte war nicht ganz ohne Schuld, nicht ganz rein von allem Umhersehen; und ob sie gleich Eduarden von Herzen liebte und sich ihn auch heimlich zum Gatten bestimmte, so war ich doch Zeuge, wie sehr sie ihn manchmal quälte, so daß man ihn leicht zu dem unglücklichen Entschluß drängen konnte, zu reisen, sich zu entfernen, sich von ihr zu entwöhnen."

Eduard nickte der Baronesse zu und schien dankbar für ihre Fürsprache.

„Und dann muß ich Eins," fuhr sie fort, „zu Charlottens Entschuldigung beifügen. Der Mann, der zu jener Zeit um sie warb, hatte sich schon lange durch Neigung zu ihr ausgezeichnet und war, wenn man ihn näher kannte, gewiß liebenswürdiger, als Ihr Andern gern zugestehen mögt."

„Liebe Freundin," versetzte der Graf etwas lebhaft, „bekennen wir nur, daß er Ihnen nicht ganz gleichgiltig war, und daß Charlotte von Ihnen mehr zu befürchten hatte als von einer

Andern! Ich finde das einen sehr hübschen Zug an den Frauen, daß sie ihre Anhänglichkeit an irgend einen Mann so lange noch fortsetzen, ja durch keine Art von Trennung stören oder aufheben lassen."

„Diese gute Eigenschaft besitzen vielleicht die Männer noch mehr," versetzte die Baronesse; „wenigstens an Ihnen, lieber Graf, habe ich bemerkt, daß Niemand mehr Gewalt über Sie hat als ein Frauenzimmer, dem Sie früher geneigt waren. So habe ich gesehen, daß Sie auf die Fürsprache einer Solchen Sich mehr Mühe gaben, um etwas auszuwirken, als vielleicht die Freundin des Augenblicks von Ihnen erlangt hätte."

„Einen solchen Vorwurf darf man sich wol gefallen lassen," versetzte der Graf; „doch was Charlottens ersten Gemahl betrifft, so konnte ich ihn deshalb nicht leiden, weil er mir das schöne Paar aus einander sprengte, ein wahrhaft prädestinirtes Paar, das, einmal zusammengegeben, weder fünf Jahre zu scheuen noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzusehen brauchte."

„Wir wollen versuchen," sagte Charlotte, „wieder einzubringen, was wir versäumt haben."

„Da müssen Sie Sich dazu halten," sagte der Graf. „Ihre ersten Heirathen," fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, „waren doch so eigentlich rechte Heirathen von der verhaßten Art; und leider haben überhaupt die Heirathen — verzeihen Sie mir einen lebhafteren Ausdruck — etwas Tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Theil etwas zu Gute thut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit Eins wie das Andre nunmehr seiner Wege gehe."

In diesem Augenblick machte Charlotte, die ein für allemal dies Gespräch abbrechen wollte, von einer kühnen Wendung Gebrauch; es gelang ihr. Die Unterhaltung ward allgemeiner, die beiden Gatten und der Hauptmann konnten daran Theil nehmen; selbst Ottilie ward veranlaßt, sich zu äußern, und der Nachtisch ward mit der besten Stimmung genossen, woran der in zierlichen Fruchtkörben aufgestellte Obstreichthum, die bunteste, in Prachtgefäßen schön vertheilte Blumenfülle den vorzüglichsten Antheil hatte.

Auch die neuen Parkanlagen kamen zur Sprache, die man sogleich nach Tische besuchte. Ottilie zog sich unter dem Vor-

wande häuslicher Beschäftigungen zurück; eigentlich aber setzte sie sich wieder zur Abschrift. Der Graf wurde von dem Hauptmann unterhalten; später gesellte sich Charlotte zu ihm. Als sie oben auf die Höhe gelangt waren, und der Hauptmann gefällig hinunter eilte, um den Plan zu holen, sagte der Graf zu Charlotten: „Dieser Mann gefällt mir außerordentlich. Er ist sehr wohl und im Zusammenhang unterrichtet. Ebenso scheint seine Thätigkeit sehr ernst und folgerecht. Was er hier leistet, würde in einem höheren Kreise von viel Bedeutung sein."

Charlotte vernahm des Hauptmanns Lob mit innigem Behagen. Sie faßte sich jedoch und bekräftigte das Gesagte mit Ruhe und Klarheit. Wie überrascht war sie aber, als der Graf fortfuhr: „Diese Bekanntschaft kommt mir sehr zu gelegener Zeit. Ich weiß eine Stelle, in die der Mann vollkommen paßt, und ich kann mir durch eine solche Empfehlung, indem ich ihn glücklich mache, einen hohen Freund auf das Allerbeste verbinden."

Es war wie ein Donnerschlag, der auf Charlotten herabfiel. Der Graf bemerkte nichts; denn die Frauen, gewohnt, sich jederzeit zu bändigen, behalten in den außerordentlichsten Fällen immer noch eine Art von scheinbarer Fassung. Doch hörte sie schon nicht mehr, was der Graf sagte, indem er fortfuhr: „Wenn ich von etwas überzeugt bin, geht es bei mir geschwind her. Ich habe schon meinen Brief im Kopfe zusammengestellt, und mich drängt's, ihn zu schreiben. Sie verschaffen mir einen reitenden Boten, den ich noch heute Abend wegschicken kann."

Charlotte war innerlich zerrissen. Von diesen Vorschlägen sowie von sich selbst überrascht, konnte sie kein Wort hervorbringen. Der Graf fuhr glücklicherweise fort, von seinen Planen für den Hauptmann zu sprechen, deren Günstiges Charlotten nur allzu sehr in die Augen fiel. Es war Zeit, daß der Hauptmann heraufrat und seine Rolle vor dem Grafen entfaltete. Aber mit wie andern Augen sah sie den Freund an, den sie verlieren sollte! Mit einer nothdürftigen Verbeugung wandte sie sich weg und eilte hinunter nach der Mooshütte. Schon auf halbem Wege stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und nun warf sie sich in den engen Raum der kleinen Einsiedelei und überließ sich ganz einem Schmerz, einer Leidenschaft, einer Verzweiflung, von deren Möglichkeit sie wenig Augenblicke vorher auch nicht die leiseste Ahnung gehabt hatte.

Auf der andern Seite war Eduard mit der Baronesse an den Teichen hergegangen. Die kluge Frau, die gern von Allem unterrichtet sein mochte, bemerkte bald in einem tastenden Gespräch, daß Eduard sich zu Ottiliens Lobe weitläufig herausließ, und wußte ihn auf eine so natürliche Weise nach und nach in den Gang zu bringen, daß ihr zuletzt kein Zweifel übrig blieb, hier sei eine Leidenschaft nicht auf dem Wege, sondern wirklich angelangt.

Verheirathete Frauen, wenn sie sich auch unter einander nicht lieben, stehen doch stillschweigend mit einander, besonders gegen junge Mädchen, im Bündniß. Die Folgen einer solchen Zuneigung stellten sich ihrem weltgewandten Geiste nur allzu geschwind dar. Dazu kam noch, daß sie schon heute früh mit Charlotten über Ottilien gesprochen und den Aufenthalt dieses Kindes auf dem Lande, besonders bei seiner stillen Gemüthsart, nicht gebilligt und den Vorschlag gethan hatte, Ottilien in die Stadt zu einer Freundin zu bringen, die sehr viel an die Erziehung ihrer einzigen Tochter wende und sich nur nach einer gutartigen Gespielin umsehe, die an die zweite Kindesstatt eintreten und alle Vortheile mitgenießen solle. Charlotte hatte sich's zur Ueberlegung genommen.

Nun aber brachte der Blick in Eduard's Gemüth diesen Vorschlag bei der Baronesse ganz zur vorsätzlichen Festigkeit, und um so schneller dieses in ihr vorging, um desto mehr schmeichelte sie äußerlich Eduard's Wünschen. Denn Niemand besaß sich mehr als diese Frau, und diese Selbstbeherrschung in außerordentlichen Fällen gewöhnt uns, sogar einen gemeinen Fall mit Verstellung zu behandeln, macht uns geneigt, indem wir so viel Gewalt über uns selbst üben, unsre Herrschaft auch über die Andern zu verbreiten, um uns durch das, was wir äußerlich gewinnen, für dasjenige, was wir innerlich entbehren, gewissermaßen schadlos zu halten.

An diese Gesinnung schließt sich meist eine Art heimlicher Schadenfreude über die Dunkelheit der Andern, über das Bewußtlose, womit sie in eine Falle gehen. Wir freuen uns nicht allein über das gegenwärtige Gelingen, sondern zugleich auch auf die künftig überraschende Beschämung. Und so war die Baronesse boshaft genug, Eduarden zur Weinlese auf ihre Güter mit Charlotten einzuladen und die Frage Eduard's, ob sie Ottilien mitbringen dürften, auf eine Weise, die er beliebig zu seinen Gunsten auslegen konnte, zu beantworten.

Eduard sprach schon mit Entzücken von der herrlichen Gegend, dem großen Flusse, den Hügeln, Felsen und Weinbergen, von alten Schlössern, von Wasserfahrten, von dem Jubel der Weinlese, des Kelterns u. s. w., wobei er in der Unschuld seines Herzens sich schon zum voraus laut über den Eindruck freute, den dergleichen Scenen auf das frische Gemüth Ottiliens machen würden. In diesem Augenblick sah man Ottilien herankommen, und die Baronesse sagte schnell zu Eduard, er möchte von dieser vorhabenden Herbstreise ja nichts reden; denn gewöhnlich geschähe das nicht, worauf man sich so lange voraus freue. Eduard versprach, nöthigte sie aber, Ottilien entgegen geschwinder zu gehen, und eilte ihr endlich, dem lieben Kinde zu, mehrere Schritte voran. Eine herzliche Freude drückte sich in seinem ganzen Wesen aus. Er küßte ihr die Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs zusammengepflückt hatte. Die Baronesse fühlte sich bei diesem Anblick in ihrem Innern fast erbittert. Denn wenn sie auch das, was an dieser Neigung strafbar sein mochte, nicht billigen durfte, so konnte sie das, was daran liebenswürdig und angenehm war, jenem unbedeutenden Neuling von Mädchen keineswegs gönnen.

Als man sich zum Abendessen zusammengesetzt hatte, war eine völlig andre Stimmung in der Gesellschaft verbreitet. Der Graf, der schon vor Tische geschrieben und den Boten fortgeschickt hatte, unterhielt sich mit dem Hauptmann, den er auf eine verständige und bescheidene Weise immer mehr ausforschte, indem er ihn diesen Abend an seine Seite gebracht hatte. Die zur Rechten des Grafen sitzende Baronesse fand von daher wenig Unterhaltung, ebenso wenig an Eduard, der, erst durstig, dann aufgeregt, des Weines nicht schonte und sich sehr lebhaft mit Ottilien unterhielt, die er an sich gezogen hatte, wie von der andern Seite neben dem Hauptmann Charlotte saß, der es schwer, ja beinahe unmöglich ward, die Bewegungen ihres Innern zu verbergen.

Die Baronesse hatte Zeit genug, Beobachtungen anzustellen. Sie bemerkte Charlottens Unbehagen, und weil sie nur Eduard's Verhältniß zu Ottilien im Sinn hatte, so überzeugte sie sich leicht, auch Charlotte sei bedenklich und verdrießlich über ihres Gemahls Benehmen, und überlegte, wie sie nunmehr am Besten zu ihren Zwecken gelangen könne.

Auch nach Tische fand sich ein Zwiespalt in der Gesellschaft. Der Graf, der den Hauptmann recht ergründen wollte, brauchte

bei einem so ruhigen, keineswegs eitlen und überhaupt lakonischen Manne verschiedene Wendungen, um zu erfahren, was er wünschte. Sie gingen mit einander an der einen Seite des Saals auf und ab, indeß Eduard, aufgeregt von Wein und Hoffnung, mit Ottilien an einem Fenster scherzte, Charlotte und die Baronesse aber stillschweigend an der andern Seite des Saals neben einander hin und wieder gingen. Ihr Schweigen und müßiges Umherstehen brachte denn auch zuletzt eine Stockung in die übrige Gesellschaft. Die Frauen zogen sich zurück auf ihren Flügel, die Männer auf den andern, und so schien dieser Tag abgeschlossen.

Elftes Kapitel.

Eduard begleitete den Grafen auf sein Zimmer und ließ sich recht gern durchs Gespräch verführen, noch eine Zeit lang bei ihm zu bleiben. Der Graf verlor sich in vorige Zeiten, gedachte mit Lebhaftigkeit an die Schönheit Charlottens, die er als ein Kenner mit vielem Feuer entwickelte. „Ein schöner Fuß ist eine große Gabe der Natur. Diese Anmuth ist unverwüstlich. Ich habe sie heute im Gehen beobachtet; noch immer möchte man ihren Schuh küssen und die zwar etwas barbarische, aber doch tief gefühlte Ehrenbezeugung der Sarmaten wiederholen, die sich nichts Besseres kennen, als aus dem Schuh einer geliebten und verehrten Person ihre Gesundheit zu trinken."

Die Spitze des Fußes blieb nicht allein der Gegenstand des Lobes unter zwei vertrauten Männern. Sie gingen von der Person auf alte Geschichten und Abenteuer zurück und kamen auf die Hindernisse, die man ehemals den Zusammenkünften dieser beiden Liebenden entgegengesetzt, welche Mühe sie sich gegeben, welche Kunstgriffe sie erfunden, nur, um sich sagen zu können, daß sie sich liebten.

„Erinnerst Du Dich," fuhr der Graf fort, „welch Abenteuer ich Dir recht freundschaftlich und uneigennützig bestehen helfen, als unsre höchsten Herrschaften ihren Oheim besuchten und auf dem weitläufigen Schlosse zusammenkamen? Der Tag war in Feierlichkeiten und Feierkleidern hingegangen; ein Theil der Nacht sollte wenigstens unter freiem liebevollen Gespräch verstreichen."

„Den Hinweg zu dem Quartier der Hofdamen hatten Sie Sich wohl gemerkt," sagte Eduard. „Wir gelangten glücklich zu meiner Geliebten."

„Die," versetzte der Graf, „mehr an den Anstand als an meine Zufriedenheit gedacht und eine sehr häßliche Ehrenwächterin bei sich behalten hatte, da mir denn, indessen Ihr Euch mit Blicken und Worten sehr gut unterhieltet, ein höchst unerfreuliches Loos zu Theil ward."

„Ich habe mich noch gestern," versetzte Eduard, „als Sie Sich anmelden ließen, mit meiner Frau an die Geschichte erinnert, besonders an unsern Rückzug. Wir verfehlten den Weg und kamen an den Vorsaal der Garden. Weil wir uns nun von da recht gut zu finden wußten, so glaubten wir, auch hier ganz ohne Bedenken hindurch und an dem Posten wie an den Uebrigen vorbeigehen zu können. Aber wie groß war beim Eröffnen der Thüre unsere Verwunderung! Der Weg war mit Matratzen verlegt, auf denen die Riesen in mehreren Reihen ausgestreckt lagen und schliefen. Der einzige Wachende auf dem Posten sah uns verwundert an; wir aber im jugendlichen Muth und Muthwillen stiegen ganz gelassen über die ausgestreckten Stiefel weg, ohne daß auch nur Einer von diesen schnarchenden Enakskindern erwacht wäre."

„Ich hatte große Lust zu stolpern," sagte der Graf, „damit es Lärm gegeben hätte; denn welch eine seltsame Auferstehung würden wir gesehen haben!"

In diesem Augenblick schlug die Schloßglocke Zwölf.

„Es ist hoch Mitternacht," sagte der Graf lächelnd, „und eben gerechte Zeit. Ich muß Sie, lieber Baron, um eine Gefälligkeit bitten; führen Sie mich heute, wie ich Sie damals führte; ich habe der Baronesse das Versprechen gegeben, sie noch zu besuchen. Wir haben uns den ganzen Tag nicht allein gesprochen, wir haben uns so lange nicht gesehen, und nichts ist natürlicher, als daß man sich nach einer vertraulichen Stunde sehnt. Zeigen Sie mir den Hinweg, den Rückweg will ich schon finden, und auf alle Fälle werde ich über keine Stiefel wegzustolpern haben."

„Ich will Ihnen recht gern diese gastliche Gefälligkeit erzeigen," versetzte Eduard; „nur sind die drei Frauenzimmer drüben zusammen auf dem Flügel. Wer weiß, ob wir sie nicht noch bei einander finden, oder was wir sonst für Händel anrichten, die irgend ein wunderliches Ansehn gewinnen."

„Nur ohne Sorge!" sagte der Graf; „die Baronesse erwartet mich. Sie ist um diese Zeit gewiß auf ihrem Zimmer und allein."

„Die Sache ist übrigens leicht," versetzte Eduard und nahm ein Licht, dem Grafen vorleuchtend eine geheime Treppe hinunter, die zu einem langen Gang führte. Am Ende desselben öffnete Eduard eine kleine Thüre. Sie erstiegen eine Wendeltreppe; oben auf einem engen Ruheplatz deutete Eduard dem Grafen, dem er das Licht in die Hand gab, nach einer Tapetenthüre rechts, die beim ersten Versuch sogleich sich öffnete, den Grafen aufnahm und Eduard in dem dunklen Raum zurückließ.

Eine andre Thüre links ging in Charlottens Schlafzimmer. Er hörte reden und horchte. Charlotte sprach zu ihrem Kammermädchen: „Ist Ottilie schon zu Bette?" „Nein," versetzte Jene; „sie sitzt noch unten und schreibt." „So zünde Sie das Nachtlicht an," sagte Charlotte, „und gehe Sie nur hin! Es ist spät. Die Kerze will ich selbst auslöschen und für mich zu Bette gehen."

Eduard hörte mit Entzücken, daß Ottilie noch schreibe. „Sie beschäftigt sich für mich!" dachte er triumphirend. Durch die Finsterniß ganz in sich selbst geengt, sah er sie sitzen, schreiben; er glaubte, zu ihr zu treten, sie zu sehen, wie sie sich nach ihm umkehrte; er fühlte ein unüberwindliches Verlangen, ihr noch einmal nahe zu sein. Von hier aber war kein Weg in das Halbgeschoß, wo sie wohnte. Nun fand er sich unmittelbar an seiner Frauen Thüre; eine sonderbare Verwechselung ging in seiner Seele vor; er suchte die Thüre aufzudrehen, er fand sie verschlossen; er pochte leise an, Charlotte hörte nicht.

Sie ging in dem größeren Nebenzimmer lebhaft auf und ab. Sie wiederholte sich aber- und abermals, was sie seit jenem unerwarteten Vorschlag des Grafen oft genug bei sich um und um gewendet hatte. Der Hauptmann schien vor ihr zu stehen. Er füllte noch das Haus, er belebte noch die Spaziergänge, und er sollte fort, das Alles sollte leer werden! Sie sagte sich Alles, was man sich sagen kann, ja sie anticipirte, wie man gewöhnlich pflegt, den leidigen Trost, daß auch solche Schmerzen durch die Zeit gelindert werden. Sie verwünschte die Zeit, die es braucht, um sie zu lindern; sie verwünschte die todtenhafte Zeit, wo sie würden gelindert sein.

Da war denn zuletzt die Zuflucht zu den Thränen um so willkommner, als sie bei ihr selten stattfand. Sie warf sich auf den Sopha und überließ sich ganz ihrem Schmerz. Eduard seinerseits konnte von der Thüre nicht weg; er pochte nochmals,

und zum dritten Mal etwas stärker, so daß Charlotte durch die Nachtstille es ganz deutlich vernahm und erschreckt auffuhr. Der erste Gedanke war, es könne, es müsse der Hauptmann sein; der zweite, das sei unmöglich. Sie hielt es für Täuschung; aber sie hatte es gehört, sie wünschte, sie fürchtete, es gehört zu haben. Sie ging ins Schlafzimmer, trat leise zu der verriegelten Tapetenthür. Sie schalt sich über ihre Furcht. „Wie leicht kann die Baronesse etwas bedürfen!" sagte sie zu sich selbst und rief gefaßt und gesetzt: „Ist Jemand da?" Eine leise Stimme antwortete: „Ich bin's." „Wer?" entgegnete Charlotte, die den Ton nicht unterscheiden konnte. Ihr stand des Hauptmanns Gestalt vor der Thüre. Etwas lauter klang es ihr entgegen: „Eduard." Sie öffnete, und ihr Gemahl stand vor ihr. Er begrüßte sie mit einem Scherz. Es ward ihr möglich, in diesem Tone fortzufahren. Er verwickelte den räthselhaften Besuch in räthselhafte Erklärungen. „Warum ich denn aber eigentlich komme," sagte er zuletzt, „muß ich Dir nur gestehen. Ich habe ein Gelübde gethan, heute Abend noch Deinen Schuh zu küssen."

„Das ist Dir lange nicht eingefallen," sagte Charlotte. „Desto schlimmer," versetzte Eduard, „und desto besser!"

Sie hatte sich in einen Sessel gesetzt, um ihre leichte Nachtkleidung seinen Blicken zu entziehen. Er warf sich vor ihr nieder, und sie konnte sich nicht erwehren, daß er nicht ihren Schuh küßte, und daß, als dieser ihm in der Hand blieb, er den Fuß ergriff und ihn zärtlich an seine Brust drückte.

Charlotte war eine von den Frauen, die, von Natur mäßig, im Ehestande ohne Vorsatz und Anstrengung die Art und Weise der Liebhaberinnen fortführen. Niemals reizte sie den Mann, ja, seinem Verlangen kam sie kaum entgegen; aber ohne Kälte und abstoßende Strenge glich sie immer einer liebevollen Braut, die selbst vor dem Erlaubten noch innige Scheu trägt. Und so fand sie Eduard diesen Abend in doppeltem Sinne. Wie sehnlich wünschte sie den Gatten weg! Denn die Luftgestalt des Freundes schien ihr Vorwürfe zu machen. Aber das, was Eduarden hätte entfernen sollen, zog ihn nur mehr an. Eine gewisse Bewegung war an ihr sichtbar. Sie hatte geweint, und wenn weiche Personen dadurch meist an Anmuth verlieren, so gewinnen diejenigen dadurch unendlich, die wir gewöhnlich als stark und gefaßt kennen. Eduard war so liebenswürdig, so freundlich, so dringend; er bat sie, bei ihr bleiben zu dürfen;

er forderte nicht; bald ernst, bald scherzhaft suchte er sie zu bereden; er dachte nicht daran, daß er Rechte habe, und löschte zuletzt muthwillig die Kerze aus.

In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innere Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche. Eduard hielt nur Ottilien in seinen Armen; Charlotten schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durch einander.

Und doch läßt sich die Gegenwart ihr ungeheures Recht nicht rauben. Sie brachten einen Theil der Nacht unter allerlei Gesprächen und Scherzen zu, die um desto freier waren, als das Herz leider keinen Theil daran nahm. Aber als Eduard des andern Morgens an dem Busen seiner Frau erwachte, schien ihm der Tag ahnungsvoll hereinzublicken, die Sonne schien ihm ein Verbrechen zu beleuchten; er schlich sich leise von ihrer Seite, und sie fand sich, seltsam genug, allein, als sie erwachte.

Zwölftes Kapitel.

Als die Gesellschaft zum Frühstück wieder zusammenkam, hätte ein aufmerksamer Beobachter an dem Betragen der Einzelnen die Verschiedenheit der innern Gesinnungen und Empfindungen abnehmen können. Der Graf und die Baronesse begegneten sich mit dem heitern Behagen, das ein Paar Liebende empfinden, die sich nach erduldeter Trennung ihrer wechselseitigen Neigung abermals versichert halten, dagegen Charlotte und Eduard gleichsam beschämt und reuig dem Hauptmann und Ottilien entgegentraten. Denn so ist die Liebe beschaffen, daß sie allein Rechte zu haben glaubt, und alle anderen Rechte vor ihr verschwinden. Ottilie war kindlich heiter; nach ihrer Weise konnte man sie offen nennen. Ernst erschien der Hauptmann; ihm war bei der Unterredung mit dem Grafen, indem dieser Alles in ihm aufregte, was einige Zeit geruht und geschlafen hatte, nur zu fühlbar geworden, daß er eigentlich hier seine Bestimmung nicht erfülle und im Grunde blos in einem halbthätigen Müßiggang hinschlendere. Kaum hatten sich die beiden Gäste entfernt, als schon wieder neuer Besuch eintraf, Charlotten willkommen, die aus sich selbst herauszugehen, sich zu

zerstreuen wünschte, Eduarden ungelegen, der eine doppelte Neigung fühlte, sich mit Ottilien zu beschäftigen, Ottilien gleichfalls unerwünscht, die mit ihrer auf morgen früh so nöthigen Abschrift noch nicht fertig war. Und so eilte sie auch, als die Fremden sich spät entfernten, sogleich auf ihr Zimmer.

Es war Abend geworden. Eduard, Charlotte und der Hauptmann, welche die Fremden, ehe sie sich in den Wagen setzten, eine Strecke zu Fuß begleitet hatten, wurden einig, noch einen Spaziergang nach den Teichen zu machen. Ein Kahn war angekommen, den Eduard mit ansehnlichen Kosten aus der Ferne verschrieben hatte. Man wollte versuchen, ob er sich leicht bewegen und lenken lasse.

Er war am Ufer des mittelsten Teiches nicht weit von einigen alten Eichbäumen angebunden, auf die man schon bei künftigen Anlagen gerechnet hatte. Hier sollte ein Landungsplatz angebracht, unter den Bäumen ein architektonischer Ruhesitz aufgeführt werden, wonach Diejenigen, die über den See fahren, zu steuern hätten.

„Wo wird man denn nun drüben die Landung am Besten anlegen?" fragte Eduard. „Ich sollte denken, bei meinen Platanen."

„Sie stehen ein Wenig zu weit rechts," sagte der Hauptmann. „Landet man weiter unten, so ist man dem Schlosse näher; doch muß man es überlegen."

Der Hauptmann stand schon im Hintertheile des Kahns und hatte ein Ruder ergriffen. Charlotte stieg ein, Eduard gleichfalls und faßte das andre Ruder; aber als er eben im Abstoßen begriffen war, gedachte er Ottiliens, gedachte, daß ihn diese Wasserfahrt verspäten, wer weiß erst wann zurückführen würde. Er entschloß sich kurz und gut, sprang wieder ans Land, reichte dem Hauptmann das andre Ruder und eilte, sich flüchtig entschuldigend, nach Hause.

Dort vernahm er, Ottilie habe sich eingeschlossen, sie schreibe. Bei dem angenehmen Gefühle, daß sie für ihn etwas thue, empfand er das lebhafteste Mißbehagen, sie nicht gegenwärtig zu sehen. Seine Ungeduld vermehrte sich mit jedem Augenblicke. Er ging in dem großen Saale auf und ab, versuchte Allerlei, und nichts vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie wünschte er zu sehen, allein zu sehen, ehe noch Charlotte mit dem Hauptmann zurückkäme. Es ward Nacht, die Kerzen wurden angezündet.

Endlich trat sie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund gethan zu haben, hatte ihr ganzes Wesen über sich selbst gehoben. Sie legte das Original und die Abschrift vor Eduard auf den Tisch. „Wollen wir kollationiren?“ sagte sie lächelnd. Eduard wußte nicht, was er erwidern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben; dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden; aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! „Um Gottes willen,“ rief er aus, „was ist das? Das ist meine Hand!“ Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter; besonders der Schluß war ganz, als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: „Du liebst mich!“ rief er aus, „Ottilie, Du liebst mich!“ Und sie hielten einander umfaßt. Wer das Andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.

Von diesem Augenblick an war die Welt für Eduarden umgewendet, er nicht mehr, was er gewesen, die Welt nicht mehr, was sie gewesen. Sie standen vor einander, er hielt ihre Hände, sie sahen einander in die Augen, im Begriff, sich wieder zu umarmen.

Charlotte mit dem Hauptmann trat herein. Zu den Entschuldigungen eines längeren Außenbleibens lächelte Eduard heimlich. „O, wie viel zu früh kommt Ihr!“ sagte er zu sich selbst.

Sie setzten sich zum Abendessen. Die Personen des heutigen Besuchs wurden beurtheilt. Eduard, liebevoll aufgeregt, sprach gut von einem Jeden, immer schonend, oft billigend. Charlotte, die nicht durchaus seiner Meinung war, bemerkte diese Stimmung und scherzte mit ihm, daß er, der sonst über die scheidende Gesellschaft immer das strengste Zungengericht ergehen lasse, heute so mild und nachsichtig sei.

Mit Feuer und herzlicher Ueberzeugung rief Eduard: „Man muß nur ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen Einem die übrigen alle liebenswürdig vor!“ Ottilie schlug die Augen nieder, und Charlotte sah vor sich hin.

Der Hauptmann nahm das Wort und sagte: „Mit den Gefühlen der Hochachtung, der Verehrung ist es doch auch etwas Aehnliches. Man erkennt nur erst das Schätzenswerthe in der

Welt, wenn man solche Gesinnungen an einem Gegenstande zu üben Gelegenheit findet."

Charlotte suchte bald in ihr Schlafzimmer zu gelangen, um sich der Erinnerung dessen zu überlassen, was diesen Abend zwischen ihr und dem Hauptmann vorgegangen war.

Als Eduard, ans Ufer springend, den Kahn vom Lande stieß, Gattin und Freund dem schwankenden Element selbst überantwortete, sah nunmehr Charlotte den Mann, um den sie im Stillen schon so viel gelitten hatte, in der Dämmerung vor sich sitzen und durch die Führung zweier Ruder das Fahrzeug in beliebiger Richtung fortbewegen. Sie empfand eine tiefe, selten gefühlte Traurigkeit. Das Kreisen des Kahns, das Plätschern der Ruder, der über den Wasserspiegel hinschauernde Windhauch, das Säuseln der Rohre, das letzte Schweben der Vögel, das Blinken und Wiederblinken der ersten Sterne, Alles hatte etwas Geisterhaftes in dieser allgemeinen Stille. Es schien ihr, der Freund führe sie weit weg, um sie auszusetzen, sie allein zu lassen. Eine wunderbare Bewegung war in ihrem Innern, und sie konnte nicht weinen.

Der Hauptmann beschrieb ihr unterdessen, wie nach seiner Absicht die Anlagen werden sollten. Er rühmte die guten Eigenschaften des Kahns, daß er sich leicht mit zwei Rudern von einer Person bewegen und regieren lasse. Sie werde das selbst lernen: es sei eine angenehme Empfindung, manchmal allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und sein eigner Fähr- und Steuermann zu sein.

Bei diesen Worten fiel der Freundin die bevorstehende Trennung aufs Herz. „Sagt er das mit Vorsatz?" dachte sie bei sich selbst. „Weiß er schon davon, vermuthet er's, oder sagt er es zufällig, so daß er mir bewußtlos mein Schicksal vorausverkündigt?" Es ergriff sie eine große Wehmuth, eine Ungeduld; sie bat ihn, baldmöglichst zu landen und mit ihr nach dem Schlosse zurückzukehren.

Es war das erste Mal, daß der Hauptmann die Teiche befuhr, und ob er gleich im Allgemeinen ihre Tiefe untersucht hatte, so waren ihm doch die einzelnen Stellen unbekannt. Dunkel fing es an zu werden; er richtete seinen Lauf dahin, wo er einen bequemen Ort zum Aussteigen vermuthete und den Fußpfad nicht entfernt wußte, der nach dem Schlosse führte. Aber auch von dieser Bahn wurde er einigermaßen abgelenkt, als Charlotte mit einer Art von Aengstlichkeit den Wunsch

wiederholte, bald am Lande zu sein. Er näherte sich mit erneuten Anstrengungen dem Ufer, aber leider fühlte er sich in einiger Entfernung davon angehalten; er hatte sich fest gefahren, und seine Bemühungen, wieder loszukommen, waren vergebens. Was war zu thun? Ihm blieb nichts übrig, als in das Wasser zu steigen, das seicht genug war, und die Freundin an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, stark genug, um nicht zu schwanken oder ihr einige Sorge zu geben; aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang ließ er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse; er schloß sie aufs Neue in seine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund auf ihre Hand und rief: „Charlotte, werden Sie mir vergeben?"

Der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurückgegeben, brachte Charlotten wieder zu sich selbst. Sie drückte seine Hand, aber sie hob ihn nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf seine Schultern legte, rief sie aus: „Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser werth sei, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden. Der Graf macht Anstalt, Ihr Schicksal zu verbessern; es freut und schmerzt mich. Ich wollte es verschweigen, bis es gewiß wäre; der Augenblick nöthigt mich, dies Geheimniß zu entdecken. Nur insofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Muth haben, unsre Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt, unsre Gesinnung zu ändern." Sie hub ihn auf und ergriff seinen Arm, um sich darauf zu stützen, und so kamen sie stillschweigend nach dem Schlosse.

Nun aber stand sie in ihrem Schlafzimmer, wo sie sich als Gattin Eduard's empfinden und betrachten mußte. Ihr kam bei diesen Widersprüchen ihr tüchtiger und durchs Leben mannichfaltig geübter Charakter zu Hilfe. Immer gewohnt, sich ihrer selbst bewußt zu sein, sich selbst zu gebieten, ward es ihr auch jetzt nicht schwer, durch ernste Betrachtung sich dem erwünschten Gleichgewichte zu nähern; ja sie mußte über sich selbst lächeln, indem sie des wunderlichen Nachtbesuches gedachte. Doch schnell ergriff sie eine seltsame Ahnung, ein freudig bäng-

liches Erzittern, das in fromme Wünsche und Hoffnungen sich auflöste. Gerührt kniete sie nieder; sie wiederholte den Schwur, den sie Eduarden vor dem Altar gethan. Freundschaft, Neigung, Entsagen gingen vor ihr in heitern Bildern vorüber. Sie fühlte sich innerlich wiederhergestellt. Bald ergreift sie eine süße Müdigkeit, und ruhig schläft sie ein.

Dreizehntes Kapitel.

Eduard von seiner Seite ist in einer ganz verschiedenen Stimmung. Zu schlafen denkt er so wenig, daß es ihm nicht einmal einfällt, sich auszuziehen. Die Abschrift des Dokuments küßt er tausendmal, den Anfang von Ottiliens kindlich schüchterner Hand; das Ende wagt er kaum zu küssen, weil er seine eigene Hand zu sehen glaubt. „O, daß es ein andres Dokument wäre!" sagt er sich im Stillen; und doch ist es ihm auch so schon die schönste Versicherung, daß sein höchster Wunsch erfüllt sei. Bleibt es ja doch in seinen Händen, und wird er es nicht immerfort an sein Herz drücken, obgleich entstellt durch die Unterschrift eines Dritten!

Der abnehmende Mond steigt über den Wald hervor. Die warme Nacht lockt Eduarden ins Freie; er schweift umher, er ist der Unruhigste und der Glücklichste aller Sterblichen. Er wandelt durch die Gärten; sie sind ihm zu enge; er eilt auf das Feld, und es wird ihm zu weit. Nach dem Schlosse zieht es ihn zurück; er findet sich unter Ottiliens Fenstern. Dort setzt er sich auf eine Terrassentreppe. „Mauern und Riegel," sagt er zu sich selbst, „trennen uns jetzt; aber unsre Herzen sind nicht getrennt. Stünde sie vor mir, in meine Arme würde sie fallen, ich in die ihrigen, und was bedarf es weiter als diese Gewißheit!" Alles war still um ihn her, kein Lüftchen regte sich; so still war's, daß er das wühlende Arbeiten emsiger Thiere unter der Erde vernehmen konnte, denen Tag und Nacht gleich sind. Er hing ganz seinen glücklichen Träumen nach, schlief endlich ein und erwachte nicht eher wieder, als bis die Sonne mit herrlichem Blick heraufstieg und die frühsten Nebel gewältigte.

Nun fand er sich den ersten Wachenden in seinen Besitzungen. Die Arbeiter schienen ihm zu lange auszubleiben. Sie kamen; es schienen ihm ihrer zu wenig, und die vorgesetzte Tagesarbeit für seine Wünsche zu gering. Er fragte nach mehreren Ar-

heitern; man versprach sie und stellte sie im Laufe des Tages. Aber auch diese sind ihm nicht genug, um seine Vorsätze schleunig ausgeführt zu sehen. Das Schaffen macht ihm keine Freude mehr; es soll schon Alles fertig sein, und für wen? Die Wege sollen gebahnt sein, damit Ottilie bequem sie gehen, die Sitze schon an Ort und Stelle, damit Ottilie dort ruhen könne. Auch an dem neuen Hause treibt er, was er kann; es soll an Ottiliens Geburtstage gerichtet werden. In Eduard's Gesinnungen wie in seinen Handlungen ist kein Maaß mehr. Das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn ins Unendliche. Wie verändert ist ihm die Ansicht von allen Zimmern, von allen Umgebungen! Er findet sich in seinem eigenen Hause nicht mehr. Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm Alles; er ist ganz in ihr versunken, keine andre Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu; Alles, was in seiner Natur gebändigt war, bricht los, sein ganzes Wesen strömt gegen Ottilien.

Der Hauptmann beobachtet dieses leidenschaftliche Treiben und wünscht den traurigen Folgen zuvorzukommen. Alle diese Anlagen, die jetzt mit einem einseitigen Triebe übermäßig gefördert werden, hatte er auf ein ruhig freundliches Zusammenleben berechnet. Der Verkauf des Vorwerks war durch ihn zu Stande gebracht, die erste Zahlung geschehen, Charlotte hatte sie der Abrede nach in ihre Kasse genommen. Aber sie muß gleich in der ersten Woche Ernst und Geduld und Ordnung mehr als sonst üben und im Auge haben; denn nach der übereilten Weise wird das Ausgesetzte nicht lange reichen.

Es war viel angefangen und viel zu thun. Wie soll er Charlotten in dieser Lage lassen! Sie berathen sich und kommen überein, man wolle die planmäßigen Arbeiten lieber selbst beschleunigen, zu dem Ende Gelder aufnehmen und zu deren Abtragung die Zahlungstermine anweisen, die vom Vorwerksverkauf zurückgeblieben waren. Es ließ sich fast ohne Verlust durch Cession der Gerechtsame thun; man hatte freiere Hand; man leistete, da Alles im Gange, Arbeiter genug vorhanden waren, mehr auf einmal und gelangte gewiß und bald zum Zweck. Eduard stimmte gern bei, weil es mit seinen Absichten übereintraf.

Im innern Herzen beharrt indessen Charlotte bei dem, was sie bedacht und sich vorgesetzt, und männlich steht ihr der Freund mit gleichem Sinn zur Seite. Aber eben dadurch wird ihre Vertraulichkeit nur vermehrt. Sie erklären sich wechselseitig

über Eduard's Leidenschaft; sie berathen sich darüber. Charlotte schließt Ottilien näher an sich, beobachtet sie strenger, und je mehr sie ihr eigen Herz gewahr worden, desto tiefer blickt sie in das Herz des Mädchens. Sie sieht keine Rettung, als sie muß das Kind entfernen.

Nun scheint es ihr eine glückliche Fügung, daß Luciane ein so ausgezeichnetes Lob in der Pension erhalten; denn die Großtante, davon unterrichtet, will sie nun ein für allemal zu sich nehmen, sie um sich haben, sie in die Welt einführen. Ottilie konnte in die Pension zurückkehren, der Hauptmann entfernte sich, wohlversorgt, und Alles stand wie vor wenigen Monaten, ja um so viel besser. Ihr eigenes Verhältniß hoffte Charlotte zu Eduard bald wiederherzustellen, und sie legte das Alles so verständig bei sich zurecht, daß sie sich nur immer mehr in dem Wahn bestärkte, in einen frühern beschränktern Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder ins Enge bringen.

Eduard empfand indessen die Hindernisse sehr hoch, die man ihm in den Weg legte. Er bemerkte gar bald, daß man ihn und Ottilien aus einander hielt, daß man ihm erschwerte, sie allein zu sprechen, ja sich ihr zu nähern, außer in Gegenwart von Mehreren; und indem er hierüber verdrießlich war, ward er es über manches Andere. Konnte er Ottilien flüchtig sprechen, so war es nicht nur, sie seiner Liebe zu versichern, sondern sich auch über seine Gattin, über den Hauptmann zu beschweren. Er fühlte nicht, daß er selbst durch sein heftiges Treiben die Kasse zu erschöpfen auf dem Wege war; er tadelte bitter Charlotten und den Hauptmann, daß sie bei dem Geschäft gegen die erste Abrede handelten, und doch hatte er in die zweite Abrede gewilligt, ja er hatte sie selbst veranlaßt und nothwendig gemacht.

Der Haß ist parteiisch, aber die Liebe ist es noch mehr. Auch Ottilie entfremdete sich einigermaßen von Charlotten und dem Hauptmann. Als Eduard sich einst gegen Ottilien über den Letztern beklagte, daß er als Freund und in einem solchen Verhältnisse nicht ganz aufrichtig handle, versetzte Ottilie unbedachtsam: „Es hat mir schon früher mißfallen, daß er nicht ganz redlich gegen Sie ist. Ich hörte ihn einmal zu Charlotten sagen: Wenn uns nur Eduard mit seiner Flötendudelei verschonte! Es kann daraus nichts werden und ist für die Zuhörer so lästig. Sie können denken, wie mich das geschmerzt hat, da ich Sie so gern akkompagnire."

Kaum hatte sie es gesagt, als ihr schon der Geist zuflüsterte, daß sie hätte schweigen sollen; aber es war heraus. Eduard's Gesichtszüge verwandelten sich. Nie hatte ihn etwas mehr verdrossen; er war in seinen liebsten Forderungen angegriffen, er war sich eines kindlichen Strebens ohne die mindeste Anmaßung bewußt. Was ihn unterhielt, was ihn erfreute, sollte doch mit Schonung von Freunden behandelt werden. Er dachte nicht, wie schrecklich es für einen Dritten sei, sich die Ohren durch ein unzulängliches Talent verletzen zu lassen. Er war beleidigt, wüthend, um nicht wieder zu vergeben. Er fühlte sich von allen Pflichten losgesprochen.

Die Nothwendigkeit, mit Ottilien zu sein, sie zu sehen, ihr etwas zuzuflüstern, ihr zu vertrauen, wuchs mit jedem Tage. Er entschloß sich, ihr zu schreiben, sie um einen geheimen Briefwechsel zu bitten. Das Streifchen Papier, worauf er dies lakonisch genug gethan hatte, lag auf dem Schreibtisch und ward vom Zugwind heruntergeführt, als der Kammerdiener hereintrat, ihm die Haare zu kräuseln. Gewöhnlich, um die Hitze des Eisens zu versuchen, bückte sich Dieser nach Papierschnitzeln auf der Erde; diesmal ergriff er das Billet, zwickte es eilig, und es war versengt. Eduard, den Mißgriff bemerkend, riß es ihm aus der Hand. Bald darauf setzte er sich hin, es noch einmal zu schreiben; es wollte nicht ganz so zum zweiten Mal aus der Feder. Er fühlte einiges Bedenken, einige Besorgniß, die er jedoch überwand. Ottilien wurde das Blättchen in die Hand gedrückt, den ersten Augenblick, wo er sich ihr nähern konnte

Ottilie versäumte nicht, ihm zu antworten. Ungelesen steckte er das Zettelchen in die Weste, die, modisch kurz, es nicht gut verwahrte. Es schob sich heraus und fiel, ohne von ihm bemerkt zu werden, auf den Boden. Charlotte sah es und hob es auf und reichte es ihm mit einem flüchtigen Ueberblick. „Hier ist etwas von Deiner Hand," sagte sie, „das Du vielleicht ungern verlöreſt."

Er war betroffen. „Verstellt sie sich?" dachte er. „Ist sie den Inhalt des Blättchens gewahr worden, oder irrt sie sich an der Aehnlichkeit der Hände?" Er hoffte, er dachte das Letztere. Er war gewarnt, doppelt gewarnt, aber diese sonderbaren, zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint, waren seiner Leidenschaft unverständlich; vielmehr, indem sie ihn immer weiter führte, empfand er die Beschränkung, in der man

ihn zu halten schien, immer unangenehmer. Die freundliche Geselligkeit verlor sich. Sein Herz war verschlossen, und wenn er mit Freund und Frau zusammen zu sein genöthigt war, so gelang es ihm nicht, seine frühere Neigung zu ihnen in seinem Busen wieder aufzufinden, zu beleben. Der stille Vorwurf, den er sich selbst hierüber machen mußte, war ihm unbequem, und er suchte sich durch eine Art von Humor zu helfen, der aber, weil er ohne Liebe war, auch der gewohnten Anmuth ermangelte.

Ueber alle diese Prüfungen half Charlotten ihr inneres Gefühl hinweg. Sie war sich ihres ernsten Vorsatzes bewußt, auf eine so schöne, edle Neigung Verzicht zu thun.

Wie sehr wünscht sie jenen Beiden auch zu Hilfe zu kommen! Entfernung, fühlte sie wol, wird nicht allein hinreichend sein, ein solches Uebel zu heilen. Sie nimmt sich vor, die Sache gegen das gute Kind zur Sprache zu bringen; aber sie vermag es nicht; die Erinnerung ihres eignen Schwankens steht ihr im Wege. Sie sucht sich darüber im Allgemeinen auszudrücken; das Allgemeine paßt auch auf ihren eignen Zustand, den sie auszusprechen scheut. Ein jeder Wink, den sie Ottilien geben will, deutet zurück in ihr eignes Herz. Sie will warnen und fühlt, daß sie wol selbst noch einer Warnung bedürfen könnte.

Schweigend hält sie daher die Liebenden noch immer aus einander, und die Sache wird dadurch nicht besser. Leise Andeutungen, die ihr manchmal entschlüpfen, wirken auf Ottilien nicht; denn Eduard hatte diese von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, sie überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die er nun auf eine anständige Weise zu bewirken denke.

Ottilie, getragen durch das Gefühl ihrer Unschuld, auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, lebt nur für Eduard. Durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossner gegen Andre, findet sie sich in einem Himmel auf Erden.

So setzen Alle zusammen, Jeder auf seine Weise, das tägliche Leben fort, mit und ohne Nachdenken; Alles scheint seinen gewöhnlichen Gang zu gehen, wie man auch in ungeheuren Fällen, wo Alles auf dem Spiele steht, noch immer so fortlebt, als wenn von nichts die Rede wäre.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Grafen war indessen ein Brief an den Hauptmann angekommen, und zwar ein doppelter, einer zum Vorzeigen, der sehr schöne Aussichten in die Ferne darwies, der andre hingegen, der ein entschiedenes Anerbieten für die Gegenwart enthielt, eine bedeutende Hof- und Geschäftsstelle, den Charakter als Major, ansehnlichen Gehalt und andre Vortheile, sollte wegen verschiedener Nebenumstände noch geheim gehalten werden. Auch unterrichtete der Hauptmann seine Freunde nur von jenen Hoffnungen und verbarg, was so nahe bevorstand.

Indessen setzte er die gegenwärtigen Geschäfte lebhaft fort und machte in der Stille Einrichtungen, wie Alles in seiner Abwesenheit ungehinderten Fortgang haben könnte. Es ist ihm nun selbst daran gelegen, daß für Manches ein Termin bestimmt werde, daß Ottiliens Geburtstag Manches beschleunige. Nun wirken die beiden Freunde, obschon ohne ausdrückliches Einverständniß, gern zusammen. Eduard ist nun recht zufrieden, daß man durch das Vorauserheben der Gelder die Kasse verstärkt hat; die ganze Anstalt rückt auf das Rascheste vorwärts.

Die drei Teiche in einen See zu verwandeln, hätte jetzt der Hauptmann am Liebsten ganz widerrathen. Der untere Damm war zu verstärken, die mittlern abzutragen, und die ganze Sache in mehr als einem Sinne wichtig und bedenklich. Beide Arbeiten aber, wie sie in einander wirken konnten, waren schon angefangen, und hier kam ein junger Architekt, ein ehemaliger Zögling des Hauptmanns, sehr erwünscht, der theils mit Anstellung tüchtiger Meister, theils mit Verdingen der Arbeit, wo sich's thun ließ, die Sache förderte und dem Werke Sicherheit und Dauer versprach, wobei sich der Hauptmann im Stillen freute, daß man seine Entfernung nicht fühlen würde. Denn er hatte den Grundsatz, aus einem übernommenen unvollendeten Geschäft nicht zu scheiden, bis er seine Stelle genugsam ersetzt sähe. Ja, er verachtete Diejenigen, die, um ihren Abgang fühlbar zu machen, erst noch Verwirrung in ihrem Kreise anrichten, indem sie als ungebildete Selbstler das zu zerstören wünschen, wobei sie nicht mehr fortwirken sollen.

So arbeitete man immer mit Anstrengung, um Ottiliens Geburtstag zu verherrlichen, ohne daß man es aussprach oder sich's recht aufrichtig bekannte. Nach Charlottens obgleich neidlosen Gesinnungen konnte es doch kein entschiedenes Fest werden.

Die Jugend Ottiliens, ihre Glücksumstände, das Verhältniß zur Familie berechtigten sie nicht, als Königin eines Tages zu erscheinen. Und Eduard wollte nicht davon gesprochen haben, weil Alles wie von selbst entspringen, überraschen und natürlich erfreuen sollte.

Alle kamen daher stillschweigend in dem Vorwande überein, als wenn an diesem Tage ohne weitere Beziehung jenes Lusthaus gerichtet werden sollte, und bei diesem Anlaß konnte man dem Volke, so wie den Freunden, ein Fest ankündigen.

Eduard's Neigung war aber grenzenlos. Wie er sich Ottilien zuzueignen begehrte, so kannte er auch kein Maaß des Hingebens, Schenkens, Versprechens. Zu einigen Gaben, die er Ottilien an diesem Tage verehren wollte, hatte ihm Charlotte viel zu ärmliche Vorschläge gethan. Er sprach mit seinem Kammerdiener, der seine Garderobe besorgte und mit Handelsleuten und Modehändlern in beständigem Verhältniß blieb; Dieser, nicht unbekannt sowol mit den angenehmsten Gaben selbst als mit der besten Art, sie zu überreichen, bestellte sogleich in der Stadt den niedlichsten Koffer, mit rothem Saffian überzogen, mit Stahlnägeln beschlagen und angefüllt mit Geschenken, einer solchen Schale würdig.

Noch einen andern Vorschlag that er Eduarden. Es war ein kleines Feuerwerk vorhanden, das man immer abzubrennen versäumt hatte. Dies konnte man leicht verstärken und erweitern. Eduard ergriff den Gedanken, und Jener versprach, für die Ausführung zu sorgen. Die Sache sollte ein Geheimniß bleiben.

Der Hauptmann hatte unterdessen, je näher der Tag heranrückte, seine polizeilichen Einrichtungen getroffen, die er für so nöthig hielt, wenn eine Masse Menschen zusammenberufen oder gelockt wird. Ja sogar hatte er wegen des Bettelns und andrer Unbequemlichkeiten, wodurch die Anmuth eines Festes gestört wird, durchaus Vorsorge genommen.

Eduard und sein Vertrauter dagegen beschäftigten sich vorzüglich mit dem Feuerwerk. Am mittelsten Teiche vor jenen großen Eichbäumen sollte es abgebrannt werden; gegenüber unter den Platanen sollte die Gesellschaft sich aufhalten, um die Wirkung aus gehöriger Ferne, die Abspiegelung im Wasser, und was auf dem Wasser selbst brennend zu schwimmen bestimmt war, mit Sicherheit und Bequemlichkeit anzuschauen.

Unter einem andern Vorwand ließ daher Eduard den Raum unter den Platanen von Gesträuch, Gras und Moos säubern,

und nun erschien erst die Herrlichkeit des Baumwuchses sowol an Höhe als Breite auf dem gereinigten Boden. Eduard empfand darüber die größte Freude. — „Es war ungefähr um diese Jahrszeit, als ich sie pflanzte. Wie lange mag es her sein?" sagte er zu sich selbst. — Sobald er nach Hause kam, schlug er in alten Tagebüchern nach, die sein Vater besonders auf dem Lande sehr ordentlich geführt hatte. Zwar diese Pflanzung konnte nicht darin erwähnt sein; aber eine andre häuslich wichtige Begebenheit an demselben Tage, deren sich Eduard noch wohl erinnerte, mußte nothwendig darin angemerkt stehen. Er durchblättert einige Bände, der Umstand findet sich; aber wie erstaunt, wie erfreut ist Eduard, als er das wunderbarste Zusammentreffen bemerkt! Der Tag, das Jahr jener Baumpflanzung ist zugleich der Tag, das Jahr von Ottiliens Geburt.

Fünfzehntes Kapitel.

Endlich leuchtete Eduarden der sehnlich erwartete Morgen, und nach und nach stellten viele Gäste sich ein; denn man hatte die Einladungen weit umher geschickt, und Manche, die das Legen des Grundsteins versäumt hatten, wovon man so viel Artiges erzählte, wollten diese zweite Feierlichkeit um so weniger verfehlen.

Vor Tafel erschienen die Zimmerleute mit Musik im Schloßhofe, ihren reichen Kranz tragend, der aus vielen stufenweise über einander schwankenden Laub- und Blumenreifen zusammengesetzt war. Sie sprachen ihren Gruß und erbaten sich zur gewöhnlichen Ausschmückung seidene Tücher und Bänder von dem schönen Geschlecht. Indeß die Herrschaft speiste, setzten sie ihren jauchzenden Zug weiter fort, und nachdem sie sich eine Zeit lang im Dorfe aufgehalten und daselbst Frauen und Mädchen gleichfalls um manches Band gebracht, so kamen sie endlich, begleitet und erwartet von einer großen Menge, auf die Höhe, wo das gerichtete Haus stand.

Charlotte hielt nach der Tafel die Gesellschaft einigermaßen zurück. Sie wollte keinen feierlichen förmlichen Zug, und man fand sich daher in einzelnen Partien ohne Rang und Ordnung auf dem Platz gemächlich ein. Charlotte zögerte mit Ottilien und machte dadurch die Sache nicht besser; denn weil Ottilie wirklich die Letzte war, die herantrat, so schien es, als wenn

ompeten und Pauken nur auf sie gewartet hätten, als nn die Feierlichkeit bei ihrer Ankunft nun gleich beginnen ßte.

Dem Hause das rohe Ansehn zu nehmen, hatte man es t grünem Reisig und Blumen nach Angabe des Hauptmanns chitektonisch ausgeschmückt; allein ohne dessen Mitwissen hatte uard den Architekten veranlaßt, in dem Gesims das Datum t Blumen zu bezeichnen. Das mochte noch hingehen; allein tig genug langte der Hauptmann an, um zu verhindern, daß cht auch der Name Ottiliens im Giebelfelde glänzte. Er ußte dieses Beginnen auf eine geschickte Weise abzulehnen und e schon fertigen Blumenbuchstaben bei Seite zu bringen.

Der Kranz war aufgesteckt und weit umher in der Gegend htbar. Bunt flatterten die Bänder und Tücher in der Luft, d eine kurze Rede verscholl zum größten Theil im Winde. ie Feierlichkeit war zu Ende; der Tanz auf dem geebneten d mit Lauben umkreiseten Platze vor dem Gebäude sollte n angehen. Ein schmucker Zimmergeselle führte Eduarden n flinkes Bauermädchen zu und forderte Ottilien auf, welche neben stand. Die beiden Paare fanden sogleich ihre Nach- lger, und bald genug wechselte Eduard, indem er Ottilien er- iff und mit ihr die Runde machte. Die jüngere Gesellschaft ischte sich fröhlich in den Tanz des Volks, indeß die Aelteren obachteten.

Sodann, ehe man sich auf den Spaziergängen zerstreute, ard abgeredet, daß man sich mit Untergang der Sonne bei en Platanen wieder versammeln wolle. Eduard fand sich erst ein, ordnete Alles und nahm Abrede mit dem Kammer- iener, der auf der andern Seite in Gesellschaft des Feuer- erkers die Lusterscheinungen zu besorgen hatte.

Der Hauptmann bemerkte die dazu getroffenen Vorrichtungen icht mit Vergnügen; er wollte wegen des zu erwartenden An- rangs der Zuschauer mit Eduard sprechen, als ihn derselbe was hastig bat, er möge ihm diesen Theil der Feierlichkeit och allein überlassen.

Schon hatte sich das Volk auf die oberwärts abgestochenen nd vom Rasen entblößten Dämme gedrängt, wo das Erdreich neben und unsicher war. Die Sonne ging unter, die Dämme- ung trat ein, und in Erwartung größerer Dunkelheit wurde ie Gesellschaft unter den Platanen mit Erfrischungen bedient. Man fand den Ort unvergleichlich und freute sich in Gedanken,

künftig von hier die Aussicht auf einen weiten und so mannichfaltig begrenzten See zu genießen.

Ein ruhiger Abend, eine vollkommene Windstille versprachen, das nächtliche Fest zu begünstigen, als auf einmal ein entsetzliches Geschrei entstand. Große Schollen hatten sich vom Damme losgetrennt; man sah mehrere Menschen ins Wasser stürzen. Das Erdreich hatte nachgegeben unter dem Drängen und Treten der immer zunehmenden Menge. Jeder wollte den besten Platz haben, und nun konnte Niemand vorwärts noch zurück.

Jedermann sprang auf und hinzu, mehr, um zu schauen als zu thun; denn was war da zu thun, wo Niemand hinreichen konnte! Nebst einigen Entschlossenen eilte der Hauptmann, trieb sogleich die Menge von dem Damm herunter nach den Ufern, um den Hilfreichen freie Hand zu geben, welche die Versinkenden herauszuziehen suchten. Schon waren Alle theils durch eignes, theils durch fremdes Bestreben, wieder auf dem Trocknen, bis auf einen Knaben, der durch allzu ängstliches Bemühen, statt sich dem Damm zu nähern, sich davon entfernt hatte. Die Kräfte schienen ihn zu verlassen, nur einigemal kam noch eine Hand, ein Fuß in die Höhe. Unglücklicherweise war der Kahn auf der andern Seite, mit Feuerwerk gefüllt; nur langsam konnte man ihn ausladen, und die Hilfe verzögerte sich. Des Hauptmanns Entschluß war gefaßt; er warf die Oberkleider weg, Aller Augen richteten sich auf ihn, und seine tüchtige, kräftige Gestalt flößte Jedermann Zutrauen ein; aber ein Schrei der Ueberraschung drang aus der Menge hervor, als er sich ins Wasser stürzte. Jedes Auge begleitete ihn, der als geschickter Schwimmer den Knaben bald erreichte und ihn, jedoch für todt, an den Damm brachte.

Indessen ruderte der Kahn herbei; der Hauptmann bestieg ihn und forschte genau von den Anwesenden, ob denn auch wirklich Alle gerettet seien. Der Chirurgus kommt und übernimmt den todtgeglaubten Knaben; Charlotte tritt hinzu, sie bittet den Hauptmann, nur für sich zu sorgen, nach dem Schlosse zurückzukehren und die Kleider zu wechseln. Er zaudert, bis ihm gesetzte verständige Leute, die ganz nahe gegenwärtig gewesen, die selbst zur Rettung der Einzelnen beigetragen, auf das Heiligste versichern, daß Alle gerettet seien.

Charlotte sieht ihn nach Hause gehen; sie denkt, daß Wein und Thee und was sonst nöthig wäre, verschlossen ist, daß in

lchen Fällen die Menschen gewöhnlich verkehrt handeln; sie lt durch die zerstreute Gesellschaft, die sich noch unter den latanen befindet; Eduard ist beschäftigt, Jedermann zuzureden, an soll bleiben; in Kurzem gedenkt er, das Zeichen zu geben, nd das Feuerwerk soll beginnen; Charlotte tritt hinzu und bittet n, ein Vergnügen zu verschieben, das jetzt nicht am Platze i, das in dem gegenwärtigen Augenblick nicht genossen werden nne; sie erinnert ihn, was man dem Geretteten und dem letter schuldig sei. „Der Chirurgus wird schon seine Pflicht un," versetzte Eduard. „Er ist mit Allem versehen, und unser udringen wäre nur eine hinderliche Theilnahme."

Charlotte bestand auf ihrem Sinne und winkte Ottilien, die ch sogleich zum Weggehn anschickte. Eduard ergriff ihre Hand nd rief: „Wir wollen diesen Tag nicht im Lazareth endigen! ur barmherzigen Schwester ist sie zu gut. Auch ohne uns erden die Scheintodten erwachen und die Lebendigen sich ab=ocknen."

Charlotte schwieg und ging. Einige folgten ihr, Andere iesen; endlich wollte Niemand der Letzte sein, und so folgten lle. Eduard und Ottilie fanden sich allein unter den Platanen. r bestand darauf, zu bleiben, so dringend, so ängstlich sie ihn uch bat, mit ihr nach dem Schlosse zurückzukehren. „Nein, ttilie!" rief er, „das Außerordentliche geschieht nicht auf lattem, gewöhnlichem Wege. Dieser überraschende Vorfall on heute Abend bringt uns schneller zusammen. Du bist die Reine! Ich habe Dir's schon so oft gesagt und geschworen; ir wollen es nicht mehr sagen und schwören, nun soll es erden!"

Der Kahn von der andern Seite schwamm herüber. Es ar der Kammerdiener, der verlegen anfragte, was nunmehr it dem Feuerwerk werden sollte. „Brennt es ab!" rief er m entgegen. „Für Dich allein war es bestellt, Ottilie, und un sollst Du es auch allein sehen! Erlaube mir, an Deiner eite sitzend, es mit zu genießen!" Zärtlich bescheiden setzte er ch neben sie, ohne sie zu berühren.

Raketen rauschten auf, Kanonenschläge donnerten, Leucht=ugeln stiegen, Schwärmer schlängelten und platzten, Räder ischten, jedes erst einzeln, dann gepaart, dann alle zusammen nd immer gewaltsamer hinter einander und zusammen. Eduard, essen Busen brannte, verfolgte mit lebhaft zufriedenem Blick iese feurigen Erscheinungen. Ottiliens zartem, aufgeregtem

Gemüth war dieses rauschende, blitzende Entstehen und Verschwinden eher ängstlich als angenehm. Sie lehnte sich schüchtern an Eduard, dem diese Annäherung, dieses Zutrauen das volle Gefühl gab, daß sie ihm ganz angehöre.

Die Nacht war kaum in ihre Rechte wieder eingetreten, als der Mond aufging und die Pfade der beiden Rückkehrenden beleuchtete. Eine Figur, den Hut in der Hand, vertrat ihnen den Weg und sprach sie um ein Almosen an, da er an diesem festlichen Tage versäumt worden sei. Der Mond schien ihm ins Gesicht, und Eduard erkannte die Züge jenes zudringlichen Bettlers. Aber so glücklich, wie er war, konnte er nicht ungehalten sein, konnte es ihm nicht einfallen, daß besonders für heute das Betteln höchlich verpönt worden. Er forschte nicht lange in der Tasche und gab ein Goldstück hin. Er hätte Jeden gern glücklich gemacht, da sein Glück ohne Grenzen schien.

Zu Hause war indeß Alles erwünscht gelungen. Die Thätigkeit des Chirurgen, die Bereitschaft alles Nöthigen, der Beistand Charlottens, Alles wirkte zusammen, und der Knabe ward wieder zum Leben hergestellt. Die Gäste zerstreuten sich, sowol um noch etwas vom Feuerwerk aus der Ferne zu sehen, als auch, um nach solchen verworrenen Szenen ihre ruhige Heimath wieder zu betreten.

Auch hatte der Hauptmann, geschwind umgekleidet, an der nöthigen Vorsorge thätigen Antheil genommen; Alles war beruhigt, und er fand sich mit Charlotten allein. Mit zutraulicher Freundlichkeit erklärte er nun, daß seine Abreise nahe bevorstehe. Sie hatte diesen Abend so viel erlebt, daß diese Entdeckung wenig Eindruck auf sie machte; sie hatte gesehen, wie der Freund sich aufopferte, wie er rettete und selbst gerettet war. Diese wunderbaren Ereignisse schienen ihr eine bedeutende Zukunft, aber keine unglückliche zu weissagen.

Eduarden, der mit Ottilien hereintrat, wurde die bevorstehende Abreise des Hauptmanns gleichfalls angekündigt. Er argwohnte, daß Charlotte früher um das Nähere gewußt habe, war aber viel zu sehr mit sich und seinen Absichten beschäftigt, als daß er es hätte übel empfinden sollen.

Im Gegentheil vernahm er aufmerksam und zufrieden die gute und ehrenvolle Lage, in die der Hauptmann versetzt werden sollte. Unbändig drangen seine geheimen Wünsche den Begebenheiten vor. Schon sah er Jenen mit Charlotten ver-

bunden, sich mit Ottilien. Man hätte ihm zu diesem Fest kein größeres Geschenk machen können.

Aber wie erstaunt war Ottilie, als sie auf ihr Zimmer trat und den köstlichen kleinen Koffer auf ihrem Tische fand! Sie säumte nicht, ihn zu eröffnen. Da zeigte sich Alles so schön gepackt und geordnet, daß sie es nicht aus einander zu nehmen, ja kaum zu lüften wagte. Musselin, Battist, Seide, Shawls und Spitzen wetteiferten an Feinheit, Zierlichkeit und Kostbarkeit. Auch war der Schmuck nicht vergessen. Sie begriff wol die Absicht, sie mehr als einmal vom Kopf bis auf den Fuß zu kleiden; es war aber Alles so kostbar und fremd, daß sie sich's in Gedanken nicht zuzueignen getraute.

Sechzehntes Kapitel.

Des andern Morgens war der Hauptmann verschwunden, und ein dankbar gefühltes Blatt an die Freunde von ihm zurückgeblieben. Er und Charlotte hatten Abends vorher schon halben und einsilbigen Abschied genommen. Sie empfand eine ewige Trennung und ergab sich darein; denn in dem zweiten Briefe des Grafen, den ihr der Hauptmann zuletzt mittheilte, war auch von einer Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath die Rede; und obgleich er diesem Punkt keine Aufmerksamkeit schenkte, so hielt sie doch die Sache schon für gewiß und entsagte ihm rein und völlig.

Dagegen glaubte sie nun auch die Gewalt, die sie über sich selbst ausgeübt, von Andern fordern zu können. Ihr war es nicht unmöglich gewesen; Andern sollte das Gleiche möglich sein. In diesem Sinne begann sie das Gespräch mit ihrem Gemahl um so mehr offen und zuversichtlich, als sie empfand, daß die Sache ein für allemal abgethan werden müsse.

„Unser Freund hat uns verlassen," sagte sie, „wir sind nun wieder gegen einander über wie vormals, und es käme nun wol auf uns an, ob wir wieder völlig in den alten Zustand zurückkehren wollten."

Eduard, der nichts vernahm, als was seiner Leidenschaft schmeichelte, glaubte, daß Charlotte durch diese Worte den früheren Wittwenstand bezeichnen und, obgleich auf unbestimmte Weise, zu einer Scheidung Hoffnung machen wolle. Er ant-

wortete deshalb mit Lächeln: „Warum nicht? Es käme nur darauf an, daß man sich verständigte."

Er fand sich daher gar sehr betrogen, als Charlotte versetzte: „Auch Ottilien in eine andre Lage zu bringen, haben wir gegenwärtig nur zu wählen; denn es findet sich eine doppelte Gelegenheit, ihr Verhältnisse zu geben, die für sie wünschenswerth sind. Sie kann in die Pension zurückkehren, da meine Tochter zur Großtante gezogen ist; sie kann in ein angesehenes Haus aufgenommen werden, um mit einer einzigen Tochter alle Vortheile einer standesmäßigen Erziehung zu genießen."

„Indessen," versetzte Eduard ziemlich gefaßt, „hat Ottilie sich in unserer freundlichen Gesellschaft so verwöhnt, daß ihr eine andre wol schwerlich willkommen sein möchte."

„Wir haben uns Alle verwöhnt," sagte Charlotte, „und Du nicht zum Letzten. Indessen ist es eine Epoche, die uns zur Besinnung auffordert, die uns ernstlich ermahnt, an das Beste sämmtlicher Mitglieder unseres kleinen Zirkels zu denken und auch irgend eine Aufopferung nicht zu versagen."

„Wenigstens finde ich es nicht billig," versetzte Eduard, „daß Ottilie aufgeopfert werde, und das geschähe doch, wenn man sie gegenwärtig unter fremde Menschen hinunter stieße. Den Hauptmann hat sein gutes Geschick hier aufgesucht; wir dürfen ihn mit Ruhe, ja mit Behagen von uns wegscheiden lassen. Wer weiß, was Ottilien bevorsteht? Warum sollten wir uns übereilen?"

„Was uns bevorsteht, ist ziemlich klar," versetzte Charlotte mit einiger Bewegung, und da sie die Absicht hatte, ein für allemal sich auszusprechen, fuhr sie fort: „Du liebst Ottilien, Du gewöhnst Dich an sie. Neigung und Leidenschaft entspringt und nährt sich auch von ihrer Seite. Warum sollen wir nicht mit Worten aussprechen, was uns jede Stunde gesteht und bekennt? Sollen wir nicht so viel Vorsicht haben, uns zu fragen, was das werden wird?"

„Wenn man auch sogleich darauf nicht antworten kann," versetzte Eduard, der sich zusammennahm, „so läßt sich doch so viel sagen, daß man eben alsdann sich am Ersten entschließt, abzuwarten, was uns die Zukunft lehren wird, wenn man gerade nicht sagen kann, was aus einer Sache werden soll."

„Hier vorauszusehen," versetzte Charlotte, „bedarf es wol keiner großen Weisheit, und so viel läßt sich auf alle Fälle gleich sagen, daß wir Beide nicht mehr jung genug sind, um

blindlings dahin zu gehen, wohin man nicht möchte oder nicht sollte. Niemand kann mehr für uns sorgen; wir müssen unsre eigenen Freunde sein, unsre eigenen Hofmeister. Niemand erwartet von uns, daß wir uns in ein Aeußerstes verlieren werden, Niemand erwartet, uns tadelnswerth oder gar lächerlich zu finden."

„Kannst Du mir's verdenken," versetzte Eduard, der die offne, reine Sprache seiner Gattin nicht zu erwidern vermochte, „kannst Du mich schelten, wenn mir Ottiliens Glück am Herzen liegt, und nicht etwa ein künftiges, das immer nicht zu berechnen ist, sondern ein gegenwärtiges? Denke Dir aufrichtig und ohne Selbstbetrug Ottilien aus unserer Gesellschaft gerissen und fremden Menschen untergeben — ich wenigstens fühle mich nicht grausam genug, ihr eine solche Veränderung zuzumuthen."

Charlotte ward gar wohl die Entschlossenheit ihres Gemahls hinter seiner Verstellung gewahr. Erst jetzt fühlte sie, wie weit er sich von ihr entfernt hatte. Mit einiger Bewegung rief sie aus: „Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit, wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen Vater entreißt!"

„Für unsere Kinder, dächte ich, wäre gesorgt," sagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: „Wer wird auch gleich das Aeußerste denken!"

„Das Aeußerste liegt der Leidenschaft zu allernächst," bemerkte Charlotte. „Lehne, so lange es noch Zeit ist, den guten Rath nicht ab, nicht die Hilfe, die ich uns biete! In trüben Fällen muß Derjenige wirken und helfen, der am Klarsten sieht. Diesmal bin ich's. Lieber, liebster Eduard, laß mich gewähren! Kannst Du mir zumuthen, daß ich auf mein wohlerworbenes Glück, auf die schönsten Rechte, auf Dich so geradehin Verzicht leisten soll?"

„Wer sagt das?" versetzte Eduard mit einiger Verlegenheit.

„Du selbst," versetzte Charlotte; „indem Du Ottilien in der Nähe behalten willst, gestehst Du nicht Alles zu, was daraus entspringen muß? Ich will nicht in Dich dringen; aber wenn Du Dich nicht überwinden kannst, so wirst Du wenigstens Dich nicht lange mehr betrügen können."

Eduard fühlte, wie Recht sie hatte. Ein ausgesprochnes Wort ist fürchterlich, wenn es das auf einmal ausspricht, was das Herz lange sich erlaubt hat; und um nur für den Augenblick auszuweichen, erwiderte Eduard: „Es ist mir ja noch nicht einmal klar, was Du vorhast."

„Meine Absicht war," versetzte Charlotte, „mit Dir die beiden Vorschläge zu überlegen. Beide haben viel Gutes. Die Pension würde Ottilien am Gemäßesten sein, wenn ich betrachte, wie das Kind jetzt ist. Jene größere und weitere Lage verspricht aber mehr, wenn ich bedenke, was sie werden soll." Sie legte darauf umständlich ihrem Gemahl die beiden Verhältnisse dar und schloß mit den Worten: „Was meine Meinung betrifft, so würde ich das Haus jener Dame der Pension vorziehen aus mehreren Ursachen, besonders aber auch, weil ich die Neigung, ja die Leidenschaft des jungen Mannes, den Ottilie dort für sich gewonnen, nicht vermehren will."

Eduard schien ihr Beifall zu geben, nur aber, um einigen Aufschub zu suchen. Charlotte, die darauf ausging, etwas Entscheidendes zu thun, ergriff sogleich die Gelegenheit, als Eduard nicht unmittelbar widersprach, die Abreise Ottiliens, zu der sie schon Alles im Stillen vorbereitet hatte, auf die nächsten Tage festzusetzen.

Eduard schauderte; er hielt sich für verrathen und die liebevolle Sprache seiner Frau für ausgedacht, künstlich und planmäßig, um ihn auf ewig von seinem Glücke zu trennen. Er schien ihr die Sache ganz zu überlassen; allein schon war innerlich sein Entschluß gefaßt. Um nur zu Athem zu kommen, um das bevorstehende unabsehliche Unheil der Entfernung Ottiliens abzuwenden, entschied er sich, sein Haus zu verlassen, und zwar nicht ganz ohne Vorbewußt Charlottens, die er jedoch durch die Einleitung zu täuschen verstand, daß er bei Ottiliens Abreise nicht gegenwärtig sein, ja sie von diesem Augenblick an nicht mehr sehen wolle. Charlotte, die gewonnen zu haben glaubte, that ihm allen Vorschub. Er befahl seine Pferde, gab dem Kammerdiener die nöthige Anweisung, was er einpacken und wie er ihm folgen solle, und so, wie schon im Stegreife, setzte er sich hin und schrieb.

Eduard an Charlotten.

„Das Uebel, meine Liebe, das uns befallen hat, mag heilbar sein oder nicht, dies nur fühl' ich: Wenn ich im Augenblicke nicht verzweifeln soll, so muß ich Aufschub finden für mich, für uns Alle. Indem ich mich aufopfre, kann ich fordern. Ich verlasse mein Haus und kehre nur unter günstigern, ruhigern Aussichten zurück. Du sollst es indessen besitzen, aber mit

Ottilien. Bei Dir will ich sie wissen, nicht unter fremden Menschen. Sorge für sie, behandle sie wie sonst, wie bisher, ja nur immer liebevoller, freundlicher und zarter! Ich verspreche, kein heimliches Verhältniß zu Ottilien zu suchen. Laßt mich lieber eine Zeit lang ganz unwissend, wie Ihr lebt! Ich will mir das Beste denken. Denkt auch so von mir! Nur, was ich Dich bitte, auf das Innigste, auf das Lebhafteste: Mache keinen Versuch, Ottilien sonst irgendwo unterzugeben, in neue Verhältnisse zu bringen! Außer dem Bezirk Deines Schlosses, Deines Parks, fremden Menschen anvertraut, gehört sie mir, und ich werde mich ihrer bemächtigen. Ehrst Du aber meine Neigung, meine Wünsche, meine Schmerzen, schmeichelst Du meinem Wahn, meinen Hoffnungen, so will ich auch der Genesung nicht widerstreben, wenn sie sich mir anbietet." —

Diese letzte Wendung floß ihm aus der Feder, nicht aus dem Herzen. Ja, wie er sie auf dem Papier sah, fing er bitterlich zu weinen an. Er sollte auf irgend eine Weise dem Glück, ja dem Unglück, Ottilien zu lieben, entsagen! Jetzt erst fühlte er, was er that. Er entfernte sich, ohne zu wissen, was daraus entstehen konnte. Er sollte sie wenigstens jetzt nicht wiedersehen; ob er sie je wiedersähe, welche Sicherheit konnte er sich darüber versprechen? Aber der Brief war geschrieben; die Pferde standen vor der Thür; jeden Augenblick mußte er fürchten, Ottilien irgendwo zu erblicken und zugleich seinen Entschluß vereitelt zu sehen. Er faßte sich; er dachte, daß es ihm doch möglich sei, jeden Augenblick zurückzukehren und durch die Entfernung gerade seinen Wünschen näher zu kommen. Im Gegentheil stellte er sich Ottilien vor, aus dem Hause gedrängt, wenn er bliebe. Er siegelte den Brief, eilte die Treppe hinab und schwang sich aufs Pferd.

Als er beim Wirthshause vorbeiritt, sah er den Bettler in der Laube sitzen, den er gestern Nacht so reichlich beschenkt hatte. Dieser saß behaglich an seinem Mittagsmahle, stand auf und neigte sich ehrerbietig, ja anbetend vor Eduarden. Eben diese Gestalt war ihm gestern erschienen, als er Ottilien am Arm führte; nun erinnerte sie ihn schmerzlich an die glücklichste Stunde seines Lebens. Seine Leiden vermehrten sich; das Gefühl dessen, was er zurückließ, war ihm unerträglich; nochmals blickte er nach dem Bettler: „O Du Beneidenswerther!" rief er aus, „Du kannst noch am gestrigen Almosen zehren, und ich nicht mehr am gestrigen Glücke!"

Siebzehntes Kapitel.

Ottilie trat ans Fenster, als sie Jemanden wegreiten hörte, und sah Eduarden noch im Rücken. Es kam ihr wunderbar vor, daß er das Haus verließ, ohne sie gesehen, ohne ihr einen Morgengruß geboten zu haben. Sie ward unruhig und immer nachdenklicher, als Charlotte sie auf einen weiten Spaziergang mit sich zog und von mancherlei Gegenständen sprach, aber des Gemahls, und wie es schien, vorsätzlich nicht erwähnte. Doppelt betroffen war sie daher, bei ihrer Zurückkunft den Tisch nur mit zwei Gedecken besetzt zu finden.

Wir vermissen ungern gering scheinende Gewohnheiten; aber schmerzlich empfinden wir erst ein solches Entbehren in bedeutenden Fällen. Eduard und der Hauptmann fehlten; Charlotte hatte seit langer Zeit zum ersten Mal den Tisch selbst angeordnet, und es wollte Ottilien scheinen, als wenn sie abgesetzt wäre. Die beiden Frauen saßen gegen einander über; Charlotte sprach ganz unbefangen von der Anstellung des Hauptmanns und von der wenigen Hoffnung, ihn bald wiederzusehen. Das Einzige tröstete Ottilien in ihrer Lage, daß sie glauben konnte, Eduard sei, um den Freund noch eine Strecke zu begleiten, ihm nachgeritten.

Allein, da sie von Tische aufstanden, sahen sie Eduard's Reisewagen unter dem Fenster, und als Charlotte einigermaßen unwillig fragte, wer ihn hieher bestellt habe, so antwortete man ihr, es sei der Kammerdiener, der hier noch Einiges aufpacken wolle. Ottilie brauchte ihre ganze Fassung, um ihre Verwunderung und ihren Schmerz zu verbergen.

Der Kammerdiener trat herein und verlangte noch Einiges. Es war eine Mundtasse des Herrn, ein Paar silberne Löffel und Mancherlei, was Ottilien auf eine weitere Reise, auf ein längeres Außenbleiben zu deuten schien. Charlotte verwies ihm sein Begehren ganz trocken, sie verstehe nicht, was er damit sagen wolle; denn er habe ja Alles, was sich auf den Herrn beziehe, selbst im Beschluß. Der gewandte Mann, dem es freilich nur darum zu thun war, Ottilien zu sprechen und sie deswegen unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer zu locken, wußte sich zu entschuldigen und auf seinem Verlangen zu beharren, das ihm Ottilie auch zu gewähren wünschte; allein Charlotte lehnte es ab; der Kammerdiener mußte sich entfernen, und der Wagen rollte fort.

Es war für Ottilien ein schrecklicher Augenblick. Sie verstand es nicht, sie begriff es nicht; aber daß ihr Eduard auf geraume Zeit entrissen war, konnte sie fühlen. Charlotte fühlte den Zustand mit und ließ sie allein. Wir wagen nicht, ihren Schmerz, ihre Thränen zu schildern; sie litt unendlich. Sie bat nur Gott, daß er ihr nur über diesen Tag weghelfen möchte; sie überstand den Tag und die Nacht, und als sie sich wiedergefunden, glaubte sie, ein anderes Wesen anzutreffen.

Sie hatte sich nicht gefaßt, sich nicht ergeben, aber sie war, nach so großem Verluste, noch da und hatte noch mehr zu befürchten. Ihre nächste Sorge, nachdem das Bewußtsein wiedergekehrt, war sogleich, sie möchte nun nach Entfernung der Männer gleichfalls entfernt werden. Sie ahnte nichts von Eduard's Drohungen, wodurch ihr der Aufenthalt neben Charlotten gesichert war; doch diente ihr das Betragen Charlottens zu einiger Beruhigung. Diese suchte das gute Kind zu beschäftigen und ließ sie nur selten, nur ungern von sich; und ob sie gleich wol wußte, daß man mit Worten nicht viel gegen eine entschiedene Leidenschaft zu wirken vermag, so kannte sie doch die Macht der Besonnenheit, des Bewußtseins und brachte daher Manches zwischen sich und Ottilien zur Sprache.

So war es für Diese ein großer Trost, als Jene gelegentlich, mit Bedacht und Vorsatz, die weise Betrachtung anstellte: „Wie lebhaft ist," sagte sie, „die Dankbarkeit Derjenigen, denen wir mit Ruhe über leidenschaftliche Verlegenheiten hinaushelfen! Laß uns freudig und munter in das eingreifen, was die Männer unvollendet zurückgelassen haben! So bereiten wir uns die schönste Aussicht auf ihre Rückkehr, indem wir das, was ihr stürmendes, ungeduldiges Wesen zerstören möchte, durch unsre Mäßigung erhalten und fördern."

„Da Sie von Mäßigung sprechen, liebe Tante," versetzte Ottilie, „so kann ich nicht bergen, daß mir dabei die Unmäßigkeit der Männer, besonders was den Wein betrifft, einfällt. Wie oft hat es mich betrübt und geängstigt, wenn ich bemerken mußte, daß reiner Verstand, Klugheit, Schonung Anderer, Anmuth und Liebenswürdigkeit selbst für mehrere Stunden verloren gingen, und oft statt alles des Guten, was ein trefflicher Mann hervorzubringen und zu gewähren vermag, Unheil und Verwirrung hereinzubrechen drohte. Wie oft mögen dadurch gewaltsame Entschließungen veranlaßt werden!"

Charlotte gab ihr Recht; doch setzte sie das Gespräch nicht

fort; denn sie fühlte nur zu wohl, daß auch hier Ottilie blos Eduarden wieder im Sinne hatte, der zwar nicht gewöhnlich, aber doch öfter, als es wünschenswerth war, sein Vergnügen, seine Gesprächigkeit, seine Thätigkeit durch einen gelegentlichen Weingenuß zu steigern pflegte.

Hatte bei jener Aeußerung Charlottens sich Ottilie die Männer, besonders Eduarden, wieder herandenken können, so war es ihr um desto auffallender, als Charlotte von einer bevorstehenden Heirath des Hauptmanns wie von einer ganz bekannten und gewissen Sache sprach, wodurch denn Alles ein andres Ansehn gewann, als sie nach Eduard's frühern Versicherungen sich vorstellen mochte. Durch Alles dies vermehrte sich die Aufmerksamkeit Ottiliens auf jede Aeußerung, jeden Wink, jede Handlung, jeden Schritt Charlottens. Ottilie war klug, scharfsinnig, argwöhnisch geworden, ohne es zu wissen.

Charlotte durchdrang indessen das Einzelne ihrer ganzen Umgebung mit scharfem Blick und wirkte darin mit ihrer klaren Gewandtheit, wobei sie Ottilien beständig theilzunehmen nöthigte. Sie zog ihren Haushalt ohne Bänglichkeit ins Enge; ja, wenn sie Alles genau betrachtete, so hielt sie den leidenschaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schickung. Denn auf dem bisherigen Wege wäre man leicht ins Grenzenlose gerathen und hätte den schönen Zustand reichlicher Glücksgüter, ohne sich zeitig genug zu besinnen, durch ein vordringliches Leben und Treiben, wo nicht zerstört, doch erschüttert.

Was von Parkanlagen im Gange war, störte sie nicht. Sie ließ vielmehr dasjenige fortsetzen, was zum Grunde künftiger Ausbildung liegen mußte; aber dabei hatte es auch sein Bewenden. Ihr zurückkehrender Gemahl sollte noch genug erfreuliche Beschäftigung finden.

Bei diesen Arbeiten und Vorsätzen konnte sie nicht genug das Verfahren des Architekten loben. Der See lag in kurzer Zeit ausgebreitet vor ihren Augen, und die neu entstandenen Ufer zierlich und mannichfaltig bepflanzt und beraset. An dem neuen Hause ward alle rauhe Arbeit vollbracht, was zur Erhaltung nöthig war, besorgt, und dann machte sie einen Abschluß da, wo man mit Vergnügen wieder von vorn anfangen konnte. Dabei war sie ruhig und heiter; Ottilie schien es nur; denn in Allem beobachtete sie nichts als Symptome, ob Eduard wol bald erwartet werde oder nicht. Nichts interessirt sie an Allem als diese Betrachtung.

Willkommen war ihr daher eine Anstalt, zu der man die Bauerknaben versammelte, und die darauf abzielte, den weitläufig gewordenen Park immer rein zu erhalten. Eduard hatte schon den Gedanken gehegt. Man ließ den Knaben eine Art von heitrer Montirung machen, die sie in den Abendstunden anzogen, nachdem sie sich durchaus gereinigt und gesäubert hatten. Die Garderobe war im Schloß; dem verständigsten, genauesten Knaben vertraute man die Aufsicht an; der Architekt leitete das Ganze, und ehe man sich's versah, so hatten die Knaben alle ein gewisses Geschick. Man fand an ihnen eine bequeme Dressur, und sie verrichteten ihr Geschäft nicht ohne eine Art von Manöver. Gewiß, wenn sie mit ihren Scharreisen, gestielten Messerklingen, Rechen, kleinen Spaten und Hacken und wedelartigen Besen einherzogen, wenn andre mit Körben hinterdrein kamen, um Unkraut und Steine bei Seite zu schaffen, andre das hohe, große eiserne Walzenrad hinter sich herzogen, so gab es einen hübschen, erfreulichen Aufzug, in welchem der Architekt eine artige Folge von Stellungen und Thätigkeiten für den Fries eines Gartenhauses sich anmerkte; Ottilie hingegen sah darin nur eine Art von Parade, welche den rückkehrenden Hausherrn bald begrüßen sollte.

Dies gab ihr Muth und Lust, ihn mit etwas Aehnlichem zu empfangen. Man hatte zeither die Mädchen des Dorfes im Nähen, Stricken, Spinnen und andern weiblichen Arbeiten zu ermuntern gesucht. Auch diese Tugenden hatten zugenommen seit jenen Anstalten zur Reinlichkeit und Schönheit des Dorfes. Ottilie wirkte stets mit ein, aber mehr zufällig, nach Gelegenheit und Neigung. Nun gedachte sie, es vollständiger und folgerechter zu machen. Aber aus einer Anzahl Mädchen läßt sich kein Chor bilden wie aus einer Anzahl Knaben. Sie folgte ihrem guten Sinne, und ohne sich's ganz deutlich zu machen, suchte sie nichts, als einem jeden Mädchen Anhänglichkeit an sein Haus, seine Eltern und seine Geschwister einzuflößen.

Das gelang ihr mit Vielen. Nur über ein kleines, lebhaftes Mädchen wurde immer geklagt, daß sie ohne Geschick sei und im Hause nun ein für allemal nichts thun wolle. Ottilie konnte dem Mädchen nicht feind sein; denn ihr war es besonders freundlich. Zu ihr zog es sich, mit ihr ging und lief es, wenn sie es erlaubte. Da war es thätig, munter und unermüdet. Die Anhänglichkeit an eine schöne Herrin schien dem Kinde Bedürfniß zu sein. Anfänglich duldete Ottilie die Begleitung des Kindes;

dann faßte sie selbst Neigung zu ihm; endlich trennten sie sich nicht mehr, und Nanny begleitete ihre Herrin überall hin.

Diese nahm öfters den Weg nach dem Garten und freute sich über das schöne Gedeihen. Die Beeren- und Kirschenzeit ging zu Ende, deren Spätlinge jedoch Nanny sich besonders schmecken ließ. Bei dem übrigen Obste, das für den Herbst eine so reichliche Ernte versprach, gedachte der Gärtner beständig des Herrn, und niemals, ohne ihn herbeizuwünschen. Ottilie hörte dem guten alten Manne so gern zu. Er verstand sein Handwerk vollkommen und hörte nicht auf, ihr von Eduard vorzusprechen.

Als Ottilie sich freute, daß die Pfropfreiser dieses Frühjahrs alle so gar schön bekommen, erwiderte der Gärtner bedenklich: „Ich wünsche nur, daß der gute Herr viel Freude daran erleben möge. Wäre er diesen Herbst hier, so würde er sehen, was für köstliche Sorten noch von seinem Herrn Vater her im alten Schloßgarten stehen. Die jetzigen Herren Obstgärtner sind nicht so zuverlässig, als sonst die Karthäuser waren. In den Katalogen findet man wol lauter honette Namen. Man pfropft und erzieht, und endlich, wenn sie Früchte tragen, so ist es nicht der Mühe werth, daß solche Bäume im Garten stehen."

Am Wiederholtesten aber fragte der treue Diener, fast so oft er Ottilien sah, nach der Rückkunft des Herrn und nach dem Termin derselben. Und wenn Ottilie ihn nicht angeben konnte, so ließ ihr der gute Mann nicht ohne stille Betrübniß merken, daß er glaube, sie vertraue ihm nicht, und peinlich war ihr das Gefühl der Unwissenheit, das ihr auf diese Weise recht aufgedrungen ward. Doch konnte sie sich von diesen Rabatten und Beeten nicht trennen. Was sie zusammen zum Theil gesät, Alles gepflanzt hatten, stand nun im völligen Flor; kaum bedurfte es noch einer Pflege, außer daß Nanny immer zum Gießen bereit war. Mit welchen Empfindungen betrachtete Ottilie die späteren Blumen, die sich erst anzeigten, deren Glanz und Fülle dereinst an Eduard's Geburtstag, dessen Feier sie sich manchmal versprach, prangen, ihre Neigung und Dankbarkeit ausdrücken sollten. Doch war die Hoffnung, dieses Fest zu sehen, nicht immer gleich lebendig. Zweifel und Sorgen umflüsterten stets die Seele des guten Mädchens.

Zu einer eigentlichen offnen Uebereinstimmung mit Charlotten konnte es auch wol nicht wieder gebracht werden. Denn freilich war der Zustand beider Frauen sehr verschieden. Wenn Alles

beim Alten blieb, wenn man in das Gleis des gesetzmäßigen Lebens zurückkehrte, gewann Charlotte an gegenwärtigem Glück, und eine frohe Aussicht in die Zukunft öffnete sich ihr; Ottilie hingegen verlor Alles, man kann wol sagen, Alles; denn sie hatte zuerst Leben und Freude in Eduard gefunden, und in dem gegenwärtigen Zustande fühlte sie eine unendliche Leere, wovon sie früher kaum etwas geahnet hatte. Denn ein Herz, das sucht, fühlt wol, daß ihm etwas mangle; ein Herz, das verloren hat, fühlt, daß es entbehre. Sehnsucht verwandelt sich in Unmuth und Ungeduld, und ein weibliches Gemüth, zum Erwarten und Abwarten gewöhnt, möchte nun aus seinem Kreise herausschreiten, thätig werden, unternehmen und auch etwas für sein Glück thun.

Ottilie hatte Eduarden nicht entsagt. Wie konnte sie es auch, obgleich Charlotte klug genug gegen ihre eigne Ueberzeugung die Sache für bekannt annahm und als entschieden voraussetzte, daß ein freundschaftliches ruhiges Verhältniß zwischen ihrem Gatten und Ottilien möglich sei. Wie oft aber lag Diese Nachts, wenn sie sich eingeschlossen, auf den Knieen vor dem eröffneten Koffer und betrachtete die Geburtstagsgeschenke, von denen sie noch nichts gebraucht, nichts zerschnitten, nichts gefertigt! Wie oft eilte das gute Mädchen mit Sonnenaufgang aus dem Hause, in dem sie sonst alle ihre Glückseligkeit gefunden hatte, ins Freie hinaus, in die Gegend, die sie sonst nicht ansprach! Auch auf dem Boden mochte sie nicht verweilen. Sie sprang in den Kahn und ruderte sich bis mitten in den See; dann zog sie eine Reisebeschreibung hervor, ließ sich von den bewegten Wellen schaukeln, las, träumte sich in die Fremde, und immer fand sie dort ihren Freund; seinem Herzen war sie noch immer nahe geblieben, er dem ihrigen.

Achtzehntes Kapitel.

Daß jener wunderlich thätige Mann, den wir bereits kennen gelernt, daß Mittler, nachdem er von dem Unheil, das unter diesen Freunden ausgebrochen, Nachricht erhalten, obgleich kein Theil noch seine Hilfe angerufen, in diesem Falle seine Freundschaft, seine Geschicklichkeit zu beweisen, zu üben geneigt war, läßt sich denken. Doch schien es ihm räthlich, erst eine Weile zu zaudern; denn er wußte nur zu wohl, daß es schwerer sei, gebildeten Menschen bei sittlichen Verworrenheiten zu Hilfe zu

kommen als ungebildeten. Er überließ sie deshalb eine Zeit lang sich selbst; allein zuletzt konnte er es nicht mehr aushalten und eilte Eduarden aufzusuchen, dem er schon auf die Spur gekommen war.

Sein Weg führte ihn zu einem angenehmen Thal, dessen anmuthig grünen, baumreichen Wiesengrund die Wasserfülle eines immer lebendigen Baches bald durchschlängelte, bald durchrauschte. Auf den sanften Anhöhen zogen sich fruchtbare Felder und wohlbestandene Obstpflanzungen hin. Die Dörfer lagen nicht zu nah an einander, das Ganze hatte einen friedlichen Charakter, und die einzelnen Partien, wenn auch nicht zum Malen, schienen doch zum Leben vorzüglich geeignet zu sein.

Ein wohlerhaltenes Vorwerk mit einem reinlichen bescheidenen Wohnhause, von Gärten umgeben, fiel ihm endlich in die Augen. Er vermuthete, hier sei Eduard's gegenwärtiger Aufenthalt, und er irrte nicht.

Von diesem einsamen Freunde können wir soviel sagen, daß er sich im Stillen dem Gefühl seiner Leidenschaft ganz überließ und dabei mancherlei Plane sich ausdachte, mancherlei Hoffnungen nährte. Er konnte sich nicht leugnen, daß er Ottilien hier zu sehen wünsche, daß er wünsche, sie hieher zu führen, zu locken, und was er sich sonst noch Erlaubtes und Unerlaubtes zu denken nicht verwehrte. Dann schwankte seine Einbildungskraft in allen Möglichkeiten herum. Sollte er sie hier nicht besitzen, nicht rechtmäßig besitzen können, so wollte er ihr den Besitz des Gutes zueignen. Hier sollte sie still für sich, unabhängig leben; sie sollte glücklich sein, und wenn ihn eine selbstquälerische Einbildungskraft noch weiter führte, vielleicht mit einem Andern glücklich sein.

So verflossen ihm seine Tage in einem ewigen Schwanken zwischen Hoffnung und Schmerz, zwischen Thränen und Heiterkeit, zwischen Vorsätzen, Vorbereitungen und Verzweiflung. Der Anblick Mittler's überraschte ihn nicht. Er hatte dessen Ankunft längst erwartet, und so war er ihm auch halb willkommen. Glaubte er ihn von Charlotten gesendet, so hatte er sich schon auf allerlei Entschuldigungen und Verzögerungen und sodann auf entscheidendere Vorschläge bereitet; hoffte er nun aber, von Ottilien wieder etwas zu vernehmen, so war ihm Mittler so lieb als ein himmlischer Bote.

Verdrießlich daher und verstimmt war Eduard, als er vernahm, Mittler komme nicht von dorther, sondern aus eignem

Antriebe. Sein Herz verschloß sich, und das Gespräch wollte sich anfangs nicht einleiten. Doch wußte Mittler nur zu gut, daß ein liebevoll beschäftigtes Gemüth das dringende Bedürfniß hat, sich zu äußern, das, was in ihm vorgeht, vor einem Freunde auszuschütten, und ließ sich daher gefallen, nach einigem Hin- und Wiederreden, diesmal aus seiner Rolle herauszugehen und statt des Vermittlers den Vertrauten zu spielen.

Als er hiernach auf eine freundliche Weise Eduarden wegen seines einsamen Lebens tadelte, erwiderte Dieser: „O, ich wüßte nicht, wie ich meine Zeit angenehmer zubringen sollte! Immer bin ich mit ihr beschäftigt, immer in ihrer Nähe. Ich habe den unschätzbaren Vortheil, mir denken zu können, wo sich Ottilie befindet, wo sie geht, wo sie steht, wo sie ausruht. Ich sehe sie vor mir thun und handeln wie gewöhnlich, schaffen und vornehmen, freilich immer das, was mir am Meisten schmeichelt. Dabei bleibt es aber nicht; denn wie kann ich fern von ihr glücklich sein! Nun arbeitet meine Phantasie durch, was Ottilie thun sollte, sich mir zu nähern. Ich schreibe süße, zutrauliche Briefe in ihrem Namen an mich; ich antworte ihr und verwahre die Blätter zusammen. Ich habe versprochen, keinen Schritt gegen sie zu thun, und das will ich halten. Aber was bindet sie, daß sie sich nicht zu mir wendet? Hat etwa Charlotte die Grausamkeit gehabt, Versprechen und Schwur von ihr zu fordern, daß sie mir nicht schreiben, keine Nachricht von sich geben wolle? Es ist natürlich, es ist wahrscheinlich, und doch finde ich es unerhört, unerträglich. Wenn sie mich liebt, wie ich glaube, wie ich weiß, warum entschließt sie sich nicht, warum wagt sie es nicht, zu fliehen und sich in meine Arme zu werfen? Sie sollte das, denke ich manchmal, sie könnte das. Wenn sich etwas auf dem Vorsaale regt, sehe ich gegen die Thüre. Sie soll hereintreten, dent' ich, hoff' ich. Ach, und da das Mögliche unmöglich ist, bilde ich mir ein, das Unmögliche müsse möglich werden. Nachts, wenn ich aufwache, die Lampe einen unsichern Schein durch das Schlafzimmer wirft, da sollte ihre Gestalt, ihr Geist, eine Ahnung von ihr vorüberschweben, herantreten, mich ergreifen, nur einen Augenblick, daß ich eine Art von Versicherung hätte, sie denke mein, sie sei mein.

„Eine einzige Freude bleibt mir noch. Da ich ihr nahe war, träumte ich nie von ihr; jetzt aber in der Ferne sind wir im Traume zusammen, und sonderbar genug, seit ich andre liebenswürdige Personen hier in der Nachbarschaft kennen gelernt, jetzt

erst erscheint mir ihr Bild im Traum, als wenn sie mir sagen wollte: Siehe nur hin und her! Du findest doch nichts Schöneres und Lieberes als mich. Und so mischt sich ihr Bild in jeden meiner Träume. Alles, was mir mit ihr begegnet, schiebt sich durch- und übereinander. Bald unterschreiben wir einen Kontrakt; da ist ihre Hand und die meinige, ihr Name und der meinige, beide löschen einander aus, beide verschlingen sich. Auch nicht ohne Schmerz sind diese wonnevollen Gaukeleien der Phantasie. Manchmal thut sie etwas, das die reine Idee beleidigt, die ich von ihr habe; dann fühl' ich erst, wie sehr ich sie liebe, indem ich über alle Beschreibung geängstet bin. Manchmal neckt sie mich ganz gegen ihre Art und quält mich; aber sogleich verändert sich ihr Bild, ihr schönes, rundes, himmlisches Gesichtchen verlängert sich; es ist eine Andre. Aber ich bin doch gequält, unbefriedigt und zerrüttet.

„Lächeln Sie nicht, lieber Mittler, oder lächeln Sie auch! O, ich schäme mich nicht dieser Anhänglichkeit, dieser, wenn Sie wollen, thörichten, rasenden Neigung. Nein, ich habe noch nie geliebt; jetzt erfahre ich erst, was das heißt. Bisher war Alles in meinem Leben nur Vorspiel, nur Hinhalten, nur Zeitvertreib, nur Zeitverderb, bis ich sie kennen lernte, bis ich sie liebte und ganz und eigentlich liebte. Man hat mir, nicht gerade ins Gesicht, aber doch wol im Rücken, den Vorwurf gemacht, ich pfusche, ich stümpere nur in den meisten Dingen. Es mag sein; aber ich hatte das noch nicht gefunden, worin ich mich als Meister zeigen kann. Ich will Den sehen, der mich im Talent des Liebens übertrifft.

„Zwar es ist ein jammervolles, ein schmerzen-, ein thränenreiches; aber ich finde es mir so natürlich, so eigen, daß ich es wol schwerlich je wieder aufgebe."

Durch diese lebhaften herzlichen Aeußerungen hatte sich Eduard wol erleichtert; aber es war ihm auch auf einmal jeder einzelne Zug seines wunderlichen Zustandes deutlich vor die Augen getreten, daß er, vom schmerzlichen Widerstreit überwältigt, in Thränen ausbrach, die um so reichlicher flossen, als sein Herz durch Mittheilung weich geworden war.

Mittler, der sein rasches Naturell, seinen unerbittlichen Verstand um so weniger verleugnen konnte, als er sich durch diesen schmerzlichen Ausbruch der Leidenschaft Eduard's weit von dem Ziel seiner Reise verschlagen sah, äußerte aufrichtig und derb seine Mißbilligung. Eduard — hieß es — solle sich ermannen,

solle bedenken, was er seiner Manneswürde schuldig sei, solle nicht vergessen, daß dem Menschen zur höchsten Ehre gereiche, im Unglück sich zu fassen, den Schmerz mit Gleichmuth und Anstand zu ertragen, um höchlich geschätzt, verehrt und als Muster aufgestellt zu werden.

Aufgeregt, durchdrungen von den peinlichsten Gefühlen, wie Eduard war, mußten ihm diese Worte hohl und nichtig vorkommen. „Der Glückliche, der Behagliche hat gut reden," fuhr Eduard auf; „aber schämen würde er sich, wenn er einsähe, wie unerträglich er dem Leidenden wird. Eine unendliche Geduld soll es geben; einen unendlichen Schmerz will der starre Behagliche nicht anerkennen. Es giebt Fälle, ja, es giebt deren, wo jeder Trost niederträchtig und Verzweiflung Pflicht ist! Verschmäht doch ein edler Grieche, der auch Helden zu schildern weiß, keineswegs, die seinigen bei schmerzlichem Drange weinen zu lassen. Selbst im Sprichwort sagt er: Thränenreiche Männer sind gut. Verlasse mich Jeder, der trocknes Herzens, trockner Augen ist! Ich verwünsche die Glücklichen, denen der Unglückliche nur zum Spektakel dienen soll. Er soll sich in der grausamsten Lage körperlicher und geistiger Bedrängniß noch edel geberden, um ihren Beifall zu erhalten, und, damit sie ihm beim Verscheiden noch applaudiren, wie ein Gladiator mit Anstand vor ihren Augen umkommen. Lieber Mittler, ich danke Ihnen für Ihren Besuch; aber Sie erzeigten mir eine große Liebe, wenn Sie Sich im Garten, in der Gegend umsähen. Wir kommen wieder zusammen. Ich suche gefaßter und Ihnen ähnlicher zu werden."

Mittler mochte lieber einlenken als die Unterhaltung abbrechen, die er so leicht nicht wieder anknüpfen konnte. Auch Eduarden war es ganz gemäß, das Gespräch weiter fortzusetzen, das ohnehin zu seinem Ziele abzulaufen strebte.

„Freilich," sagte Eduard, „hilft das Hin- und Wiederdenken, das Hin- und Wiederreden zu nichts; doch unter diesem Reden bin ich mich selbst erst gewahr worden, habe ich erst entschieden gefühlt, wozu ich mich entschließen sollte, wozu ich entschlossen bin. Ich sehe mein gegenwärtiges, mein zukünftiges Leben vor mir; nur zwischen Elend und Genuß habe ich zu wählen. Bewirken Sie, bester Mann, eine Scheidung, die so nothwendig, die schon geschehen ist! Schaffen Sie mir Charlottens Einwilligung! Ich will nicht weiter ausführen, warum ich glaube, daß sie zu erlangen sein wird. Gehen Sie hin, lieber Mann, beruhigen Sie uns Alle, machen Sie uns glücklich!"

Mittler stockte. Eduard fuhr fort: „Mein Schicksal und Ottiliens ist nicht zu trennen, und wir werden nicht zu Grunde gehen. Sehen Sie dieses Glas! Unsere Namenszüge sind darein geschnitten. Ein fröhlich Jubelnder warf es in die Luft; Niemand sollte mehr daraus trinken; auf dem felsigen Boden sollte es zerschellen; aber es ward aufgefangen. Um hohen Preis habe ich es wieder eingehandelt, und ich trinke nun täglich daraus, um mich täglich zu überzeugen, daß alle Verhältnisse unzerstörlich sind, die das Schicksal beschlossen hat."

„O wehe mir," rief Mittler, „was muß ich nicht mit meinen Freunden für Geduld haben! Nun begegnet mir noch gar der Aberglaube, der mir als das Schädlichste, was bei den Menschen einkehren kann, verhaßt bleibt. Wir spielen mit Vorausfagungen, Ahnungen und Träumen und machen dadurch das alltägliche Leben bedeutend. Aber wenn das Leben nun selbst bedeutend wird, wenn Alles um uns sich bewegt und braust, dann wird das Gewitter durch jene Gespenster nur noch fürchterlicher."

„Lassen Sie in dieser Ungewißheit des Lebens," rief Eduard, „zwischen diesem Hoffen und Bangen dem bedürftigen Herzen doch nur eine Art von Leitstern, nach welchem es hinblicke, wenn es auch nicht darnach steuern kann!"

„Ich ließe mir's wol gefallen," versetzte Mittler, „wenn dabei nur einige Konsequenz zu hoffen wäre; aber ich habe immer gefunden, auf die warnenden Symptome achtet kein Mensch, auf die schmeichelnden und versprechenden allein ist die Aufmerksamkeit gerichtet, und der Glaube für sie ganz allein lebendig."

Da sich nun Mittler sogar in die dunklen Regionen geführt sah, in denen er sich immer unbehaglicher fühlte, je länger er darin verweilte, so nahm er den dringenden Wunsch Eduard's, der ihn zu Charlotten gehen hieß, etwas williger auf. Denn was wollte er überhaupt Eduarden in diesem Augenblicke noch entgegensetzen? Zeit zu gewinnen, zu erforschen, wie es um die Frauen stehe, das war es, was ihm selbst nach seinen eignen Gesinnungen zu thun übrig blieb.

Er eilte zu Charlotten, die er wie sonst gefaßt und heiter fand. Sie unterrichtete ihn gern von Allem, was vorgefallen war; denn aus Eduard's Reden konnte er nur die Wirkung abnehmen. Er trat von seiner Seite behutsam heran, konnte es aber nicht über sich gewinnen, das Wort Scheidung auch nur im Vorbeigehn auszusprechen. Wie verwundert, erstaunt

und nach seiner Gesinnung erheitert war er daher, als Charlotte ihm in Gefolg so manches Unerfreulichen endlich sagte: „Ich muß glauben, ich muß hoffen, daß Alles sich wieder geben, daß Eduard sich wieder nähern werde. Wie kann es auch wol anders sein, da Sie mich guter Hoffnung finden."

„Versteh' ich Sie recht?" fiel Mittler ein — „Vollkommen," versetzte Charlotte — „Tausendmal gesegnet sei mir diese Nachricht!" rief er, die Hände zusammenschlagend. „Ich kenne die Stärke dieses Arguments auf ein männliches Gemüth. Wie viele Heirathen sah ich dadurch beschleunigt, befestigt, wiederhergestellt! Mehr als tausend Worte wirkt eine solche gute Hoffnung, die fürwahr die beste Hoffnung ist, die wir haben können. Doch," fuhr er fort, „was mich betrifft, so hätte ich alle Ursache, verdrießlich zu sein. In diesem Falle, sehe ich wol, wird meiner Eigenliebe nicht geschmeichelt. Bei Euch kann meine Thätigkeit keinen Dank verdienen. Ich komme mir vor, wie jener Arzt, mein Freund, dem alle Kuren gelangen, die er um Gottes willen an Armen that, der aber selten einen Reichen heilen konnte, der es gut bezahlen wollte. Glücklicherweise hilft sich hier die Sache von selbst, da meine Bemühungen, mein Zureden fruchtlos geblieben wären."

Charlotte verlangte nun von ihm, er solle die Nachricht Eduarden bringen, einen Brief von ihr mitnehmen und sehen, was zu thun, was herzustellen sei. Er wollte das nicht eingehen. „Alles ist schon gethan," rief er aus. „Schreiben Sie! Ein jeder Bote ist so gut als ich. Muß ich doch meine Schritte hinwenden, wo ich nöthiger bin. Ich komme nur wieder, um Glück zu wünschen; ich komme zur Taufe."

Charlotte war diesmal, wie schon öfters, über Mittlern unzufrieden. Sein rasches Wesen brachte manches Gute hervor; aber seine Uebereilung war schuld an manchem Mißlingen. Niemand war abhängiger von augenblicklich vorgefaßten Meinungen als er.

Charlottens Bote kam zu Eduarden, der ihn mit halbem Schrecken empfing. Der Brief konnte ebenso gut für Nein als für Ja entscheiden. Er wagte lange nicht, ihn aufzubrechen, und wie stand er betroffen, als er das Blatt gelesen, versteinert bei folgender Stelle, womit es sich endigte:

„Gedenke jener nächtlichen Stunden, in denen Du Deine Gattin abenteuerlich als Liebender besuchtest, sie unwiderstehlich an Dich zogst, sie als eine Geliebte, als eine Braut in die

Arme schlosset! Laß uns in dieser seltsamen Zufälligkeit eine Fügung des Himmels verehren, die für ein neues Band unserer Verhältnisse gesorgt hat in dem Augenblick, da das Glück unsres Lebens auseinanderzufallen und zu verschwinden droht."

Was von dem Augenblick an in der Seele Eduard's vorging, würde schwer zu schildern sein. In einem solchen Gedränge treten zuletzt alte Gewohnheiten, alte Neigungen wieder hervor, um die Zeit zu tödten und den Lebensraum auszufüllen. Jagd und Krieg sind eine solche für den Edelmann immer bereite Aushilfe. Eduard sehnte sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Er sehnte sich nach dem Untergang, weil ihm das Dasein unerträglich zu werden drohte; ja, es war ihm ein Trost, zu denken, daß er nicht mehr sein werde und eben dadurch seine Geliebten, seine Freunde glücklich machen könne. Niemand stellte seinem Willen ein Hinderniß entgegen, da er seinen Entschluß verheimlichte. Mit allen Förmlichkeiten setzte er sein Testament auf; es war ihm eine süße Empfindung, Ottilien das Gut vermachen zu können. Für Charlotten, für das Ungeborne, für den Hauptmann, für seine Dienerschaft war gesorgt. Der wieder ausgebrochne Krieg begünstigte sein Vorhaben. Militärische Halbheiten hatten ihm in seiner Jugend viel zu schaffen gemacht; er hatte deswegen den Dienst verlassen; nun war es ihm eine herrliche Empfindung, mit einem Feldherrn zu ziehen, von dem er sich sagen konnte: „Unter seiner Anführung ist der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß."

Ottilie, nachdem auch ihr Charlottens Geheimniß bekannt geworden, betroffen wie Eduard, und mehr, ging in sich zurück. Sie hatte nichts weiter zu sagen. Hoffen konnte sie nicht, und wünschen durfte sie nicht. Einen Blick jedoch in ihr Inneres gewährt uns ihr Tagebuch, aus dem wir Einiges mitzutheilen gedenken.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Im gemeinen Leben begegnet uns oft, was wir in der Epopöe als Kunstgriff des Dichters zu rühmen pflegen, daß nämlich, wenn die Hauptfiguren sich entfernen, verbergen, sich der Unthätigkeit hingeben, gleich sodann schon ein Zweiter, Dritter, bisher kaum Bemerkter den Platz füllt, und, indem er seine ganze Thätigkeit äußert, uns gleichfalls der Aufmerksamkeit, der Theilnahme, ja des Lobes und Preises würdig erscheint.

So zeigte sich gleich nach der Entfernung des Hauptmanns und Eduard's jener Architekt täglich bedeutender, von welchem die Anordnung und Ausführung so manches Unternehmens allein abhing, wobei er sich genau, verständig und thätig erwies und zugleich den Damen auf mancherlei Art beistand und in stillen, langwierigen Stunden sie zu unterhalten wußte. Schon sein Aeußeres war von der Art, daß es Zutrauen einflößte und Neigung erweckte. Ein Jüngling im vollen Sinne des Worts, wohlgebaut, schlank, eher ein Wenig zu groß, bescheiden, ohne ängstlich, zutraulich, ohne zudringend zu sein. Freudig übernahm er jede Sorge und Bemühung, und weil er mit großer Leichtigkeit rechnete, so war ihm bald das ganze Hauswesen kein Geheimniß, und überall hin verbreitete sich sein günstiger Einfluß. Die Fremden ließ man ihn gewöhnlich empfangen, und er wußte einen unerwarteten Besuch entweder abzulehnen oder die Frauen wenigstens dergestalt darauf vorzubereiten, daß ihnen keine Unbequemlichkeit daraus entsprang.

Unter Andern gab ihm eines Tags ein junger Rechtsgelehrter viel zu schaffen, der, von einem benachbarten Edelmann gesendet, eine Sache zur Sprache brachte, die, zwar von keiner sonderlichen Bedeutung, Charlotten dennoch innig berührte.

Wir müssen dieses Vorfalls gedenken, weil er verschiedenen Dingen einen Anstoß gab, die sonst vielleicht lange geruht hätten.

Wir erinnern uns jener Veränderung, welche Charlotte mit dem Kirchhofe vorgenommen hatte. Die sämmtlichen Monumente waren von ihrer Stelle gerückt und hatten an der Mauer, an dem Sockel der Kirche Platz gefunden. Der übrige Raum war geebnet. Außer einem breiten Wege, der zur Kirche und an derselben vorbei zu dem jenseitigen Pförtchen führte, war das Uebrige alles mit verschiedenen Arten Klee besät, der auf das Schönste grünte und blühte. Nach einer gewissen Ordnung sollten vom Ende heran die neuen Gräber bestellt, doch der Platz jederzeit wieder verglichen und ebenfalls besät werden. Niemand konnte leugnen, daß diese Anstalt beim sonn- und festtägigen Kirchgang eine heitere und würdige Ansicht gewährte. Sogar der betagte und an alten Gewohnheiten haftende Geistliche, der anfänglich mit der Einrichtung nicht sonderlich zufrieden gewesen, hatte nunmehr seine Freude daran, wenn er unter den alten Linden, gleich Philemon, mit seiner Baucis vor der Hinterthür ruhend, statt der holprigen Grabstätten einen schönen, bunten Teppich vor sich sah, der noch überdies seinem Haushalt zu Gute kommen sollte, indem Charlotte die Nutzung dieses Fleckes der Pfarre zusichern lassen.

Allein demungeachtet hatten schon manche Gemeindeglieder früher gemißbilligt, daß man die Bezeichnung der Stelle, wo ihre Vorfahren ruhten, aufgehoben und das Andenken dadurch gleichsam ausgelöscht; denn die wohlerhaltenen Monumente zeigen zwar an, wer begraben sei, aber nicht, wo er begraben sei, und auf das Wo komme es eigentlich an, wie Viele behaupteten.

Von ebensolcher Gesinnung war eine benachbarte Familie, die sich und den Ihrigen einen Raum auf dieser allgemeinen Ruhestätte vor mehreren Jahren ausbedungen und dafür der Kirche eine kleine Stiftung zugewendet hatte. Nun war der junge Rechtsgelehrte abgesendet, um die Stiftung zu widerrufen und anzuzeigen, daß man nicht weiter zahlen werde, weil die Bedingung, unter welcher dieses bisher geschehen, einseitig aufgehoben und auf alle Vorstellungen und Widerreden nicht geachtet worden. Charlotte, die Urheberin dieser Veränderung, wollte den jungen Mann selbst sprechen, der zwar lebhaft, aber nicht allzu vorlaut seine und seines Principals Gründe darlegte und der Gesellschaft Manches zu denken gab.

„Sie sehen," sprach er nach einem kurzen Eingang, in welchem er seine Zudringlichkeit zu rechtfertigen wußte, „Sie sehen, daß dem Geringsten wie dem Höchsten daran gelegen ist, den Ort zu bezeichnen, der die Seinigen aufbewahrt. Dem ärmsten Landmann, der ein Kind begräbt, ist es eine Art von Trost, ein schwaches hölzernes Kreuz auf das Grab zu stellen, es mit einem Kranze zu zieren, um wenigstens das Andenken so lange zu erhalten, als der Schmerz währt, wenn auch ein solches Merkzeichen wie die Trauer selbst durch die Zeit aufgehoben wird. Wohlhabende verwandeln diese Kreuze in eiserne, befestigen und schützen sie auf mancherlei Weise, und hier ist schon Dauer für mehrere Jahre. Doch weil auch diese endlich sinken und unscheinbar werden, so haben Begüterte nichts Angelegeneres, als einen Stein aufzurichten, der für mehrere Generationen zu dauern verspricht und von den Nachkommen erneut und aufgefrischt werden kann. Aber dieser Stein ist es nicht, der uns anzieht, sondern das darunter Enthaltene, das daneben der Erde Vertraute. Es ist nicht sowol vom Andenken die Rede als von der Person selbst, nicht von der Erinnerung, sondern von der Gegenwart. Ein geliebtes Abgeschiedenes umarme ich weit eher und inniger im Grabhügel als im Denkmal; denn dieses ist für sich eigentlich nur wenig; aber um dasselbe her sollen sich wie um einen Markstein Gatten, Verwandte, Freunde selbst nach ihrem Hinscheiden noch versammeln, und der Lebende soll das Recht behalten, Fremde und Mißwollende auch von der Seite seiner geliebten Ruhenden abzuweisen und zu entfernen.

„Ich halte deswegen dafür, daß mein Prinzipal völlig Recht habe, die Stiftung zurückzunehmen; und dies ist noch billig genug; denn die Glieder der Familie sind auf eine Weise verletzt, wofür gar kein Ersatz zu denken ist. Sie sollen das schmerzlich süße Gefühl entbehren, ihren Geliebten ein Todtenopfer zu bringen, die tröstliche Hoffnung, dereinst unmittelbar neben ihnen zu ruhen."

„Die Sache ist nicht von der Bedeutung," versetzte Charlotte, „daß man sich deshalb durch einen Rechtshandel beunruhigen sollte. Meine Anstalt reut mich so wenig, daß ich die Kirche gern wegen dessen, was ihr entgeht, entschädigen will. Nur muß ich Ihnen aufrichtig gestehen, Ihre Argumente haben mich nicht überzeugt. Das reine Gefühl einer endlichen allgemeinen Gleichheit wenigstens nach dem Tode scheint mir be-

ruhigender als dieses eigensinnige, starre Fortsetzen unserer Persönlichkeiten, Anhänglichkeiten und Lebensverhältnisse. Und was sagen Sie hierzu?" richtete sie ihre Frage an den Architekten.

„Ich möchte," versetzte Dieser, „in einer solchen Sache weder streiten noch den Ausschlag geben. Lassen Sie mich das, was meiner Kunst, meiner Denkweise am Nächsten liegt, bescheidentlich äußern! Seitdem wir nicht mehr so glücklich sind, die Reste eines geliebten Gegenstandes eingeurnt an unsere Brust zu drücken, da wir weder reich noch heiter genug sind, sie unversehrt in großen, wohl ausgezierten Sarkophagen zu verwahren, ja, da wir nicht einmal in den Kirchen mehr Platz für uns und für die Unsrigen finden, sondern hinaus ins Freie gewiesen sind, so haben wir alle Ursache, die Art und Weise, die Sie, meine gnädige Frau, eingeleitet haben, zu billigen. Wenn die Glieder einer Gemeinde reihenweise neben einander liegen, so ruhen sie bei und unter den Ihrigen; und wenn die Erde uns einmal aufnehmen soll, so finde ich nichts natürlicher und reinlicher, als daß man die zufällig entstandenen, nach und nach zusammensinkenden Hügel ungesäumt vergleiche, und so die Decke, indem Alle sie tragen, einem Jeden leichter gemacht werde."

„Und ohne irgend ein Zeichen des Andenkens, ohne irgend etwas, das der Erinnerung entgegenkäme, sollte das Alles so vorübergehen?" versetzte Ottilie.

„Keineswegs!" fuhr der Architekt fort, „nicht vom Andenken, nur vom Platze soll man sich lossagen. Der Baukünstler, der Bildhauer sind höchlich interessirt, daß der Mensch von ihnen, von ihrer Kunst, von ihrer Hand eine Dauer seines Daseins erwarte; und deswegen wünschte ich gut gedachte, gut ausgeführte Monumente, nicht einzeln und zufällig ausgesät, sondern an einem Orte aufgestellt, wo sie sich Dauer versprechen können. Da selbst die Frommen und Hohen auf das Vorrecht Verzicht thun, in den Kirchen persönlich zu ruhen, so stelle man wenigstens dort oder in schönen Hallen um die Begräbnißplätze Denkzeichen, Denkschriften auf. Es giebt tausenderlei Formen, die man ihnen vorschreiben, tausenderlei Zierrathen, womit man sie ausschmücken kann."

„Wenn die Künstler so reich sind," versetzte Charlotte, „so sagen Sie mir doch: Wie kann man sich niemals aus der Form eines kleinlichen Obelisken, einer abgestutzten Säule und eines

Aschenkrugs herausfinden? Anstatt der tausend Erfindungen, deren Sie Sich rühmen, habe ich nur immer tausend Wiederholungen gesehen."

„Das ist wol bei uns so," entgegnete ihr der Architekt, „aber nicht überall. Und überhaupt mag es mit der Erfindung und der schicklichen Anwendung eine eigne Sache sein. Besonders hat es in diesem Falle manche Schwierigkeit, einen ernsten Gegenstand zu erheitern und bei einem unerfreulichen nicht ins Unerfreuliche zu gerathen. Was Entwürfe zu Monumenten aller Art betrifft, deren habe ich viele gesammelt und zeige sie gelegentlich; doch bleibt immer das schönste Denkmal des Menschen eigenes Bildniß. Dieses giebt mehr als irgend etwas Anders einen Begriff von dem, was er war; es ist der beste Text zu vielen oder wenigen Noten; nur müßte es aber auch in seiner besten Zeit gemacht sein, welches gewöhnlich versäumt wird. Niemand denkt daran, lebende Formen zu erhalten, und wenn es geschieht, so geschieht es auf unzulängliche Weise. Da wird ein Todter geschwind noch abgegossen, und eine solche Maske auf einen Block gesetzt, und das heißt man eine Büste. Wie selten ist der Künstler im Stande, sie völlig wieder zu beleben!"

„Sie haben, ohne es vielleicht zu wissen und zu wollen," versetzte Charlotte, „dies Gespräch ganz zu meinen Gunsten gelenkt. Das Bild eines Menschen ist doch wol unabhängig; überall, wo es steht, steht es für sich, und wir werden von ihm nicht verlangen, daß es die eigentliche Grabstätte bezeichne. Aber soll ich Ihnen eine wunderliche Empfindung bekennen? Selbst gegen die Bildnisse habe ich eine Art von Abneigung; denn sie scheinen mir immer einen stillen Vorwurf zu machen; sie deuten auf etwas Entferntes, Abgeschiedenes und erinnern mich, wie schwer es sei, die Gegenwart recht zu ehren. Gedenkt man, wie viel Menschen man gesehen, gekannt, und gesteht sich, wie wenig wir ihnen, wie wenig sie uns gewesen, wie wird uns da zu Muthe! Wir begegnen dem Geistreichen, ohne uns mit ihm zu unterhalten, dem Gelehrten, ohne von ihm zu lernen, dem Gereisten, ohne uns zu unterrichten, dem Liebevollen, ohne ihm etwas Angenehmes zu erzeigen.

„Und leider ereignet sich dies nicht blos mit den Vorübergehenden. Gesellschaften und Familien betragen sich so gegen ihre liebsten Glieder, Städte gegen ihre würdigsten Bürger, Völker gegen ihre trefflichsten Fürsten, Nationen gegen ihre vorzüglichsten Menschen.

„Ich hörte fragen, warum man von den Todten so unbewunden Gutes sage, von den Lebenden immer mit einer gewissen Vorsicht. Es wurde geantwortet: Weil wir von Jenen nichts zu befürchten haben, und Diese uns noch irgendwo in den Weg kommen könnten. So unrein ist die Sorge für das Andenken der Andern; es ist meist nur ein selbstischer Scherz, wenn es dagegen ein heiliger Ernst wäre, seine Verhältnisse gegen die Ueberbliebenen immer lebendig und thätig zu erhalten."

Zweites Kapitel.

Aufgeregt durch den Vorfall und die daran sich knüpfenden Gespräche, begab man sich des andern Tages nach dem Begräbnißplatz, zu dessen Verzierung und Erheiterung der Architekt manchen glücklichen Vorschlag that. Allein auch auf die Kirche sollte sich seine Sorgfalt erstrecken, auf ein Gebäude, das gleich anfänglich seine Aufmerksamkeit an sich gezogen hatte.

Diese Kirche stand seit mehreren Jahrhunderten, nach deutscher Art und Kunst in guten Maaßen errichtet und auf eine glückliche Weise verziert. Man konnte wol nachkommen, daß der Baumeister eines benachbarten Klosters mit Einsicht und Neigung sich auch an diesem kleineren Gebäude bewährt, und es wirkte noch immer ernst und angenehm auf den Betrachter, obgleich die innere neue Einrichtung zum protestantischen Gottesdienste ihm etwas von seiner Ruhe und Majestät genommen hatte.

Dem Architekten fiel es nicht schwer, sich von Charlotten eine mäßige Summe zu erbitten, wovon er das Aeußere sowol als das Innere im alterthümlichen Sinne herzustellen und mit dem davor liegenden Auferstehungsfelde zur Uebereinstimmung zu bringen gedachte. Er hatte selbst viel Handgeschick, und einige Arbeiter, die noch am Hausbau beschäftigt waren, wollte man gern so lange beibehalten, bis auch dieses fromme Werk vollendet wäre.

Man war nunmehr in dem Falle, das Gebäude selbst mit allen Umgebungen und Angebäuden zu untersuchen, und da zeigte sich zum größten Erstaunen und Vergnügen des Architekten eine wenig bemerkte kleine Seitenkapelle von noch geistreichern und leichtern Maaßen, von noch gefälligern und fleißigern Zierrathen. Sie enthielt zugleich manchen geschnitzten und gemalten

Rest jenes älteren Gottesdienstes, der mit mancherlei Gebild und Geräthschaft die verschiedenen Feste zu bezeichnen und jedes auf seine eigene Weise zu feiern wußte.

Der Architekt konnte nicht unterlassen, die Kapelle sogleich in seinen Plan mit hereinzuziehen und besonders diesen engen Raum als ein Denkmal voriger Zeiten und ihres Geschmacks wiederherzustellen. Er hatte sich die leeren Flächen nach seiner Neigung schon verziert gedacht und freute sich, dabei sein malerisches Talent zu üben; allein er machte seinen Hausgenossen fürs Erste ein Geheimniß davon.

Vor allem Andern zeigte er versprochenermaßen den Frauen die verschiedenen Nachbildungen und Entwürfe von alten Grabmonumenten, Gefäßen und andern dahin sich nähernden Dingen, und als man im Gespräch auf die einfachern Grabhügel der nordischen Völker zu reden kam, brachte er seine Sammlung von mancherlei Waffen und Geräthschaften, die darin gefunden worden, zur Ansicht. Er hatte Alles sehr reinlich und tragbar in Schubladen und Fächern auf eingeschnittenen, mit Tuch überzogenen Brettern, so daß diese alten ernsten Dinge durch seine Behandlung etwas Putzhaftes annahmen, und man mit Vergnügen darauf wie auf die Kästchen eines Modehändlers hinblickte. Und da er einmal im Vorzeigen war, da die Einsamkeit eine Unterhaltung forderte, so pflegte er jeden Abend mit einem Theil seiner Schätze hervorzutreten. Sie waren meistentheils deutschen Ursprungs, Brakteaten, Dickmünzen, Siegel und was sonst sich noch anschließen mag. Alle diese Dinge richteten die Einbildungskraft gegen die ältere Zeit hin, und da er zuletzt mit den Anfängen des Drucks, Holzschnitten und den ältesten Kupfern seine Unterhaltung zierte, und die Kirche täglich auch jenem Sinne gemäß an Farbe und sonstiger Auszierung gleichsam der Vergangenheit entgegenwuchs, so mußte man sich beinahe selbst fragen, ob man denn wirklich in der neuern Zeit lebe, ob es nicht ein Traum sei, daß man nunmehr in ganz andern Sitten, Gewohnheiten, Lebensweisen und Ueberzeugungen verweile.

Auf solche Art vorbereitet, that ein größeres Portefeuille, das er zuletzt herbeibrachte, die beste Wirkung. Es enthielt zwar meist nur umrissene Figuren, die aber, weil sie auf die Bilder selbst durchgezeichnet waren, ihren alterthümlichen Charakter vollkommen erhalten hatten, und diesen, wie einnehmend fanden ihn die Beschauenden! Aus allen Gestalten blickte nur

das reinste Dasein hervor; alle mußte man, wo nicht für edel, doch für gut ansprechen. Heitere Sammlung, willige Anerkennung eines Ehrwürdigen über uns, stille Hingebung in Liebe und Erwartung war auf allen Gesichtern, in allen Geberden ausgedrückt. Der Greis mit dem kahlen Scheitel, der reichlockige Knabe, der muntere Jüngling, der ernste Mann, der verklärte Heilige, der schwebende Engel, Alle schienen selig in einem unschuldigen Genügen, in einem frommen Erwarten. Das Gemeinste, was geschah, hatte einen Zug von himmlischem Leben, und eine gottesdienstliche Handlung schien ganz jeder Natur angemessen.

Nach einer solchen Region blickten wol die Meisten wie nach einem verschwundenen goldenen Zeitalter, nach einem verlorenen Paradiese hin. Nur vielleicht Ottilie war in dem Fall, sich unter Ihresgleichen zu fühlen.

Wer hätte nun widerstehen können, als der Architekt sich erbot, nach dem Anlaß dieser Urbilder die Räume zwischen den Spitzbogen der Kapelle auszumalen und dadurch sein Andenken entschieden an einem Orte zu stiften, wo es ihm so gut gegangen war. Er erklärte sich hierüber mit einiger Wehmuth; denn er konnte nach der Lage der Sache wol einsehen, daß sein Aufenthalt in so vollkommener Gesellschaft nicht immer dauern könne, ja vielleicht bald abgebrochen werden müsse.

Uebrigens waren diese Tage zwar nicht reich an Begebenheiten, doch voller Anlässe zu ernsthafter Unterhaltung. Wir nehmen daher Gelegenheit, von demjenigen, was Ottilie sich daraus in ihren Heften angemerkt, Einiges mitzutheilen, wozu wir keinen schicklichern Uebergang finden als durch ein Gleichniß, das sich uns beim Betrachten ihrer liebenswürdigen Blätter aufdringt.

Wir hören von einer besondern Einrichtung bei der englischen Marine. Sämmtliche Tauwerke der königlichen Flotte, vom stärksten bis zum schwächsten, sind dergestalt gesponnen, daß ein rother Faden durch das Ganze durchgeht, den man nicht herauswinden kann, ohne Alles aufzulösen, und woran auch die kleinsten Stücke kenntlich sind, daß sie der Krone gehören.

Ebenso zieht sich durch Ottiliens Tagebuch ein Faden der Neigung und Anhänglichkeit, der Alles verbindet und das Ganze bezeichnet. Dadurch werden diese Bemerkungen, Betrachtungen, ausgezogenen Sinnsprüche und was sonst vorkommen mag, der Schreibenden ganz besonders eigen und für sie von

Bedeutung. Selbst jede einzelne von uns ausgewählte und mitgetheilte Stelle giebt davon das entschiedenste Zeugniß.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Neben Denen dereinst zu ruhen, die man liebt, ist die angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann, wenn er einmal über das Leben hinausdenkt. Zu den Seinigen versammelt werden, ist ein so herzlicher Ausdruck."

„Es giebt mancherlei Denkmale und Merkzeichen, die uns Entfernte und Abgeschiedene näher bringen. Keins ist von der Bedeutung des Bildes. Die Unterhaltung mit einem geliebten Bilde, selbst wenn es unähnlich ist, hat was Reizendes, wie es manchmal etwas Reizendes hat, sich mit einem Freunde streiten. Man fühlt auf eine angenehme Weise, daß man zu Zweien ist und doch nicht aus einander kann."

„Man unterhält sich manchmal mit einem gegenwärtigen Menschen als mit einem Bilde. Er braucht nicht zu sprechen, uns nicht anzusehen, sich nicht mit uns zu beschäftigen; wir sehen ihn, wir fühlen unser Verhältniß zu ihm, ja sogar unsere Verhältnisse zu ihm können wachsen, ohne daß er etwas dazu thut, ohne daß er etwas davon empfindet, daß er sich eben blos zu uns wie ein Bild verhält."

„Man ist niemals mit einem Portrait zufrieden von Personen, die man kennt. Deswegen habe ich die Portraitmaler immer bedauert. Man verlangt so selten von den Leuten das Unmögliche, und gerade von diesen fordert man's. Sie sollen einem Jeden sein Verhältniß zu den Personen, seine Neigung und Abneigung mit in ihr Bild aufnehmen; sie sollen nicht blos darstellen, wie sie einen Menschen fassen, sondern wie Jeder ihn fassen würde. Es nimmt mich nicht Wunder, wenn solche Künstler nach und nach verstockt, gleichgiltig und eigensinnig werden. Daraus möchte denn entstehen, was wollte, wenn man nur nicht gerade darüber die Abbildungen so mancher lieben und theuren Menschen entbehren müßte."

„Es ist wol wahr, die Sammlung des Architekten von Waffen und alten Geräthschaften, die nebst dem Körper mit hohen Erdhügeln und Felsenstücken zugedeckt waren, bezeugt uns, wie unnütz die Vorsorge des Menschen sei für die Erhaltung seiner Persönlichkeit nach dem Tode. Und so widersprechend sind wir!

Der Architekt gesteht, selbst solche Grabhügel der Vorfahren geöffnet zu haben, und fährt dennoch fort, sich mit Denkmälern für die Nachkommen zu beschäftigen."

„Warum soll man es aber so streng nehmen? Ist denn Alles, was wir thun, für die Ewigkeit gethan? Ziehen wir uns nicht Morgens an, um uns Abends wieder auszuziehen? Verreisen wir nicht, um wiederzukehren? Und warum sollten wir nicht wünschen, neben den Unsrigen zu ruhen, und wenn es auch nur für ein Jahrhundert wäre!"

„Wenn man die vielen versunkenen, die durch Kirchgänger abgetretenen Grabsteine, die über ihren Grabmälern selbst zusammengestürzten Kirchen erblickt, so kann Einem das Leben nach dem Tode doch immer wie ein zweites Leben vorkommen, in das man nun im Bilde, in der Ueberschrift eintritt und länger darin verweilt als in dem eigentlichen lebendigen Leben. Aber auch dieses Bild, dieses zweite Dasein verlischt früher oder später. Wie über die Menschen, so auch über die Denkmäler läßt sich die Zeit ihr Recht nicht nehmen."

Drittes Kapitel.

Es ist eine so angenehme Empfindung, sich mit etwas zu beschäftigen, was man nur halb kann, daß Niemand den Dilettanten schelten sollte, wenn er sich mit einer Kunst abgiebt, die er nie lernen wird, noch den Künstler tadeln dürfte, wenn er über die Grenze seiner Kunst hinaus in einem benachbarten Felde sich zu ergehen Lust hat.

Mit so billigen Gesinnungen betrachten wir die Anstalten des Architekten zum Ausmalen der Kapelle. Die Farben waren bereitet, die Maaße genommen, die Kartone gezeichnet; allen Anspruch auf Erfindung hatte er aufgegeben; er hielt sich an seine Umrisse; nur die sitzenden und schwebenden Figuren geschickt auszutheilen, den Raum damit geschmackvoll auszuzieren, war seine Sorge.

Das Gerüste stand, die Arbeit ging vorwärts, und da schon Einiges, was in die Augen fiel, erreicht war, konnte es ihm nicht zuwider sein, daß Charlotte mit Ottilien ihn besuchte. Die lebendigen Engelsgesichter, die lebhaften Gewänder auf dem blauen Himmelsgrunde erfreuten das Auge, indem ihr stilles,

frommes Wesen das Gemüth zur Sammlung berief und eine sehr zarte Wirkung hervorbrachte.

Die Frauen waren zu ihm aufs Gerüst gestiegen, und Ottilie bemerkte kaum, wie abgemessen, leicht und bequem das Alles zuging, als sich in ihr das durch frühern Unterricht Empfangene mit einmal zu entwickeln schien, sie nach Farbe und Pinsel griff und auf erhaltene Anweisung ein faltenreiches Gewand mit so viel Reinlichkeit als Geschicklichkeit anlegte.

Charlotte, welche gern sah, wenn Ottilie sich auf irgend eine Weise beschäftigte und zerstreute, ließ die Beiden gewähren und ging, um ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, um ihre Betrachtungen und Sorgen, die sie Niemandem mittheilen konnte, für sich durchzuarbeiten.

Wenn gewöhnliche Menschen, durch gemeine Verlegenheiten des Tags zu einem leidenschaftlich ängstlichen Betragen aufgeregt, uns ein mitleidiges Lächeln abnöthigen, so betrachten wir dagegen mit Ehrfurcht ein Gemüth, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, das die Entwicklung dieser Empfängniß abwarten muß und weder das Gute noch das Böse, weder das Glückliche noch das Unglückliche, was daraus entspringen soll, beschleunigen darf und kann.

Eduard hatte durch Charlottens Boten, den sie ihm in seine Einsamkeit gesendet, freundlich und theilnehmend, aber doch eher gefaßt und ernst als zutraulich und liebevoll geantwortet. Kurz darauf war Eduard verschwunden, und seine Gattin konnte zu keiner Nachricht von ihm gelangen, bis sie endlich von ungefähr seinen Namen in den Zeitungen fand, wo er unter Denen, die sich bei einer bedeutenden Kriegsgelegenheit hervorgethan hatten, mit Auszeichnung genannt war. Sie wußte nun, welchen Weg er genommen hatte; sie erfuhr, daß er großen Gefahren entronnen war; allein sie überzeugte sich zugleich, daß er größere aufsuchen würde, und sie konnte sich daraus nur allzu sehr deuten, daß er in jedem Sinne schwerlich vom Aeußersten würde zurückzuhalten sein. Sie trug diese Sorgen für sich allein immer in Gedanken und mochte sie hin und wieder legen, wie sie wollte, so konnte sie doch bei keiner Ansicht Beruhigung finden.

Ottilie, von alledem nichts ahnend, hatte indessen zu jener Arbeit die größte Neigung gefaßt und von Charlotten gar leicht die Erlaubniß erhalten, regelmäßig darin fortfahren zu dürfen. Nun ging es rasch weiter, und der azurne Himmel war bald mit würdigen Bewohnern bevölkert. Durch eine anhaltende

Uebung gewannen Ottilie und der Architekt bei den letzten Bildern mehr Freiheit; sie wurden zusehends besser. Auch die Gesichter, welche dem Architekten zu malen allein überlassen war, zeigten nach und nach eine ganz besondere Eigenschaft: sie fingen sämmtlich an, Ottilien zu gleichen. Die Nähe des schönen Kindes mußte wol in die Seele des jungen Mannes, der noch keine natürliche oder künstlerische Physiognomie vorgefaßt hatte, einen so lebhaften Eindruck machen, daß ihm nach und nach auf dem Wege vom Auge zur Hand nichts verloren ging, ja, daß beide zuletzt ganz gleichstimmig arbeiteten. Genug, eins der letzten Gesichtchen glückte vollkommen, so daß es schien, als wenn Ottilie selbst aus den himmlischen Räumen herunterfähe.

An dem Gewölbe war man fertig; die Wände hatte man sich vorgenommen, einfach zu lassen und nur mit einer hellern bräunlichen Farbe zu überziehen; die zarten Säulen und künstlichen bildhauerischen Zierrathen sollten sich durch eine dunklere auszeichnen. Aber wie in solchen Dingen immer Eins zum Andern führt, so wurden noch Blumen und Fruchtgehänge beschlossen, welche Himmel und Erde gleichsam zusammenknüpfen sollten. Hier war nun Ottilie ganz in ihrem Felde. Die Gärten lieferten die schönsten Muster; und obschon die Kränze sehr reich ausgestattet wurden, so kam man doch früher, als man gedacht hatte, damit zu Stande.

Noch sah aber Alles wüste und roh aus. Die Gerüste waren durch einander geschoben, die Bretter über einander geworfen, der ungleiche Fußboden durch mancherlei vergossene Farben noch mehr verunstaltet. Der Architekt erbat sich nunmehr, daß die Frauenzimmer ihm acht Tage Zeit lassen und bis dahin die Kapelle nicht betreten möchten. Endlich ersuchte er sie an einem schönen Abende, sich beiderseits dahin zu verfügen; doch wünschte er, sie nicht begleiten zu dürfen, und empfahl sich sogleich.

„Was er uns auch für eine Ueberraschung zugedacht haben mag," sagte Charlotte, als er weggegangen war, „so habe ich doch gegenwärtig keine Lust, hinunterzugehen. Du nimmst es wol allein über Dich und giebst mir Nachricht. Gewiß hat er etwas Angenehmes zu Stande gebracht. Ich werde es erst in Deiner Beschreibung und dann gern in Wirklichkeit genießen."

Ottilie, die wohl wußte, daß Charlotte sich in manchen Stücken in Acht nahm, alle Gemüthsbewegungen vermied und besonders nicht überrascht sein wollte, begab sich sogleich allein auf den Weg und sah sich unwillkürlich nach dem Architekten

um, der aber nirgends erschien und sich mochte verborgen haben. Sie trat in die Kirche, die sie offen fand. Diese war schon früher fertig, gereinigt und eingeweiht. Sie trat zur Thüre der Kapelle, deren schwere, mit Erz beschlagene Last sich leicht vor ihr aufthat und sie in einem bekannten Raume mit einem unerwarteten Anblick überraschte.

Durch das einzige hohe Fenster fiel ein ernstes buntes Licht herein; denn es war von farbigen Gläsern anmuthig zusammengesetzt. Das Ganze erhielt dadurch einen fremden Ton und bereitete zu einer eigenen Stimmung. Die Schönheit des Gewölbes und der Wände ward durch die Zierde des Fußbodens erhöht, der aus besonders geformten, nach einem schönen Muster gelegten, durch eine gegossene Gipsfläche verbundenen Ziegelsteinen bestand. Diese sowol als die farbigen Scheiben hatte der Architekt heimlich bereiten lassen und konnte nun in kurzer Zeit Alles zusammenfügen. Auch für Ruheplätze war gesorgt. Es hatten sich unter jenen kirchlichen Alterthümern einige schöngeschnitzte Chorstühle vorgefunden, die nun gar schicklich an den Wänden angebracht umherstanden.

Ottilie freute sich der bekannten, ihr als ein unbekanntes Ganze entgegentretenden Theile. Sie stand, ging hin und wieder, sah und besah; endlich setzte sie sich auf einen der Stühle, und es schien ihr, indem sie auf- und umherblickte, als wenn sie wäre und nicht wäre, als wenn sie sich empfände und nicht empfände, als wenn dies Alles vor ihr, sie vor sich selbst verschwinden sollte, und nur als die Sonne das bisher sehr lebhaft beschienene Fenster verließ, erwachte Ottilie vor sich selbst und eilte nach dem Schlosse.

Sie verbarg sich nicht, in welche sonderbare Epoche diese Ueberraschung gefallen sei. Es war der Abend vor Eduard's Geburtstage. Diesen hatte sie freilich ganz anders zu feiern gehofft: „Wie sollte nicht Alles zu diesem Feste geschmückt sein!" Aber nunmehr stand der ganze herbstliche Blumenreichthum ungepflückt. Diese Sonnenblumen wendeten noch immer ihr Angesicht gen Himmel; diese Astern sahen noch immer still bescheiden vor sich hin, und was allenfalls davon zu Kränzen gebunden war, hatte zum Muster gedient, einen Ort auszuschmücken, der, wenn er nicht blos eine Künstlergrille bleiben, wenn er zu irgend etwas genutzt werden sollte, nur zu einer gemeinsamen Grabstätte geeignet schien.

Sie mußte sich dabei der geräuschvollen Geschäftigkeit erinnern, mit welcher Eduard ihr Geburtsfest gefeiert; sie mußte des neu-

gerichteten Hauses gedenken, unter dessen Decke man sich so viel Freundliches versprach. Ja, das Feuerwerk rauschte ihr wieder vor Augen und Ohren, je einsamer sie war, desto mehr vor der Einbildungskraft; aber sie fühlte sich auch nur um desto mehr allein. Sie lehnte sich nicht mehr auf seinen Arm und hatte keine Hoffnung, an ihm jemals wieder eine Stütze zu finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Eine Bemerkung des jungen Künstlers muß ich aufzeichnen: Wie am Handwerker so am bildenden Künstler kann man auf das Deutlichste gewahr werden, daß der Mensch sich das am Wenigsten zuzueignen vermag, was ihm ganz eigens angehört. Seine Werke verlassen ihn, so wie die Vögel das Nest, worin sie ausgebrütet worden."

„Der Baukünstler vor Allen hat hierin das wunderlichste Schicksal. Wie oft wendet er seinen ganzen Geist, seine ganze Neigung auf, um Räume hervorzubringen, von denen er sich selbst ausschließen muß. Die königlichen Säle sind ihm ihre Pracht schuldig, deren größte Wirkung er nicht mitgenießt. In den Tempeln zieht er eine Grenze zwischen sich und dem Allerheiligsten; er darf die Stufen nicht mehr betreten, die er zur herzerhebenden Feierlichkeit gründete, so wie der Goldschmied die Monstranz nur von fern anbetet, deren Schmelz und Edelsteine er zusammengeordnet hat. Dem Reichen übergiebt der Baumeister mit dem Schlüssel des Palastes alle Bequemlichkeit und Behäbigkeit, ohne irgend etwas davon mitzugenießen. Muß sich nicht allgemach auf diese Weise die Kunst von dem Künstler entfernen, wenn das Werk wie ein ausgestattetes Kind nicht mehr auf den Vater zurückwirkt? Und wie sehr mußte die Kunst sich selbst befördern, als sie fast allein mit dem Oeffentlichen, mit dem, was Allen und also auch dem Künstler gehörte, sich zu beschäftigen bestimmt war!"

„Eine Vorstellung der alten Völker ist ernst und kann furchtbar scheinen. Sie dachten sich ihre Vorfahren in großen Höhlen rings umher auf Thronen sitzend in stummer Unterhaltung. Dem Neuen, der hereintrat, wenn er würdig genug war, standen sie auf und neigten ihm einen Willkommen. Gestern, als ich in der Kapelle saß und meinem geschnitzten Stuhle gegenüber

noch mehrere umhergestellt sah, erschien mir jener Gedanke gar freundlich und anmutig. Warum kannst Du nicht sitzen bleiben? dachte ich bei mir selbst, still und in Dich gekehrt sitzen bleiben, lange, lange, bis endlich die Freunde kämen, denen Du aufstündest und ihren Platz mit freundlichem Neigen anwiesest. Die farbigen Scheiben machen den Tag zur ernsten Dämmerung, und Jemand müßte eine ewige Lampe stiften, damit auch die Nacht nicht ganz finster bliebe."

„Man mag sich stellen, wie man will, und man denkt sich immer sehend. Ich glaube, der Mensch träumt nur, damit er nicht aufhöre zu sehen. Es könnte wol sein, daß das innere Licht einmal aus uns herausträte, so daß wir keines andern mehr bedürften."

„Das Jahr klingt ab. Der Wind geht über die Stoppeln und findet nichts mehr zu bewegen; nur die rothen Beeren jener schlanken Bäume scheinen uns noch an etwas Munteres erinnern zu wollen, so wie uns der Taktschlag des Dreschers den Gedanken erweckt, daß in der abgesichelten Aehre so viel Nährendes und Lebendiges verborgen liegt."

Viertes Kapitel.

Wie seltsam mußte nach solchen Ereignissen, nach diesem aufgedrungenen Gefühl von Vergänglichkeit und Hinschwinden, Ottilie durch die Nachricht getroffen werden, die ihr nicht länger verborgen bleiben konnte, daß Eduard sich dem wechselnden Kriegsglück überliefert habe. Es entging ihr leider keine von den Betrachtungen, die sie dabei zu machen Ursache hatte. Glücklicherweise kann der Mensch nur einen gewissen Grad des Unglücks fassen; was darüber hinausgeht, vernichtet ihn oder läßt ihn gleichgiltig. Es giebt Lagen, in denen Furcht und Hoffnung Eins werden, sich einander wechselseitig aufheben und in eine dunkle Fühllosigkeit verlieren. Wie könnten wir sonst die entfernten Geliebtesten in stündlicher Gefahr wissen und dennoch unser tägliches gewöhnliches Leben immer so forttreiben!

Es war daher, als wenn ein guter Geist für Ottilien gesorgt hätte, indem er auf einmal in diese Stille, in der sie einsam und unbeschäftigt zu versinken schien, ein wildes Heer hereinbrachte, das, indem es ihr von außen genug zu schaffen gab und sie aus sich selbst führte, zugleich in ihr das Gefühl eigener Kraft anregte.

Charlottens Tochter, Luciane, war kaum aus der Pension in die große Welt getreten, hatte kaum in dem Hause ihrer Tante sich von zahlreicher Gesellschaft umgeben gesehen, als ihr Gefallenwollen wirklich Gefallen erregte, und ein junger, sehr reicher Mann gar bald eine heftige Neigung empfand, sie zu besitzen. Sein ansehnliches Vermögen gab ihm ein Recht, das Beste jeder Art sein eigen zu nennen, und es schien ihm nichts weiter abzugehen als eine vollkommene Frau, um die ihn die Welt so wie um das Uebrige zu beneiden hätte.

Diese Familienangelegenheit war es, welche Charlotten bisher sehr viel zu thun gab, der sie ihre ganze Ueberlegung, ihre Korrespondenz widmete, insofern diese nicht darauf gerichtet war, von Eduard nähere Nachricht zu erhalten, deswegen auch Ottilie mehr als sonst in der letzten Zeit allein blieb. Diese wußte zwar um die Ankunft Lucianens; im Hause hatte sie deshalb die nöthigsten Vorkehrungen getroffen; allein so nahe stellte man sich den Besuch nicht vor. Man wollte vorher noch schreiben, abreden, näher bestimmen, als der Sturm auf einmal über das Schloß und Ottilien hereinbrach.

Angefahren kamen nun Kammerjungfern und Bediente, Brancards mit Koffern und Kisten; man glaubte schon eine doppelte und dreifache Herrschaft im Hause zu haben; aber nun erschienen erst die Gäste selbst, die Großtante mit Lucianen und einigen Freundinnen, der Bräutigam, gleichfalls nicht unbegleitet. Da lag das Vorhaus voll Vachen, Mantelsäcke und anderer lederner Gehäuse. Mit Mühe sonderte man die vielen Kästchen und Futterale aus einander. Des Gepäckes und Geschleppes war kein Ende. Dazwischen regnete es mit Gewalt, woraus manche Unbequemlichkeit entstand. Diesem ungestümen Treiben begegnete Ottilie mit gleichmüthiger Thätigkeit, ja ihr heiteres Geschick erschien im schönsten Glanze; denn sie hatte in kurzer Zeit Alles untergebracht und angeordnet. Jedermann war logirt, Jedermann nach seiner Art bequem, und glaubte gut bedient zu sein, weil er nicht gehindert war, sich selbst zu bedienen.

Nun hätten Alle gern nach einer höchst beschwerlichen Reise einige Ruhe genossen; der Bräutigam hätte sich seiner Schwiegermutter gern genähert, um ihr seine Liebe, seinen guten Willen zu betheuern; aber Luciane konnte nicht rasten. Sie war nun einmal zu dem Glücke gelangt, ein Pferd besteigen zu dürfen. Der Bräutigam hatte schöne Pferde, und sogleich mußte man aufsitzen. Wetter und Wind, Regen und Sturm kamen nicht

in Anschlag; es war, als wenn man nur lebte, um naß zu werden und sich wieder zu trocknen. Fiel es ihr ein, zu Fuße auszugehen, so fragte sie nicht, was für Kleider sie anhatte und wie sie beschuht war; sie mußte die Anlagen besichtigen, von denen sie Vieles gehört hatte. Was nicht zu Pferde geschehen konnte, wurde zu Fuß durchrannt. Bald hatte sie Alles gesehen und abgeurtheilt. Bei der Schnelligkeit ihres Wesens war ihr nicht leicht zu widersprechen. Die Gesellschaft hatte Manches zu leiden, am Meisten aber die Kammermädchen, die mit Waschen und Bügeln, Auftrennen und Annähen nicht fertig werden konnten.

Kaum hatte sie das Haus und die Gegend erschöpft, als sie sich verpflichtet fühlte, rings in der Nachbarschaft Besuch abzulegen. Weil man sehr schnell ritt und fuhr, so reichte die Nachbarschaft ziemlich fern umher. Das Schloß ward mit Gegenbesuchen überschwemmt, und damit man sich ja nicht verfehlen möchte, wurden bald bestimmte Tage angesetzt.

Indessen Charlotte mit der Tante und dem Geschäftsträger des Bräutigams die innern Verhältnisse festzustellen bemüht war, und Ottilie mit ihren Untergebenen dafür zu sorgen wußte, daß es an nichts bei so großem Zudrang fehlen möchte, da denn Jäger und Gärtner, Fischer und Krämer in Bewegung gesetzt wurden, zeigte sich Luciane immer wie ein brennender Kometen-Kern, der einen langen Schweif nach sich zieht. Die gewöhnlichen Besuchsunterhaltungen dünkten ihr bald ganz unschmackhaft. Kaum daß sie den ältesten Personen eine Ruhe am Spieltisch gönnte; wer noch einigermaßen beweglich war — und wer ließ sich nicht durch ihre reizenden Zudringlichkeiten in Bewegung setzen? — mußte herbei, wo nicht zum Tanze, doch zum lebhaften Pfand-, Straf- und Verirspiel. Und obgleich das Alles so wie hernach die Pfänderlösung auf sie selbst berechnet war, so ging doch von der andern Seite Niemand, besonders kein Mann, er mochte von einer Art sein, von welcher er wollte, ganz leer aus; ja, es glückte ihr, einige ältere Personen von Bedeutung ganz für sich zu gewinnen, indem sie ihre eben einfallenden Geburts- und Namenstage ausgeforscht hatte und besonders feierte. Dabei kam ihr ein ganz eigenes Geschick zu Statten, so daß, indem Alle sich begünstigt sahen, Jeder sich für den am Meisten Begünstigten hielt, eine Schwachheit, deren sich sogar der Aelteste in der Gesellschaft am Allermerklichsten schuldig machte.

Schien es bei ihr Plan zu sein, Männer, die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden, wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben, so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz; Jeder hatte sein Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn zu entzücken und zu fesseln wußte. So hatte sie den Architekten schon bald ins Auge gefaßt, der jedoch aus seinem schwarzen langlockigen Haar so unbefangen herausſah, so gerad und ruhig in der Entfernung stand, auf alle Fragen kurz und verständig antwortete, sich aber auf nichts weiter einzulassen geneigt schien, daß sie sich endlich einmal, halb unwillig, halb listig, entschloß, ihn zum Helden des Tages zu machen und dadurch auch für ihren Hof zu gewinnen.

Nicht umsonst hatte sie so vieles Gepäcke mitgebracht, ja, es war ihr noch manches gefolgt. Sie hatte sich auf eine unendliche Abwechselung in Kleidern vorgesehen. Wenn es ihr Vergnügen machte, sich des Tags drei-, viermal umzuziehen und mit gewöhnlichen, in der Gesellschaft üblichen Kleidern vom Morgen bis in die Nacht zu wechseln, so erschien sie dazwischen wol auch einmal im wirklichen Maskenkleid als Bäuerin und Fischerin, als Fee und Blumenmädchen. Sie verschmähte nicht, sich als alte Frau zu verkleiden, um desto frischer ihr junges Gesicht aus der Kutte hervorzuzeigen; und wirklich verwirrte sie dadurch das Gegenwärtige und das Eingebildete dergestalt, daß man sich mit der Saalnixe verwandt und verschwägert zu sein glaubte.

Wozu sie aber diese Verkleidungen hauptsächlich benutzte, waren pantomimische Stellungen und Tänze, in denen sie verschiedene Charaktere auszudrücken gewandt war. Ein Kavalier aus ihrem Gefolge hatte sich eingerichtet, auf dem Flügel ihre Geberden mit der wenigen nöthigen Musik zu begleiten; es bedurfte nur einer kurzen Abrede, und sie waren sogleich in Einstimmung.

Eines Tages, als man sie bei der Pause eines lebhaften Balls auf ihren eigenen heimlichen Antrieb, gleichsam aus dem Stegreife zu einer solchen Darstellung aufgefordert hatte, schien sie verlegen und überrascht und ließ sich wider ihre Gewohnheit lange bitten. Sie zeigte sich unentschlossen, ließ die Wahl, bat wie ein Improvisator um einen Gegenstand, bis endlich jener

Klavier spielende Gehilfe, mit dem es abgeredet sein mochte, sich an den Flügel setzte, einen Trauermarsch zu spielen anfing und sie aufforderte, jene Artemisia zu geben, welche sie so vortrefflich einstudirt habe. Sie ließ sich erbitten, und nach einer kurzen Abwesenheit erschien sie bei den zärtlich traurigen Tönen des Todtenmarsches in Gestalt der königlichen Wittwe, mit gemessenem Schritt einen Aschenkrug vor sich hertragend. Hinter ihr brachte man eine große schwarze Tafel und in einer goldenen Reißfeder ein wohl zugeschnitztes Stück Kreide.

Einer ihrer Verehrer und Adjutanten, dem sie etwas ins Ohr sagte, ging sogleich, den Architekten aufzufordern, zu nöthigen und gewissermaßen herbeizuschieben, daß er als Baumeister das Grab des Mausolus zeichnen und also keineswegs einen Statisten, sondern einen ernstlich Mitspielenden vorstellen sollte. Wie verlegen der Architekt auch äußerlich erschien — denn er machte in seiner ganz schwarzen, knappen, modernen Civilgestalt einen wunderlichen Kontrast mit jenen Flören, Kreppen, Franzen, Schmelzen, Quasten und Kronen — so faßte er sich doch gleich innerlich; allein um so wunderlicher war es anzusehen. Mit dem größten Ernst stellte er sich vor die große Tafel, die von ein Paar Pagen gehalten wurde, und zeichnete mit viel Bedacht und Genauigkeit ein Grabmal, das zwar eher einem longobardischen als einem karischen König wäre gemäß gewesen, aber doch in so schönen Verhältnissen, so ernst in seinen Theilen, so geistreich in seinen Zierrathen, daß man es mit Vergnügen entstehen sah und, als es fertig war, bewunderte.

Er hatte sich in diesem ganzen Zeitraum fast nicht gegen die Königin gewendet, sondern seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit gewidmet. Endlich, als er sich vor ihr neigte und andeutete, daß er nun ihre Befehle vollzogen zu haben glaube, hielt sie ihm noch die Urne hin und bezeichnete das Verlangen, diese oben auf dem Gipfel abgebildet zu sehen. Er that es, obgleich ungern, weil sie zu dem Charakter seines übrigen Entwurfs nicht passen wollte. Was Lucianen betraf, so war sie endlich von ihrer Ungeduld erlöst; denn ihre Absicht war keineswegs, eine gewissenhafte Zeichnung von ihm zu haben. Hätte er mit wenigen Strichen nur hinskizzirt, was etwa einem Monument ähnlich gesehen, und sich die übrige Zeit mit ihr abgegeben, so wäre das wol dem Endzweck und ihren Wünschen gemäßer gewesen. Bei seinem Benehmen dagegen kam sie in die größte Verlegenheit; denn ob sie gleich in ihrem Schmerz, ihren An-

ordnungen und Andeutungen, ihrem Beifall über das nach und nach Entstehende ziemlich abzuwechseln suchte und sie ihn einigemal beinahe herumzerrte, um nur mit ihm in eine Art von Verhältniß zu kommen, so erwies er sich doch gar zu steif, dergestalt, daß sie allzu oft ihre Zuflucht zur Urne nehmen, sie an ihr Herz drücken und zum Himmel schauen mußte, ja zuletzt, weil sich doch dergleichen Situationen immer steigern, mehr einer Wittwe von Ephesus als einer Königin von Karien ähnlich sah. Die Vorstellung zog sich daher in die Länge; der Klavierspieler, der sonst Geduld genug hatte, wußte nicht mehr, in welchen Ton er ausweichen sollte. Er dankte Gott, als er die Urne auf der Pyramide stehen sah, und fiel unwillkürlich, als die Königin ihren Dank ausdrücken wollte, in ein lustiges Thema, wodurch die Vorstellung zwar ihren Charakter verlor, die Gesellschaft jedoch völlig aufgeheitert wurde, die sich denn sogleich theilte, der Dame für ihren vortrefflichen Ausdruck und dem Architekten für seine künstliche und zierliche Zeichnung eine freudige Bewunderung zu beweisen.

Besonders der Bräutigam unterhielt sich mit dem Architekten. „Es thut mir leid," sagte Jener, „daß die Zeichnung so vergänglich ist. Sie erlauben wenigstens, daß ich sie mir auf mein Zimmer bringen lasse und mich mit Ihnen darüber unterhalte." „Wenn es Ihnen Vergnügen macht," sagte der Architekt, „so kann ich Ihnen sorgfältige Zeichnungen von dergleichen Gebäuden und Monumenten vorlegen, wovon dieses nur ein zufälliger flüchtiger Entwurf ist."

Ottilie stand nicht fern und trat zu den Beiden. „Versäumen Sie nicht," sagte sie zum Architekten, „den Herrn Baron gelegentlich Ihre Sammlung sehn zu lassen! Er ist ein Freund der Kunst und des Alterthums; ich wünsche, daß Sie Sich näher kennen lernen."

Luciane kam herbeigefahren und fragte: „Wovon ist die Rede?"

„Von einer Sammlung Kunstwerke," antwortete der Baron, „welche dieser Herr besitzt, und die er uns gelegentlich zeigen will."

„Er mag sie nur gleich bringen," rief Luciane. „Nicht wahr, Sie bringen sie gleich?" setzte sie schmeichelnd hinzu, indem sie ihn mit beiden Händen freundlich anfaßte.

„Es möchte jetzt der Zeitpunkt nicht sein," versetzte der Architekt.

„Was!“ rief Luciane gebieterisch, „Sie wollen dem Befehl Ihrer Königin nicht gehorchen?“ Dann legte sie sich auf ein neckisches Bitten.

„Sein Sie nicht eigensinnig,“ sagte Ottilie halb leise.

Der Architekt entfernte sich mit einer Beugung; sie war weder bejahend noch verneinend.

Kaum war er fort, als Luciane sich mit einem Windspiel im Saal herumjagte. „Ach!“ rief sie aus, indem sie zufällig an ihre Mutter stieß, „wie bin ich nicht unglücklich! Ich habe meinen Affen nicht mitgenommen; man hat mir es abgerathen, es ist aber nur die Bequemlichkeit meiner Leute, die mich um dieses Vergnügen bringt. Ich will ihn aber nachkommen lassen; es soll mir Jemand hin, ihn zu holen. Wenn ich nur sein Bildniß sehen könnte, so wäre ich schon vergnügt. Ich will ihn aber gewiß auch malen lassen, und er soll mir nicht von der Seite kommen.“

„Vielleicht kann ich Dich trösten,“ versetzte Charlotte, „wenn ich Dir aus der Bibliothek einen ganzen Band der wunderlichsten Affenbilder kommen lasse.“ Luciane schrie vor Freuden laut auf, und der Foliobaud wurde gebracht. Der Anblick dieser menschenähnlichen und durch den Künstler noch mehr vermenschlichten abscheulichen Geschöpfe machte Lucianen die größte Freude. Ganz glücklich aber fühlte sie sich, bei einem jeden dieser Thiere die Aehnlichkeit mit bekannten Menschen zu finden. „Sieht der nicht aus wie der Onkel?“ rief sie unbarmherzig, „der wie der Galanteriehändler M—, der wie der Pfarrer S—, und dieser ist der Dings — der — leibhaftig. Im Grunde sind doch die Affen die eigentlichen Incroyables, und es ist unbegreiflich, wie man sie aus der besten Gesellschaft ausschließen mag.“

Sie sagte das in der besten Gesellschaft, doch Niemand nahm es ihr übel. Man war so gewohnt, ihrer Anmuth Vieles zu erlauben, daß man zuletzt ihrer Unart Alles erlaubte.

Ottilie unterhielt sich indessen mit dem Bräutigam. Sie hoffte auf die Rückkunft des Architekten, dessen ernstere, geschmackvollere Sammlungen die Gesellschaft von diesem Affenwesen befreien sollten. In dieser Erwartung hatte sie sich mit dem Baron besprochen und ihn auf Manches aufmerksam gemacht. Allein der Architekt blieb aus, und als er endlich wiederkam, verlor er sich unter der Gesellschaft, ohne etwas mitzubringen und ohne zu thun, als ob von etwas die Frage ge-

wesen wäre. Ottilie ward einen Augenblick — wie soll man's nennen? — verdrießlich, ungehalten, betroffen; sie hatte ein gutes Wort an ihn gewendet, sie gönnte dem Bräutigam eine vergnügte Stunde nach seinem Sinne, der bei seiner unendlichen Liebe für Lucianen doch von ihrem Betragen zu leiden schien.

Die Affen mußten einer Kollation Platz machen. Gesellige Spiele, ja sogar noch Tänze, zuletzt ein freudeloses Herumsitzen und Wiederaufsagen einer schon gesunkenen Lust dauerten diesmal wie sonst auch weit über Mitternacht. Denn schon hatte sich Luciane gewöhnt, Morgens nicht aus dem Bette und Abends nicht ins Bette gelangen zu können.

Um diese Zeit finden sich in Ottiliens Tagebuch Ereignisse seltener angemerkt, dagegen häufiger auf das Leben bezügliche und vom Leben abgezogene Maximen und Sentenzen. Weil aber die meisten derselben wol nicht durch ihre eigene Reflexion entstanden sein können, so ist es wahrscheinlich, daß man ihr irgend einen Heft mitgetheilt, aus dem sie sich, was ihr gemüthlich war, ausgeschrieben. Manches Eigene von innigerem Bezug wird an dem rothen Faden wol zu erkennen sein.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wir blicken so gern in die Zukunft, weil wir das Ungefähre, was sich in ihr hin und her bewegt, durch stille Wünsche so gern zu unsern Gunsten heranleiten möchten."

„Wir befinden uns nicht leicht in großer Gesellschaft, ohne zu denken, der Zufall, der so Viele zusammenbringt, solle uns auch unsre Freunde herbeiführen."

„Man mag noch so eingezogen leben, so wird man, ehe man sich's versieht, ein Schuldner oder ein Gläubiger."

„Begegnet uns Jemand, der uns Dank schuldig ist, gleich fällt es uns ein. Wie oft können wir Jemand begegnen, dem wir Dank schuldig sind, ohne daran zu denken!"

„Sich mitzutheilen, ist Natur; Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird, ist Bildung."

„Niemand würde viel in Gesellschaften sprechen, wenn er sich bewußt wäre, wie oft er die Andern mißversteht."

„Man verändert fremde Reden beim Wiederholen wol nur darum so sehr, weil man sie nicht verstanden hat."

„Wer vor Andern lange allein spricht, ohne den Zuhörern zu schmeicheln, erregt Widerwillen."

„Jedes ausgesprochene Wort erregt den Gegensinn."

„Widerspruch und Schmeichelei machen beide ein schlechtes Gespräch."

„Die angenehmsten Gesellschaften sind die, in welchen eine heitere Ehrerbietung der Glieder gegen einander obwaltet."

„Durch nichts bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter als durch das, was sie lächerlich finden."

„Das Lächerliche entspringt aus einem sittlichen Kontrast, der auf eine unschädliche Weise für die Sinne in Verbindung gebracht wird."

„Der sinnliche Mensch lacht oft, wo nichts zu lachen ist. Was ihn auch anregt, sein inneres Behagen kommt zum Vorschein."

„Der Verständige findet fast Alles lächerlich, der Vernünftige fast nichts."

„Einem bejahrten Manne verdachte man, daß er sich noch um junge Frauenzimmer bemühte. Es ist das einzige Mittel, versetzte er, sich zu verjüngen, und das will doch Jedermann."

„Man läßt sich seine Mängel vorhalten, man läßt sich strafen, man leidet Manches um ihrer willen mit Geduld; aber ungeduldig wird man, wenn man sie ablegen soll."

„Gewisse Mängel sind nothwendig zum Dasein des Einzelnen. Es würde uns unangenehm sein, wenn alte Freunde gewisse Eigenheiten ablegten."

„Man sagt: er stirbt bald, wenn Einer etwas gegen seine Art und Weise thut."

„Was für Mängel dürfen wir behalten, ja an uns kultiviren? Solche, die den Andern eher schmeicheln als sie verletzen."

„Die Leidenschaften sind Mängel oder Tugenden, nur gesteigerte."

„Unsre Leidenschaften sind wahre Phönixe. Wie der alte verbrennt, steigt der neue sogleich wieder aus der Asche hervor."

„Große Leidenschaften sind Krankheiten ohne Hoffnung. Was sie heilen könnte, macht sie erst recht gefährlich."

„Die Leidenschaft erhöht und mildert sich durchs Bekennen. In nichts wäre die Mittelstraße vielleicht wünschenswerther als im Vertrauen und Verschweigen gegen Die, die wir lieben."

Fünftes Kapitel.

So peitschte Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel immer vor sich her. Ihr Hofstaat vermehrte sich täglich, theils weil ihr Treiben so Manchen anregte und anzog, theils weil sie sich Andre durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte. Mittheilend war sie im höchsten Grade; denn da ihr durch die Neigung der Tante und des Bräutigams so viel Schönes und Köstliches auf einmal zugeflossen war, so schien sie nichts Eigenes zu besitzen und den Werth der Dinge nicht zu kennen, die sich um sie gehäuft hatten. So zauberte sie nicht einen Augenblick, einen kostbaren Shawl abzunehmen und ihn einem Frauenzimmer umzuhängen, das ihr gegen die übrigen zu ärmlich gekleidet schien, und sie that das auf eine so neckische, geschickte Weise, daß Niemand eine solche Gabe ablehnen konnte. Einer von ihrem Hofstaat hatte stets eine Börse und den Auftrag, in den Orten, wo sie einkehrten, sich nach den Aeltesten und Kränksten zu erkundigen und ihren Zustand wenigstens für den Augenblick zu erleichtern. Dadurch entstand ihr in der ganzen Gegend ein Name von Vortrefflichkeit, der ihr doch auch manchmal unbequem ward, weil er allzuviel lästige Nothleidende an sie heranzog.

Durch nichts aber vermehrte sie so sehr ihren Ruf als durch ein auffallendes gutes beharrliches Benehmen gegen einen unglücklichen jungen Mann, der die Gesellschaft floh, weil er, übrigens schön und wohlgebildet, seine rechte Hand, obgleich rühmlich in der Schlacht, verloren hatte. Diese Verstümmlung erregte ihm einen solchen Mißmuth, es war ihm so verdrießlich, daß jede neue Bekanntschaft sich auch immer mit seinem Unfall bekannt machen sollte, daß er sich lieber versteckte, sich dem Lesen und andern Studien ergab und ein für allemal mit der Gesellschaft nichts wollte zu schaffen haben.

Das Dasein dieses jungen Mannes blieb ihr nicht verborgen. Er mußte herbei, erst in kleiner Gesellschaft, dann in größerer, dann in der größten. Sie benahm sich anmuthiger gegen ihn als gegen irgend einen Andern, besonders wußte sie durch zudringliche Dienstfertigkeit ihm seinen Verlust werth zu machen, indem sie geschäftig war, ihn zu ersetzen. Bei Tafel mußte er neben ihr seinen Platz nehmen; sie schnitt ihm vor, so daß er nur die Gabel gebrauchen durfte. Nahmen Aeltere, Vornehmere ihm ihre Nachbarschaft weg, so erstreckte sie ihre

Aufmerksamkeit über die ganze Tafel hin, und die eilenden Bedienten mußten das ersetzen, was ihm die Entfernung zu rauben drohte. Zuletzt munterte sie ihn auf, mit der linken Hand zu schreiben; er mußte alle seine Versuche an sie richten, und so stand sie, entfernt oder nah, immer mit ihm in Verhältniß. Der junge Mann wußte nicht, wie ihm geworden war, und wirklich fing er von diesem Augenblick ein neues Leben an.

Vielleicht sollte man denken, ein solches Betragen wäre dem Bräutigam mißfällig gewesen; allein es fand sich das Gegentheil. Er rechnete ihr diese Bemühungen zu großem Verdienst an und war um so mehr darüber ganz ruhig, als er ihre fast übertriebenen Eigenheiten kannte, wodurch sie Alles, was im Mindesten verfänglich schien, von sich abzulehnen wußte. Sie wollte mit Jedermann nach Belieben umspringen, Jeder war in Gefahr, von ihr einmal angestoßen, gezerrt oder sonst geneckt zu werden; Niemand aber durfte sich gegen sie ein Gleiches erlauben, Niemand sie nach Willkür berühren, Niemand auch nur im entferntesten Sinne eine Freiheit, die sie sich nahm, erwidern; und so hielt sie die Andern in den strengsten Grenzen der Sittlichkeit gegen sich, die sie gegen Andere jeden Augenblick zu übertreten schien.

Ueberhaupt hätte man glauben können, es sei bei ihr Maxime gewesen, sich dem Lobe und dem Tadel, der Neigung und der Abneigung gleichmäßig auszusetzen. Denn wenn sie die Menschen auf mancherlei Weise für sich zu gewinnen suchte, so verdarb sie es wieder mit ihnen gewöhnlich durch eine böse Zunge, die Niemanden schonte. So wurde kein Besuch in der Nachbarschaft abgelegt, nirgends sie und ihre Gesellschaft in Schlössern und Wohnungen freundlich aufgenommen, ohne daß sie bei der Rückkehr auf das Ausgelassenste merken ließ, wie sie alle menschlichen Verhältnisse nur von der lächerlichen Seite zu nehmen geneigt sei. Da waren drei Brüder, welche unter lauter Komplimenten, wer zuerst heirathen sollte, das Alter übereilt hatte; hier eine kleine junge Frau mit einem großen alten Manne; dort umgekehrt ein kleiner, munterer Mann und eine unbehilfliche Riesin. In dem einen Hause stolperte man bei jedem Schritt über ein Kind; das andre wollte ihr bei der größten Gesellschaft nicht voll erscheinen, weil keine Kinder gegenwärtig waren. Alte Gatten sollten sich nur schnell begraben lassen, damit doch wieder einmal Jemand im Hause zum Lachen käme, da ihnen keine Notherben gegeben waren.

Junge Eheleute sollten reisen, weil das Haushalten sie gar nicht kleide. Und wie mit den Personen, so machte sie es auch mit den Sachen, mit den Gebäuden wie mit dem Haus- und Tischgeräthe. Besonders alle Wandverzierungen reizten sie zu lustigen Bemerkungen. Von dem ältesten Hautelis-Teppich bis zu der neusten Papiertapete, vom ehrwürdigsten Familienbilde bis zum frivolsten neuen Kupferstich, Eins wie das Andre mußte leiden, Eins wie das Andre wurde durch ihre spöttischen Bemerkungen gleichsam aufgezehrt, so daß man sich hätte verwundern sollen, wie fünf Meilen umher irgend etwas nur noch existirte.

Eigentliche Bosheit war vielleicht nicht in diesem verneinenden Bestreben; ein selbstischer Muthwille mochte sie gewöhnlich anreizen; aber eine wahrhafte Bitterkeit hatte sich in ihrem Verhältniß zu Ottilien erzeugt. Auf die ruhige, ununterbrochene Thätigkeit des lieben Kindes, die von Jedermann bemerkt und gepriesen wurde, sah sie mit Verachtung herab, und als zur Sprache kam, wie sehr sich Ottilie der Gärten und der Treibhäuser annehme, spottete sie nicht allein darüber, indem sie, uneingedenk des tiefen Winters, in dem man lebte, sich zu verwundern schien, daß man weder Blumen noch Früchte gewahr werde, sondern sie ließ auch von nun an so viel Grünes, so viel Zweige und was nur irgend keimte, herbeiholen und zur täglichen Zierde der Zimmer und des Tisches verschwenden, daß Ottilie und der Gärtner nicht wenig gekränkt waren, ihre Hoffnungen für das nächste Jahr und vielleicht auf längere Zeit zerstört zu sehen.

Ebenso wenig gönnte sie Ottilien die Ruhe des häuslichen Ganges, worin sie sich mit Bequemlichkeit fortbewegte. Ottilie sollte mit auf die Lust- und Schlittenfahrten; sie sollte mit auf die Bälle, die in der Nachbarschaft veranstaltet wurden; sie sollte weder Schnee noch Kälte noch gewaltsame Nachtstürme scheuen, da ja so viel Andre nicht davon stürben. Das zarte Kind litt nicht wenig darunter, aber Luciane gewann nichts dabei; denn obgleich Ottilie sehr einfach gekleidet ging, so war sie doch, oder so schien sie wenigstens den Männern immer die Schönste. Ein sanftes Anziehen versammelte alle Männer um sie her, sie mochte sich in den großen Räumen am ersten oder am letzten Platze befinden, ja der Bräutigam Lucianens selbst unterhielt sich oft mit ihr, und zwar um so mehr, als er in einer Angelegenheit, die ihn beschäftigte, ihren Rath, ihre Mitwirkung verlangte.

Er hatte den Architekten näher kennen lernen, bei Gelegenheit seiner Kunstsammlung viel über das Geschichtliche mit ihm gesprochen, in andern Fällen auch, besonders bei Betrachtung der Kapelle, sein Talent schätzen gelernt. Der Baron war jung, reich; er sammelte, er wollte bauen; seine Liebhaberei war lebhaft, seine Kenntnisse schwach; er glaubte in dem Architekten seinen Mann zu finden, mit dem er mehr als einen Zweck zugleich erreichen könnte. Er hatte seiner Braut von dieser Absicht gesprochen; sie lobte ihn darum und war höchlich mit dem Vorschlag zufrieden, doch vielleicht mehr, um diesen jungen Mann Ottilien zu entziehen — denn sie glaubte so etwas von Neigung bei ihm zu bemerken — als daß sie gedacht hätte, sein Talent zu ihren Absichten zu benutzen. Denn ob er gleich bei ihren extemporirten Festen sich sehr thätig erwiesen und manche Ressourcen bei dieser und jener Anstalt dargeboten, so glaubte sie es doch immer selbst besser zu verstehen; und da ihre Erfindungen gewöhnlich gemein waren, so reichte, um sie auszuführen, die Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners ebenso gut hin als die des vorzüglichsten Künstlers. Weiter als zu einem Altar, worauf geopfert ward, und zu einer Bekränzung, es mochte nun ein gipsernes oder ein lebendes Haupt sein, konnte ihre Einbildungskraft sich nicht versteigen, wenn sie irgend Jemand zum Geburts- und Ehrentage ein festliches Kompliment zu machen gedachte.

Ottilie konnte dem Bräutigam, der sich nach dem Verhältniß des Architekten zum Hause erkundigte, die beste Auskunft geben. Sie wußte, daß Charlotte sich schon früher nach einer Stelle für ihn umgethan hatte; denn wäre die Gesellschaft nicht gekommen, so hätte sich der junge Mann gleich nach Vollendung der Kapelle entfernt, weil alle Bauten den Winter über stillstehn sollten und mußten; und es war daher sehr erwünscht, wenn der geschickte Künstler durch einen neuen Gönner wieder genutzt und befördert wurde.

Das persönliche Verhältniß Ottiliens zum Architekten war ganz rein und unbefangen. Seine angenehme und thätige Gegenwart hatte sie wie die Nähe eines ältern Bruders unterhalten und erfreut. Ihre Empfindungen für ihn blieben auf der ruhigen, leidenschaftslosen Oberfläche der Blutsverwandtschaft; denn in ihrem Herzen war kein Raum mehr; es war von der Liebe zu Eduard ganz gedrängt ausgefüllt, und nur die Gottheit, die Alles durchdringt, konnte dieses Herz zugleich mit ihm besitzen.

Indessen je tiefer der Winter sich senkte, je wilderes Wetter, je unzugänglicher die Wege, desto anziehender schien es, in so guter Gesellschaft die abnehmenden Tage zuzubringen. Nach kurzen Ebben überfluthete die Menge von Zeit zu Zeit das Haus. Offiziere von entfernteren Garnisonen, die gebildeten zu ihrem großen Vortheil, die roheren zur Unbequemlichkeit der Gesellschaft, zogen sich herbei; am Civilstande fehlte es auch nicht, und ganz unerwartet kamen eines Tages der Graf und die Baronesse zusammen angefahren.

Ihre Gegenwart schien erst einen wahren Hof zu bilden. Die Männer von Stand und Sitten umgaben den Grafen, und die Frauen ließen der Baronesse Gerechtigkeit widerfahren. Man verwunderte sich nicht lange, sie Beide zusammen und so heiter zu sehen; denn man vernahm, des Grafen Gemahlin sei gestorben, und eine neue Verbindung werde geschlossen sein, sobald es die Schicklichkeit nur erlaube. Ottilie erinnerte sich jenes ersten Besuchs, jedes Worts, was über Ehestand und Scheidung, über Verbindung und Trennung, über Hoffnung, Erwartung, Entbehren und Entsagen gesprochen ward. Beide Personen, damals noch ganz ohne Aussichten, standen nun vor ihr, dem gebofften Glück so nahe, und ein unwillkürlicher Seufzer drang aus ihrem Herzen.

Luciane hörte kaum, daß der Graf ein Liebhaber von Musik sei, so wußte sie ein Konzert zu veranstalten; sie wollte sich dabei mit Gesang zur Guitarre hören lassen. Es geschah. Das Instrument spielte sie nicht ungeschickt, ihre Stimme war angenehm; was aber die Worte betraf, so verstand man sie so wenig, als wenn sonst eine deutsche Schöne zur Guitarre singt. Indeß versicherte Jedermann, sie habe mit viel Ausdruck gesungen, und sie konnte mit dem lauten Beifall zufrieden sein. Nur ein wunderliches Unglück begegnete bei dieser Gelegenheit. In der Gesellschaft befand sich ein Dichter, den sie auch besonders zu verbinden hoffte, weil sie einige Lieder von ihm an sie gerichtet wünschte, und deshalb diesen Abend meist nur von seinen Liedern vortrug. Er war überhaupt wie Alle höflich gegen sie; aber sie hatte mehr erwartet. Sie legte es ihm einigemal nahe, konnte aber weiter nichts von ihm vernehmen, bis sie endlich aus Ungeduld einen ihrer Hofleute an ihn schickte und sondiren ließ, ob er denn nicht entzückt gewesen sei, seine vortrefflichen Gedichte so vortrefflich vortragen zu hören. „Meine Gedichte?“ versetzte Dieser mit Erstaunen. „Verzeihen Sie, mein Herr,“ fügte er hinzu, „ich habe nichts als Vokale gehört

und die nicht einmal alle. Unterdessen ist es meine Schuldigkeit, mich für eine so liebenswürdige Intention dankbar zu erweisen." Der Hofmann schwieg und verschwieg. Der Andre suchte sich durch einige wohltönende Komplimente aus der Sache zu ziehen. Sie ließ ihre Absicht nicht undeutlich merken, auch etwas eigens für sie Gedichtetes zu besitzen. Wenn es nicht allzu unfreundlich gewesen wäre, so hätte er ihr das Alphabet überreichen können, um sich daraus ein beliebiges Lobgedicht zu irgend einer vorkommenden Melodie selbst einzubilden. Doch sollte sie nicht ohne Kränkung aus dieser Begebenheit scheiden. Kurze Zeit darauf erfuhr sie, er habe noch selbigen Abend einer von Ottiliens Lieblingsmelodien ein allerliebstes Gedicht untergelegt, das noch mehr als verbindlich sei.

Luciane wie alle Menschen ihrer Art, die immer durch einander mischen, was ihnen vortheilhaft und was ihnen nachtheilig ist, wollte nun ihr Glück im Recitiren versuchen. Ihr Gedächtniß war gut, aber wenn man aufrichtig reden sollte, ihr Vortrag geistlos und heftig, ohne leidenschaftlich zu sein. Sie recitirte Balladen, Erzählungen und was sonst in Deklamatorien vorzukommen pflegt. Dabei hatte sie die unglückliche Gewohnheit angenommen, das, was sie vortrug, mit Gesten zu begleiten, wodurch man das, was eigentlich episch und lyrisch ist, auf eine unangenehme Weise mit dem Dramatischen mehr verwirrt als verbindet.

Der Graf, ein einsichtsvoller Mann, der gar bald die Gesellschaft, ihre Neigungen, Leidenschaften und Unterhaltungen übersah, brachte Lucianen glücklicher- oder unglücklicherweise auf eine neue Art von Darstellung, die ihrer Persönlichkeit sehr gemäß war. „Ich finde," sagte er, „hier so manche wohlgestaltete Personen, denen es gewiß nicht fehlt, malerische Bewegungen und Stellungen nachzuahmen. Sollten sie es noch nicht versucht haben, wirkliche bekannte Gemälde vorzustellen? Eine solche Nachbildung, wenn sie auch manche mühsame Anordnung erfordert, bringt dagegen auch einen unglaublichen Reiz hervor."

Schnell ward Luciane gewahr, daß sie hier ganz in ihrem Fach sein würde. Ihr schöner Wuchs, ihre volle Gestalt, ihr regelmäßiges und doch bedeutendes Gesicht, ihre lichtbraunen Haarflechten, ihr schlanker Hals, Alles war schon wie aufs Gemälde berechnet; und hätte sie nun gar gewußt, daß sie schöner aussah, wenn sie still stand, als wenn sie sich bewegte, indem

ihr im letzten Falle manchmal etwas störendes Ungraziöses entschlüpfte, so hätte sie sich mit noch mehrerem Eifer dieser natürlichen Bildnerei ergeben.

Man suchte nun Kupferstiche nach berühmten Gemälden; man wählte zuerst den Belisar nach van Dyk. Ein großer und wohlgebauter Mann von gewissen Jahren sollte den sitzenden blinden General, der Architekt den vor ihm theilnehmend traurig stehenden Krieger nachbilden, dem er wirklich etwas ähnlich sah. Luciane hatte sich, halb bescheiden, das junge Weibchen im Hintergrunde gewählt, das reichliche Almosen aus einem Beutel in die flache Hand zählt, indeß eine Alte sie abzumahnen und ihr vorzustellen scheint, daß sie zu viel thue. Eine andre ihm wirklich Almosen reichende Frauensperson war nicht vergessen.

Mit diesen und andern Bildern beschäftigte man sich sehr ernstlich. Der Graf gab dem Architekten über die Art der Einrichtung einige Winke, der sogleich ein Theater dazu aufstellte und wegen der Beleuchtung die nöthige Sorge trug. Man war schon tief in die Anstalten verwickelt, als man erst bemerkte, daß ein solches Unternehmen einen ansehnlichen Aufwand verlangte, und daß auf dem Lande mitten im Winter gar manches Erforderniß abging. Deshalb ließ, damit ja nichts stocken möge, Luciane beinah ihre sämmtliche Garderobe zerschneiden, um die verschiedenen Kostüme zu liefern, die jene Künstler willkürlich genug angegeben hatten.

Der Abend kam herbei, und die Darstellung wurde vor einer großen Gesellschaft und zu allgemeinem Beifall ausgeführt. Eine bedeutende Musik spannte die Erwartung. Jener Belisar eröffnete die Bühne. Die Gestalten waren so passend, die Farben so glücklich ausgetheilt, die Beleuchtung so kunstreich, daß man fürwahr in einer andern Welt zu sein glaubte, nur daß die Gegenwart des Wirklichen statt des Scheins eine Art von ängstlicher Empfindung hervorbrachte.

Der Vorhang fiel und ward auf Verlangen mehr als einmal wieder aufgezogen. Ein musikalisches Zwischenspiel unterhielt die Gesellschaft, die man durch ein Bild höherer Art überraschen wollte. Es war die bekannte Vorstellung von Poussin: Ahasverus und Esther. Diesmal hatte sich Luciane besser bedacht. Sie entwickelte in der ohnmächtig hingesunkenen Königin alle ihre Reize und hatte sich klugerweise zu den umgebenden unterstützenden Mädchen lauter hübsche wohlgebildete Figuren ausgesucht, worunter sich jedoch keine mit ihr auch nur im

Mindesten messen konnte. Ottilie blieb von diesem Bilde wie von den übrigen ausgeschlossen. Auf den goldnen Thron hatten sie, um den Zeus gleichen König vorzustellen, den rüstigsten und schönsten Mann der Gesellschaft gewählt, so daß dieses Bild wirklich eine unvergleichliche Vollkommenheit gewann.

Als drittes hatte man die sogenannte väterliche Ermahnung von Terburg gewählt, und wer kennt nicht den herrlichen Kupferstich unseres Wille von diesem Gemälde? Einen Fuß über den andern geschlagen, sitzt ein edler ritterlicher Vater und scheint seiner vor ihm stehenden Tochter ins Gewissen zu reden. Diese, eine herrliche Gestalt, im faltenreichen weißen Atlaskleide, wird zwar nur von hinten gesehen; aber ihr ganzes Wesen scheint anzudeuten, daß sie sich zusammennimmt. Daß jedoch die Ermahnung nicht heftig und beschämend sei, sieht man aus der Miene und Geberde des Vaters; und was die Mutter betrifft, so scheint diese eine kleine Verlegenheit zu verbergen, indem sie in ein Glas Wein blickt, das sie eben auszuschlürfen im Begriff ist.

Bei dieser Gelegenheit nun sollte Luciane in ihrem höchsten Glanze erscheinen. Ihre Zöpfe, die Form ihres Kopfes, Hals und Nacken waren über alle Begriffe schön, und die Taille, von der bei den modernen antikisirenden Bekleidungen der Frauenzimmer wenig sichtbar wird, höchst zierlich, schlank und leicht, zeigte sich an ihr in dem älteren Kostüm äußerst vortheilhaft; und der Architekt hatte gesorgt, die reichen Falten des weißen Atlasses mit der künstlichsten Natur zu legen, so daß ganz ohne Frage diese lebendige Nachbildung weit über jenes Originalbildniß hinausreichte und ein allgemeines Entzücken erregte. Man konnte mit dem Wiederverlangen nicht endigen, und der ganz natürliche Wunsch, einem so schönen Wesen, das man genugsam von der Rückseite gesehen, auch ins Angesicht zu schauen, nahm dergestalt überhand, daß ein lustiger, ungeduldiger Vogel die Worte, die man manchmal an das Ende einer Seite zu schreiben pflegt, „Tournez s'il vous plaît," laut ausrief und eine allgemeine Beistimmung erregte. Die Darstellenden aber kannten ihren Vortheil zu gut und hatten den Sinn dieser Kunststücke zu wohl gefaßt, als daß sie dem allgemeinen Ruf hätten nachgeben sollen. Die beschämt scheinende Tochter blieb ruhig stehen, ohne den Zuschauern den Ausdruck ihres Angesichts zu gönnen; der Vater blieb in seiner ermahnenden Stellung sitzen, und die Mutter brachte Nase und Augen nicht aus dem durch-

sichtigen Glase, worin sich, ob sie gleich zu trinken schien, der Wein nicht verminderte. — Was sollen wir noch viel von kleinen Nachstücken sagen, wozu man niederländische Wirthshaus- und Jahrmarktsscenen gewählt hatte?

Der Graf und die Baronesse reisten ab und versprachen, in den ersten glücklichen Wochen ihrer nahen Verbindung wiederzukehren, und Charlotte hoffte nunmehr, nach zwei mühsam überstandenen Monaten, die übrige Gesellschaft gleichfalls los zu werden. Sie war des Glücks ihrer Tochter gewiß, wenn bei dieser der erste Braut- und Jugendtaumel sich würde gelegt haben; denn der Bräutigam hielt sich für den glücklichsten Menschen von der Welt. Bei großem Vermögen und gemäßigter Sinnesart schien er auf eine wunderbare Weise von dem Vorzuge geschmeichelt, ein Frauenzimmer zu besitzen, das der ganzen Welt gefallen mußte. Er hatte einen so ganz eigenen Sinn, Alles auf sie und erst durch sie auf sich zu beziehen, daß es ihm eine unangenehme Empfindung machte, wenn sich nicht gleich ein Neuankommender mit aller Aufmerksamkeit auf sie richtete und mit ihm, wie es wegen seiner guten Eigenschaften besonders von älteren Personen oft geschah, eine nähere Verbindung suchte, ohne sich sonderlich um sie zu bekümmern. Wegen des Architekten kam es bald zur Richtigkeit. Aufs Neujahr sollte ihm dieser folgen und das Karneval mit ihm in der Stadt zubringen, wo Luciane sich von der Wiederholung der so schön eingerichteten Gemälde so wie von hundert andern Dingen die größte Glückseligkeit versprach, um so mehr, als Tante und Bräutigam jeden Aufwand für gering zu achten schienen, der zu ihrem Vergnügen erfordert wurde.

Nun sollte man scheiden; aber das konnte nicht auf eine gewöhnliche Weise geschehen. Man scherzte einmal ziemlich laut, daß Charlottens Wintervorräthe nun bald aufgezehrt seien, als der Ehrenmann, der den Belisar vorgestellt hatte und freilich reich genug war, von Lucianens Vorzügen hingerissen, denen er nun schon so lange huldigte, unbedachtsam ausrief: „So lassen Sie es uns auf polnische Art halten! Kommen Sie nun und zehren mich auch auf, und so gehet es dann weiter in der Runde herum!“ Gesagt, gethan: Luciane schlug ein. Den andern Tag war gepackt, und der Schwarm warf sich auf ein anderes Besitzthum. Dort hatte man auch Raum genug, aber weniger Bequemlichkeit und Einrichtung. Daraus entstand manches Unschickliche, das erst Lucianen recht glücklich machte. Das Leben wurde immer

wüster und wilder. Treibjagen im tiefsten Schnee, und was man sonst nur Unbequemes auffinden konnte, wurde veranstaltet, Frauen so wenig als Männer durften sich ausschließen, und so zog man, jagend und reitend, schlittenfahrend und lärmend, von einem Gute zum andern, bis man sich endlich der Residenz näherte; da denn die Nachrichten und Erzählungen, wie man sich bei Hofe und in der Stadt vergnüge, der Einbildungskraft eine andre Wendung gaben und Lucianen mit ihrer sämmtlichen Begleitung, indem die Tante schon vorausgegangen war, unaufhaltsam in einen andern Lebenskreis hineinzogen.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Man nimmt in der Welt Jeden, wofür er sich giebt; aber er muß sich auch für etwas geben. Man erträgt die Unbequemen lieber, als man die Unbedeutenden duldet."

„Man kann der Gesellschaft Alles aufdringen, nur nicht, was eine Folge hat."

„Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen; wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht."

„Ich finde es beinahe natürlich, daß wir an Besuchenden Mancherlei auszusetzen haben, daß wir sogleich, wenn sie weg sind, über sie nicht zum Liebevollsten urtheilen; denn wir haben, so zu sagen, ein Recht, sie nach unserm Maaßstabe zu messen. Selbst verständige und billige Menschen enthalten sich in solchen Fällen kaum einer scharfen Censur."

„Wenn man dagegen bei Andern gewesen ist und hat sie mit ihren Umgebungen, Gewohnheiten, in ihren nothwendigen, unausweichlichen Zuständen gesehen, wie sie um sich wirken, oder wie sie sich fügen, so gehört schon Unverstand und böser Wille dazu, um das lächerlich zu finden, was uns in mehr als einem Sinne ehrwürdig scheinen müßte."

„Durch das, was wir Betragen und gute Sitten nennen, soll das erreicht werden, was außerdem nur durch Gewalt oder auch nicht einmal durch Gewalt zu erreichen ist."

„Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten."

„Wie kann der Charakter, die Eigenthümlichkeit des Menschen mit der Lebensart bestehen?"

„Das Eigenthümliche müßte durch die Lebensart erst recht hervorgehoben werden. Das Bedeutende will Jedermann, nur soll es nicht unbequem sein."

„Die größten Vortheile im Leben überhaupt wie in der Gesellschaft hat ein gebildeter Soldat."

„Rohe Kriegsleute gehen wenigstens nicht aus ihrem Charakter, und weil doch meist hinter der Stärke eine Gutmüthigkeit verborgen liegt, so ist im Nothfall auch mit ihnen auszukommen."

„Niemand ist lästiger als ein täppischer Mensch vom Civilstande. Von ihm könnte man die Feinheit fordern, da er sich mit nichts Rohem zu beschäftigen hat."

„Wenn wir mit Menschen leben, die ein zartes Gefühl für das Schickliche haben, so wird es uns Angst um ihretwillen, wenn etwas Ungeschicktes begegnet. So fühle ich immer für und mit Charlotten, wenn Jemand mit dem Stuhle schaukelt, weil sie das in den Tod nicht leiden kann."

„Es käme Niemand mit der Brille auf der Nase in ein vertrauliches Gemach, wenn er wüßte, daß uns Frauen sogleich die Lust vergeht, ihn anzusehen und uns mit ihm zu unterhalten."

„Zutraulichkeit an der Stelle der Ehrfurcht ist immer lächerlich. Es würde Niemand den Hut ablegen, nachdem er kaum das Kompliment gemacht hat, wenn er wüßte, wie komisch das aussieht."

„Es giebt kein äußeres Zeichen der Höflichkeit, das nicht einen tiefen sittlichen Grund hätte. Die rechte Erziehung wäre, welche dieses Zeichen und den Grund zugleich überlieferte."

„Das Betragen ist ein Spiegel, in welchem Jeder sein Bild zeigt."

„Es giebt eine Höflichkeit des Herzens; sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußern Betragens."

„Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe!"

„Wir sind nie entfernter von unsern Wünschen, als wenn wir uns einbilden, das Gewünschte zu besitzen."

„Niemand ist mehr Sklave, als der sich für frei hält, ohne es zu sein."

„Es darf sich Einer nur für frei erklären, so fühlt er sich den Augenblick als bedingt. Wagt er es, sich für bedingt zu erklären, so fühlt er sich frei."

„Gegen große Vorzüge eines Andern giebt es kein Rettungsmittel als die Liebe."

„Es ist was Schreckliches um einen vorzüglichen Mann, auf den sich die Dummen was zu Gute thun."

„Es giebt, sagt man, für den Kammerdiener keinen Helden. Das kommt aber blos daher, weil der Held nur vom Helden anerkannt werden kann. Der Kammerdiener wird aber wahrscheinlich Seinesgleichen zu schätzen wissen."

„Es giebt keinen größern Trost für die Mittelmäßigkeit, als daß das Genie nicht unsterblich sei."

„Die größten Menschen hängen immer mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen."

„Man hält die Menschen gewöhnlich für gefährlicher, als sie sind."

„Thoren und gescheite Leute sind gleich unschädlich. Nur die Halbnarren und Halbweisen, das sind die Gefährlichsten."

„Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst."

„Selbst im Augenblick des höchsten Glücks und der höchsten Noth bedürfen wir des Künstlers."

„Die Kunst beschäftigt sich mit dem Schweren und Guten."

„Das Schwierige leicht behandelt zu sehen, giebt uns das Anschauen des Unmöglichen."

„Die Schwierigkeiten wachsen, je näher man dem Ziele kommt."

„Säen ist nicht so beschwerlich als ernten."

Sechstes Kapitel.

Die große Unruhe, welche Charlotten durch diesen Besuch erwuchs, ward ihr dadurch vergütet, daß sie ihre Tochter völlig begreifen lernte, worin ihr die Bekanntschaft mit der Welt sehr zu Hilfe kam. Es war nicht zum ersten Mal, daß ihr ein so seltsamer Charakter begegnete, ob er ihr gleich noch niemals auf dieser Höhe erschien. Und doch hatte sie aus der Erfahrung, daß solche Personen, durchs Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch elterliche Verhältnisse gebildet, eine sehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen können, indem die Selbstigkeit gemildert wird, und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene

Richtung erhält. Charlotte ließ als Mutter sich um desto eher eine für Andere vielleicht unangenehme Erscheinung gefallen, als es Eltern wohl geziemt, da zu hoffen, wo Fremde nur zu genießen wünschen oder wenigstens nicht belästigt sein wollen.

Auf eine eigne und unerwartete Weise jedoch sollte Charlotte nach ihrer Tochter Abreise getroffen werden, indem diese nicht sowol durch das Tadelnswerthe in ihrem Betragen als durch das, was man daran lobenswürdig hätte finden können, eine üble Nachrede hinter sich gelassen hatte. Luciane schien sich's zum Gesetz gemacht zu haben, nicht allein mit den Fröhlichen fröhlich, sondern auch mit den Traurigen traurig zu sein und, um den Geist des Widerspruchs recht zu üben, manchmal die Fröhlichen verdrießlich und die Traurigen heiter zu machen. In allen Familien, wo sie hinkam, erkundigte sie sich nach den Kranken und Schwachen, die nicht in Gesellschaft erscheinen konnten. Sie besuchte sie auf ihren Zimmern, machte den Arzt und drang einem Jeden aus ihrer Reiseapotheke, die sie beständig im Wagen mit sich führte, energische Mittel auf; da denn eine solche Kur, wie sich vermuthen läßt, gelang oder mißlang, wie es der Zufall herbeiführte.

In dieser Art von Wohlthätigkeit war sie ganz grausam und ließ sich gar nicht einreden, weil sie fest überzeugt war, daß sie vortrefflich handle. Allein es mißrieth ihr auch ein Versuch von der sittlichen Seite, und dieser war es, der Charlotten viel zu schaffen machte, weil er Folgen hatte, und Jedermann darüber sprach. Erst nach Lucianens Abreise hörte sie davon; Ottilie, die gerade jene Partie mitgemacht hatte, mußte ihr umständlich davon Rechenschaft geben.

Eine der Töchter eines angesehnen Hauses hatte das Unglück gehabt, an dem Tode eines ihrer jüngeren Geschwister schuld zu sein, und sich darüber nicht beruhigen noch wiederfinden können. Sie lebte auf ihrem Zimmer beschäftigt und still und ertrug selbst den Anblick der Ihrigen nur, wenn sie einzeln kamen; denn sie argwohnte sogleich, wenn Mehrere beisammen waren, daß man unter einander über sie und ihren Zustand reflektire. Gegen Jedes allein äußerte sie sich vernünftig und unterhielt sich stundenlang mit ihm.

Luciane hatte davon gehört und sich sogleich im Stillen vorgenommen, wenn sie in das Haus käme, gleichsam ein Wunder zu thun und das Frauenzimmer der Gesellschaft wieder-

zugeben. Sie betrug sich dabei vorsichtiger als sonst, wußte sich allein bei der Seelenkranken einzuführen und, so viel man merken konnte, durch Musik ihr Vertrauen zu gewinnen. Nur zuletzt versah sie es; denn eben, weil sie Aufsehen erregen wollte, so brachte sie das schöne blasse Kind, das sie genug vorbereitet wähnte, eines Abends plötzlich in die bunte glänzende Gesellschaft; und vielleicht wäre auch das noch gelungen, wenn nicht die Societät selbst aus Neugierde und Apprehension sich ungeschickt benommen, sich um die Kranke versammelt, sie wieder gemieden, sie durch Flüstern, Köpfe-Zusammenstecken irre gemacht und aufgeregt hätte. Die zart Empfindende ertrug das nicht. Sie entwich unter fürchterlichem Schreien, das gleichsam ein Entsetzen vor einem eindringenden Ungeheuren auszudrücken schien. Erschreckt fuhr die Gesellschaft nach allen Seiten aus einander, und Ottilie war unter Denen, welche die völlig Ohnmächtige wieder auf ihr Zimmer begleiteten.

Indessen hatte Luciane eine starke Strafrede nach ihrer Weise an die Gesellschaft gehalten, ohne im Mindesten daran zu denken, daß sie allein alle Schuld habe, und ohne sich durch dieses und andres Mißlingen von ihrem Thun und Treiben abhalten zu lassen.

Der Zustand der Kranken war seit jener Zeit bedenklicher geworden, ja, das Uebel hatte sich so gesteigert, daß die Eltern das arme Kind nicht im Hause behalten konnten, sondern einer öffentlichen Anstalt überantworten mußten. Charlotten blieb nichts übrig, als durch ein besonder zartes Benehmen gegen jene Familie den von ihrer Tochter verursachten Schmerz einigermaßen zu lindern. Auf Ottilien hatte die Sache einen tiefen Eindruck gemacht; sie bedauerte das arme Mädchen um so mehr, als sie überzeugt war, wie sie auch gegen Charlotten nicht leugnete, daß bei einer konsequenten Behandlung die Kranke gewiß herzustellen gewesen wäre.

So kam auch, weil man sich gewöhnlich vom vergangenen Unangenehmen mehr als vom Angenehmen unterhält, ein kleines Mißverständniß zur Sprache, das Ottilien an dem Architekten irre gemacht hatte, als er jenen Abend seine Sammlung nicht vorzeigen wollte, ob sie ihn gleich so freundlich darum ersuchte. Es war ihr dieses abschlägige Betragen immer in der Seele geblieben, und sie wußte selbst nicht, warum. Ihre Empfindungen waren sehr richtig; denn was ein Mädchen wie Ottilie verlangen kann, sollte ein Jüngling wie der Architekt nicht ver-

sagen. Dieser brachte jedoch auf ihre gelegentlichen leisen Vorwürfe ziemlich giltige Entschuldigungen zur Sprache.

„Wenn Sie wüßten," sagte er, „wie roh selbst gebildete Menschen sich gegen die schätzbarsten Kunstwerke verhalten, Sie würden mir verzeihen, wenn ich die meinigen nicht unter die Menge bringen mag. Niemand weiß eine Medaille am Rand anzufassen; sie betasten das schönste Gepräge, den reinsten Grund, lassen die köstlichsten Stücke zwischen dem Daumen und Zeigefinger hin und hergehen, als wenn man Kunstformen auf diese Weise prüfte. Ohne daran zu denken, daß man ein großes Blatt mit zwei Händen anfassen müsse, greifen sie mit einer Hand nach einem unschätzbaren Kupferstich, einer unersetzlichen Zeichnung, wie ein anmaßlicher Politiker eine Zeitung faßt und durch das Zerknittern des Papiers schon im Voraus sein Urtheil über die Weltbegebenheiten zu erkennen giebt. Niemand denkt daran, daß, wenn nur zwanzig Menschen mit einem Kunstwerke hinter einander ebenso verführen, der Einundzwanzigste nicht mehr viel daran zu sehen hätte."

„Habe ich Sie nicht auch manchmal," fragte Ottilie, „in solche Verlegenheit gesetzt? Habe ich nicht etwan Ihre Schätze, ohne es zu ahnen, gelegentlich einmal beschädigt?"

„Niemals," versetzte der Architekt, „niemals! Ihnen wäre es unmöglich; das Schickliche ist mit Ihnen geboren."

„Auf alle Fälle," versetzte Ottilie, „wäre es nicht übel, wenn man künftig in das Büchlein von guten Sitten nach den Kapiteln, wie man sich in Gesellschaft beim Essen und Trinken benehmen soll, ein recht umständliches einschöbe, wie man sich in Kunstsammlungen und Museen zu betragen habe."

„Gewiß," versetzte der Architekt, „würden alsdann Kustoden und Liebhaber ihre Seltenheiten fröhlicher mittheilen."

Ottilie hatte ihm schon lange verziehen; als er sich aber den Vorwurf sehr zu Herzen zu nehmen schien und immer aufs Neue betheuerte, daß er gewiß gerne mittheile, gern für Freunde thätig sei, so empfand sie, daß sie sein zartes Gemüth verletzt habe, und fühlte sich als seine Schuldnerin. Nicht wol konnte sie ihm daher eine Bitte rund abschlagen, die er in Gefolg dieses Gesprächs an sie that, ob sie gleich, indem sie schnell ihr Gefühl zu Rathe zog, nicht einsah, wie sie ihm seine Wünsche gewähren könne.

Die Sache verhielt sich also. Daß Ottilie durch Lucianens Eifersucht von den Gemäldedarstellungen ausgeschlossen worden, war ihm höchst empfindlich gewesen; daß Charlotte diesem glän-

zenden Theil der geselligen Unterhaltung nur unterbrochen beiwohnen können, weil sie sich nicht wohl befand, hatte er gleichfalls mit Bedauern bemerkt; nun wollte er sich nicht entfernen, ohne seine Dankbarkeit auch dadurch zu beweisen, daß er zur Ehre der Einen und zur Unterhaltung der Andern eine weit schönere Darstellung veranstaltete, als die bisherigen gewesen waren. Vielleicht kam hierzu, ihm selbst unbewußt, ein andrer geheimer Antrieb; es ward ihm so schwer, dieses Haus, diese Familie zu verlassen, ja, es schien ihm unmöglich, von Ottiliens Augen zu scheiden, von deren ruhig freundlich gewogenen Blicken er die letzte Zeit fast ganz allein gelebt hatte.

Die Weihnachtsfeiertage nahten sich, und es wurde ihm auf einmal klar, daß eigentlich jene Gemäldedarstellungen durch runde Figuren von dem sogenannten Presepe ausgegangen, von der frommen Vorstellung, die man in dieser heiligen Zeit der göttlichen Mutter und dem Kinde widmete, wie sie in ihrer scheinbaren Niedrigkeit erst von Hirten, bald darauf von Königen verehrt werden.

Er hatte sich die Möglichkeit eines solchen Bildes vollkommen vergegenwärtigt. Ein schöner frischer Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilien war die Sache nicht auszuführen. Der junge Mann hatte sie in seinem Sinne zur Mutter Gottes erhoben, und wenn sie es abschlug, so war bei ihm keine Frage, daß das Unternehmen fallen müsse. Ottilie, halb verlegen über seinen Antrag, wies ihn mit seiner Bitte an Charlotten. Diese ertheilte ihm gern die Erlaubniß, und auch durch sie ward die Scheu Ottiliens, sich jener heiligen Gestalt anzumaßen, auf eine freundliche Weise überwunden. Der Architekt arbeitete Tag und Nacht, damit am Weihnachtsabend nichts fehlen möge.

Und zwar Tag und Nacht im eigentlichen Sinne. Er hatte ohnehin wenig Bedürfnisse, und Ottiliens Gegenwart schien ihm statt alles Labsals zu sein; indem er um ihretwillen arbeitete, war es, als wenn er keines Schlafs, indem er sich um sie beschäftigte, keiner Speise bedürfte. Zur feierlichen Abendstunde war deshalb Alles fertig und bereit. Es war ihm möglich gewesen, wohltönende Blasinstrumente zu versammeln, welche die Einleitung machten und die gewünschte Stimmung hervorzubringen wußten. Als der Vorhang sich hob, war Charlotte wirklich überrascht. Das Bild, das sich ihr vorstellte, war so oft in der Welt wiederholt, daß man kaum einen neuen Ein-

druck davon erwarten sollte. Aber hier hatte die Wirklichkeit als Bild ihre besondern Vorzüge. Der ganze Raum war eher nächtlich als dämmernd, und doch nichts undeutlich im Einzelnen der Umgebung. Den unübertrefflichen Gedanken, daß alles Licht vom Kinde ausgehe, hatte der Künstler durch einen klugen Mechanismus der Beleuchtung auszuführen gewußt, der durch die beschatteten, nur von Streiflichtern erleuchteten Figuren im Vordergrunde zugedeckt wurde. Frohe Mädchen und Knaben standen umher, die frischen Gesichter scharf von unten beleuchtet. Auch an Engeln fehlte es nicht, deren eigener Schein von dem göttlichen verdunkelt, deren ätherischer Leib vor dem göttlich-menschlichen verdichtet und lichtsbedürftig schien.

Glücklicherweise war das Kind in der anmuthigsten Stellung eingeschlafen, so daß nichts die Betrachtung störte, wenn der Blick auf der scheinbaren Mutter verweilte, die mit unendlicher Anmuth einen Schleier aufgehoben hatte, um den verborgenen Schatz zu offenbaren. In diesem Augenblick schien das Bild festgehalten und erstarrt zu sein. Physisch geblendet, geistig überrascht, schien das umgebende Volk sich eben bewegt zu haben, um die getroffnen Augen wegzuwenden, neugierig erfreut wieder hinzublinzen und mehr Verwunderung und Lust als Bewunderung und Verehrung anzuzeigen, obgleich diese auch nicht vergessen und einigen ältern Figuren der Ausdruck derselben übertragen war.

Ottiliens Gestalt, Geberde, Miene, Blick übertraf aber Alles, was je ein Maler dargestellt hat. Der gefühlvolle Kenner, der diese Erscheinung gesehen hätte, wäre in Furcht gerathen, es möge sich nur irgend etwas bewegen, er wäre in Sorge gestanden, ob ihm jemals etwas wieder so gefallen könne. Unglücklicherweise war Niemand da, der diese ganze Wirkung aufzufassen vermocht hätte. Der Architekt allein, der als langer schlanker Hirt von der Seite über die Knieenden hereinsah, hatte, obgleich nicht in dem genauesten Standpunkt, noch den größten Genuß. Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demuth, das liebenswürdigste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück bildete sich in ihren Zügen, sowol indem sich ihre eigene Empfindung, als indem sich die Vorstellung ausdrückte, die sie sich von dem machen konnte, was sie spielte.

Charlotten erfreute das schöne Gebilde, doch wirkte haupt-

sächlich das Kind auf sie. Ihre Augen strömten von Thränen, und sie stellte sich auf das Lebhafteste vor, daß sie ein ähnliches liebes Geschöpf bald auf ihrem Schooße zu hoffen habe.

Man hatte den Vorhang niedergelassen, theils um den Vorstellenden einige Erleichterung zu geben, theils eine Veränderung in dem Dargestellten anzubringen. Der Künstler hatte sich vorgenommen, das erste Nacht- und Niedrigkeits-Bild in ein Tag- und Glorien-Bild zu verwandeln, und deswegen von allen Seiten eine unmäßige Erleuchtung vorbereitet, die in der Zwischenzeit angezündet wurde.

Ottilien war in ihrer halb theatralischen Lage bisher die größte Beruhigung gewesen, daß außer Charlotten und wenigen Hausgenossen Niemand dieser frommen Kunstmummerei zugesehen. Sie wurde daher einigermaßen betroffen, als sie in der Zwischenzeit vernahm, es sei ein Fremder angekommen, im Saale von Charlotten freundlich begrüßt. Wer es war, konnte man ihr nicht sagen. Sie ergab sich darein, um keine Störung zu verursachen. Lichter und Lampen brannten, und eine ganz unendliche Hellung umgab sie. Der Vorhang ging auf, für die Zuschauenden ein überraschender Anblick; das ganze Bild war Alles Licht, und statt des völlig aufgehobenen Schattens blieben nur die Farben übrig, die bei der klugen Auswahl eine liebliche Mäßigung hervorbrachten. Unter ihren langen Augenwimpern hervorblickend, bemerkte Ottilie eine Mannsperson neben Charlotten sitzend. Sie erkannte ihn nicht, aber sie glaubte die Stimme des Gehilfen aus der Pension zu hören. Eine wunderbare Empfindung ergriff sie. Wie Vieles war begegnet, seitdem sie die Stimme dieses treuen Lehrers nicht vernommen! Wie im zackigen Blitz fuhr die Reihe ihrer Freuden und Leiden schnell vor ihrer Seele vorbei und regte die Frage auf: „Darfst Du ihm Alles bekennen und gestehen? Und wie wenig werth bist Du, unter dieser heiligen Gestalt vor ihm zu erscheinen, und wie seltsam muß es ihm vorkommen, Dich, die er nur natürlich gesehen, als Maske zu erblicken?" Mit einer Schnelligkeit, die keines Gleichen hat, wirkten Gefühl und Betrachtung in ihr gegen einander. Ihr Herz war befangen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, indem sie sich zwang, immerfort als ein starres Bild zu erscheinen; und wie froh war sie, als der Knabe sich zu regen anfing, und der Künstler sich genöthiget sah, das Zeichen zu geben, daß der Vorhang wieder fallen sollte.

Hatte das peinliche Gefühl, einem werthen Freunde nicht

entgegeneilen zu können, sich schon die letzten Augenblicke zu den übrigen Empfindungen Ottiliens gesellt, so war sie jetzt in noch größerer Verlegenheit. Sollte sie in diesem fremden Anzug und Schmuck ihm entgegengehn? Sollte sie sich umkleiden? Sie wählte nicht; sie that das Letzte und suchte sich in der Zwischenzeit zusammenzunehmen, sich zu beruhigen, und war nur erst wieder mit sich selbst in Einstimmung, als sie endlich im gewohnten Kleide den Angekommenen begrüßte.

Siebentes Kapitel.

Insofern der Architekt seinen Gönnerinnen das Beste wünschte, war es ihm angenehm, da er doch endlich scheiden mußte, sie in der guten Gesellschaft des schätzbaren Gehilfen zu wissen; indem er jedoch ihre Gunst auf sich selbst bezog, empfand er es einigermaßen schmerzhaft, sich so bald, und wie es seiner Bescheidenheit dünken mochte, so gut, ja vollkommen ersetzt zu sehen. Er hatte noch immer gezaudert; nun aber drängte es ihn hinweg; denn was er sich nach seiner Entfernung mußte gefallen lassen, das wollte er wenigstens gegenwärtig nicht erleben.

Zu großer Erheiterung dieser halb traurigen Gefühle machten ihm die Damen beim Abschiede noch ein Geschenk mit einer Weste, an der er sie Beide lange Zeit hatte stricken sehen mit einem stillen Neid über den unbekannten Glücklichen, dem sie dereinst werden könnte. Eine solche Gabe ist die angenehmste, die ein liebender, verehrender Mann erhalten mag; denn wenn er dabei des unermüdeten Spiels der schönen Finger gedenkt, so kann er nicht umhin, sich zu schmeicheln, das Herz werde bei einer so anhaltenden Arbeit doch auch nicht ganz ohne Theilnahme geblieben sein.

Die Frauen hatten nun einen neuen Mann zu bewirthen, dem sie wohlwollten, und dem es bei ihnen wohl werden sollte. Das weibliche Geschlecht hegt ein eignes inneres unwandelbares Interesse, von dem sie nichts in der Welt abtrünnig macht; im äußern geselligen Verhältniß hingegen lassen sie sich gern und leicht durch den Mann bestimmen, der sie eben beschäftigt, und so durch Abweisen wie durch Empfänglichkeit, durch Beharren und Nachgiebigkeit führen sie eigentlich das Regiment, dem sich in der gesitteten Welt kein Mann zu entziehen wagt.

Hatte der Architekt, gleichsam nach eigener Lust und Belieben, seine Talente vor den Freundinnen zum Vergnügen und zu den Zwecken derselben geübt und bewiesen, war Beschäftigung und Unterhaltung in diesem Sinne und nach solchen Absichten eingerichtet, so machte sich in kurzer Zeit durch die Gegenwart des Gehilfen eine andre Lebensweise. Seine große Gabe war, gut zu sprechen und menschliche Verhältnisse, besonders in Bezug auf Bildung der Jugend, in der Unterredung zu behandeln. Und so entstand gegen die bisherige Art zu leben ein ziemlich fühlbarer Gegensatz, um so mehr als der Gehilfe nicht ganz dasjenige billigte, womit man sich die Zeit über ausschließlich beschäftigt hatte.

Von dem lebendigen Gemälde, das ihn bei seiner Ankunft empfing, sprach er gar nicht. Als man ihm hingegen Kirche, Kapelle und was sich darauf bezog, mit Zufriedenheit sehen ließ, konnte er seine Meinung, seine Gesinnungen darüber nicht zurückhalten. „Was mich betrifft," sagte er, „so will mir diese Annäherung, diese Vermischung des Heiligen zu und mit dem Sinnlichen keineswegs gefallen, nicht gefallen, daß man sich gewisse besondre Räume widmet, weihet und aufschmückt, um erst dabei ein Gefühl der Frömmigkeit zu hegen und zu unterhalten. Keine Umgebung, selbst die gemeinste nicht, soll in uns das Gefühl des Göttlichen stören, das uns überall hin begleiten und jede Stätte zu einem Tempel einweihen kann. Ich mag gern einen Hausgottesdienst in dem Saale gehalten sehen, wo man zu speisen, sich gesellig zu versammeln, mit Spiel und Tanz zu ergetzen pflegt. Das Höchste, das Vorzüglichste am Menschen ist gestaltlos, und man soll sich hüten, es anders als in edler That zu gestalten."

Charlotte, die seine Gesinnungen schon im Ganzen kannte und sie noch mehr in kurzer Zeit erforschte, brachte ihn gleich in seinem Fache zur Thätigkeit, indem sie ihre Gartenknaben, welche der Architekt vor seiner Abreise eben gemustert hatte, in dem großen Saal aufmarschiren ließ, da sie sich denn in ihren heitern reinlichen Uniformen, mit gesetzlichen Bewegungen und einem natürlichen lebhaften Wesen sehr gut ausnahmen. Der Gehilfe prüfte sie nach seiner Weise und hatte durch mancherlei Fragen und Wendungen gar bald die Gemüthsarten und Fähigkeiten der Kinder zu Tage gebracht und, ohne daß es so schien, in Zeit von weniger als einer Stunde sie wirklich bedeutend unterrichtet und gefördert.

„Wie machen Sie das nur?“ sagte Charlotte, indem die Knaben wegzogen. „Ich habe sehr aufmerksam zugehört; es sind nichts als ganz bekannte Dinge vorgekommen, und doch wüßte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, sie in so kurzer Zeit, bei so vielem Hin- und Wiederreden, in solcher Folge zur Sprache zu bringen.“

„Vielleicht sollte man,“ versetzte der Gehilfe, „aus den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimniß machen. Doch kann ich Ihnen die ganz einfache Maxime nicht verbergen, nach der man dieses und noch viel mehr zu leisten vermag. Fassen Sie einen Gegenstand, eine Materie, einen Begriff, wie man es nennen will, halten Sie ihn recht fest, machen Sie Sich ihn in allen seinen Theilen recht deutlich, und dann wird es Ihnen leicht sein, gesprächsweise an einer Masse Kinder zu erfahren, was sich davon schon in ihnen entwickelt hat, was noch anzuregen, zu überliefern ist. Die Antworten auf Ihre Fragen mögen noch so ungehörig sein, mögen noch so sehr ins Weite gehen, wenn nur sodann Ihre Gegenfrage Geist und Sinn wieder hereinwärts zieht, wenn Sie Sich nicht von Ihrem Standpunkte verrücken lassen, so müssen die Kinder zuletzt denken, begreifen, sich überzeugen, nur von dem, was und wie es der Lehrende will. Sein größter Fehler ist der, wenn er sich von den Lernenden mit in die Weite reißen läßt, wenn er sie nicht auf dem Punkte festzuhalten weiß, den er eben jetzt behandelt. Machen Sie nächstens einen Versuch, und es wird zu Ihrer großen Unterhaltung dienen.“

„Das ist artig,“ sagte Charlotte; „die gute Pädagogik ist also gerade das Umgekehrte von der guten Lebensart. In der Gesellschaft soll man auf nichts verweilen, und bei dem Unterricht wäre das höchste Gebot, gegen alle Zerstreuung zu arbeiten.“

„Abwechselung ohne Zerstreuung wäre für Lehre und Leben der schönste Wahlspruch, wenn dieses löbliche Gleichgewicht nur so leicht zu erhalten wäre,“ sagte der Gehilfe und wollte weiter fortfahren, als ihn Charlotte aufrief, die Knaben nochmals zu betrachten, deren munterer Zug sich soeben über den Hof bewegte. Er bezeigte seine Zufriedenheit, daß man die Kinder in Uniform zu gehen anhalte. „Männer“ — so sagte er — „sollten von Jugend auf Uniform tragen, weil sie sich gewöhnen müssen, zusammen zu handeln, sich unter Ihresgleichen zu verlieren, in Masse zu gehorchen und ins Ganze zu arbeiten. Auch

befördert jede Art von Uniform einen militärischen Sinn so wie ein knapperes, strackeres Betragen, und alle Knaben sind ja ohnehin geborne Soldaten; man sehe nur ihre Kampf- und Streitspiele, ihr Erstürmen und Erklettern!"

„So werden Sie mich dagegen nicht tadeln," versetzte Ottilie, „daß ich meine Mädchen nicht überein kleide. Wenn ich sie Ihnen vorführe, hoffe ich, Sie durch ein buntes Gemisch zu ergetzen."

„Ich billige das sehr," versetzte Jener. „Frauen sollten durchaus mannichfaltig gekleidet gehen, Jede nach eigner Art und Weise, damit eine Jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut stehe und wohl zieme. Eine wichtigere Ursache ist noch die, weil sie bestimmt sind, ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln."

„Das scheint mir sehr paradox," versetzte Charlotte; „sind wir doch fast niemals für uns."

„O ja!" versetzte der Gehilfe, „in Absicht auf andere Frauen ganz gewiß. Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isolirt, immer ist sie allein und will allein sein. Ja die Eitle selbst ist in dem Falle. Jede Frau schließt die Andre aus, ihrer Natur nach; denn von Jeder wird Alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe; eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich Ihresgleichen hervorzubringen."

„Man darf," sagte Charlotte, „das Wahre nur wunderlich sagen, so scheint zuletzt das Wunderliche auch wahr. Wir wollen uns aus Ihren Bemerkungen das Beste herausnehmen und doch als Frauen mit Frauen zusammenhalten und auch gemeinsam wirken, um den Männern nicht allzu große Vorzüge über uns einzuräumen. Ja, Sie werden uns eine kleine Schadenfreude nicht übel nehmen, die wir künftig um desto lebhafter empfinden müssen, wenn sich die Herren unter einander auch nicht sonderlich vertragen."

Mit vieler Sorgfalt untersuchte der verständige Mann nunmehr die Art, wie Ottilie ihre kleinen Zöglinge behandelte, und bezeigte darüber seinen entschiedenen Beifall. „Sehr richtig heben Sie," sagte er, „Ihre Untergebenen nur zur nächsten Brauchbarkeit heran. Reinlichkeit veranlaßt die Kinder, mit

Freuden etwas auf sich selbst zu halten, und Alles ist gewonnen, wenn sie das, was sie thun, mit Munterkeit und Selbstgefühl zu leisten angeregt sind."

Uebrigens fand er zu seiner großen Befriedigung nichts auf den Schein und nach außen gethan, sondern Alles nach innen und für die unerläßlichen Bedürfnisse. „Mit wie wenig Worten," rief er aus, „ließe sich das ganze Erziehungsgeschäft aussprechen, wenn Jemand Ohren hätte, zu hören."

„Mögen Sie es nicht mit mir versuchen?" sagte freundlich Ottilie.

„Recht gern," versetzte Jener, „nur müssen Sie mich nicht verrathen. Man erziehe die Knaben zu Dienern und die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehn!"

„Zu Müttern," versetzte Ottilie, „das könnten die Frauen noch hingehen lassen, da sie sich, ohne Mütter zu sein, doch immer einrichten müssen, Wärterinnen zu werden; aber freilich zu Dienern würden sich unsre jungen Männer viel zu gut halten, da man Jedem leicht ansehen kann, daß er sich zum Gebieten fähiger dünkt."

„Deswegen wollen wir es ihnen verschweigen," sagte der Gehilfe. „Man schmeichelt sich ins Leben hinein, aber das Leben schmeichelt uns nicht. Wie viel Menschen mögen denn das freiwillig zugestehen, was sie am Ende doch müssen? Lassen wir aber diese Betrachtungen, die uns hier nicht berühren!

„Ich preise Sie glücklich, daß Sie bei Ihren Zöglingen ein richtiges Verfahren anwenden können. Wenn Ihre kleinsten Mädchen sich mit Puppen herumtragen und einige Läppchen für sie zusammenflicken, wenn ältere Geschwister alsdann für die jüngeren sorgen, und das Haus sich in sich selbst bedient und aufhilft, dann ist der weitere Schritt ins Leben nicht groß, und ein solches Mädchen findet bei ihrem Gatten, was sie bei ihren Eltern verließ.

„Aber in den gebildeten Ständen ist die Aufgabe sehr verwickelt. Wir haben auf höhere, zartere, feinere, besonders auf gesellschaftliche Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Wir Andern sollen daher unsre Zöglinge nach außen bilden; es ist nothwendig, es ist unerläßlich und möchte recht gut sein, wenn man dabei nicht das Maaß überschritte; denn indem man die Kinder für einen weiteren Kreis zu bilden gedenkt, treibt man sie leicht ins Grenzenlose, ohne im Auge zu behalten, was denn eigentlich

die innere Natur fordert. Hier liegt die Aufgabe, welche mehr oder weniger von den Erziehern gelöst oder verfehlt wird.

„Bei Manchem, womit wir unsere Schülerinnen in der Pension ausstatten, wird mir bange, weil die Erfahrung mir sagt, von wie geringem Gebrauch es künftig sein werde. Was wird nicht gleich abgestreift, was nicht gleich der Vergessenheit überantwortet, sobald ein Frauenzimmer sich im Stande der Hausfrau, der Mutter befindet!

„Indessen kann ich mir den frommen Wunsch nicht versagen, da ich mich einmal diesem Geschäft gewidmet habe, daß es mir dereinst in Gesellschaft einer treuen Gehilfin gelingen möge, an meinen Zöglingen dasjenige rein auszubilden, was sie bedürfen, wenn sie in das Feld eigener Thätigkeit und Selbstständigkeit hinüberschreiten, daß ich mir sagen könnte: In diesem Sinne ist an ihnen die Erziehung vollendet. Freilich schließt sich eine andre immer wieder an, die beinahe mit jedem Jahre unsers Lebens, wo nicht von uns selbst, doch von den Umständen veranlaßt wird."

Wie wahr fand Ottilie diese Bemerkung! Was hatte nicht eine ungeahnete Leidenschaft im vergangenen Jahr an ihr erzogen! Was sah sie nicht Alles für Prüfungen vor sich schweben, wenn sie nur aufs Nächste, aufs Nächstkünftige hinblickte!

Der junge Mann hatte nicht ohne Vorbedacht einer Gehilfin, einer Gattin erwähnt; denn bei aller seiner Bescheidenheit konnte er nicht unterlassen, seine Absichten auf eine entfernte Weise anzudeuten; ja er war durch mancherlei Umstände und Vorfälle aufgeregt worden, bei diesem Besuch einige Schritte seinem Ziele näher zu thun.

Die Vorsteherin der Pension war bereits in Jahren, sie hatte sich unter ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen schon lange nach einer Person umgesehen, die eigentlich mit ihr in Gesellschaft träte, und zuletzt dem Gehilfen, dem sie zu vertrauen höchlich Ursache hatte, den Antrag gethan, er solle mit ihr die Lehranstalt fortführen, darin als in dem Seinigen mitwirken und nach ihrem Tode als Erbe und einziger Besitzer eintreten. Die Hauptsache schien hiebei, daß er eine einstimmende Gattin finden müsse. Er hatte im Stillen Ottilien vor Augen und im Herzen; allein es regten sich mancherlei Zweifel, die wieder durch günstige Ereignisse einiges Gegengewicht erhielten. Luciane hatte die Pension verlassen, Ottilie konnte freier zurückkehren;

von dem Verhältnisse zu Eduard hatte zwar etwas verlautet, allein man nahm die Sache, wie ähnliche Vorfälle mehr, gleichgiltig auf, und selbst dieses Ereigniß konnte zu Ottiliens Rückkehr beitragen. Doch wäre man zu keinem Entschluß gekommen, kein Schritt wäre geschehen, hätte nicht ein unvermutheter Besuch auch hier eine besondere Anregung gegeben. Wie denn die Erscheinung von bedeutenden Menschen in irgend einem Kreise niemals ohne Folgen bleiben kann.

Der Graf und die Baronesse, welche so oft in den Fall kamen, über den Werth verschiedener Pensionen befragt zu werden, weil fast Jedermann um die Erziehung seiner Kinder verlegen ist, hatten sich vorgenommen, diese besonders kennen zu lernen, von der so viel Gutes gesagt wurde, und konnten nunmehr in ihren neuen Verhältnissen zusammen eine solche Untersuchung anstellen. Allein die Baronesse beabsichtigte noch etwas Anderes. Während ihres letzten Aufenthalts bei Charlotten hatte sie mit Dieser Alles umständlich durchgesprochen, was sich auf Eduarden und Ottilien bezog. Sie bestand aber und abermals darauf, Ottilie müsse entfernt werden. Sie suchte Charlotten hiezu Muth einzusprechen, welche sich vor Eduard's Drohungen noch immer fürchtete. Man sprach über die verschiedenen Auswege, und bei Gelegenheit der Pension war auch von der Neigung des Gehilfen die Rede, und die Baronesse entschloß sich um so mehr zu dem gedachten Besuch.

Sie kommt an, lernt den Gehilfen kennen, man beobachtet die Anstalt und spricht von Ottilien. Der Graf selbst unterhält sich gern über sie, indem er sie bei dem neulichen Besuch genauer kennen gelernt. Sie hatte sich ihm genähert, ja sie ward von ihm angezogen, weil sie durch sein gehaltvolles Gespräch dasjenige zu sehen und zu kennen glaubte, was ihr bisher ganz unbekannt geblieben war. Und wie sie in dem Umgange mit Eduard die Welt vergaß, so schien ihr an der Gegenwart des Grafen die Welt erst recht wünschenswerth zu sein. Jede Anziehung ist wechselseitig. Der Graf empfand eine Neigung für Ottilien, daß er sie gern als seine Tochter betrachtete. Auch hier war sie der Baronesse zum zweiten Mal und mehr als das erste Mal im Wege. Wer weiß, was Diese in Zeiten lebhafterer Leidenschaft gegen sie angestiftet hätte; jetzt war es ihr genug, sie durch eine Verheirathung den Ehefrauen unschädlicher zu machen.

Sie regte daher den Gehilfen auf eine leise, doch wirksame

Art klüglich an, daß er sich zu einer kleinen Excursion auf das Schloß einrichten und seinen Planen und Wünschen, von denen er der Dame kein Geheimniß gemacht, sich ungesäumt nähern solle.

Mit vollkommner Beistimmung der Vorsteherin trat er daher seine Reise an und hegte in seinem Gemüth die besten Hoffnungen. Er weiß, Ottilie ist ihm nicht ungünstig, und wenn zwischen ihnen einiges Mißverhältniß des Standes war, so glich sich dieses gar leicht durch die Denkart der Zeit aus. Auch hatte die Baronesse ihn wohl fühlen lassen, daß Ottilie immer ein armes Mädchen bleibe. Mit einem reichen Hause verwandt zu sein, hieß es, kann Niemandem helfen; denn man würde sich selbst bei dem größten Vermögen ein Gewissen daraus machen, Denjenigen eine ansehnliche Summe zu entziehen, die dem näheren Grade nach ein vollkommneres Recht auf ein Besitzthum zu haben scheinen. Und gewiß bleibt es wunderbar, daß der Mensch das große Vorrecht, nach seinem Tode noch über seine Habe zu disponiren, sehr selten zu Gunsten seiner Lieblinge gebraucht und, wie es scheint, aus Achtung für das Herkommen, nur Diejenigen begünstigt, die nach ihm sein Vermögen besitzen würden, wenn er auch selbst keinen Willen hätte.

Sein Gefühl setzte ihn auf der Reise Ottilien völlig gleich. Eine gute Aufnahme erhöhte seine Hoffnungen. Zwar fand er gegen sich Ottilien nicht ganz so offen wie sonst; aber sie war auch erwachsener, gebildeter und, wenn man will, im Allgemeinen mittheilender, als er sie gekannt hatte. Vertraulich ließ man ihn in Manches Einsicht nehmen, was sich besonders auf sein Fach bezog. Doch wenn er seinem Zwecke sich nähern wollte, so hielt ihn immer eine gewisse innere Scheu zurück.

Einst gab ihm jedoch Charlotte hierzu Gelegenheit, indem sie in Beisein Ottiliens zu ihm sagte: „Nun, Sie haben Alles, was in meinem Kreise heranwächst, so ziemlich geprüft; wie finden Sie denn Ottilien? Sie dürfen es wol in ihrer Gegenwart aussprechen."

Der Gehilfe bezeichnete hierauf mit sehr viel Einsicht und ruhigem Ausdruck, wie er Ottilien in Absicht eines freieren Betragens, einer bequemeren Mittheilung, eines höheren Blicks in die weltlichen Dinge, der sich mehr in ihren Handlungen als in ihren Worten bethätige, sehr zu ihrem Vortheil verändert finde, daß er aber doch glaube, es könne ihr sehr zum Nutzen gereichen, wenn sie auf einige Zeit in die Pension zurückkehre, um das in einer gewissen Folge gründlich und für immer sich

zuzueignen, was die Welt nur stückweise und eher zur Verwirrung als zur Befriedigung, ja manchmal nur allzu spät überliefere. Er wolle darüber nicht weitläufig sein; Ottilie wisse selbst am Besten, aus was für zusammenhängenden Lehrvorträgen sie damals herausgerissen worden.

Ottilie konnte das nicht leugnen; aber sie konnte nicht gestehen, was sie bei diesen Worten empfand, weil sie sich es kaum selbst auszulegen wußte. Es schien ihr in der Welt nichts mehr unzusammenhängend, wenn sie an den geliebten Mann dachte, und sie begriff nicht, wie ohne ihn noch irgend etwas zusammenhängen könne.

Charlotte beantwortete den Antrag mit kluger Freundlichkeit. Sie sagte, daß sowol sie als Ottilie eine Rückkehr nach der Pension längst gewünscht hätten. In dieser Zeit nur sei ihr die Gegenwart einer so lieben Freundin und Helferin unentbehrlich gewesen; doch wolle sie in der Folge nicht hinderlich sein, wenn es Ottiliens Wunsch bliebe, wieder auf so lange dorthin zurückzukehren, bis sie das Angefangene geendet und das Unterbrochene sich vollständig zugeeignet.

Der Gehilfe nahm diese Anerbietung freudig auf; Ottilie durfte nichts dagegen sagen, ob es ihr gleich vor dem Gedanken schauderte. Charlotte hingegen dachte, Zeit zu gewinnen; sie hoffte, Eduard sollte sich erst als glücklicher Vater wiederfinden und einfinden; dann, war sie überzeugt, würde sich Alles geben und auch für Ottilien auf eine oder die andere Weise gesorgt werden.

Nach einem bedeutenden Gespräch, über welches alle Theilnehmende nachzudenken haben, pflegt ein gewisser Stillstand einzutreten, der einer allgemeinen Verlegenheit ähnlich sieht. Man ging im Saale auf und ab, der Gehilfe blätterte in einigen Büchern und kam endlich an den Folioband, der noch von Lucianens Zeiten her liegen geblieben war. Als er sah, daß darin nur Affen enthalten waren, schlug er ihn gleich wieder zu. Dieser Vorfall mag jedoch zu einem Gespräch Anlaß gegeben haben, wovon wir die Spuren in Ottiliens Tagebuch finden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden! Man erniedrigt sich schon, wenn man sie nur als Thiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen."

„Es gehört durchaus eine gewisse Verschrobenheit dazu, um sich gern mit Karrikaturen und Zerrbildern abzugeben. Unserm guten Gehilfen danke ich's, daß ich nicht mit der Naturgeschichte gequält worden bin; ich konnte mich mit den Würmern und Käfern niemals befreunden."

„Diesmal gestand er mir, daß es ihm ebenso gehe. Von der Natur, sagte er, sollten wir nichts kennen, als was uns unmittelbar lebendig umgiebt. Mit den Bäumen, die um uns blühen, grünen, Frucht tragen, mit jeder Staude, an der wir vorbeigehen, mit jedem Grashalm, über den wir hinwandeln, haben wir ein wahres Verhältniß; sie sind unsre ächten Kompatrioten. Die Vögel, die auf unsern Zweigen hin und wieder hüpfen, die in unserm Laube singen, gehören uns an, sie sprechen zu uns von Jugend auf, und wir lernen ihre Sprache verstehen. Man frage sich, ob nicht ein jedes fremde, aus seiner Umgebung gerissene Geschöpf einen gewissen ängstlichen Eindruck auf uns macht, der nur durch Gewohnheit abgestumpft wird. Es gehört schon ein buntes, geräuschvolles Leben dazu, um Affen, Papageien und Mohren um sich zu ertragen."

„Manchmal, wenn mich ein neugieriges Verlangen nach solchen abenteuerlichen Dingen anwandelte, habe ich den Reisenden beneidet, der solche Wunder mit andern Wundern in lebendiger alltäglicher Verbindung sieht. Aber auch er wird ein anderer Mensch. Es wandelt Niemand ungestraft unter Palmen, und die Gesinnungen ändern sich gewiß in einem Lande, wo Elephanten und Tiger zu Hause sind."

„Nur der Naturforscher ist verehrungswerth, der uns das Fremdeste, Seltsamste mit seiner Lokalität, mit aller Nachbarschaft, jedesmal in dem eigensten Elemente zu schildern und darzustellen weiß. Wie gern möchte ich nur einmal Humboldten erzählen hören!"

„Ein Naturalien-Kabinet kann uns vorkommen wie eine ägyptische Grabstätte, wo die verschiedenen Thier- und Pflanzen-

götzen balsamirt umherstehen. Einer Priester-Kaste geziemt es wol, sich damit in geheimnißvollem Halbdunkel abzugeben; aber in den allgemeinen Unterricht sollte dergleichen nicht einfließen, um so weniger, als etwas Näheres und Würdigeres sich dadurch leicht verdrängt sieht."

„Ein Lehrer, der das Gefühl an einer einzigen guten That, an einem einzigen guten Gedicht erwecken kann, leistet mehr als einer, der uns ganze Reihen untergeordneter Naturbildungen der Gestalt und dem Namen nach überliefert; denn das ganze Resultat davon ist, was wir ohnedies wissen können, daß das Menschengebild am Vorzüglichsten und Einzigsten das Gleichniß der Gottheit an sich trägt."

„Dem Einzelnen bleibe die Freiheit, sich mit dem zu beschäftigen, was ihn anzieht, was ihm Freude macht, was ihm nützlich däucht; aber das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch."

Achtes Kapitel.

Es giebt wenig Menschen, die sich mit dem Nächstvergangenen zu beschäftigen wissen. Entweder das Gegenwärtige hält uns mit Gewalt an sich, oder wir verlieren uns in die Vergangenheit und suchen das völlig Verlorene, wie es nur möglich sein will, wieder hervorzurufen und herzustellen. Selbst in großen und reichen Familien, die ihren Vorfahren Vieles schuldig sind, pflegt es so zu gehen, daß man des Großvaters mehr als des Vaters gedenkt.

Zu solchen Betrachtungen ward unser Gehilfe aufgefordert, als er an einem der schönen Tage, an welchen der scheidende Winter den Frühling zu lügen pflegt, durch den großen alten Schloßgarten gegangen war und die hohen Lindenalleen, die regelmäßigen Anlagen, die sich von Eduard's Vater herschrieben, bewundert hatte. Sie waren vortrefflich gediehen in dem Sinne Desjenigen, der sie pflanzte, und nun, da sie erst anerkannt und genossen werden sollten, sprach Niemand mehr von ihnen; man besuchte sie kaum und hatte Liebhaberei und Aufwand gegen eine andere Seite hin ins Freie und Weite gerichtet.

Er machte bei seiner Rückkehr Charlotten die Bemerkung, die sie nicht ungünstig aufnahm. „Indem uns das Leben fortzieht," versetzte sie, „glauben wir aus uns selbst zu handeln,

unsre Thätigkeit, unsre Vergnügungen zu wählen; aber freilich, wenn wir es genau ansehen, so sind es nur die Plane, die Neigungen der Zeit, die wir mit auszuführen genöthigt sind."

„Gewiß," sagte der Gehilfe; „und wer widersteht dem Strome seiner Umgebungen? Die Zeit rückt fort, und in ihr Gesinnungen, Meinungen, Vorurtheile und Liebhabereien. Fällt die Jugend eines Sohnes gerade in die Zeit der Umwendung, so kann man versichert sein, daß er mit seinem Vater nichts gemein haben wird. Wenn Dieser in einer Periode lebte, wo man Lust hatte, sich Manches zuzueignen, dieses Eigenthum zu sichern, zu beschränken, einzuengen und in der Absonderung von der Welt seinen Genuß zu befestigen, so wird Jener sodann sich auszudehnen suchen, mittheilen, verbreiten und das Verschlossene eröffnen."

„Ganze Zeiträume," versetzte Charlotte, „gleichen diesem Vater und Sohn, den Sie schildern. Von jenen Zuständen, da jede kleine Stadt ihre Mauern und Gräben haben mußte, da man jeden Edelhof noch in einen Sumpf baute, und die geringsten Schlösser nur durch eine Zugbrücke zugänglich waren, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Sogar größere Städte tragen jetzt ihre Wälle ab, die Gräben selbst fürstlicher Schlösser werden ausgefüllt, die Städte bilden nur große Flecken, und wenn man so auf Reisen das ansieht, sollte man glauben, der allgemeine Friede sei befestigt und das goldne Zeitalter vor der Thüre. Niemand glaubt sich in einem Garten behaglich, der nicht einem freien Lande ähnlich sieht; an Kunst, an Zwang soll nichts erinnern, wir wollen völlig frei und unbedingt Athem schöpfen. Haben Sie wol einen Begriff, mein Freund, daß man aus diesem in einen andern, in den vorigen Zustand zurückkehren könne?"

„Warum nicht?" versetzte der Gehilfe; „jeder Zustand hat seine Beschwerlichkeit, der beschränkte sowol als der losgebundene. Der letztere setzt Ueberfluß voraus und führt zur Verschwendung. Lassen Sie uns bei Ihrem Beispiel bleiben, das auffallend genug ist. Sobald der Mangel eintritt, sogleich ist die Selbstbeschränkung wiedergegeben. Menschen, die ihren Grund und Boden zu nutzen genöthigt sind, führen schon wieder Mauern um ihre Gärten auf, damit sie ihrer Erzeugnisse sicher seien. Daraus entsteht nach und nach eine neue Ansicht der Dinge. Das Nützliche erhält wieder die Oberhand, und selbst der Vielbesitzende meint zuletzt auch, das Alles nutzen zu müssen.

Glauben Sie mir, es ist möglich, daß Ihr Sohn die sämmtlichen Parkanlagen vernachlässigt und sich wieder hinter die ernsten Mauern und unter die hohen Linden seines Großvaters zurückzieht."

Charlotte war im Stillen erfreut, sich einen Sohn verkündigt zu hören, und verzieh dem Gehilfen deshalb die etwas unfreundliche Prophezeihung, wie es dereinst ihrem lieben schönen Park ergehen könne. Sie versetzte deshalb ganz freundlich: „Wir sind Beide noch nicht alt genug, um dergleichen Widersprüche mehrmals erlebt zu haben; allein wenn man sich in seine frühe Jugend zurückdenkt, sich erinnert, worüber man von älteren Personen klagen gehört, Länder und Städte mit in die Betrachtung aufnimmt, so möchte wol gegen die Bemerkung nichts einzuwenden sein. Sollte man denn aber einem solchen Naturgang nichts entgegensetzen, sollte man Vater und Sohn, Eltern und Kinder nicht in Uebereinstimmung bringen können? Sie haben mir freundlich einen Knaben geweissagt; müßte denn Der gerade mit seinem Vater im Widerspruch stehen, zerstören, was seine Eltern erbaut haben, anstatt es zu vollenden und zu erheben, wenn er in demselben Sinne fortfährt?"

„Dazu giebt es auch wol ein vernünftiges Mittel," versetzte der Gehilfe, „das aber von den Menschen selten angewandt wird. Der Vater erhebe seinen Sohn zum Mitbesitzer, er lasse ihn mitbauen, pflanzen, und erlaube ihm wie sich selbst eine unschädliche Willkür. Eine Thätigkeit läßt sich in die andre verweben, keine an die andre anstückeln. Ein junger Zweig verbindet sich mit einem alten Stamme gar leicht und gern, an den kein erwachsener Ast mehr anzufügen ist."

Es freute den Gehilfen, in dem Augenblick, da er Abschied zu nehmen sich genöthigt sah, Charlotten zufälligerweise etwas Angenehmes gesagt und ihre Gunst aufs Neue dadurch befestigt zu haben. Schon allzu lange war er von Hause weg; doch konnte er zur Rückreise sich nicht eher entschließen als nach völliger Ueberzeugung, er müsse die herannahende Epoche von Charlottens Niederkunft erst vorbeigehen lassen, bevor er wegen Ottiliens irgend eine Entscheidung hoffen könne. Er fügte sich deshalb in die Umstände und kehrte mit diesen Aussichten und Hoffnungen wieder zur Vorsteherin zurück.

Charlottens Niederkunft nahte heran. Sie hielt sich mehr in ihren Zimmern. Die Frauen, die sich um sie versammelt hatten, waren ihre geschlossenere Gesellschaft. Ottilie besorgte

das Hauswesen, indem sie kaum daran denken durfte, was sie that. Sie hatte sich zwar völlig ergeben; sie wünschte für Charlotten, für das Kind, für Eduarden sich auch noch ferner auf das Dienstlichste zu bemühen; aber sie sah nicht ein, wie es möglich werden wollte. Nichts konnte sie vor völliger Verworrenheit retten, als daß sie jeden Tag ihre Pflicht that.

Ein Sohn war glücklich zur Welt gekommen, und die Frauen versicherten sämmtlich, es sei der ganze leibhafte Vater. Nur Ottilie konnte es im Stillen nicht finden, als sie der Wöchnerin Glück wünschte und das Kind auf das Herzlichste begrüßte. Schon bei den Anstalten zur Verheirathung ihrer Tochter war Charlotten die Abwesenheit ihres Gemahls höchst fühlbar gewesen; nun sollte der Vater auch bei der Geburt des Sohnes nicht gegenwärtig sein; er sollte den Namen nicht bestimmen, bei dem man ihn künftig rufen würde.

Der erste von allen Freunden, die sich glückwünschend sehen ließen, war Mittler, der seine Kundschafter ausgestellt hatte, um von diesem Ereigniß sogleich Nachricht zu erhalten. Er fand sich ein und zwar sehr behaglich. Kaum daß er seinen Triumph in Gegenwart Ottiliens verbarg, so sprach er sich gegen Charlotten laut aus und war der Mann, alle Sorgen zu heben und alle augenblicklichen Hindernisse bei Seite zu bringen. Die Taufe sollte nicht lange aufgeschoben werden. Der alte Geistliche, mit einem Fuß schon im Grabe, sollte durch seinen Segen das Vergangene mit dem Zukünftigen zusammenknüpfen; Otto sollte das Kind heißen; es konnte keinen andern Namen führen als den Namen des Vaters und des Freundes.

Es bedurfte der entschiedenen Zudringlichkeit dieses Mannes, um die hunderterlei Bedenklichkeiten, das Widerreden, Zaudern, Stocken, Besser- oder Anderswissen, das Schwanken, Meinen, Um- und Wiedermeinen zu beseitigen, da gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten aus einer gehobenen Bedenklichkeit immer wieder neue entstehen und, indem man alle Verhältnisse schonen will, immer der Fall eintritt, einige zu verletzen.

Alle Meldungsschreiben und Gevatterbriefe übernahm Mittler; sie sollten gleich ausgefertigt sein; denn ihm war selbst höchlich daran gelegen, ein Glück, das er für die Familie so bedeutend hielt, auch der übrigen, mitunter mißwollenden und mißredenden Welt bekannt zu machen. Und freilich waren die bisherigen leidenschaftlichen Vorfälle dem Publikum nicht ent-

gangen, das ohnehin in der Ueberzeugung steht, Alles, was geschieht, geschehe nur dazu, damit es etwas zu reden habe.

Die Feier des Taufaktes sollte würdig, aber beschränkt und kurz sein. Man kam zusammen, Ottilie und Mittler sollten das Kind als Taufzeugen halten. Der alte Geistliche, unterstützt vom Kirchendiener, trat mit langsamen Schritten heran. Das Gebet war verrichtet, Ottilien das Kind auf die Arme gelegt, und als sie mit Neigung auf dasselbe herunterſah, erschrak sie nicht wenig an seinen offenen Augen; denn sie glaubte in ihre eigenen zu sehen; eine solche Uebereinstimmung hätte Jeden überraschen müssen. Mittler, der zunächst das Kind empfing, stutzte gleichfalls, indem er in der Bildung desselben eine so auffallende Aehnlichkeit und zwar mit dem Hauptmann erblickte, dergleichen ihm sonst noch nie vorgekommen war.

Die Schwäche des guten alten Geistlichen hatte ihn gehindert, die Taufhandlung mit Mehrerem als der gewöhnlichen Liturgie zu begleiten. Mittler indessen, voll von dem Gegenstande, gedachte seiner frühern Amtsverrichtungen und hatte überhaupt die Art, sich sogleich in jedem Falle zu denken, wie er nun reden, wie er sich äußern würde. Diesmal konnte er sich um so weniger zurückhalten, als es nur eine kleine Gesellschaft von lauter Freunden war, die ihn umgab. Er fing daher an, gegen das Ende des Akts mit Behaglichkeit sich an die Stelle des Geistlichen zu versetzen, in einer muntern Rede seine Pathenpflichten und Hoffnungen zu äußern und um so mehr dabei zu verweilen, als er Charlottens Beifall in ihrer zufriedenen Miene zu erkennen glaubte.

Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entging dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Uebel hervorzubringen auf dem Wege war; denn nachdem er das Verhältniß eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck geschildert und Ottiliens Fassung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: „Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr, laß Deinen Diener in Frieden fahren! Denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.“

Nun war er im Zuge, recht glänzend zu schließen; aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er das Kind hinhielt, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nachher aber schnell zurücksank. Vom Fall kaum abgehalten, ward er in einen

Sessel gebracht, und man mußte ihn ungeachtet aller augenblicklichen Beihilfe für todt ansprechen.

So unmittelbar Geburt und Tod, Sarg und Wiege neben einander zu sehen und zu denken, nicht blos mit der Einbildungskraft, sondern mit den Augen dieses ungeheuern Gegensätze zusammenzufassen, war für die Umstehenden eine schwere Aufgabe, je überraschender sie vorgelegt wurde. Ottilie allein betrachtete den Eingeschlummerten, der noch immer seine freundliche, einnehmende Miene behalten hatte, mit einer Art von Neid. Das Leben ihrer Seele war getödtet; warum sollte der Körper noch erhalten werden?

Führten sie auf diese Weise gar manchmal die unerfreulichen Begebenheiten des Tags auf die Betrachtung der Vergänglichkeit, des Scheidens, des Verlierens, so waren ihr dagegen wundersame nächtliche Erscheinungen zum Trost gegeben, die ihr das Dasein des Geliebten versicherten und ihr eigenes befestigten und belebten. Wenn sie sich Abends zur Ruhe gelegt und im süßen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern im kriegerischen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte, stehend, gehend, liegend, reitend. Die Gestalt, bis aufs Kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne daß sie das Mindeste dazu that, ohne daß sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte. Manchmal sah sie ihn auch umgeben, besonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber sie unterschied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menschen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein, und wenn sie nach einer ruhigen Nacht Morgens wieder erwachte, so war sie erquickt, getröstet; sie fühlte sich überzeugt, Eduard lebe noch, sie stehe mit ihm noch in dem innigsten Verhältniß.

Neuntes Kapitel.

Der Frühling war gekommen, später, aber auch rascher und freudiger als gewöhnlich. Ottilie fand nun im Garten die Frucht ihres Vorsehens; Alles keimte, grünte und blühte zur

rechten Zeit; Manches, was hinter wohl angelegten Glashäusern und Beeten vorbereitet worden, trat nun sogleich der endlich von außen wirkenden Natur entgegen, und Alles, was zu thun und zu besorgen war, blieb nicht blos hoffnungsvolle Mühe wie bisher, sondern ward zum heitern Genusse.

An dem Gärtner aber hatte sie zu trösten über manche durch Lucianens Wildheit entstandene Lücke unter den Topfgewächsen, über die zerstörte Symmetrie mancher Baumkrone. Sie machte ihm Muth, daß sich das Alles bald wiederherstellen werde; aber er hatte zu ein tiefes Gefühl, zu einen reinen Begriff von seinem Handwerk, als daß diese Trostgründe viel bei ihm hätten fruchten sollen. So wenig der Gärtner sich durch andere Liebhabereien und Neigungen zerstreuen darf, so wenig darf der ruhige Gang unterbrochen werden, den die Pflanze zur dauernden oder zur vorübergehenden Vollendung nimmt. Die Pflanze gleicht den eigensinnigen Menschen, von denen man Alles erhalten kann, wenn man sie nach ihrer Art behandelt. Ein ruhiger Blick, eine stille Konsequenz, in jeder Jahrszeit, in jeder Stunde das ganz Gehörige zu thun, wird vielleicht von Niemand mehr als vom Gärtner verlangt.

Diese Eigenschaften besaß der gute Mann in einem hohen Grade, deswegen auch Ottilie so gern mit ihm wirkte; aber sein eigentliches Talent konnte er schon einige Zeit nicht mehr mit Behaglichkeit ausüben. Denn ob er gleich Alles, was die Baum- und Küchen-Gärtnerei betraf, auch die Erfordernisse eines ältern Ziergartens vollkommen zu leisten verstand — wie denn überhaupt Einem vor dem Andern dieses oder jenes gelingt — ob er schon in Behandlung der Orangerie, der Blumenzwiebeln, der Nelken- und Aurikeln-Stöcke die Natur selbst hätte herausfordern können, so waren ihm doch die neuen Zierbäume und Modeblumen einigermaßen fremd geblieben, und er hatte vor dem unendlichen Felde der Botanik, das sich nach der Zeit aufthat, und den darin herumsummenden fremden Namen eine Art von Scheu, die ihn verdrießlich machte. Was die Herrschaft voriges Jahr zu verschreiben angefangen, hielt er um so mehr für unnützen Aufwand und Verschwendung, als er gar manche kostbare Pflanze ausgehen sah und mit den Handelsgärtnern, die ihn, wie er glaubte, nicht redlich genug bedienten, in keinem sonderlichen Verhältnisse stand.

Er hatte sich darüber nach mancherlei Versuchen eine Art von Plan gemacht, in welchem ihn Ottilie um so mehr be-

stärkte, als er auf die Wiederkehr Eduard's eigentlich gegründet war, dessen Abwesenheit man in diesem wie in manchem andern Falle täglich nachtheiliger empfinden mußte.

Indem nun die Pflanzen immer mehr Wurzel schlugen und Zweige trieben, fühlte sich auch Ottilie immer mehr an diese Räume gefesselt. Gerade vor einem Jahre trat sie als Fremdling, als ein unbedeutendes Wesen hier ein; wie viel hatte sie sich seit jener Zeit nicht erworben! Aber leider wie viel hatte sie nicht auch seit jener Zeit wieder verloren! Sie war nie so reich und nie so arm gewesen. Das Gefühl von Beidem wechselte augenblicklich mit einander ab, ja durchkreuzte sich aufs Innigste, so daß sie sich nicht anders zu helfen wußte, als daß sie immer wieder das Nächste mit Antheil, ja mit Leidenschaft ergriff.

Daß Alles, was Eduarden besonders lieb war, auch ihre Sorgfalt am Stärksten an sich zog, läßt sich denken; ja, warum sollte sie nicht hoffen, daß er selbst nun bald wiederkommen, daß er die fürsorgliche Dienstlichkeit, die sie dem Abwesenden geleistet, dankbar gegenwärtig bemerken werde?

Aber noch auf eine viel andre Weise war sie veranlaßt, für ihn zu wirken. Sie hatte vorzüglich die Sorge für das Kind übernommen, dessen unmittelbare Pflegerin sie um so mehr werden konnte, als man es keiner Amme zu übergeben, sondern mit Milch und Wasser aufzuziehen sich entschieden hatte. Es sollte in jener schönen Zeit der freien Luft genießen; und so trug sie es am Liebsten selbst heraus, trug das schlafende, unbewußte zwischen Blumen und Blüthen her, die dereinst seiner Kindheit so freundlich entgegenlachen sollten, zwischen jungen Sträuchen und Pflanzen, die mit ihm in die Höhe zu wachsen durch ihre Jugend bestimmt schienen. Wenn sie um sich her sah, so verbarg sie sich nicht, zu welchem großen, reichen Zustande das Kind geboren sei; denn fast Alles, wohin das Auge blickte, sollte dereinst ihm gehören. Wie wünschenswerth war es zu diesem Allem, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter aufwüchse und eine erneute frohe Verbindung bestätigte!

Ottilie fühlte dies Alles so rein, daß sie sich's als entschieden wirklich dachte und sich selbst dabei gar nicht empfand. Unter diesem klaren Himmel, bei diesem hellen Sonnenschein ward es ihr auf einmal klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse; ja in manchen Augenblicken glaubte sie, diese Höhe schon erreicht zu haben. Sie wünschte nur das

Wohl ihres Freundes, sie glaubte sich fähig, ihm zu entsagen, sogar ihn niemals wiederzusehen, wenn sie ihn nur glücklich wisse. Aber ganz entschieden war sie für sich, niemals einem Andern anzugehören.

Daß der Herbst ebenso herrlich würde wie der Frühling, dafür war gesorgt. Alle sogenannten Sommergewächse, Alles, was im Herbst mit Blühen nicht enden kann und sich der Kälte noch keck entgegen entwickelt, Astern besonders, waren in der größten Mannichfaltigkeit gesät und sollten nun, überallhin verpflanzt, einen Sternhimmel über die Erde bilden.

Aus Ottiliens Tagebuche.

„Einen guten Gedanken, den wir gelesen, etwas Auffallendes, das wir gehört, tragen wir wol in unser Tagebuch. Nähmen wir uns aber zugleich die Mühe, aus den Briefen unserer Freunde eigenthümliche Bemerkungen, originelle Ansichten, flüchtige geistreiche Worte auszuzeichnen, so würden wir sehr reich werden; Briefe hebt man auf, um sie nie wieder zu lesen; man zerstört sie zuletzt einmal aus Diskretion, und so verschwindet der schönste, unmittelbarste Lebenshauch unwiederbringlich für uns und Andre. Ich nehme mir vor, dieses Versäumniß wieder gut zu machen."

„So wiederholt sich denn abermals das Jahresmärchen von vorn. Wir sind nun wieder, Gott sei Dank, an seinem artigsten Kapitel. Veilchen und Maiblumen sind wie Ueberschriften oder Vignetten dazu. Es macht uns immer einen angenehmen Eindruck, wenn wir sie in dem Buche des Lebens wieder aufschlagen."

„Wir schelten die Armen, besonders die Unmündigen, wenn sie sich an den Straßen herumlegen und betteln. Bemerken wir nicht, daß sie gleich thätig sind, sobald es was zu thun giebt? Kaum entfaltet die Natur ihre freundlichen Schätze, so sind die Kinder dahinterher, um ein Gewerbe zu eröffnen; keines bettelt mehr; jedes reicht Dir einen Strauß; es hat ihn gepflückt, ehe Du vom Schlaf erwachtest, und das Bittende sieht Dich so freundlich an wie die Gabe. Niemand sieht erbärmlich aus, der sich einiges Recht fühlt, fordern zu dürfen."

„Warum nur das Jahr manchmal so kurz, manchmal so lang ist, warum es so kurz scheint und so lang in der Erinnerung!

Mir ist es mit dem vergangenen so, und nirgends auffallender als im Garten, wie Vergängliches und Dauerndes in einander greift. Und doch ist nichts so flüchtig, das nicht eine Spur, das nicht Seinesgleichen zurücklasse."

„Man läßt sich den Winter auch gefallen. Man glaubt sich freier auszubreiten, wenn die Bäume so geisterhaft, so durchsichtig vor uns stehen. Sie sind nichts, aber sie decken auch nichts zu. Wie aber einmal Knospen und Blüthen kommen, dann wird man ungeduldig, bis das volle Laub hervortritt, bis die Landschaft sich verkörpert, und der Baum sich als eine Gestalt uns entgegendrängt."

„Alles Vollkommene in seiner Art muß über seine Art hinausgehen, es muß etwas Anderes, Unvergleichbares werden. In manchen Tönen ist die Nachtigall noch Vogel; dann steigt sie über ihre Klasse hinüber und scheint jedem Gefiederten andeuten zu wollen, was eigentlich singen heiße."

„Ein Leben ohne Liebe, ohne die Nähe des Geliebten, ist nur eine Comédie à tiroir, ein schlechtes Schubladenstück. Man schiebt eine nach der anderen heraus und wieder hinein und eilt zur folgenden. Alles, was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt, hängt nur kümmerlich zusammen. Man muß überall von vorn anfangen und möchte überall enden."

Zehntes Kapitel.

Charlotte von ihrer Seite befindet sich munter und wohl. Sie freut sich an dem tüchtigen Knaben, dessen vielversprechende Gestalt ihr Auge und Gemüth stündlich beschäftigt. Sie erhält durch ihn einen neuen Bezug auf die Welt und auf den Besitz; ihre alte Thätigkeit regt sich wieder; sie erblickt, wo sie auch hinsieht, im vergangenen Jahre Vieles gethan und empfindet Freude am Gethanen. Von einem eigenen Gefühl belebt, steigt sie zur Mooshütte mit Ottilien und dem Kinde, und indem sie dieses auf den kleinen Tisch als auf einen häuslichen Altar niederlegt und noch zwei Plätze leer sieht, gedenkt sie der vorigen Zeiten, und eine neue Hoffnung für sie und Ottilien dringt hervor.

Junge Frauenzimmer sehen sich bescheiden vielleicht nach diesem oder jenem Jüngling um mit stiller Prüfung, ob sie ihn wol zum Gatten wünschten; wer aber für eine Tochter oder einen weiblichen Zögling zu sorgen hat, schaut in einem weitern

Kreis umher. So ging es auch in diesem Augenblick Charlotten, der eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilien nicht unmöglich schien, wie sie doch auch schon ehemals in dieser Hütte neben einander gesessen hatten. Ihr war nicht unbekannt geblieben, daß jene Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath wieder verschwunden sei.

Charlotte stieg weiter, und Ottilie trug das Kind. Jene überließ sich mancherlei Betrachtungen. Auch auf dem festen Lande giebt es wol Schiffbruch; sich davon auf das Schnellste zu erholen und herzustellen, ist schön und preiswürdig. Ist doch das Leben nur auf Gewinn und Verlust berechnet. Wer macht nicht irgend eine Anlage und wird darin gestört! Wie oft schlägt man einen Weg ein und wird davon abgeleitet! Wie oft werden wir von einem scharf ins Auge gefaßten Ziel abgelenkt, um ein höheres zu erreichen! Der Reisende bricht unterwegs zu seinem höchsten Verdruß ein Rad und gelangt durch diesen unangenehmen Zufall zu den erfreulichsten Bekanntschaften und Verbindungen, die auf sein ganzes Leben Einfluß haben. Das Schicksal gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsre Wünsche geben zu können.

Diese und ähnliche Betrachtungen waren es, unter denen Charlotte zum neuen Gebäude auf der Höhe gelangte, wo sie vollkommen bestätigt wurden. Denn die Umgebung war viel schöner, als man sich's hatte denken können. Alles störende Kleinliche war rings umher entfernt; alles Gute der Landschaft, was die Natur, was die Zeit daran gethan hatte, trat reinlich hervor und fiel ins Auge, und schon grünten die jungen Pflanzungen, die bestimmt waren, einige Lücken auszufüllen und die abgesonderten Theile angenehm zu verbinden.

Das Haus selbst war nahezu bewohnbar; die Aussicht, besonders aus den obern Zimmern, höchst mannichfaltig. Je länger man sich umsah, desto mehr Schönes entdeckte man. Was mußten nicht hier die verschiedenen Tageszeiten, was Mond und Sonne für Wirkungen hervorbringen! Hier zu verweilen, war höchst wünschenswerth, und wie schnell ward die Lust zu bauen und zu schaffen in Charlotten wiedererweckt, da sie alle grobe Arbeit gethan fand! Ein Tischer, ein Tapezier, ein Maler, der mit Patronen und leichter Vergoldung sich zu helfen wußte, nur dieser bedurfte man, und in kurzer Zeit war das Gebäude im Stande. Keller und Küche wurden schnell eingerichtet; denn in der Entfernung vom Schlosse mußte man alle Bedürfnisse um sich

versammeln. So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben, und von diesem Aufenthalt als von einem neuen Mittelpunkt eröffneten sich ihnen unerwartete Spaziergänge. Sie genossen vergnüglich in einer höheren Region der freien frischen Luft bei dem schönsten Wetter.

Ottiliens liebster Weg, theils allein, theils mit dem Kinde, ging herunter nach den Platanen auf einem bequemen Fußsteig, der sodann zu dem Punkte leitete, wo einer der Kähne angebunden war, mit denen man überzufahren pflegte. Sie erfreute sich manchmal einer Wasserfahrt, allein ohne das Kind, weil Charlotte deshalb einige Besorgniß zeigte. Doch verfehlte sie nicht, täglich den Gärtner im Schloßgarten zu besuchen und an seiner Sorgfalt für die vielen Pflanzenzöglinge, die nun alle der freien Luft genossen, freundlich theilzunehmen.

In dieser schönen Zeit kam Charlotten der Besuch eines Engländers sehr gelegen, der Eduarden auf Reisen kennen gelernt, einigemal getroffen hatte und nunmehr neugierig war, die schönen Anlagen zu sehen, von denen er so viel Gutes erzählen hörte. Er brachte ein Empfehlungsschreiben vom Grafen mit und stellte zugleich einen stillen, aber sehr gefälligen Mann als seinen Begleiter vor. Indem er nun bald mit Charlotten und Ottilien, bald mit Gärtnern und Jägern, öfters mit seinem Begleiter und manchmal allein die Gegend durchstrich, so konnte man seinen Bemerkungen wol ansehen, daß er ein Liebhaber und Kenner solcher Anlagen war, der wol auch manche dergleichen selbst ausgeführt hatte. Obgleich in Jahren, nahm er auf eine heitere Weise an Allem Theil, was dem Leben zur Zierde gereichen und es bedeutend machen kann.

In seiner Gegenwart genossen die Frauenzimmer erst vollkommen ihrer Umgebung. Sein geübtes Auge empfing jeden Effekt ganz frisch, und er hatte um so mehr Freude an dem Entstandenen, als er die Gegend vorher nicht gekannt, und was man daran gethan, von dem, was die Natur geliefert, kaum zu unterscheiden wußte.

Man kann wol sagen, daß durch seine Bemerkungen der Park wuchs und sich bereicherte. Schon zum Voraus erkannte er, was die neuen heranstrebenden Pflanzungen versprachen. Keine Stelle blieb ihm unbemerkt, wo noch irgend eine Schönheit hervorzuheben oder anzubringen war. Hier deutete er auf eine Quelle, welche, gereinigt, die Zierde einer ganzen Buschpartie zu werden versprach; hier auf eine Höhle, die, ausge-

räumt und erweitert, einen erwünschten Ruheplatz geben konnte, indessen man nur wenige Bäume zu fällen brauchte, um von ihr aus herrliche Felsenmassen aufgethürmt zu erblicken. Er wünschte den Bewohnern Glück, daß ihnen so Manches nachzuarbeiten übrig blieb, und ersuchte sie, damit nicht zu eilen, sondern für folgende Jahre sich das Vergnügen des Schaffens und Einrichtens vorzubehalten.

Uebrigens war er außer den geselligen Stunden keineswegs lästig; denn er beschäftigte sich die größte Zeit des Tags, die malerischen Aussichten des Parks in einer tragbaren dunklen Kammer aufzufangen und zu zeichnen, um dadurch sich und Andern von seinen Reisen eine schöne Frucht zu gewinnen. Er hatte dieses schon seit mehreren Jahren in allen bedeutenden Gegenden gethan und sich dadurch die angenehmste und interessanteste Sammlung verschafft. Ein großes Portefeuille, das er mit sich führte, zeigte er den Damen vor und unterhielt sie theils durch das Bild, theils durch die Auslegung. Sie freuten sich, hier in ihrer Einsamkeit die Welt so bequem zu durchreisen, Ufer und Häfen, Berge, Seen und Flüsse, Städte, Kastelle und manches andre Lokal, das in der Geschichte einen Namen hat, vor sich vorbeiziehen zu sehen.

Jede von beiden Frauen hatte ein besonderes Interesse, Charlotte das allgemeinere gerade an dem, wo sich etwas historisch Merkwürdiges fand, während Ottilie sich vorzüglich bei den Gegenden aufhielt, wovon Eduard viel zu erzählen pflegte, wo er gern verweilt, wohin er öfters zurückgekehrt; denn jeder Mensch hat in der Nähe und in der Ferne gewisse örtliche Einzelheiten, die ihn anziehen, die ihm seinem Charakter nach um des ersten Eindrucks, gewisser Umstände, der Gewohnheit willen besonders lieb und aufregend sind.

Sie fragte daher den Lord, wo es ihm denn am Besten gefalle, und wo er nun seine Wohnung aufschlagen würde, wenn er zu wählen hätte. Da wußte er denn mehr als eine schöne Gegend vorzuzeigen, und was ihm dort widerfahren, um sie ihm lieb und werth zu machen, in seinem eigens accentuirten Französisch gar behaglich mitzutheilen.

Auf die Frage hingegen, wo er sich denn jetzt gewöhnlich aufhalte, wohin er am Liebsten zurückkehre, ließ er sich ganz unbewunden, doch den Frauen unerwartet, also vernehmen.

„Ich habe mir nun angewöhnt, überall zu Hause zu sein, und finde zuletzt nichts bequemer, als daß Andre für mich bauen,

pflanzen und sich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Besitzungen sehne ich mich nicht zurück, theils aus politischen Ursachen, vorzüglich aber, weil mein Sohn, für den ich Alles eigentlich gethan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an Allem keinen Theil nimmt, sondern nach Indien gegangen ist, um sein Leben dort wie mancher Andere höher zu nutzen oder gar zu vergeuden.

„Gewiß, wir machen viel zu viel vorarbeitenden Aufwand aufs Leben. Anstatt daß wir gleich anfingen, uns in einem mäßigen Zustand behaglich zu finden, so gehen wir immer mehr ins Breite, um es uns immer unbequemer zu machen. Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen; fremde Gäste, Neugierige, unruhige Reisende.

„Selbst bei vielen Mitteln sind wir immer nur halb und halb zu Hause, besonders auf dem Lande, wo uns manches Gewohnte der Stadt fehlt. Das Buch, das wir am Eifrigsten wünschten, ist nicht zur Hand, und gerade, was wir am Meisten bedürften, ist vergessen. Wir richten uns immer häuslich ein, um wieder auszuziehen, und wenn wir es nicht mit Willen und Willkür thun, so wirken Verhältnisse, Leidenschaften, Zufälle, Nothwendigkeit und was nicht Alles."

Der Lord ahnete nicht, wie tief durch seine Betrachtungen die Freundinnen getroffen wurden. Und wie oft kommt nicht Jeder in diese Gefahr, der eine allgemeine Betrachtung, selbst in einer Gesellschaft, deren Verhältnisse ihm sonst bekannt sind, ausspricht! Charlotten war eine solche zufällige Verletzung auch durch Wohlwollende und Gutmeinende nichts Neues, und die Welt lag ohnehin so deutlich vor ihren Augen, daß sie keinen besondern Schmerz empfand, wenngleich Jemand sie unbedachtsam und unvorsichtig nöthigte, ihren Blick da oder dorthin auf eine unerfreuliche Stelle zu richten. Ottilie hingegen, die in halbbewußter Jugend mehr ahnete als sah und ihren Blick wegwenden durfte, ja mußte von dem, was sie nicht sehen mochte und sollte, Ottilie ward durch diese traulichen Reden in den schrecklichsten Zustand versetzt; denn es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmuthige Schleier, und es schien ihr, als wenn Alles, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sei, weil Der, dem es Alles gehörte, es nicht genösse, weil auch Der wie der gegenwärtige Gast zum Herumschweifen in der Welt, und zwar zu dem

gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden. Sie hatte sich an Hören und Schweigen gewöhnt; aber sie saß diesmal in der peinlichsten Lage, die durch des Fremden weiteres Gespräch eher vermehrt als vermindert wurde, das er mit heiterer Eigenheit und Bedächtlichkeit fortsetzte.

„Nun glaub' ich," sagte er, „auf dem rechten Wege zu sein, da ich mich immerfort als einen Reisenden betrachte, der Vielem entsagt, um Vieles zu genießen. Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfniß, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Dekoration wartet, gerade weil schon so viele dagewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirthshause versprechen darf, ist mir bekannt; es mag so gut oder schlimm sein, als es will, nirgends find' ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf Eins hinaus, ganz von einer nothwendigen Gewohnheit oder ganz von der willkürlichsten Zufälligkeit abzuhangen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß repariren lassen, daß mir eine liebe Tasse zerbricht, und es mir eine ganze Zeit aus keiner andern schmecken will. Alles dessen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, so packen meine Leute gelassen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen diesen Vortheilen, wenn ich es genau berechne, habe ich am Ende des Jahrs nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hause gekostet hätte."

Bei dieser Schilderung sah Ottilie nur Eduarden vor sich, wie er nun auch mit Entbehren und Beschwerde auf ungebahnten Straßen hinziehe, mit Gefahr und Noth zu Felde liege und bei so viel Unbestand und Wagniß sich gewöhne, heimathlos und freundlos zu sein, Alles wegzuwerfen, nur um nichts verlieren zu können. Glücklicherweise trennte sich die Gesellschaft für einige Zeit. Ottilie fand Raum, sich in der Einsamkeit auszuweinen. Gewaltsamer hatte sie kein dumpfer Schmerz ergriffen als diese Klarheit, die sie sich noch klarer zu machen strebte, wie man es zu thun pflegt, daß man sich selbst peinigt, wenn man einmal auf dem Wege ist, gepeinigt zu werden.

Der Zustand Eduard's kam ihr so kümmerlich, so jämmerlich vor, daß sie sich entschloß, es koste, was es wolle, zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotten Alles beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betrügen.

Indessen hatte der Begleiter des Lords, ein verständiger, ruhiger Mann und guter Beobachter, den Mißgriff in der Unterhaltung bemerkt und die Aehnlichkeit der Zustände seinem Freunde offenbart. Dieser wußte nichts von den Verhältnissen der Familie; allein Jener, den eigentlich auf der Reise nichts mehr interessirte als die sonderbaren Ereignisse, welche durch natürliche und künstliche Verhältnisse, durch den Konflikt des Gesetzlichen und des Ungebändigten, des Verstandes und der Vernunft, der Leidenschaft und des Vorurtheils hervorgebracht werden, Jener hatte sich schon früher und mehr noch im Hause selbst mit Allem bekannt gemacht, was vorgegangen war und noch vorging.

Dem Lord that es leid, ohne daß er darüber verlegen gewesen wäre. „Man müßte ganz in Gesellschaft schweigen, wenn man nicht manchmal in den Fall kommen sollte; denn nicht allein bedeutende Bemerkungen, sondern die trivialsten Aeußerungen können auf eine so mißklingende Weise mit dem Interesse der Gegenwärtigen zusammentreffen. Wir wollen es heute Abend wieder gut machen," sagte der Lord, „und uns aller allgemeinen Gespräche enthalten. Geben Sie der Gesellschaft etwas von den vielen angenehmen und bedeutenden Anekdoten und Geschichten zu hören, womit Sie Ihr Portefeuille und Ihr Gedächtniß auf unserer Reise bereichert haben!"

Allein auch mit dem besten Vorsatze gelang es den Fremden nicht, die Freunde diesmal mit einer unverfänglichen Unterhaltung zu erfreuen. Denn nachdem der Begleiter durch manche sonderbare, bedeutende, heitere, rührende, furchtbare Geschichten die Aufmerksamkeit erregt und die Theilnahme aufs Höchste gespannt hatte, so dachte er mit einer zwar sonderbaren, aber sanfteren Begebenheit zu schließen und ahnete nicht, wie nahe diese seinen Zuhörern verwandt war.

Die wunderlichen Nachbarskinder.

Novelle.

Zwei Nachbarskinder von bedeutenden Häusern, Knabe und Mädchen, in verhältnißmäßigem Alter, um dereinst Gatten zu werden, ließ man in dieser angenehmen Aussicht mit einander

aufwachsen, und die beiderseitigen Eltern freuten sich einer künftigen Verbindung. Doch man bemerkte gar bald, daß die Absicht zu mißlingen schien, indem sich zwischen den beiden trefflichen Naturen ein sonderbarer Widerwille hervorthat. Vielleicht waren sie einander zu ähnlich. Beide in sich selbst gewendet, deutlich in ihrem Wollen, fest in ihren Vorsätzen, Jedes einzeln geliebt und geehrt von seinen Gespielen, immer Widersacher, wenn sie zusammen waren, immer aufbauend für sich allein, immer wechselsweise zerstörend, wo sie sich begegneten, nicht wetteifernd nach einem Ziel, aber immer kämpfend um einen Zweck, gutartig durchaus und liebenswürdig, und nur hassend, ja bösartig, indem sie sich auf einander bezogen.

Dieses wunderliche Verhältniß zeigte sich schon bei kindischen Spielen, es zeigte sich bei zunehmenden Jahren. Und wie die Knaben Krieg zu spielen, sich in Parteien zu sondern, einander Schlachten zu liefern pflegen, so stellte sich das trotzig muthige Mädchen einst an die Spitze des einen Heers und focht gegen das andre mit solcher Gewalt und Erbitterung, daß dieses schimpflich wäre in die Flucht geschlagen worden, wenn ihr einzelner Widersacher sich nicht sehr brav gehalten und seine Gegnerin doch noch zuletzt entwaffnet und gefangen genommen hätte. Aber auch da noch wehrte sie sich so gewaltsam, daß er, um seine Augen zu erhalten und die Feindin doch nicht zu beschädigen, sein seidenes Halstuch abreißen und ihr die Hände damit auf den Rücken binden mußte.

Dies verzieh sie ihm nie, ja sie machte so heimliche Anstalten und Versuche, ihn zu beschädigen, daß die Eltern, die auf diese seltsamen Leidenschaften schon längst Acht gehabt, sich mit einander verständigten und beschlossen, die beiden feindlichen Wesen zu trennen und jene lieblichen Hoffnungen aufzugeben.

Der Knabe that sich in seinen neuen Verhältnissen bald hervor. Jede Art von Unterricht schlug bei ihm an. Gönner und eigene Neigung bestimmten ihn zum Soldatenstande. Ueberall, wo er sich fand, war er geliebt und geehrt. Seine tüchtige Natur schien nur zum Wohlsein, zum Behagen Anderer zu wirken, und er war in sich ohne deutliches Bewußtsein recht glücklich, den einzigen Widersacher verloren zu haben, den die Natur ihm zugedacht hatte.

Das Mädchen dagegen trat auf einmal in einen veränderten Zustand. Ihre Jahre, eine zunehmende Bildung und mehr noch ein gewisses inneres Gefühl zogen sie von den heftigen Spielen

hinweg, die sie bisher in Gesellschaft der Knaben auszuüben pflegte. Im Ganzen schien ihr etwas zu fehlen; nichts war um sie herum, das werth gewesen wäre, ihren Haß zu erregen. Liebenswürdig hatte sie noch Niemanden gefunden.

Ein junger Mann, älter als ihr ehemaliger nachbarlicher Widersacher, von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen, wendete ihr seine ganze Neigung zu. Es war das erste Mal, daß sich ein Freund, ein Liebhaber, ein Diener um sie bemühte. Der Vorzug, den er ihr vor Vielen gab, die älter, gebildeter, glänzender und anspruchsreicher waren als sie, that ihr gar zu wohl. Seine fortgesetzte Aufmerksamkeit, ohne daß er zudringlich gewesen wäre, sein treuer Beistand bei verschiedenen unangenehmen Zufällen, sein gegen ihre Eltern zwar ausgesprochenes, doch ruhiges und nur hoffnungsvolles Werben, da sie freilich noch sehr jung war: das Alles nahm sie für ihn ein, wozu die Gewohnheit, die äußern, nun von der Welt als bekannt angenommenen Verhältnisse das Ihrige beitrugen. Sie war so oft Braut genannt worden, daß sie sich endlich selbst dafür hielt, und weder sie noch irgend Jemand dachte daran, daß noch eine Prüfung nöthig sei, als sie den Ring mit Demjenigen wechselte, der so lange Zeit für ihren Bräutigam galt.

Der ruhige Gang, den die ganze Sache genommen hatte, war auch durch das Verlöbniß nicht beschleunigt worden. Man ließ eben von beiden Seiten Alles so fortgewähren; man freute sich des Zusammenlebens und wollte die gute Jahrszeit durchaus noch als einen Frühling des künftigen ernsteren Lebens genießen.

Indessen hatte der Entfernte sich zum Schönsten ausgebildet, eine verdiente Stufe seiner Lebensbestimmung erstiegen und kam mit Urlaub, die Seinigen zu besuchen. Auf eine ganz natürliche, aber doch sonderbare Weise stand er seiner schönen Nachbarin abermals entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit nur freundliche, bräutliche Familienempfindungen bei sich genährt, sie war mit Allem, was sie umgab, in Uebereinstimmung; sie glaubte glücklich zu sein und war es auch auf gewisse Weise. Aber nun stand ihr zum ersten Mal seit langer Zeit wieder etwas entgegen; es war nicht hassenswerth, sie war des Hasses unfähig geworden; ja der kindische Haß, der eigentlich nur ein dunkles Anerkennen des inneren Werthes gewesen, äußerte sich nun in frohem Erstaunen, erfreulichem Betrachten, gefälligem Eingestehen, halb willigem,

halb unwilligem und doch nothwendigem Annahen, und das Alles war wechselseitig. Eine lange Entfernung gab zu längeren Unterhaltungen Anlaß. Selbst jene kindische Unvernunft diente den Aufgeklärteren zu scherzhafter Erinnerung, und es war, als wenn man sich jenen neckischen Haß wenigstens durch eine freundschaftliche, aufmerksame Behandlung vergüten müsse, als wenn jenes gewaltsame Verkennen nunmehr nicht ohne ein ausgesprochnes Anerkennen bleiben dürfe.

Von seiner Seite blieb Alles in einem verständigen, wünschenswerthen Maaß. Sein Stand, seine Verhältnisse, sein Streben, sein Ehrgeiz beschäftigten ihn so reichlich, daß er die Freundlichkeit der schönen Braut als eine dankenswerthe Zugabe mit Behaglichkeit aufnahm, ohne sie deshalb in irgend einem Bezug auf sich zu betrachten oder sie ihrem Bräutigam zu mißgönnen, mit dem er übrigens in den besten Verhältnissen stand.

Bei ihr hingegen sah es ganz anders aus. Sie schien sich wie aus einem Traum erwacht. Der Kampf gegen ihren jungen Nachbar war die erste Leidenschaft gewesen, und dieser heftige Kampf war doch nur unter der Form des Widerstrebens eine heftige, gleichsam angeborne Neigung. Auch kam es ihr in der Erinnerung nicht anders vor, als daß sie ihn immer geliebt habe. Sie lächelte über jenes feindliche Suchen mit den Waffen in der Hand; sie wollte sich des angenehmsten Gefühls erinnern, als er sie entwaffnete; sie bildete sich ein, die größte Seligkeit empfunden zu haben, da er sie band, und Alles, was sie zu seinem Schaden und Verdruß unternommen hatte, kam ihr nur als unschuldiges Mittel vor, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie verwünschte jene Trennung, sie bejammerte den Schlaf, in den sie verfallen, sie verfluchte die schleppende, träumerische Gewohnheit, durch die ihr ein so unbedeutender Bräutigam hatte werden können; sie war verwandelt, doppelt verwandelt, vorwärts und rückwärts, wie man es nehmen will.

Hätte Jemand ihre Empfindungen, die sie ganz geheim hielt, entwickeln und mit ihr theilen können, so würde er sie nicht gescholten haben; denn freilich konnte der Bräutigam die Vergleichung mit dem Nachbar nicht aushalten, sobald man sie neben einander sah. Wenn man dem Einen ein gewisses Zutrauen nicht versagen konnte, so erregte der Andere das vollste Vertrauen; wenn man den Einen gern zur Gesellschaft mochte, so wünschte man sich den Andern zum Gefährten; und dachte man gar an höhere Theilnahme, an außerordentliche Fälle, so

hätte man wol an dem Einen gezweifelt, wenn Einem der Andere vollkommene Gewißheit gab. Für solche Verhältnisse ist den Weibern ein besonderer Takt angeboren, und sie haben Ursache so wie Gelegenheit, ihn auszubilden.

Je mehr die schöne Braut solche Gesinnungen bei sich ganz heimlich nährte, je weniger nur irgend Jemand dasjenige auszusprechen im Fall war, was zu Gunsten des Bräutigams gelten konnte, was Verhältnisse, was Pflicht anzurathen und zu gebieten, ja, was eine unabänderliche Nothwendigkeit unwiderruflich zu fordern schien, desto mehr begünstigte das schöne Herz seine Einseitigkeit; und indem sie von der einen Seite durch Welt und Familie, Bräutigam und eigne Zusage unauflöslich gebunden war, von der andern der emporstrebende Jüngling gar kein Geheimniß von seinen Gesinnungen, Planen und Aussichten machte, sich nur als ein treuer und nicht einmal zärtlicher Bruder gegen sie bewies, und nun gar von seiner unmittelbaren Abreise die Rede war, so schien es, als ob ihr früher kindischer Geist mit allen seinen Tücken und Gewaltsamkeiten wieder erwachte und sich nun auf einer höheren Lebensstufe mit Unwillen rüstete, bedeutender und verderblicher zu wirken. Sie beschloß zu sterben, um den ehemals Gehaßten und nun so heftig Geliebten für seine Untheilnahme zu strafen und sich, indem sie ihn nicht besitzen sollte, wenigstens mit seiner Einbildungskraft, seiner Reue auf ewig zu vermählen. Er sollte ihr todtes Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören, sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.

Dieser seltsame Wahnsinn begleitete sie überall hin. Sie verbarg ihn unter allerlei Formen, und ob sie den Menschen gleich wunderlich vorkam, so war Niemand aufmerksam oder klug genug, die innere wahre Ursache zu entdecken.

Indessen hatten sich Freunde, Verwandte, Bekannte in Anordnungen von mancherlei Festen erschöpft; kaum verging ein Tag, daß nicht irgend etwas Neues und Unerwartetes angestellt worden wäre; kaum war ein schöner Platz der Landschaft, den man nicht ausgeschmückt und zum Empfang vieler frohen Gäste bereitet hätte. Auch wollte unser junger Ankömmling noch vor seiner Abreise das Seinige thun und lud das junge Paar mit einem engeren Familienkreise zu einer Wasserlustfahrt. Man bestieg ein großes, schönes, wohlausgeschmücktes Schiff, eine der Jachten, die einen kleinen Saal und einige Zimmer anbieten

und auf das Wasser die Bequemlichkeit des Landes überzutragen suchen.

Man fuhr auf dem großen Strome mit Musik dahin; die Gesellschaft hatte sich bei heißer Tageszeit in den untern Räumen versammelt, um sich an Geistes- und Glücksspielen zu ergetzen. Der junge Wirth, der niemals unthätig bleiben konnte, hatte sich ans Steuer gesetzt, den alten Schiffsmeister abzulösen, der an seiner Seite eingeschlafen war; und eben brauchte der Wachende alle seine Vorsicht, da er sich einer Stelle nahte, wo zwei Inseln das Flußbette verengten und, indem sie ihre flachen Kiesufer bald an der einen, bald an der andern Seite hereinstreckten, ein gefährliches Fahrwasser zubereiteten. Fast war der sorgsame und scharfblickende Steurer in Versuchung, den Meister zu wecken; aber er getraute sich's zu und fuhr gegen die Enge. In dem Augenblick erschien auf dem Verdeck seine schöne Feindin mit einem Blumenkranz in den Haaren. Sie nahm ihn ab und warf ihn auf den Steuernden. „Nimm dies zum Andenken!" rief sie aus. „Störe mich nicht!" rief er ihr entgegen, indem er den Kranz auffing, „ich bedarf aller meiner Kräfte und meiner Aufmerksamkeit." „Ich störe Dich nicht weiter," rief sie; „Du siehst mich nicht wieder!" Sie sprach's und eilte nach dem Vordertheil des Schiffs, von da sie ins Wasser sprang. Einige Stimmen riefen: „Rettet! rettet! Sie ertrinkt." Er war in der entsetzlichsten Verlegenheit. Ueber dem Lärm erwacht der alte Schiffsmeister, will das Ruder ergreifen, der Jüngere es ihm übergeben; aber es ist keine Zeit, die Herrschaft zu wechseln; das Schiff strandet, und in eben dem Augenblick, die lästigsten Kleidungsstücke wegwerfend, stürzte er sich ins Wasser und schwamm der schönen Feindin nach.

Das Wasser ist ein freundliches Element für Den, der damit bekannt ist und es zu behandeln weiß. Es trug ihn, und der geschickte Schwimmer beherrschte es. Bald hatte er die vor ihm fortgerissene Schöne erreicht; er faßte sie, wußte sie zu heben und zu tragen; Beide wurden vom Strom gewaltsam fortgerissen, bis sie die Inseln, die Werder weit hinter sich hatten, und der Fluß wieder breit und gemächlich zu fließen anfing. Nun erst ermannte, nun erholte er sich aus der ersten zudringenden Noth, in der er ohne Besinnung nur mechanisch gehandelt; er blickte mit emporstrebendem Haupt umher und ruderte nach Vermögen einer flachen buschichten Stelle zu, die sich angenehm und gelegen in den Fluß verlief. Dort brachte er seine schöne Beute

aufs Trockne; aber kein Lebenshauch war in ihr zu spüren. Er war in Verzweiflung, als ihm ein betretner Pfad, der durchs Gebüsch lief, in die Augen leuchtete. Er belud sich aufs Neue mit der theuren Last, er erblickte bald eine einsame Wohnung und erreichte sie. Dort fand er gute Leute, ein junges Ehepaar. Das Unglück, die Noth sprach sich geschwind aus. Was er nach einiger Besinnung forderte, ward geleistet. Ein lichtes Feuer brannte; wollne Decken wurden über ein Lager gebreitet; Pelze, Felle und was Erwärmendes vorräthig war, schnell herbeigetragen. Hier überwand die Begierde zu retten jede andre Betrachtung. Nichts ward versäumt, den schönen halbstarren nackten Körper wieder ins Leben zu rufen. Es gelang. Sie schlug die Augen auf, sie erblickte den Freund, umschlang seinen Hals mit ihren himmlischen Armen. So blieb sie lange; ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen und vollendete ihre Genesung. „Willst Du mich verlassen," rief sie aus, „da ich Dich so wiederfinde?" „Niemals," rief er, „niemals!" und wußte nicht, was er sagte, noch was er that. „Nur schone Dich," rief er hinzu, „schone Dich! Denke an Dich um Deinet- und meinetwillen!"

Sie dachte nun an sich und bemerkte jetzt erst den Zustand, in dem sie war. Sie konnte sich vor ihrem Liebling, ihrem Retter nicht schämen; aber sie entließ ihn gern, damit er für sich sorgen möge; denn noch war, was ihn umgab, naß und triefend.

Die jungen Eheleute beredeten sich: er bot dem Jüngling, und sie der Schönen das Hochzeitkleid an, das noch vollständig da hing, um ein Paar von Kopf zu Fuß und von innen heraus zu bekleiden. In kurzer Zeit waren die beiden Abenteurer nicht nur angezogen, sondern geputzt. Sie sahen allerliebst aus, staunten einander an, als sie zusammentraten, und fielen sich mit unmäßiger Leidenschaft und doch halb lächelnd über die Vermummung gewaltsam in die Arme. Die Kraft der Jugend und die Regsamkeit der Liebe stellten sie in wenigen Augenblicken völlig wieder her, und es fehlte nur die Musik, um sie zum Tanz aufzufordern.

Sich vom Wasser zur Erde, vom Tode zum Leben, aus dem Familienkreise in eine Wildniß, aus der Verzweiflung zum Entzücken, aus der Gleichgiltigkeit zur Neigung, zur Leidenschaft gefunden zu haben, Alles in einem Augenblick — der Kopf wäre nicht hinreichend, das zu fassen, er würde zerspringen oder

sich verwirren. Hierbei muß das Herz das Beste thun, wenn eine solche Ueberraschung ertragen werden soll.

Ganz verloren Eins ins Andre, konnten sie erst nach einiger Zeit an die Angst, an die Sorgen der Zurückgelassenen denken; und fast konnten sie selbst nicht ohne Angst, ohne Sorge daran denken, wie sie Jenen wieder begegnen wollten. „Sollen wir fliehen, sollen wir uns verbergen?“ sagte der Jüngling. „Wir wollen zusammen bleiben,“ sagte sie, indem sie an seinem Hals hing.

Der Landmann, der von ihnen die Geschichte des gestrandeten Schiffs vernommen hatte, eilte, ohne weiter zu fragen, nach dem Ufer. Das Fahrzeug kam glücklich einhergeschwommen; es war mit vieler Mühe losgebracht worden. Man fuhr aufs Ungewisse fort, in Hoffnung, die Verlornen wiederzufinden. Als daher der Landmann mit Rufen und Winken die Schiffenden aufmerksam machte, an eine Stelle lief, wo ein vortheilhafter Landungsplatz sich zeigte, und mit Winken und Rufen nicht aufhörte, wandte sich das Schiff nach dem Ufer, und welch ein Schauspiel ward es, da sie landeten! Die Eltern der beiden Verlobten drängten sich zuerst ans Ufer; den liebenden Bräutigam hatte fast die Besinnung verlassen. Kaum hatten sie vernommen, daß die lieben Kinder gerettet seien, so traten diese in ihrer sonderbaren Verkleidung aus dem Busch hervor. Man erkannte sie nicht eher, als bis sie ganz herangetreten waren. „Wen seh' ich?“ riefen die Mütter. „Was seh' ich?“ riefen die Väter. Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. „Eure Kinder!“ riefen sie aus, „ein Paar.“ „Verzeiht!“ rief das Mädchen. „Gebt uns Euren Segen!“ rief der Jüngling. „Gebt uns Euren Segen!“ riefen Beide, da alle Welt staunend verstummte. „Euren Segen!“ ertönte es zum dritten Mal, und wer hätte den versagen können?

Elftes Kapitel.

Der Erzählende machte eine Pause oder hatte vielmehr schon geendigt, als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sei; ja sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer; denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz, wie sie der Engländer er-

zählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im Einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist Alles und nichts, wie es war.

Ottilie folgte Charlotten, wie es die beiden Fremden selbst verlangten, und nun kam der Lord an die Reihe, zu bemerken, daß vielleicht abermals ein Fehler begangen, etwas dem Hause Bekanntes oder gar Verwandtes erzählt worden. „Wir müssen uns hüten," fuhr er fort, „daß wir nicht noch mehr Uebles stiften. Für das viele Gute und Angenehme, das wir hier genossen, scheinen wir den Bewohnerinnen wenig Glück zu bringen; wir wollen uns auf eine schickliche Weise zu empfehlen suchen."

„Ich muß gestehen," versetzte der Begleiter, „daß mich hier noch etwas Anderes festhält, ohne dessen Aufklärung und nähere Kenntniß ich dieses Haus nicht gern verlassen möchte. Sie waren gestern, Mylord, als wir mit der tragbaren dunklen Kammer durch den Park zogen, viel zu beschäftigt, sich einen wahrhaft malerischen Standpunkt auszuwählen, als daß Sie hätten bemerken sollen, was nebenher vorging. Sie lenkten vom Hauptwege ab, um zu einem wenig besuchten Platze am See zu gelangen, der Ihnen ein reizendes Gegenüber anbot. Ottilie, die uns begleitete, stand an zu folgen und bat, sich auf dem Kahne dorthin begeben zu dürfen. Ich setzte mich mit ihr ein und hatte meine Freude an der Gewandtheit der schönen Schifferin. Ich versicherte ihr, daß ich seit der Schweiz, wo auch die reizendsten Mädchen die Stelle des Fährmanns vertreten, nicht so angenehm sei über die Wellen geschaukelt worden, konnte mich aber nicht enthalten, sie zu fragen, warum sie eigentlich abgelehnt, jenen Seitenweg zu machen; denn wirklich war in ihrem Ausweichen eine Art von ängstlicher Verlegenheit. ‚Wenn Sie mich nicht auslachen wollen,' versetzte sie freundlich, ‚so kann ich Ihnen darüber wol einige Auskunft geben, obgleich selbst für mich dabei ein Geheimniß obwaltet. Ich habe jenen Nebenweg niemals betreten, ohne daß mich ein ganz eigener Schauer überfallen hätte, den ich sonst nirgends empfinde, und den ich mir nicht zu erklären weiß. Ich vermeide daher lieber, mich einer solchen Empfindung auszusetzen, um so mehr, als sich gleich darauf ein Kopfweh an der linken Seite einstellt, woran ich sonst auch manchmal leide.' Wir landeten, Ottilie unterhielt sich mit Ihnen,

und ich untersuchte indeß die Stelle, die sie mir aus der Ferne deutlich angegeben hatte. Aber wie groß war meine Verwunderung, als ich eine sehr deutliche Spur von Steinkohlen entdeckte, die mich überzeugt, man würde bei einigem Nachgraben vielleicht ein ergiebiges Lager in der Tiefe finden.

„Verzeihen Sie, Mylord, ich sehe Sie lächeln und weiß recht gut, daß Sie mir meine leidenschaftliche Aufmerksamkeit auf diese Dinge, an die Sie keinen Glauben haben, nur als weiser Mann und als Freund nachsehen; aber es ist mir unmöglich, von hier zu scheiden, ohne das schöne Kind auch die Pendelschwingungen versuchen zu lassen."

Es konnte niemals fehlen, wenn die Sache zur Sprache kam, daß der Lord nicht seine Gründe dagegen abermals wiederholte, welche der Begleiter bescheiden und geduldig aufnahm, aber doch zuletzt bei seiner Meinung, bei seinen Wünschen verharrte. Auch er gab wiederholt zu erkennen, daß man deswegen, weil solche Versuche nicht Jedermann gelängen, die Sache nicht aufgeben, ja vielmehr nur desto ernsthafter und gründlicher untersuchen müßte, da sich gewiß noch manche Bezüge und Verwandtschaften unorganischer Wesen unter einander, organischer gegen sie und abermals unter einander, offenbaren würden, die uns gegenwärtig verborgen seien.

Er hatte seinen Apparat von goldnen Ringen, Markasiten und andern metallischen Substanzen, den er in einem schönen Kästchen immer bei sich führte, schon ausgebreitet und ließ nun Metalle, an Fäden schwebend, über liegende Metalle zum Versuche nieder. „Ich gönne Ihnen die Schadenfreude, Mylord," sagte er dabei, „die ich auf Ihrem Gesichte lese, daß sich bei mir und für mich nichts bewegen will. Meine Operation ist aber auch nur ein Vorwand. Wenn die Damen zurückkehren, sollen sie neugierig werden, was wir Wunderliches hier beginnen."

Die Frauenzimmer kamen zurück. Charlotte verstand sogleich, was vorging. „Ich habe Manches von diesen Dingen gehört," sagte sie, „aber niemals eine Wirkung gesehen. Da Sie Alles so hübsch bereit haben, lassen Sie mich versuchen, ob es mir nicht auch anschlägt!"

Sie nahm den Faden in die Hand, und da es ihr Ernst war, hielt sie ihn stet und ohne Gemüthsbewegung; allein auch nicht das mindeste Schwanken war zu bemerken. Darauf ward Ottilie veranlaßt. Sie hielt den Pendel noch ruhiger, unbefangener, unbewußter über die unterliegenden Metalle. Aber in

dem Augenblicke ward das schwebende wie in einem entschiedenen Wirbel fortgerissen und drehte sich, je nachdem man die Unterlage wechselte, bald nach der einen, bald nach der andern Seite, jetzt in Kreisen, jetzt in Ellipsen, oder nahm seinen Schwung in graden Linien, wie es der Begleiter nur erwarten konnte, ja über alle seine Erwartung.

Der Lord selbst stutzte einigermaßen; aber der Andere konnte vor Lust und Begierde gar nicht enden und bat immer um Wiederholung und Vermannichfaltigung der Versuche. Ottilie war gefällig genug, sich in sein Verlangen zu finden, bis sie ihn zuletzt freundlich ersuchte, er möge sie entlassen, weil ihr Kopfweh sich wieder einstelle. Er, darüber verwundert, ja entzückt, versicherte ihr mit Enthusiasmus, daß er sie von diesem Uebel völlig heilen wolle, wenn sie sich seiner Kurart anvertraue. Man war einen Augenblick ungewiß; Charlotte aber, die geschwind begriff, wovon die Rede sei, lehnte den wohlgesinnten Antrag ab, weil sie nicht gemeint war, in ihrer Umgebung etwas zuzulassen, wovor sie immerfort eine starke Apprehension gefühlt hatte.

Die Fremden hatten sich entfernt und, ungeachtet man von ihnen auf eine sonderbare Weise berührt worden war, doch den Wunsch zurückgelassen, daß man sie irgendwo wieder antreffen möchte. Charlotte benutzte nunmehr die schönen Tage, um in der Nachbarschaft ihre Gegenbesuche zu enden, womit sie kaum fertig werden konnte, indem sich die ganze Landschaft umher, Einige wahrhaft theilnehmend, Andre blos der Gewohnheit wegen, bisher fleißig um sie bekümmert hatten. Zu Hause belebte sie der Anblick des Kindes; es war gewiß jeder Liebe, jeder Sorgfalt werth. Man sah in ihm ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaaß, Stärke und Gesundheit, und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Aehnlichkeit, die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Ottiliens Augen unterscheiden.

Durch diese sonderbare Verwandtschaft und vielleicht noch mehr durch das schöne Gefühl der Frauen geleitet, welche das Kind eines geliebten Mannes, auch von einer Andern, mit zärtlicher Neigung umfangen, ward Ottilie dem heranwachsenden Geschöpf so viel als eine Mutter oder vielmehr eine andre Art von Mutter. Entfernte sich Charlotte, so blieb Ottilie mit dem

Kinde und der Wärterin allein. Nanny hatte sich seit einiger Zeit, eifersüchtig auf den Knaben, dem ihre Herrin alle Neigung zuzuwenden schien, trotzig von ihr entfernt und war zu ihren Eltern zurückgekehrt. Ottilie fuhr fort, das Kind in die freie Luft zu tragen, und gewöhnte sich an immer weitere Spaziergänge. Sie hatte das Milchfläschchen bei sich, um dem Kinde, wenn es nöthig, seine Nahrung zu reichen. Selten unterließ sie, dabei ein Buch mitzunehmen, und so bildete sie, das Kind auf dem Arm, lesend und wandelnd, eine gar anmuthige Penserosa.

Zwölftes Kapitel.

Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht, und Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen. Er begab sich sogleich wieder auf jenes kleine Gut, wo er genaue Nachrichten von den Seinigen fand, die er, ohne daß sie es bemerkten und wußten, scharf hatte beobachten lassen. Sein stiller Aufenthalt blickte ihm aufs Freundlichste entgegen; denn man hatte indessen nach seiner Anordnung Manches eingerichtet, gebessert und gefördert, so daß die Anlagen und Umgebungen, was ihnen an Weite und Breite fehlte, durch das Innere und zunächst Genießbare ersetzten.

Eduard, durch einen rascheren Lebensgang an entschiedenere Schritte gewöhnt, nahm sich nunmehr vor, dasjenige auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt hatte. Vor allen Dingen berief er den Major. Die Freude des Wiedersehens war groß. Jugendfreundschaften wie Blutsverwandtschaften haben den bedeutenden Vortheil, daß ihnen Irrungen und Mißverständnisse, von welcher Art sie auch seien, niemals von Grund aus schaden, und die alten Verhältnisse sich nach einiger Zeit wiederherstellen.

Zum frohen Empfang erkundigte sich Eduard nach dem Zustande des Freundes und vernahm, wie vollkommen nach seinen Wünschen ihn das Glück begünstigt habe. Halb scherzend vertraulich fragte Eduard sodann, ob nicht auch eine schöne Verbindung im Werke sei. Der Freund verneinte es mit bedeutendem Ernst.

„Ich kann und darf nicht hinterhaltig sein," fuhr Eduard fort, „ich muß Dir meine Gesinnungen und Vorsätze sogleich

entdecken. Du kennst meine Leidenschaft für Ottilien und hast längst begriffen, daß sie es ist, die mich in diesen Feldzug gestürzt hat. Ich leugne nicht, daß ich gewünscht hatte, ein Leben los zu werden, das mir ohne sie nichts weiter nütze war; allein zugleich muß ich Dir gestehen, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, vollkommen zu verzweifeln. Das Glück mit ihr war so schön, so wünschenswerth, daß es mir unmöglich blieb, völlig Verzicht darauf zu thun. So manche tröstliche Ahnung, so manches heitere Zeichen hatte mich in dem Glauben, in dem Wahn bestärkt, Ottilie könne die Meine werden. Ein Glas, mit unserm Namenszug bezeichnet, bei der Grundsteinlegung in die Lüfte geworfen, ging nicht zu Trümmern; es ward aufgefangen und ist wieder in meinen Händen. So will ich mich denn selbst, rief ich mir zu, als ich an diesem einsamen Orte so viel zweifelhafte Stunden verlebt hatte, mich selbst will ich an die Stelle des Glases zum Zeichen machen, ob unsre Verbindung möglich sei oder nicht. Ich gehe hin und suche den Tod, nicht als ein Rasender, sondern als Einer, der zu leben hofft. Ottilie soll der Preis sein, um den ich kämpfe; sie soll es sein, die ich hinter jeder feindlichen Schlachtordnung, in jeder Verschanzung, in jeder belagerten Festung zu gewinnen, zu erobern hoffe. Ich will Wunder thun, mit dem Wunsche, verschont zu bleiben, im Sinne, Ottilien zu gewinnen, nicht sie zu verlieren. Diese Gefühle haben mich geleitet, sie haben mir durch alle Gefahren beigestanden; aber nun finde ich mich auch wie Einen, der zu seinem Ziele gelangt ist, der alle Hindernisse überwunden hat, dem nun nichts mehr im Wege steht. Ottilie ist mein, und was noch zwischen diesem Gedanken und der Ausführung liegt, kann ich nur für nichtsbedeutend ansehen."

„Du löschest," versetzte der Major, „mit wenig Zügen Alles aus, was man Dir entgegensetzen könnte und sollte; und doch muß es wiederholt werden. Das Verhältniß zu Deiner Frau in seinem ganzen Werthe Dir zurückzurufen, überlasse ich Dir selbst; aber Du bist es ihr, Du bist es Dir schuldig, Dich hierüber nicht zu verdunkeln. Wie kann ich aber nur gedenken, daß Euch ein Sohn gegeben ist, ohne zugleich auszusprechen, daß Ihr einander auf immer angehört, daß Ihr um dieses Wesens willen schuldig seid, vereint zu leben, damit Ihr vereint für seine Erziehung und für sein künftiges Wohl sorgen möget."

„Es ist blos ein Dünkel der Eltern," versetzte Eduard, „wenn sie sich einbilden, daß ihr Dasein für die Kinder so nöthig sei.

Alles, was lebt, findet Nahrung und Beihilfe, und wenn der Sohn nach dem frühen Tode des Vaters keine so bequeme, so begünstigte Jugend hat, so gewinnt er vielleicht eben deswegen an schnellerer Bildung für die Welt durch zeitiges Anerkennen, daß er sich in Andere schicken muß, was wir denn doch früher oder später Alle lernen müssen. Und hievon ist ja die Rede gar nicht; wir sind reich genug, um mehrere Kinder zu versorgen, und es ist keineswegs Pflicht noch Wohlthat, auf ein Haupt so viele Güter zu häufen."

Als der Major mit einigen Zügen Charlottens Werth und Eduard's lange bestandenes Verhältniß zu ihr anzudeuten gedachte, fiel ihm Eduard hastig in die Rede: „Wir haben eine Thorheit begangen, die ich nur allzu wohl einsehe. Wer in einem gewissen Alter frühere Jugendwünsche und Hoffnungen realisiren will, betrügt sich immer; denn jedes Jahrzehend des Menschen hat sein eigenes Glück, seine eigenen Hoffnungen und Aussichten. Wehe dem Menschen, der vorwärts oder rückwärts zu greifen durch Umstände oder durch Wahn veranlaßt wird! Wir haben eine Thorheit begangen; soll sie es denn fürs ganze Leben sein? Sollen wir uns aus irgend einer Art von Bedenklichkeit dasjenige versagen, was uns die Sitten der Zeit nicht absprechen? In wie vielen Dingen nimmt der Mensch seinen Vorsatz, seine That zurück, und hier gerade sollte es nicht geschehen, wo vom Ganzen und nicht vom Einzelnen, wo nicht von dieser oder jener Bedingung des Lebens, wo vom ganzen Komplex des Lebens die Rede ist!"

Der Major verfehlte nicht, auf eine ebenso geschickte als nachdrückliche Weise Eduarden die verschiedenen Bezüge zu seiner Gemahlin, zu den Familien, zu der Welt, zu seinen Besitzungen vorzustellen; aber es gelang ihm nicht, irgend eine Theilnahme zu erregen.

„Alles dieses, mein Freund," erwiderte Eduard, „ist mir vor der Seele vorbeigegangen mitten im Gewühl der Schlacht, wenn die Erde vom anhaltenden Donner bebte, wenn die Kugeln sausten und pfiffen, rechts und links die Gefährten niederfielen, mein Pferd getroffen, mein Hut durchlöchert ward; es hat mir vorgeschwebt beim stillen nächtlichen Feuer unter dem gestirnten Gewölbe des Himmels. Dann traten mir alle meine Verbindungen vor die Seele; ich habe sie durchgedacht, durchgefühlt; ich habe mir zugeeignet, ich habe mich abgefunden, zu wiederholten Malen und nun für immer.

„In solchen Augenblicken, wie kann ich Dir's verschweigen, warst auch Du mir gegenwärtig, auch Du gehörtest in meinen Kreis; und gehören wir denn nicht schon lange zu einander? Wenn ich Dir etwas schuldig geworden, so komme ich jetzt in den Fall, Dir es mit Zinsen abzutragen; wenn Du mir je etwas schuldig geworden, so siehst Du Dich nun im Stande, mir es zu vergelten. Ich weiß, Du liebst Charlotten, und sie verdient es; ich weiß, Du bist ihr nicht gleichgiltig, und warum sollte sie Deinen Werth nicht erkennen? Nimm sie von meiner Hand, führe mir Ottilien zu, und wir sind die glücklichsten Menschen auf der Erde."

„Eben weil Du mich mit so hohen Gaben bestechen willst," versetzte der Major, „muß ich desto vorsichtiger, desto strenger sein. Anstatt daß dieser Vorschlag, den ich still verehre, die Sache erleichtern möchte, erschwert er sie vielmehr. Es ist wie von Dir nun auch von mir die Rede und so wie von dem Schicksal so auch von dem guten Namen, von der Ehre zweier Männer, die, bis jetzt unbescholten, durch diese wunderliche Handlung, wenn wir sie auch nicht anders nennen wollen, in Gefahr kommen, vor der Welt in einem höchst seltsamen Lichte zu erscheinen."

„Eben daß wir unbescholten sind," versetzte Eduard, „giebt uns das Recht, uns auch einmal schelten zu lassen. Wer sich sein ganzes Leben als einen zuverlässigen Mann bewiesen, der macht eine Handlung zuverlässig, die bei Andern zweideutig erscheinen würde. Was mich betrifft, ich fühle mich durch die letzten Prüfungen, die ich mir auferlegt, durch die schwierigen, gefahrvollen Thaten, die ich für Andere gethan, berechtigt, auch etwas für mich zu thun. Was Dich und Charlotten betrifft, so sei es der Zukunft anheimgegeben; mich aber wirst Du, wird Niemand von meinem Vorsatze zurückhalten. Will man mir die Hand bieten, so bin ich auch wieder zu Allem erbötig; will man mich mir selbst überlassen oder mir wol gar entgegen sein, so muß ein Extrem entstehen, es werde auch, wie es wolle."

Der Major hielt es für seine Pflicht, dem Vorsatz Eduard's so lange als möglich Widerstand zu leisten, und er bediente sich nun gegen seinen Freund einer klugen Wendung, indem er nachzugeben schien und nur die Form, den Geschäftsgang zur Sprache brachte, durch welchen man diese Trennung, diese Verbindungen erreichen sollte. Da trat denn so manches Unerfreu-

liche, Beschwerliche, Unschickliche hervor, daß sich Eduard in die schlimmste Laune versetzt fühlte.

„Ich sehe wol," rief Dieser endlich, „nicht allein von Feinden, sondern auch von Freunden muß, was man wünscht, erstürmt werden. Das, was ich will, was mir unentbehrlich ist, halte ich fest im Auge; ich werde es ergreifen und gewiß bald und behende. Dergleichen Verhältnisse, weiß ich wol, heben sich nicht auf und bilden sich nicht, ohne daß Manches falle, was steht, ohne daß Manches weiche, was zu beharren Lust hat. Durch Ueberlegung wird so etwas nicht geendet; vor dem Verstande sind alle Rechte gleich, und auf die steigende Wagschale läßt sich immer wieder ein Gegengewicht legen. Entschließe Dich also, mein Freund, für mich, für Dich zu handeln, für mich, für Dich diese Zustände zu entwirren, aufzulösen, zu verknüpfen! Laß Dich durch keine Betrachtungen abhalten! Wir haben die Welt ohnehin schon von uns reden machen; sie wird noch einmal von uns reden, uns sodann wie alles Uebrige, was aufhört neu zu sein, vergessen und uns gewähren lassen, wie wir können, ohne weitern Theil an uns zu nehmen."

Der Major hatte keinen andern Ausweg und mußte endlich zugeben, daß Eduard ein für allemal die Sache als etwas Bekanntes und Vorausgesetztes behandelte, daß er, wie Alles anzustellen sei, im Einzelnen durchsprach und sich über die Zukunft auf das Heiterste, sogar in Scherzen erging.

Dann wieder ernsthaft und nachdenklich, fuhr er fort: „Wollten wir uns der Hoffnung, der Erwartung überlassen, daß Alles sich von selbst wieder finden, daß der Zufall uns leiten und begünstigen solle, so wäre dies ein sträflicher Selbstbetrug. Auf diese Weise können wir uns unmöglich retten, unsre allseitige Ruhe nicht wiederherstellen; und wie sollte ich mich trösten können, da ich unschuldig die Schuld an Allem bin! Durch meine Zudringlichkeit habe ich Charlotten vermocht, Dich ins Haus zu nehmen, und auch Ottilie ist nur in Gefolg von dieser Veränderung bei uns eingetreten. Wir sind nicht mehr Herr über das, was daraus entsprungen ist; aber wir sind Herr, es unschädlich zu machen, die Verhältnisse zu unserm Glücke zu leiten. Magst Du die Augen von den schönen und freundlichen Aussichten abwenden, die ich uns eröffne, magst Du mir, magst Du uns Allen ein trauriges Entsagen gebieten, insofern Du Dir's möglich denkst, insofern es möglich wäre; ist denn nicht auch alsdann, wenn wir uns vornehmen, in die

alten Zustände zurückzukehren, manches Unschickliche, Unbequeme, Verdrießliche zu übertragen, ohne daß irgend etwas Gutes, etwas Heiteres daraus entspränge? Würde der glückliche Zustand, in dem Du Dich befindest, Dir wol Freude machen, wenn Du gehindert wärst, mich zu besuchen, mit mir zu leben? Und nach dem, was vorgegangen ist, würde es doch immer peinlich sein. Charlotte und ich würden mit allem unserm Vermögen uns nur in einer traurigen Lage befinden. Und wenn Du mit andern Weltmenschen glauben magst, daß Jahre, daß Entfernung solche Empfindungen abstumpfen, so tief eingegrabene Züge auslöschen, so ist ja eben von diesen Jahren die Rede, die man nicht in Schmerz und Entbehren, sondern in Freude und Behagen zubringen will. Und nun zuletzt noch das Wichtigste auszusprechen: Wenn wir auch unserm äußern und innern Zustande nach das allenfalls abwarten könnten, was soll aus Ottilien werden, die unser Haus verlassen, in der Gesellschaft unserer Vorsorge entbehren und sich in der verruchten, kalten Welt jämmerlich herumdrücken müßte! Male mir einen Zustand, worin Ottilie ohne mich, ohne uns glücklich sein könnte, dann sollst Du ein Argument ausgesprochen haben, das stärker ist als jedes andre, das ich, wenn ich's auch nicht zugeben, mich ihm nicht ergeben kann, dennoch recht gern aufs Neue in Betrachtung und Ueberlegung ziehen will."

Diese Aufgabe war so leicht nicht zu lösen, wenigstens fiel dem Freunde hierauf keine hinlängliche Antwort ein, und es blieb ihm nichts übrig, als wiederholt einzuschärfen, wie wichtig, wie bedenklich und in manchem Sinne gefährlich das ganze Unternehmen sei, und daß man wenigstens, wie es anzugreifen wäre, auf das Ernstlichste zu bedenken habe. Eduard ließ sich's gefallen, doch nur unter der Bedingung, daß ihn der Freund nicht eher verlassen wolle, als bis sie über die Sache völlig einig geworden, und die ersten Schritte gethan seien.

Dreizehntes Kapitel.

Völlig fremde und gegen einander gleichgiltige Menschen, wenn sie eine Zeit lang zusammenleben, kehren ihr Inneres wechselseitig heraus, und es muß eine gewisse Vertraulichkeit entstehen. Um so mehr läßt sich erwarten, daß unsern beiden Freunden, indem sie wieder neben einander wohnten, täglich

und stündlich zusammen umgingen, gegenseitig nichts verborgen blieb. Sie wiederholten das Andenken ihrer früheren Zustände, und der Major verhehlte nicht, daß Charlotte Eduarden, als er von Reisen zurückgekommen, Ottilien zugedacht, daß sie ihm das schöne Kind in der Folge zu vermählen gemeint habe. Eduard bis zur Verwirrung entzückt über diese Entdeckung, sprach ohne Rückhalt von der gegenseitigen Neigung Charlottens und des Majors, die er, weil es ihm gerade bequem und günstig war, mit lebhaften Farben ausmalte.

Ganz leugnen konnte der Major nicht und nicht ganz eingestehen; aber Eduard befestigte, bestimmte sich nur mehr. Er dachte sich Alles nicht als möglich, sondern als schon geschehen. Alle Theile brauchten nur in das zu willigen, was sie wünschten; eine Scheidung war gewiß zu erlangen; eine baldige Verbindung sollte folgen, und Eduard wollte mit Ottilien reisen.

Unter Allem, was die Einbildungskraft sich Angenehmes ausmalt, ist vielleicht nichts Reizenderes, als wenn Liebende, wenn junge Gatten ihr neues, frisches Verhältniß in einer neuen, frischen Welt zu genießen und einen dauernden Bund an so viel wechselnden Zuständen zu prüfen und zu bestätigen hoffen. Der Major und Charlotte sollten unterdessen unbeschränkte Vollmacht haben, Alles, was sich auf Besitz, Vermögen und die irdischen wünschenswerthen Einrichtungen bezieht, dergestalt zu ordnen und nach Recht und Billigkeit einzuleiten, daß alle Theile zufrieden sein könnten. Worauf jedoch Eduard am Allermeisten zu fußen, wovon er sich den größten Vortheil zu versprechen schien, war dies: Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Fähigkeiten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.

Das Alles war bei Eduarden so fertig geworden, daß er keinen Tag länger anstehen mochte, der Ausführung näher zu treten. Sie gelangten auf ihrem Wege nach dem Gute zu einer kleinen Stadt, in der Eduard ein Haus besaß, wo er verweilen und die Rückkunft des Majors abwarten wollte. Doch konnte er sich nicht überwinden, daselbst sogleich abzusteigen, und begleitete den Freund noch durch den Ort. Sie waren Beide zu Pferde, und, in bedeutendem Gespräch verwickelt, ritten sie zusammen weiter.

Auf einmal erblickten sie in der Ferne das neue Haus auf der Höhe, dessen rothe Ziegeln sie zum ersten Mal blinken sahen. Eduarden ergreift eine unwiderstehliche Sehnsucht; es soll noch diesen Abend Alles abgethan sein. In einem ganz nahen Dorfe will er sich verborgen halten; der Major soll die Sache Charlotten dringend vorstellen, ihre Vorsicht überraschen und durch den unerwarteten Antrag sie zu freier Eröffnung ihrer Gesinnung nöthigen. Denn Eduard, der seine Wünsche auf sie übergetragen hatte, glaubte nicht anders, als daß er ihren entschiedenen Wünschen entgegenkomme, und hoffte eine so schnelle Einwilligung von ihr, weil er keinen andern Willen haben konnte.

Er sah den glücklichen Ausgang freudig vor Augen, und damit dieser dem Lauernden schnell verkündigt würde, sollten einige Kanonenschläge losgebrannt werden, und, wäre es Nacht geworden, einige Raketen steigen.

Der Major ritt nach dem Schlosse zu. Er fand Charlotten nicht, sondern erfuhr vielmehr, daß sie gegenwärtig oben auf dem neuen Gebäude wohne, jetzt aber einen Besuch in der Nachbarschaft ablege, von welchem sie heute wahrscheinlich nicht so bald nach Hause komme. Er ging in das Wirthshaus zurück, wohin er sein Pferd gestellt hatte.

Eduard indessen, von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, schlich aus seinem Hinterhalte durch einsame Pfade, nur Jägern und Fischern bekannt, nach seinem Park und fand sich gegen Abend im Gebüsch in der Nachbarschaft des Sees, dessen Spiegel er zum ersten Mal vollkommen und rein erblickte.

Ottilie hatte diesen Nachmittag einen Spaziergang an den See gemacht. Sie trug das Kind und las im Gehen nach ihrer Gewohnheit. So gelangte sie zu den Eichen bei der Ueberfahrt. Der Knabe war eingeschlafen; sie setzte sich, legte ihn neben sich nieder und fuhr fort zu lesen. Das Buch war eins von denen, die ein zartes Gemüth an sich ziehen und nicht wieder los lassen. Sie vergaß Zeit und Stunde und dachte nicht, daß sie zu Lande noch einen weiten Rückweg nach dem neuen Gebäude habe; aber sie saß versenkt in ihr Buch, in sich selbst, so liebenswürdig anzusehen, daß die Bäume, die Sträuche rings umher hätten belebt, mit Augen begabt sein sollen, um sie zu bewundern und sich an ihr zu erfreuen. Und eben fiel ein röthliches Streiflicht der sinkenden Sonne hinter ihr her und vergoldete Wange und Schulter.

Eduard, dem es bisher gelungen war, unbemerkt so weit vorzudringen, der seinen Park leer, die Gegend einsam fand, wagte sich immer weiter. Endlich bricht er durch das Gebüsch bei den Eichen; er sieht Ottilien, sie ihn; er fliegt auf sie zu und liegt zu ihren Füßen. Nach einer langen stummen Pause, in der sich Beide zu fassen suchen, erklärt er ihr mit wenig Worten, warum und wie er hieher gekommen. Er habe den Major an Charlotten abgesendet, ihr gemeinsames Schicksal werde vielleicht in diesem Augenblick entschieden. Nie habe er an ihrer Liebe gezweifelt, sie gewiß auch nie an der seinigen. Er bitte sie um ihre Einwilligung. Sie zauderte, er beschwur sie; er wollte seine alten Rechte geltend machen und sie in seine Arme schließen; sie deutete auf das Kind hin.

Eduard erblickt es und staunt. „Großer Gott!“ ruft er aus, „wenn ich Ursache hätte, an meiner Frau, an meinem Freunde zu zweifeln, so würde diese Gestalt fürchterlich gegen sie zeugen. Ist dies nicht die Bildung des Majors? Solch ein Gleichen habe ich nie gesehen.“

„Nicht doch!“ versetzte Ottilie, „alle Welt sagt, es gleiche mir.“ — „Wär' es möglich?“ versetzte Eduard, und in dem Augenblick schlug das Kind die Augen auf, zwei große, schwarze, durchdringende Augen, tief und freundlich. Der Knabe sah die Welt schon so verständig an; er schien die Beiden zu kennen, die vor ihm standen. Eduard warf sich bei dem Kinde nieder; er kniete zweimal vor Ottilien. „Du bist's!“ rief er aus, „Deine Augen sind's. Ach, aber laß mich nur in die Deinigen schaun! Laß mich einen Schleier werfen über jene unselige Stunde, die diesem Wesen das Dasein gab! Soll ich Deine reine Seele mit dem unglücklichen Gedanken erschrecken, daß Mann und Frau entfremdet sich einander ans Herz drücken und einen gesetzlichen Bund durch lebhafte Wünsche entheiligen können! Oder ja, da wir einmal so weit sind, da mein Verhältniß zu Charlotten getrennt werden muß, da Du die Meinige sein wirst, warum soll ich es nicht sagen! Warum soll ich das harte Wort nicht aussprechen: Dies Kind ist aus einem doppelten Ehebruch erzeugt! Es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den Deinigen sagen, daß ich in den Armen einer Andern Dir gehörte! Mögest Du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in Deinen Armen abbüßen kann.“

„Horch!" rief er aus, indem er aufsprang und einen Schuß zu hören glaubte, als das Zeichen, das der Major geben sollte. Es war ein Jäger, der im benachbarten Gebirg geschossen hatte. Es erfolgte nichts weiter; Eduard war ungeduldig.

Nun erst sah Ottilie, daß die Sonne sich hinter die Berge gesenkt hatte. Noch zuletzt blinkte sie von den Fenstern des obern Gebäudes zurück. „Entferne Dich, Eduard!" rief Ottilie. „So lange haben wir entbehrt, so lange geduldet. Bedenke, was wir Beide Charlotten schuldig sind. Sie muß unser Schicksal entscheiden, laß uns ihr nicht vorgreifen! Ich bin die Deine, wenn sie es vergönnt; wo nicht, so muß ich Dir entsagen. Da Du die Entscheidung so nah glaubst, so laß uns erwarten! Geh in das Dorf zurück, wo der Major Dich vermuthet! Wie Manches kann vorkommen, das eine Erklärung fordert! Ist es wahrscheinlich, daß ein roher Kanonenschlag Dir den Erfolg seiner Unterhandlungen verkünde? Vielleicht sucht er Dich auf in diesem Augenblick. Er hat Charlotten nicht getroffen, das weiß ich; er kann ihr entgegen gegangen sein; denn man wußte, wo sie hin war. Wie vielerlei Fälle sind möglich! Laß mich! Jetzt muß sie kommen. Sie erwartet mich mit dem Kinde dort oben."

Ottilie sprach in Hast. Sie rief sich alle Möglichkeiten zusammen. Sie war glücklich in Eduard's Nähe und fühlte, daß sie ihn jetzt entfernen müsse. „Ich bitte, ich beschwöre Dich, Geliebter," rief sie aus, „kehre zurück und erwarte den Major!" „Ich gehorche Deinen Befehlen," rief Eduard, indem er sie erst leidenschaftlich anblickte und sie dann fest in seine Arme schloß. Sie umschlang ihn mit den ihrigen und drückte ihn auf das Zärtlichste an ihre Brust. Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter weg. Sie wähnten, sie glaubten einander anzugehören; sie wechselten zum ersten Mal entschiedene, freie Küsse und trennten sich gewaltsam und schmerzlich.

Die Sonne war untergegangen, und es dämmerte schon und duftete feucht um den See. Ottilie stand verwirrt und bewegt; sie sah nach dem Berghause hinüber und glaubte, Charlottens weißes Kleid auf dem Altan zu sehen. Der Umweg war groß am See hin; sie kannte Charlottens ungeduldiges Harren nach dem Kinde. Die Platanen sieht sie gegen sich über; nur ein Wasserraum trennt sie von dem Pfade, der sogleich zu dem Gebäude hinaufführt. Mit Gedanken ist sie schon drüben wie

mit den Augen. Die Bedenklichkeit, mit dem Kinde sich aufs Wasser zu wagen, verschwindet in diesem Drange. Sie eilt nach dem Kahn, sie fühlt nicht, daß ihr Herz pocht, daß ihre Füße schwanken, daß ihr die Sinne zu vergehen drohn.

Sie springt in den Kahn, ergreift das Ruder und stößt ab. Sie muß Gewalt brauchen, sie wiederholt den Stoß, der Kahn schwankt und gleitet eine Strecke seewärts. Auf dem linken Arme das Kind, in der linken Hand das Buch, in der rechten das Ruder, schwankt auch sie und fällt in den Kahn. Das Ruder entfährt ihr nach der einen Seite, und wie sie sich erhalten will, Kind und Buch nach der andern, Alles ins Wasser. Sie ergreift noch des Kindes Gewand; aber ihre unbequeme Lage hindert sie selbst am Aufstehen. Die freie rechte Hand ist nicht hinreichend, sich umzuwenden, sich aufzurichten; endlich gelingt's; sie zieht das Kind aus dem Wasser, aber seine Augen sind geschlossen; es hat aufgehört zu athmen.

In dem Augenblicke kehrt ihre ganze Besonnenheit zurück, aber um desto größer ist ihr Schmerz. Der Kahn treibt fast in der Mitte des Sees, das Ruder schwimmt fern, sie erblickt Niemanden am Ufer, und auch, was hätte es ihr geholfen, Jemanden zu sehen! Von Allem abgesondert, schwebt sie auf dem treulosen, unzugänglichen Elemente.

Sie sucht Hilfe bei sich selbst. So oft hatte sie von Rettung der Ertrunkenen gehört. Noch am Abend ihres Geburtstags hatte sie es erlebt. Sie entkleidet das Kind und trocknet's mit ihrem Musselin-Gewand. Sie reißt ihren Busen auf und zeigt ihn zum ersten Mal dem freien Himmel; zum ersten Mal drückt sie ein Lebendiges an ihre reine nackte Brust, ach, und kein Lebendiges! Die kalten Glieder des unglücklichen Geschöpfs verkälten ihren Busen bis ins innerste Herz. Unendliche Thränen entquellen ihren Augen und ertheilen der Oberfläche des Erstarrten einen Schein von Wärm' und Leben. Sie läßt nicht nach, sie überhüllt es mit ihrem Shawl, und durch Streicheln, Andrücken, Anhauchen, Küssen, Thränen glaubt sie jene Hilfsmittel zu ersetzen, die ihr in dieser Abgeschnittenheit versagt sind.

Alles vergebens! Ohne Bewegung liegt das Kind in ihren Armen, ohne Bewegung steht der Kahn auf der Wasserfläche; aber auch hier läßt ihr schönes Gemüth sie nicht hilflos. Sie wendet sich nach oben. Knieend sinkt sie in dem Kahne nieder und hebt das erstarrte Kind mit beiden Armen über ihre un-

schuldige Brust, die an Weiße und leider auch an Kälte dem Marmor gleicht. Mit feuchtem Blick sieht sie empor und ruft Hilfe von daher, wo ein zartes Herz die größte Fülle zu finden hofft, wenn es überall mangelt.

Auch wendet sie sich nicht vergebens zu den Sternen, die schon einzeln hervorzublinken anfangen. Ein sanfter Wind erhebt sich und treibt den Kahn nach den Platanen.

Vierzehntes Kapitel.

Sie eilt nach dem neuen Gebäude, sie ruft den Chirurgus hervor, sie übergiebt ihm das Kind. Der auf Alles gefaßte Mann behandelt den zarten Leichnam stufenweise nach gewohnter Art. Ottilie steht ihm in Allem bei; sie schafft, sie bringt, sie sorgt, zwar wie in einer andern Welt wandelnd; denn das höchste Unglück wie das höchste Glück verändert die Ansicht aller Gegenstände; und nur, als nach allen durchgegangenen Versuchen der wackere Mann den Kopf schüttelt, auf ihre hoffnungsvollen Fragen erst schweigend, dann mit einem leisen Nein antwortet, verläßt sie das Schlafzimmer Charlottens, worin dies Alles geschehen, und kaum hat sie das Wohnzimmer betreten, so fällt sie, ohne den Sopha erreichen zu können, erschöpft aufs Angesicht über den Teppich hin.

Eben hört man Charlotten vorfahren. Der Chirurg bittet die Umstehenden dringend, zurück zu bleiben; er will ihr entgegen, sie vorbereiten; aber schon betritt sie ihr Zimmer. Sie findet Ottilien an der Erde, und ein Mädchen des Hauses stürzt ihr mit Geschrei und Weinen entgegen. Der Chirurg tritt herein, und sie erfährt Alles auf einmal. Wie sollte sie aber jede Hoffnung mit einmal aufgeben! Der erfahrne, kunstreiche, kluge Mann bittet sie nur, das Kind nicht zu sehen; er entfernt sich, sie mit neuen Anstalten zu täuschen. Sie hat sich auf ihren Sopha gesetzt; Ottilie liegt noch an der Erde, aber an der Freundin Kniee herangehoben, über die ihr schönes Haupt hingesenkt ist. Der ärztliche Freund geht ab und zu; er scheint sich um das Kind zu bemühen, er bemüht sich um die Frauen. So kommt die Mitternacht herbei, die Todtenstille wird immer tiefer. Charlotte verbirgt sich's nicht mehr, daß das Kind nie wieder ins Leben zurückkehre; sie verlangt, es zu

sehen. Man hat es in warme wollne Tücher reinlich eingehüllt, in einen Korb gelegt, den man neben sie auf den Sopha setzt; nur das Gesichtchen ist frei; ruhig und schön liegt es da.

Von dem Unfall war das Dorf bald erregt worden, und die Kunde sogleich bis nach dem Gasthof erschollen. Der Major hatte sich die bekannten Wege hinaufbegeben; er ging um das Haus herum, und indem er einen Bedienten anhielt, der in dem Angebäude etwas zu holen lief, verschaffte er sich nähere Nachricht und ließ den Chirurgen herausrufen. Dieser kam, erstaunt über die Erscheinung seines alten Gönners, berichtete ihm die gegenwärtige Lage und übernahm es, Charlotten auf seinen Anblick vorzubereiten. Er ging hinein, fing ein ableitendes Gespräch an und führte die Einbildungskraft von einem Gegenstand auf den andern, bis er endlich den Freund Charlotten vergegenwärtigte, dessen gewisse Theilnahme, dessen Nähe dem Geiste, der Gesinnung nach, die er denn bald in eine wirkliche übergehen ließ. Genug, sie erfuhr, der Freund stehe vor der Thür, er wisse Alles und wünsche eingelassen zu werden.

Der Major trat herein; ihn begrüßte Charlotte mit einem schmerzlichen Lächeln. Er stand vor ihr. Sie hub die grünseidne Decke auf, die den Leichnam verbarg, und bei dem dunklen Schein einer Kerze erblickte er nicht ohne geheimes Grausen sein erstarrtes Ebenbild. Charlotte deutete auf einen Stuhl, und so saßen sie gegen einander über, schweigend, die Nacht hindurch. Ottilie lag noch ruhig auf den Knieen Charlottens; sie athmete sanft, sie schlief, oder sie schien zu schlafen.

Der Morgen dämmerte, das Licht verlosch, beide Freunde schienen aus einem dumpfen Traum zu erwachen. Charlotte blickte den Major an und sagte gefaßt: „Erklären Sie mir, mein Freund, durch welche Schickung kommen Sie hieher, um Theil an dieser Trauerscene zu nehmen?"

„Es ist hier," antwortete der Major ganz leise, wie sie gefragt hatte, — als wenn sie Ottilien nicht aufwecken wollten — „es ist hier nicht Zeit und Ort, zurückzuhalten, Einleitungen zu machen und sachte heranzutreten. Der Fall, in dem ich Sie finde, ist so ungeheuer, daß das Bedeutende selbst, weshalb ich komme, dagegen seinen Werth verliert."

Er gestand ihr darauf, ganz ruhig und einfach, den Zweck seiner Sendung, insofern Eduard ihn abgeschickt hatte, den Zweck seines Kommens, insofern sein freier Wille, sein eigenes Interesse dabei war. Er trug Beides sehr zart, doch aufrichtig

vor; Charlotte hörte gelassen zu und schien weder darüber zu staunen noch unwillig zu sein.

Als der Major geendigt hatte, antwortete Charlotte mit ganz leiser Stimme, so daß er genöthigt war, seinen Stuhl heranzurücken: „In einem Falle, wie dieser ist, habe ich mich noch nie befunden; aber in ähnlichen habe ich mir immer gesagt: Wie wird es morgen sein? Ich fühle recht wohl, daß das Loos von Mehreren jetzt in meinen Händen liegt; und was ich zu thun habe, ist bei mir außer Zweifel und bald ausgesprochen. Ich willige in die Scheidung. Ich hätte mich früher dazu entschließen sollen; durch mein Zaudern, mein Widerstreben habe ich das Kind getödtet. Es sind gewisse Dinge, die sich das Schicksal hartnäckig vornimmt. Vergebens, daß Vernunft und Tugend, Pflicht und alles Heilige sich ihm in den Weg stellen; es soll etwas geschehen, was ihm recht ist, was uns nicht recht scheint; und so greift es zuletzt durch, wir mögen uns geberden, wie wir wollen.

„Doch was sag' ich! Eigentlich will das Schicksal meinen eigenen Wunsch, meinen eigenen Vorsatz, gegen die ich unbedachtsam gehandelt, wieder in den Weg bringen. Habe ich nicht selbst schon Ottilien und Eduarden mir als das schicklichste Paar zusammengedacht? Habe ich nicht selbst Beide einander zu nähern gesucht? Waren Sie nicht selbst, mein Freund, Mitwisser dieses Plans? Und warum konnt' ich den Eigensinn eines Mannes nicht von wahrer Liebe unterscheiden? Warum nahm ich seine Hand an, da ich als Freundin ihn und eine andre Gattin glücklich gemacht hätte? Und betrachten Sie nur diese unglückliche Schlummernde! Ich zittre vor dem Augenblicke, wenn sie aus ihrem halben Todtenschlafe zum Bewußtsein erwacht. Wie soll sie leben, wie soll sie sich trösten, wenn sie nicht hoffen kann, durch ihre Liebe Eduarden das zu ersetzen, was sie ihm als Werkzeug des wunderbarsten Zufalls geraubt hat? Und sie kann ihm Alles wiedergeben nach der Neigung, nach der Leidenschaft, mit der sie ihn liebt. Vermag die Liebe, Alles zu dulden, so vermag sie noch viel mehr, Alles zu ersetzen. An mich darf in diesem Augenblick nicht gedacht werden.

„Entfernen Sie Sich in der Stille, lieber Major! Sagen Sie Eduarden, daß ich in die Scheidung willige, daß ich ihm, Ihnen, Mittlern die ganze Sache einzuleiten überlasse, daß ich um meine künftige Lage unbekümmert bin und es in jedem Sinne sein kann. Ich will jedes Papier unterschreiben, das

man mir bringt; aber man verlange nur nicht von mir, daß ich mitwirke, daß ich bedenke, daß ich berathe."

Der Major stand auf. Sie reichte ihm ihre Hand über Ottilien weg. Er drückte seine Lippen auf diese liebe Hand. „Und für mich, was darf ich hoffen?" lispelte er leise.

„Lassen Sie mich Ihnen die Antwort schuldig bleiben," versetzte Charlotte. „Wir haben nicht verschuldet, unglücklich zu werden, aber auch nicht verdient, zusammen glücklich zu sein."

Der Major entfernte sich, Charlotten tief im Herzen beklagend, ohne jedoch das arme abgeschiedene Kind bedauern zu können. Ein solches Opfer schien ihm nöthig zu ihrem allseitigen Glück. Er dachte sich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm als den vollkommensten Ersatz für das, was sie Eduarden geraubt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schooße, der mit mehrerem Recht sein Ebenbild trüge als der abgeschiedene.

So schmeichelnde Hoffnungen und Bilder gingen ihm durch die Seele, als er auf dem Rückwege nach dem Gasthofe Eduarden fand, der die ganze Nacht im Freien den Major erwartet hatte, da ihm kein Feuerzeichen, kein Donnerlaut ein glückliches Gelingen verkünden wollte. Er wußte bereits von dem Unglück, und auch er, anstatt das arme Geschöpf zu bedauern, sah diesen Fall, ohne sich's ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung an, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. Gar leicht ließ er sich daher durch den Major bewegen, der ihm schnell den Entschluß seiner Gattin verkündigte, wieder nach jenem Dorfe und sodann nach der kleinen Stadt zurückzukehren, wo sie das Nächste überlegen und einleiten wollten.

Charlotte saß, nachdem der Major sie verlassen hatte, nur wenige Minuten in ihre Betrachtungen versenkt; denn sogleich richtete Ottilie sich auf, ihre Freundin mit großen Augen anblickend. Erst erhob sie sich von dem Schooße, dann von der Erde und stand vor Charlotten.

„Zum zweiten Mal" — so begann das herrliche Kind mit einem unüberwindlichen anmuthigen Ernst — „zum zweiten Mal widerfährt mir dasselbige: Du sagtest mir einst, es begegne den Menschen in ihrem Leben oft Aehnliches auf ähnliche Weise und immer in bedeutenden Augenblicken. Ich finde nun die Bemerkung wahr und bin gedrungen, Dir ein Bekenntniß zu machen. Kurz nach meiner Mutter Tode als ein kleines Kind hatte ich meinen Schemel an Dich gerückt; Du saßest auf

dem Sopha wie jetzt; mein Haupt lag auf Deinen Knieen; ich schlief nicht, ich wachte nicht; ich schlummerte. Ich vernahm Alles, was um mich vorging, besonders alle Reden, sehr deutlich, und doch konnte ich mich nicht regen, mich nicht äußern, und wenn ich auch gewollt hätte, nicht andeuten, daß ich meiner selbst mich bewußt fühlte. Damals sprachst Du mit einer Freundin über mich; Du bedauertest mein Schicksal, als eine arme Waise in der Welt geblieben zu sein; Du schilderteſt meine abhängige Lage und wie mißlich es um mich stehen könne, wenn nicht ein besondrer Glücksstern über mich walte. Ich faßte Alles wohl und genau, vielleicht zu streng, was Du für mich zu wünschen, was Du von mir zu fordern schienst. Ich machte mir nach meinen beschränkten Einsichten hierüber Gesetze; nach diesen habe ich lange gelebt, nach ihnen war mein Thun und Lassen eingerichtet zu der Zeit, da Du mich liebteſt, für mich sorgteſt, da Du mich in Dein Haus aufnahmeſt, und auch noch eine Zeit hernach.

„Aber ich bin aus meiner Bahn geschritten, ich habe meine Gesetze gebrochen, ich habe sogar das Gefühl derselben verloren, und nach einem schrecklichen Ereigniß klärst Du mich wieder über meinen Zustand auf, der jammervoller ist als der erste. Auf Deinem Schooße ruhend, halb erstarrt, wie aus einer fremden Welt, vernehm' ich abermals Deine leise Stimme über meinem Ohr; ich vernehme, wie es mit mir selbst aussieht; ich schaudere über mich selbst; aber wie damals habe ich auch diesmal in meinem halben Todtenschlaf mir meine neue Bahn vorgezeichnet.

„Ich bin entschlossen, wie ich's war, und wozu ich entschlossen bin, mußt Du gleich erfahren. Eduard's werd' ich nie! Auf eine schreckliche Weise hat Gott mir die Augen geöffnet, in welchem Verbrechen ich befangen bin. Ich will es büßen, und Niemand gedenke mich von meinem Vorsatz abzubringen! Darnach, Liebe, Beste, nimm Deine Maaßregeln! Laß den Major zurückkommen; schreibe ihm, daß keine Schritte geschehen! Wie ängstlich war mir, daß ich mich nicht rühren und regen konnte, als er ging. Ich wollte auffahren, aufschreien, Du solltest ihn nicht mit so frevelhaften Hoffnungen entlassen."

Charlotte sah Ottiliens Zustand, sie empfand ihn; aber sie hoffte, durch Zeit und Vorstellungen etwas über sie zu gewinnen. Doch als sie einige Worte aussprach, die auf eine Zukunft, auf eine Milderung des Schmerzes, auf Hoffnung deuteten: „Nein!"

rief Ottilie mit Erhebung, „sucht mich nicht zu bewegen, nicht zu hintergehen! In dem Augenblick, in dem ich erfahre, Du habest in die Scheidung gewilligt, büße ich in demselbigen See meine Vergehen, meine Verbrechen."

Fünfzehntes Kapitel.

Wenn sich in einem glücklichen, friedlichen Zusammenleben Verwandte, Freunde, Hausgenossen, mehr als nöthig und billig ist, von dem unterhalten, was geschieht oder geschehen soll, wenn sie sich einander ihre Vorsätze, Unternehmungen, Beschäftigungen wiederholt mittheilen und, ohne gerade wechselseitigen Rath anzunehmen, doch immer das ganze Leben gleichsam rathschlagend behandeln, so findet man dagegen in wichtigen Momenten, eben da, wo es scheinen sollte, der Mensch bedürfe fremden Beistandes, fremder Bestätigung am Allermeisten, daß sich die Einzelnen auf sich selbst zurückziehen, Jedes für sich zu handeln, Jedes auf seine Weise zu wirken strebt, und, indem man sich einander die einzelnen Mittel verbirgt, nur erst der Ausgang, die Zwecke, das Erreichte wieder zum Gemeingut werden.

Nach so viel wundervollen und unglücklichen Ereignissen war denn auch ein gewisser stiller Ernst über die Freundinnen gekommen, der sich in einer liebenswürdigen Schonung äußerte. Ganz in der Stille hatte Charlotte das Kind nach der Kapelle gesendet. Es ruhte dort als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses.

Charlotte kehrte sich, so viel es ihr möglich war, gegen das Leben zurück, und hier fand sie Ottilien zuerst, die ihres Beistandes bedurfte. Sie beschäftigte sich vorzüglich mit ihr, ohne es jedoch merken zu lassen. Sie wußte, wie sehr das himmlische Kind Eduarden liebte; sie hatte nach und nach die Scene, die dem Unglück vorhergegangen war, herausgeforscht und jeden Umstand theils von Ottilien selbst, theils durch Briefe des Majors erfahren.

Ottilie von ihrer Seite erleichterte Charlotten sehr das augenblickliche Leben. Sie war offen, ja gesprächig; aber niemals war von dem Gegenwärtigen oder kurz Vergangenen die Rede. Sie hatte stets aufgemerkt, stets beobachtet, sie wußte viel; das kam jetzt Alles zum Vorschein. Sie unterhielt, sie zerstreute

Charlotten, die noch immer die stille Hoffnung nährte, ein ihr so werthes Paar verbunden zu sehen.

Allein bei Ottilien hing es anders zusammen. Sie hatte das Geheimniß ihres Lebensganges der Freundin entdeckt; sie war von ihrer frühen Einschränkung, von ihrer Dienstbarkeit entbunden. Durch ihre Reue, durch ihren Entschluß fühlte sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens, jenes Mißgeschicks. Sie bedurfte keiner Gewalt mehr über sich selbst; sie hatte sich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verziehen, und diese Bedingung war für alle Zukunft unerläßlich.

So verfloß einige Zeit, und Charlotte fühlte, wie sehr Haus und Park, Seen, Felsen- und Baumgruppen nur traurige Empfindungen täglich in ihnen Beiden erneuerten. Daß man den Ort verändern müsse, war allzu deutlich; wie es geschehen solle, nicht so leicht zu entscheiden.

Sollten die beiden Frauen zusammenbleiben? Eduard's früherer Wille schien es zu gebieten, seine Erklärung, seine Drohung, es nöthig zu machen; allein wie war es zu verkennen, daß beide Frauen mit allem guten Willen, mit aller Vernunft, mit aller Anstrengung sich in einer peinlichen Lage neben einander befanden! Ihre Unterhaltungen waren vermeidend. Manchmal mochte man gern etwas nur halb verstehen, öfters wurde aber doch ein Ausdruck, wo nicht durch den Verstand, wenigstens durch die Empfindung, mißdeutet. Man fürchtete sich zu verletzen, und gerade die Furcht war am Ersten verletzbar und verletzte am Ersten.

Wollte man den Ort verändern und sich zugleich, wenigstens auf einige Zeit, von einander trennen, so trat die alte Frage wieder hervor, wo sich Ottilie hinbegeben solle? Jenes große reiche Haus hatte vergebliche Versuche gemacht, einer hoffnungsvollen Erbtochter unterhaltende und wetteifernde Gespielinnen zu verschaffen. Schon bei der letzten Anwesenheit der Baronesse und neuerlich durch Briefe war Charlotte aufgefordert worden, Ottilien dorthin zu senden; jetzt brachte sie es abermals zur Sprache. Ottilie verweigerte aber ausdrücklich, dahin zu gehen, wo sie dasjenige finden würde, was man große Welt zu nennen pflegt.

„Lassen Sie mich, liebe Tante," sagte sie, „damit ich nicht eingeschränkt und eigensinnig erscheine, dasjenige aussprechen, was zu verschweigen, zu verbergen in einem andern Falle Pflicht

wäre. Ein seltsam unglücklicher Mensch, und wenn er auch schuldlos wäre, ist auf eine fürchterliche Weise gezeichnet. Seine Gegenwart erregt in Allen, die ihn sehen, die ihn gewahr werden, eine Art von Entsetzen. Jeder will das Ungeheure ihm ansehen, was ihm auferlegt ward; Jeder ist neugierig und ängstlich zugleich. So bleibt ein Haus, eine Stadt, worin eine ungeheure That geschehen, Jedem furchtbar, der sie betritt. Dort leuchtet das Licht des Tages nicht so hell, und die Sterne scheinen ihren Glanz zu verlieren.

„Wie groß und doch vielleicht zu entschuldigen ist gegen solche Unglückliche die Indiskretion der Menschen, ihre alberne Zudringlichkeit und ungeschickte Gutmüthigkeit! Verzeihen Sie mir, daß ich so rede! Aber ich habe unglaublich mit jenem armen Mädchen gelitten, als es Luciane aus den verborgenen Zimmern des Hauses hervorzog, sich freundlich mit ihm beschäftigte, es in der besten Absicht zu Spiel und Tanz nöthigen wollte. Als das arme Kind bange und immer bänger zuletzt floh und in Ohnmacht sank, ich es in meine Arme faßte, die Gesellschaft erschreckt, aufgeregt, und Jeder erst recht neugierig auf die Unglückselige ward, da dachte ich nicht, daß mir ein gleiches Schicksal bevorstehe; aber mein Mitgefühl, so wahr und lebhaft, ist noch lebendig. Jetzt kann ich mein Mitleiden gegen mich selbst wenden und mich hüten, daß ich nicht zu ähnlichen Auftritten Anlaß gebe."

„Du wirst aber, liebes Kind," versetzte Charlotte, „dem Anblick der Menschen Dich nirgends entziehen können. Klöster haben wir nicht, in denen sonst eine Freistatt für solche Gefühle zu finden war."

„Die Einsamkeit macht nicht die Freistatt, liebe Tante," versetzte Ottilie. „Die schätzenswertheste Freistatt ist da zu suchen, wo wir thätig sein können. Alle Büßungen, alle Entbehrungen sind keineswegs geeignet, uns einem ahnungsvollen Geschick zu entziehen, wenn es uns zu verfolgen entschieden ist. Nur wenn ich im müßigen Zustande der Welt zur Schau dienen soll, dann ist sie mir widerwärtig und ängstigt mich. Findet man mich aber freudig bei der Arbeit, unermüdet in meiner Pflicht, dann kann ich die Blicke eines Jeden aushalten, weil ich die göttlichen nicht zu scheuen brauche."

„Ich müßte mich sehr irren," versetzte Charlotte, „wenn Deine Neigung Dich nicht zur Pension zurückzöge."

„Ja," versetzte Ottilie, „ich leugne es nicht; ich denke es mir

als eine glückliche Bestimmung, Andre auf dem gewöhnlichen Wege zu erziehen, wenn wir auf dem sonderbarsten erzogen worden. Und sehen wir nicht in der Geschichte, daß Menschen, die wegen großer sittlicher Unfälle sich in die Wüsten zurückzogen, dort keineswegs, wie sie hofften, verborgen und gedeckt waren? Sie wurden zurückgerufen in die Welt, um die Verirrten auf den rechten Weg zu führen; und wer konnte es besser als die in den Irrgängen des Lebens schon Eingeweihten! Sie wurden berufen, den Unglücklichen beizustehen; und wer vermochte das eher als sie, denen kein irdisches Unheil mehr begegnen konnte!"

„Du wählst eine sonderbare Bestimmung," versetzte Charlotte. „Ich will Dir nicht widerstreben; es mag sein, wenn auch nur, wie ich hoffe, auf kurze Zeit."

„Wie sehr danke ich Ihnen," sagte Ottilie, „daß Sie mir diesen Versuch, diese Erfahrung gönnen wollen! Schmeichle ich mir nicht zu sehr, so soll es mir glücken. An jenem Orte will ich mich erinnern, wie manche Prüfungen ich ausgestanden, und wie klein, wie nichtig sie waren gegen die, die ich nachher erfahren mußte. Wie heiter werde ich die Verlegenheiten der jungen Aufschößlinge betrachten, bei ihren kindlichen Schmerzen lächeln und sie mit leiser Hand aus allen kleinen Verirrungen herausführen! Der Glückliche ist nicht geeignet, Glücklichen vorzustehen; es liegt in der menschlichen Natur, immer mehr von sich und von Andern zu fordern, je mehr man empfangen hat. Nur der Unglückliche, der sich erholt, weiß für sich und Andre das Gefühl zu nähren, daß auch ein mäßiges Gute mit Entzücken genossen werden soll."

„Laß mich gegen Deinen Vorsatz," sagte Charlotte zuletzt nach einigem Bedenken, „noch einen Einwurf anführen, der mir der wichtigste scheint! Es ist nicht von Dir, es ist von einem Dritten die Rede. Die Gesinnungen des guten, vernünftigen, frommen Gehilfen sind Dir bekannt; auf dem Wege, den Du gehst, wirst Du ihm jeden Tag werther und unentbehrlicher sein. Da er schon jetzt seinem Gefühl nach nicht gern ohne Dich leben mag, so wird er auch künftig, wenn er einmal Deine Mitwirkung gewohnt ist, ohne Dich sein Geschäft nicht mehr verwalten können. Du wirst ihm anfangs darin beistehen, um es ihm hernach zu verleiden."

„Das Geschick ist nicht sanft mit mir verfahren," versetzte Ottilie; „und wer mich liebt, hat vielleicht nicht viel Besseres

zu erwarten. So gut und verständig, als der Freund ist, ebenso, hoffe ich, wird sich in ihm auch die Empfindung eines reinen Verhältnisses zu mir entwickeln; er wird in mir eine geweihte Person erblicken, die nur dadurch ein ungeheures Uebel für sich und Andre vielleicht aufzuwiegen vermag, wenn sie sich dem Heiligen widmet, das, uns unsichtbar umgebend, allein gegen die ungeheuren zudringenden Mächte beschirmen kann."

Charlotte nahm Alles, was das liebe Kind so herzlich geäußert, zur stillen Ueberlegung. Sie hatte verschiedentlich, obgleich auf das Leiseste, angeforscht, ob nicht eine Annäherung Ottiliens zu Eduard denkbar sei; aber auch nur die leiseste Erwähnung, die mindeste Hoffnung, der kleinste Verdacht schien Ottilien aufs Tiefste zu rühren; ja sie sprach sich einst, da sie es nicht umgehen konnte, hierüber ganz deutlich aus.

„Wenn Dein Entschluß," entgegnete ihr Charlotte, „Eduarden zu entsagen, so fest und unveränderlich ist, so hüte Dich nur vor der Gefahr des Wiedersehens! In der Entfernung von dem geliebten Gegenstande scheinen wir, je lebhafter unsere Neigung ist, desto mehr Herr von uns selbst zu werden, indem wir die ganze Gewalt der Leidenschaft, wie sie sich nach außen erstreckte, nach innen wenden; aber wie bald, wie geschwind sind wir aus diesem Irrthum gerissen, wenn dasjenige, was wir entbehren zu können glaubten, auf einmal wieder als unentbehrlich vor unsern Augen steht! Thue jetzt, was Du Deinen Zuständen am Gemäßesten hältst! Prüfe Dich, ja verändre lieber Deinen gegenwärtigen Entschluß, aber aus Dir selbst, aus freiem, wollendem Herzen! Laß Dich nicht zufällig, nicht durch Ueberraschung in die vorigen Verhältnisse wieder hineinziehen! Dann giebt es erst einen Zwiespalt im Gemüth, der unerträglich ist. Wie gesagt, ehe Du diesen Schritt thust, ehe Du Dich von mir entfernst und ein neues Leben anfängst, das Dich, wer weiß auf welche Wege leitet, so bedenke noch einmal, ob Du denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entsagen kannst! Hast Du Dich aber hierzu bestimmt, so schließen wir einen Bund, daß Du Dich mit ihm nicht einlassen willst, selbst nicht in eine Unterredung, wenn er Dich aufsuchen, wenn er sich zu Dir drängen sollte."

Ottilie besann sich nicht einen Augenblick; sie gab Charlotten das Wort, das sie sich schon selbst gegeben hatte.

Nun aber schwebte Charlotten immer noch jene Drohung Eduard's vor der Seele, daß er Ottilien nur so lange entsagen

könne, als sie sich von Charlotten nicht trennte. Es hatten sich zwar seit der Zeit die Umstände so verändert, es war so Mancherlei vorgefallen, daß jenes vom Augenblick ihm abgedrungene Wort gegen die folgenden Ereignisse für aufgehoben zu achten war; dennoch wollte sie auch im entferntesten Sinne weder etwas wagen noch etwas vornehmen, das ihn verletzen könnte, und so sollte Mittler in diesem Falle Eduard's Gesinnungen erforschen.

Mittler hatte seit dem Tode des Kindes Charlotten öfters, obgleich nur auf Augenblicke, besucht. Dieser Unfall, der ihm die Wiedervereinigung beider Gatten höchst unwahrscheinlich machte, wirkte gewaltsam auf ihn; aber immer nach seiner Sinnesweise hoffend und strebend, freute er sich nun im Stillen über den Entschluß Ottiliens. Er vertraute der lindernden, vorüberziehenden Zeit, dachte noch immer die beiden Gatten zusammenzuhalten und sah diese leidenschaftlichen Bewegungen nur als Prüfungen ehelicher Liebe und Treue an.

Charlotte hatte gleich anfangs den Major von Ottiliens erster Erklärung schriftlich unterrichtet, ihn auf das Inständigste gebeten, Eduarden dahin zu vermögen, daß keine weiteren Schritte geschähen, daß man sich ruhig verhalte, daß man abwarte, ob das Gemüth des schönen Kindes sich wiederherstelle. Auch von den spätern Ereignissen und Gesinnungen hatte sie das Nöthige mitgetheilt, und nun war freilich Mittlern die schwierige Aufgabe übertragen, auf eine Veränderung des Zustandes Eduarden vorzubereiten. Mittler aber, wohl wissend, daß man das Geschehene sich eher gefallen läßt, als daß man in ein noch zu Geschehendes einwilligt, überredete Charlotten, es sei das Beste, Ottilien gleich nach der Pension zu schicken.

Deshalb wurden, sobald er weg war, Anstalten zur Reise gemacht. Ottilie packte zusammen, aber Charlotte sah wohl, daß sie weder das schöne Köfferchen noch irgend etwas daraus mitzunehmen sich anschickte. Die Freundin schwieg und ließ das schweigende Kind gewähren. Der Tag der Abreise kam herbei; Charlottens Wagen sollte Ottilien den ersten Tag bis in ein bekanntes Nachtquartier, den zweiten bis in die Pension bringen; Nanny sollte sie begleiten und ihre Dienerin bleiben. Das leidenschaftliche Mädchen hatte sich gleich nach dem Tode des Kindes wieder an Ottilien zurückgefunden und hing nun an ihr wie sonst durch Natur und Neigung; ja sie schien durch unterhaltende Redseligkeit das bisher Versäumte wieder nachbringen

und sich ihrer geliebten Herrin völlig widmen zu wollen. Ganz außer sich war sie nun über das Glück, mitzureisen, fremde Gegenden zu sehen, da sie noch niemals außer ihrem Geburtsort gewesen, und rannte vom Schlosse ins Dorf, zu ihren Eltern, Verwandten, um ihr Glück zu verkündigen und Abschied zu nehmen. Unglücklicherweise traf sie dabei in die Zimmer der Maserkranken und empfand sogleich die Folgen der Ansteckung. Man wollte die Reise nicht aufschieben; Ottilie drang selbst darauf; sie hatte den Weg schon gemacht, sie kannte die Wirthsleute, bei denen sie einkehren sollte, der Kutscher vom Schlosse führte sie; es war nichts zu besorgen.

Charlotte widersetzte sich nicht; auch sie eilte schon in Gedanken aus diesen Umgebungen weg, nur wollte sie noch die Zimmer, die Ottilie im Schloß bewohnt hatte, wieder für Eduarden einrichten, gerade so wie sie vor der Ankunft des Hauptmanns gewesen. Die Hoffnung, ein altes Glück wiederherzustellen, flammt immer einmal wieder in dem Menschen auf, und Charlotte war zu solchen Hoffnungen abermals berechtigt, ja genöthigt.

Sechzehntes Kapitel.

Als Mittler gekommen war, sich mit Eduarden über die Sache zu unterhalten, fand er ihn allein, den Kopf in die rechte Hand gelehnt, den Arm auf den Tisch gestemmt. Er schien sehr zu leiden. „Plagt Ihr Kopfweh Sie wieder?“ fragte Mittler. „Es plagt mich,“ versetzte Jener; „und doch kann ich es nicht hassen, denn es erinnert mich an Ottilien. Vielleicht leidet auch sie jetzt, denk' ich, auf ihren linken Arm gestützt, und leidet wol mehr als ich. Und warum soll ich es nicht tragen wie sie? Diese Schmerzen sind mir heilsam, sind mir, ich kann beinah sagen, wünschenswerth; denn nur mächtiger, deutlicher, lebhafter schwebt mir das Bild ihrer Geduld, von allen ihren übrigen Vorzügen begleitet, vor der Seele; nur im Leiden empfinden wir recht vollkommen alle die großen Eigenschaften, die nöthig sind, um es zu ertragen.“

Als Mittler den Freund in diesem Grade resignirt fand, hielt er mit seinem Anbringen nicht zurück, das er jedoch stufenweise, wie der Gedanke bei den Frauen entsprungen, wie er nach und nach zum Vorsatz gereift war, historisch vortrug.

Eduard äußerte sich kaum dagegen. Aus dem Wenigen, was er sagte, schien hervorzugehen, daß er Jenen Alles überlasse; sein gegenwärtiger Schmerz schien ihn gegen Alles gleichgiltig gemacht zu haben.

Kaum aber war er allein, so stand er auf und ging in dem Zimmer hin und wieder. Er fühlte seinen Schmerz nicht mehr, er war ganz außer sich beschäftigt. Schon unter Mittler's Erzählung hatte die Einbildungskraft des Liebenden sich lebhaft ergangen. Er sah Ottilien, allein oder so gut als allein, auf wohlbekanntem Wege, in einem gewohnten Wirthshause, dessen Zimmer er so oft betreten; er dachte, er überlegte, oder vielmehr, er dachte, er überlegte nicht; er wünschte, er wollte nur. Er mußte sie sehen, sie sprechen. Wozu, warum, was daraus entstehen sollte, davon konnte die Rede nicht sein. Er widerstand nicht, er mußte.

Der Kammerdiener ward ins Vertrauen gezogen und erforschte sogleich Tag und Stunde, wann Ottilie reisen würde. Der Morgen brach an; Eduard säumte nicht, unbegleitet sich zu Pferde dahin zu begeben, wo Ottilie übernachten sollte. Er kam nur allzu zeitig dort an; die überraschte Wirthin empfing ihn mit Freuden; sie war ihm ein großes Familienglück schuldig geworden. Er hatte ihrem Sohn, der als Soldat sich sehr brav gehalten, ein Ehrenzeichen verschafft, indem er dessen That, wobei er allein gegenwärtig gewesen, heraushob, mit Eifer bis vor den Feldherrn brachte und die Hindernisse einiger Mißwollenden überwand. Sie wußte nicht, was sie ihm Alles zu Liebe thun sollte. Sie räumte schnell in ihrer Putzstube, die freilich auch zugleich Garderobe und Vorrathskammer war, möglichst zusammen; allein er kündigte ihr die Ankunft eines Frauenzimmers an, die hier hereinziehen sollte, und ließ für sich eine Kammer hinten auf dem Gange nothdürftig einrichten. Der Wirthin erschien die Sache geheimnißvoll, und es war ihr angenehm, ihrem Gönner, der sich dabei sehr interessirt und thätig zeigte, etwas Gefälliges zu erweisen. Und er, mit welcher Empfindung brachte er die lange, lange Zeit bis zum Abend hin! Er betrachtete das Zimmer rings umher, in dem er sie sehen sollte; es schien ihm in seiner ganzen häuslichen Seltsamkeit ein himmlischer Aufenthalt. Was dachte er sich nicht Alles aus, ob er Ottilien überraschen, ob er sie vorbereiten sollte! Endlich gewann die letztere Meinung Oberhand; er setzte sich hin und schrieb. Dies Blatt sollte sie empfangen.

Eduard an Ottilien.

„Indem Du diesen Brief liesest, Geliebteste, bin ich in Deiner Nähe. Du mußt nicht erschrecken, Dich nicht entsetzen; Du hast von mir nichts zu befürchten. Ich werde mich nicht zu Dir drängen. Du siehst mich nicht eher, als Du es erlaubst.

„Bedenke vorher Deine Lage, die meinige! Wie sehr danke ich Dir, daß Du keinen entscheidenden Schritt zu thun vorhast; aber bedeutend genug ist er; thu ihn nicht! Hier, auf einer Art von Scheideweg, überlege nochmals: Kannst Du mein sein, willst Du mein sein? O, Du erzeigest uns Allen eine große Wohlthat und mir eine überschwengliche.

„Laß mich Dich wiedersehen, Dich mit Freuden wiedersehen! Laß mich die schöne Frage mündlich thun und beantworte sie mir mit Deinem schönen Selbst! An meine Brust, Ottilie, hieher, wo Du manchmal geruht hast und wo Du immer hingehörst —"

Indem er schrieb, ergriff ihn das Gefühl, sein Höchstersehntes nahe sich, es werde nun gleich gegenwärtig sein. „Zu dieser Thüre wird sie hereintreten, diesen Brief wird sie lesen, wirklich wird sie wie sonst vor mir dastehen, deren Erscheinung ich mir so oft herbeisehnte. Wird sie noch Dieselbe sein? Hat sich ihre Gestalt, haben sich ihre Gesinnungen verändert?" Er hielt die Feder noch in der Hand, er wollte schreiben, wie er dachte; aber der Wagen rollte in den Hof. Mit flüchtiger Feder setzte er noch hinzu: „Ich höre Dich kommen. Auf einen Augenblick leb' wohl!"

Er faltete den Brief, überschrieb ihn; zum Siegeln war es zu spät. Er sprang in die Kammer, durch die er nachher auf den Gang zu gelangen wußte, und augenblicks fiel ihm ein, daß er die Uhr mit dem Petschaft noch auf dem Tisch gelassen. Sie sollte diese nicht zuerst sehen; er sprang zurück und holte sie glücklich weg. Vom Vorsaal her vernahm er schon die Wirthin, die auf das Zimmer losging, um es dem Gast anzuweisen. Er eilte gegen die Kammerthür; aber sie war zugefahren. Den Schlüssel hatte er beim Hineinspringen herunter geworfen, der lag inwendig; das Schloß war zugeschnappt, und er stund gebannt. Heftig drängte er an der Thüre; sie gab nicht nach. O, wie hätte er gewünscht, als ein Geist durch die Spalten zu schlüpfen! Vergebens! Er verbarg sein Gesicht an den Thür-

pfosten. Ottilie trat herein, die Wirthin, als sie ihn erblickte, zurück. Auch Ottilien konnte er nicht einen Augenblick verborgen bleiben. Er wendete sich gegen sie, und so standen die Liebenden abermals auf die seltsamste Weise gegen einander. Sie sah ihn ruhig und ernsthaft an, ohne vor- oder zurückzugehen, und als er eine Bewegung machte, sich ihr zu nähern, trat sie einige Schritte zurück bis an den Tisch. Auch er trat wieder zurück. „Ottilie," rief er aus, „laß mich das furchtbare Schweigen brechen! Sind wir nur Schatten, die einander gegenüber stehen? Aber vor allen Dingen höre! Es ist Zufall, daß Du mich gleich jetzt hier findest. Neben Dir liegt ein Brief, der Dich vorbereiten sollte. Lies, ich bitte Dich, lies ihn! Und dann beschließe, was Du kannst."

Sie blickte herab auf den Brief, und nach einigem Besinnen nahm sie ihn auf, erbrach und las ihn. Ohne die Miene zu verändern, hatte sie ihn gelesen, und so legte sie ihn leise weg; dann drückte sie die flachen, in die Höhe gehobenen Hände zusammen, führte sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigte, und sah den dringend Fordernden mit einem solchen Blick an, daß er von Allem abzustehen genöthigt war, was er verlangen oder wünschen mochte. Diese Bewegung zerriß ihm das Herz. Er konnte den Anblick, er konnte die Stellung Ottiliens nicht ertragen. Es sah völlig aus, als würde sie in die Kniee sinken, wenn er beharrte. Er eilte verzweifelnd zur Thür hinaus und schickte die Wirthin zu der Einsamen.

Er ging auf dem Vorsaal auf und ab. Es war Nacht geworden; im Zimmer blieb es stille. Endlich trat die Wirthin heraus und zog den Schlüssel ab. Die gute Frau war gerührt, war verlegen; sie wußte nicht, was sie thun sollte. Zuletzt im Weggehen bot sie den Schlüssel Eduarden an, der ihn ablehnte. Sie ließ das Licht stehen und entfernte sich.

Eduard im tiefsten Kummer warf sich auf Ottiliens Schwelle, die er mit seinen Thränen benetzte. Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu.

Der Tag brach an; der Kutscher trieb, die Wirthin schloß auf und trat in das Zimmer. Sie fand Ottilien angekleidet eingeschlafen; sie ging zurück und winkte Eduarden mit einem theilnehmenden Lächeln. Beide traten vor die Schlafende; aber auch diesen Anblick vermochte Eduard nicht auszuhalten. Die Wirthin wagte nicht, das ruhende Kind zu wecken; sie setzte sich

gegenüber. Endlich schlug Ottilie die schönen Augen auf und richtete sich auf ihre Füße. Sie lehnt das Frühstück ab, und nun tritt Eduard vor sie. Er bittet sie inständig, nur ein Wort zu reden, ihren Willen zu erklären; er wolle allen ihren Willen, schwört er; aber sie schweigt. Nochmals fragt er sie liebevoll und dringend, ob sie ihm angehören wolle? Wie lieblich bewegt sie mit niedergeschlagenen Augen ihr Haupt zu einem sanften Nein! Er fragt, ob sie nach der Pension wolle? Gleichgiltig verneint sie das. Aber als er fragt, ob er sie zu Charlotten zurückführen dürfe, bejaht sie's mit einem getrosten Neigen des Hauptes. Er eilt ans Fenster, dem Kutscher Befehle zu geben; aber hinter ihm weg ist sie wie der Blitz zur Stube hinaus, die Treppe hinab, in dem Wagen. Der Kutscher nimmt den Weg nach dem Schlosse zurück; Eduard folgt zu Pferde in einiger Entfernung.

Siebzehntes Kapitel.

Wie höchst überrascht war Charlotte, als sie Ottilien vorfahren und Eduarden zu Pferde sogleich in den Schloßhof hereinsprengen sah! Sie eilte bis zur Thürschwelle; Ottilie steigt aus und nähert sich mit Eduarden. Mit Eifer und Gewalt faßt sie die Hände beider Ehegatten, drückt sie zusammen und eilt auf ihr Zimmer. Eduard wirft sich Charlotten um den Hals und zerfließt in Thränen; er kann sich nicht erklären, bittet, Geduld mit ihm zu haben, Ottilien beizustehen, ihr zu helfen. Charlotte eilt auf Ottiliens Zimmer, und ihr schaudert, da sie hineintritt; es war schon ganz ausgeräumt, nur die leeren Wände standen da. Es erschien so weitläufig als unerfreulich. Man hatte Alles weggetragen, nur das Köfferchen, unschlüssig, wo man es hinstellen sollte, in der Mitte des Zimmers stehen gelassen. Ottilie lag auf dem Boden, Arm und Haupt über den Koffer gestreckt. Charlotte bemüht sich um sie, fragt, was vorgegangen, und erhält keine Antwort.

Sie läßt ihr Mädchen, das mit Erquickungen kommt, bei Ottilien und eilt zu Eduarden. Sie findet ihn im Saal; auch er belehrt sie nicht. Er wirft sich vor ihr nieder, er badet ihre Hände in Thränen, er flieht auf sein Zimmer, und als sie ihm nachfolgen will, begegnet ihr der Kammerdiener, der sie aufklärt, soweit er vermag. Das Uebrige denkt sie sich zusammen, und

dann sogleich mit Entschlossenheit an das, was der Augenblick fordert. Ottiliens Zimmer ist aufs Baldigste wieder eingerichtet. Eduard hat die seinigen angetroffen, bis auf das letzte Papier, wie er sie verlassen.

Die Dreie scheinen sich wieder gegen einander zu finden; aber Ottilie fährt fort zu schweigen, und Eduard vermag nichts, als seine Gattin um Geduld zu bitten, die ihm selbst zu fehlen scheint. Charlotte sendet Boten an Mittlern und an den Major. Jener war nicht anzutreffen; Dieser kommt. Gegen ihn schüttet Eduard sein Herz aus, ihm gesteht er jeden kleinsten Umstand, und so erfährt Charlotte, was begegnet, was die Lage so sonderbar verändert, was die Gemüther aufgeregt.

Sie spricht aufs Liebevollste mit ihrem Gemahl. Sie weiß keine andere Bitte zu thun als nur, daß man das Kind gegenwärtig nicht bestürmen möge. Eduard fühlt den Werth, die Liebe, die Vernunft seiner Gattin; aber seine Neigung beherrscht ihn ausschließlich. Charlotte macht ihm Hoffnung, verspricht ihm, in die Scheidung zu willigen. Er traut nicht; er ist so krank, daß ihn Hoffnung und Glaube abwechselnd verlassen; er dringt in Charlotten, sie soll dem Major ihre Hand zusagen; eine Art von wahnsinnigem Unmuth hat ihn ergriffen. Charlotte, ihn zu besänftigen, ihn zu erhalten, thut, was er fordert. Sie sagt dem Major ihre Hand zu auf den Fall, daß Ottilie sich mit Eduarden verbinden wolle, jedoch unter ausdrücklicher Bedingung, daß die beiden Männer für den Augenblick zusammen eine Reise machen. Der Major hat für seinen Hof ein auswärtiges Geschäft, und Eduard verspricht, ihn zu begleiten. Man macht Anstalten, und man beruhigt sich einigermaßen, indem wenigstens etwas geschieht.

Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, sie wird ängstlich; man unterläßt es. Denn haben wir nicht meistentheils die Schwäche, daß wir Jemanden auch zu seinem Besten nicht gern quälen mögen? Charlotte sann alle Mittel durch; endlich gerieth sie auf den Gedanken, jenen Gehilfen aus der Pension kommen zu lassen, der über Ottilien viel vermochte, der wegen ihres unvermutheten Außenbleibens sich sehr freundlich geäußert, aber keine Antwort erhalten hatte.

Man spricht, um Ottilien nicht zu überraschen, von diesem Vorsatz in ihrer Gegenwart. Sie scheint nicht einzustimmen;

sie bedenkt sich; endlich scheint ein Entschluß in ihr zu reifen; sie eilt nach ihrem Zimmer und sendet noch vor Abend an die Versammelten folgendes Schreiben.

Ottilie den Freunden.

„Warum soll ich ausdrücklich sagen, meine Geliebten, was sich von selbst versteht? Ich bin aus meiner Bahn geschritten, und ich soll nicht wieder hinein. Ein feindseliger Dämon, der Macht über mich gewonnen, scheint mich von außen zu hindern, hätte ich mich auch mit mir selbst wieder zur Einigkeit gefunden.

„Ganz rein war mein Vorsatz, Eduarden zu entsagen, mich von ihm zu entfernen. Ihm hofft' ich nicht wieder zu begegnen. Es ist anders geworden; er stand selbst gegen seinen eigenen Willen vor mir. Mein Versprechen, mich mit ihm in keine Unterredung einzulassen, habe ich vielleicht zu buchstäblich genommen und gedeutet. Nach Gefühl und Gewissen des Augenblicks schwieg ich, verstummt' ich vor dem Freunde, und nun habe ich nichts mehr zu sagen. Ein strenges Ordensgelübde, welches Den, der es mit Ueberlegung eingeht, vielleicht unbequem ängstiget, habe ich zufällig, vom Gefühl gedrungen, über mich genommen. Laßt mich darin beharren, so lange mir das Herz gebietet! Beruft keine Mittelsperson! Dringt nicht in mich, daß ich reden, daß ich mehr Speise und Trank genießen soll, als ich höchstens bedarf! Helft mir durch Nachsicht und Geduld über diese Zeit hinweg! Ich bin jung, die Jugend stellt sich unversehens wieder her. Duldet mich in Eurer Gegenwart, erfreut mich durch Eure Liebe, belehrt mich durch Eure Unterhaltung; aber mein Innres überlaßt mir selbst!"

Die längst vorbereitete Abreise der Männer unterblieb, weil jenes auswärtige Geschäft des Majors sich verzögerte. Wie erwünscht für Eduard! Nun durch Ottiliens Blatt aufs Neue angeregt, durch ihre trostvollen, hoffnunggebenden Worte wieder ermuthigt und zu standhaftem Ausharren berechtigt, erklärte er auf einmal, er werde sich nicht entfernen. „Wie thöricht," rief er aus, „das Unentbehrlichste, Nothwendigste vorsätzlich, voreilig wegzuwerfen, das, wenn uns auch der Verlust bedroht, vielleicht

noch zu erhalten wäre! Und was soll es heißen? Doch nur, daß der Mensch ja scheine, wollen, wählen zu können. So habe ich oft, beherrscht von solchem albernen Dünkel, Stunden, ja Tage zu früh mich von Freunden losgerissen, um nur nicht von dem letzten unausweichlichen Termin entschieden gezwungen zu werden. Diesmal aber will ich bleiben. Warum soll ich mich entfernen? Ist sie nicht schon von mir entfernt? Es fällt mir nicht ein, ihre Hand zu fassen, sie an mein Herz zu drücken; sogar darf ich es nicht denken, es schaudert mir. Sie hat sich nicht von mir weg, sie hat sich über mich weggehoben."

Und so blieb er, wie er wollte, wie er mußte. Aber auch dem Behagen glich nichts, wenn er sich mit ihr zusammenfand. Und so war auch ihr dieselbe Empfindung geblieben; auch sie konnte sich dieser seligen Nothwendigkeit nicht entziehen. Nach wie vor übten sie eine unbeschreibliche, fast magische Anziehungskraft gegen einander aus. Sie wohnten unter einem Dache; aber selbst ohne gerade an einander zu denken, mit andern Dingen beschäftigt, von der Gesellschaft hin und her gezogen, näherten sie sich einander. Fanden sie sich in einem Saale, so dauerte es nicht lange, und sie standen, sie saßen neben einander. Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und diese Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Geberde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur ein Mensch im bewußtlosen vollkommnen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt. Ja, hätte man Eins von Beiden am letzten Ende der Wohnung festgehalten, das Andere hätte sich nach und nach von selbst, ohne Vorsatz, zu ihm hinbewegt. Das Leben war ihnen ein Räthsel, dessen Auflösung sie nur mit einander fanden.

Ottilie war durchaus heiter und gelassen, so daß man sich über sie völlig beruhigen konnte. Sie entfernte sich wenig aus der Gesellschaft, nur hatte sie es erlangt, allein zu speisen. Niemand als Nanny bediente sie.

Was einem jeden Menschen gewöhnlich begegnet, wiederholt sich mehr, als man glaubt, weil seine Natur hiezu die nächste Bestimmung giebt. Charakter, Individualität, Neigung, Richtung, Oertlichkeit, Umgebungen und Gewohnheiten bilden zusammen ein Ganzes, in welchem jeder Mensch, wie in einem Elemente, in einer Atmosphäre schwimmt, worin es ihm allein bequem und behaglich ist. Und so finden wir die Menschen,

über deren Veränderlichkeit so viele Klage geführt wird, nach vielen Jahren zu unserm Erstaunen unverändert und nach äußern und innern unendlichen Anregungen unveränderlich.

So bewegte sich auch in dem täglichen Zusammenleben unserer Freunde fast Alles wieder in dem alten Gleise. Noch immer äußerte Ottilie stillschweigend durch manche Gefälligkeit ihr zuvorkommendes Wesen, und so Jedes nach seiner Art. Auf diese Weise zeigte sich der häusliche Zirkel als ein Scheinbild des vorigen Lebens, und der Wahn, als ob noch Alles beim Alten sei, war verzeihlich.

Die herbstlichen Tage, an Länge jenen Frühlingstagen gleich, riefen die Gesellschaft um eben die Stunde aus dem Freien ins Haus zurück. Der Schmuck an Früchten und Blumen, der dieser Zeit eigen ist, ließ glauben, als wenn es der Herbst jenes ersten Frühlings wäre; die Zwischenzeit war ins Vergessen gefallen. Denn nun blühten die Blumen, dergleichen man in jenen ersten Tagen auch gesät hatte; nun reiften Früchte an den Bäumen, die man damals blühen gesehen.

Der Major ging ab und zu; auch Mittler ließ sich öfter sehen. Die Abendsitzungen waren meistens regelmäßig. Eduard las gewöhnlich; lebhafter, gefühlvoller, besser, ja sogar heiterer, wenn man will, als jemals. Es war, als wenn er so gut durch Fröhlichkeit als durch Gefühl Ottiliens Erstarren wieder beleben, ihr Schweigen wieder auflösen wollte. Er setzte sich wie vormals, daß sie ihm ins Buch sehen konnte, ja er ward unruhig, zerstreut, wenn sie nicht hineinsah, wenn er nicht gewiß war, daß sie seinen Worten mit ihren Augen folgte.

Jedes unerfreuliche, unbequeme Gefühl der mittleren Zeit war ausgelöscht. Keines trug mehr dem Andern etwas nach; jede Art von Bitterkeit war verschwunden. Der Major begleitete mit der Violine das Klavierspiel Charlottens, so wie Eduard's Flöte mit Ottiliens Behandlung des Saiteninstruments wieder wie vormals zusammentraf. So rückte man dem Geburtstage Eduard's näher, dessen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte. Er sollte ohne Festlichkeit in stillem, freundlichem Behagen diesmal gefeiert werden. So war man halb stillschweigend, halb ausdrücklich mit einander übereingekommen. Doch je näher diese Epoche heranrückte, vermehrte sich das Feierliche in Ottiliens Wesen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte. Sie schien im Garten oft die Blumen zu mustern; sie hatte dem Gärtner angedeutet, die Sommergewächse aller Art

zu schonen, und sich besonders bei den Astern aufgehalten, die gerade dieses Jahr in unmäßiger Menge blühten.

Achtzehntes Kapitel.

Das Bedeutendste jedoch, was die Freunde mit stiller Aufmerksamkeit beobachteten, war, daß Ottilie den Koffer zum ersten Mal ausgepackt und daraus Verschiedenes gewählt und abgeschnitten hatte, was zu einem einzigen, aber ganzen und vollen Anzug hinreichte. Als sie das Uebrige mit Beihilfe Nanny's wieder einpacken wollte, konnte sie kaum damit zu Stande kommen; der Raum war übervoll, obgleich schon ein Theil herausgenommen war. Das junge habgierige Mädchen konnte sich nicht satt sehen, besonders da sie auch für alle kleineren Stücke des Anzugs gesorgt fand. Schuhe, Strümpfe, Strumpfbänder mit Devisen, Handschuhe und so manches Andere war noch übrig. Sie bat Ottilien, ihr nur etwas davon zu schenken. Diese verweigerte es, zog aber sogleich die Schublade einer Kommode heraus und ließ das Kind wählen, das hastig und ungeschickt zugriff und mit der Beute gleich davon lief, um den übrigen Hausgenossen ihr Glück zu verkünden und vorzuzeigen.

Zuletzt gelang es Ottilien, Alles sorgfältig wieder einzuschichten; sie öffnete hierauf ein verborgenes Fach, das im Deckel angebracht war. Dort hatte sie kleine Zettelchen und Briefe Eduard's, mancherlei aufgetrocknete Blumen-Erinnerungen früherer Spaziergänge, eine Locke ihres Geliebten und was sonst noch verborgen. Noch Eins fügte sie hinzu — es war das Portrait ihres Vaters — und verschloß das Ganze, worauf sie den zarten Schlüssel an dem goldnen Kettchen wieder um den Hals an ihre Brust hing.

Mancherlei Hoffnungen waren indeß in dem Herzen der Freunde rege geworden. Charlotte war überzeugt, Ottilie werde auf jenen Tag wieder zu sprechen anfangen; denn sie hatte bisher eine heimliche Geschäftigkeit bewiesen, eine Art von heiterer Selbstzufriedenheit, ein Lächeln, wie es Demjenigen auf dem Gesichte schwebt, der Geliebten etwas Gutes und Erfreuliches verbirgt. Niemand wußte, daß Ottilie gar manche Stunde in großer Schwachheit hinbrachte, aus der sie sich nur für die Zeiten, wo sie erschien, durch Geisteskraft emporhielt.

Mittler hatte sich diese Zeit öfter sehen lassen und war länger geblieben als sonst gewöhnlich. Der hartnäckige Mann wußte nur zu wohl, daß es einen gewissen Moment giebt, wo allein das Eisen zu schmieden ist. Ottiliens Schweigen so wie ihre Weigerung legte er zu seinen Gunsten aus. Es war bisher kein Schritt zu Scheidung der Gatten geschehen; er hoffte, das Schicksal des guten Mädchens auf irgend eine andere günstige Weise zu bestimmen; er horchte, er gab nach, er gab zu verstehen und führte sich nach seiner Weise klug genug auf.

Allein überwältigt war er stets, sobald er Anlaß fand, sein Räsonnement über Materien zu äußern, denen er eine große Wichtigkeit beilegte. Er lebte viel in sich, und wenn er mit Andern war, so verhielt er sich gewöhnlich nur handelnd gegen sie. Brach nun einmal unter Freunden seine Rede los, wie wir schon öfter gesehen haben, so rollte sie ohne Rücksicht fort, verletzte oder heilte, nutzte oder schadete, wie es sich gerade fügen mochte.

Den Abend vor Eduard's Geburtstage saßen Charlotte und der Major, Eduarden, der ausgeritten war, erwartend, beisammen; Mittler ging im Zimmer auf und ab; Ottilie war auf dem ihrigen geblieben, den morgenden Schmuck aus einander legend und ihrem Mädchen Manches andeutend, welches sie vollkommen verstand und die stummen Anordnungen geschickt befolgte.

Mittler war gerade auf eine seiner Lieblingsmaterien gekommen. Er pflegte gern zu behaupten, daß sowol bei der Erziehung der Kinder als bei der Leitung der Völker nichts ungeschickter und barbarischer sei als Verbote, als verbietende Gesetze und Anordnungen. „Der Mensch ist von Hause aus thätig," sagte er, „und wenn man ihm zu gebieten versteht, so fährt er gleich dahinter her, handelt und richtet aus. Ich für meine Person mag lieber in meinem Kreise Fehler und Gebrechen so lange dulden, bis ich die entgegengesetzte Tugend gebieten kann, als daß ich den Fehler los würde und nichts Rechtes an seiner Stelle sähe. Der Mensch thut recht gern das Gute, das Zweckmäßige, wenn er nur dazu kommen kann; er thut es, damit er was zu thun hat, und sinnt darüber nicht weiter nach als über alberne Streiche, die er aus Müßiggang und langer Weile vornimmt.

„Wie verdrießlich ist mir's oft, mit anzuhören, wie man die Zehngebote in der Kinderlehre wiederholen läßt! Das vierte ist noch ein ganz hübsches, vernünftiges, gebietendes Gebot: ‚Du

sollst Vater und Mutter ehren.' Wenn sich das die Kinder recht in den Sinn schreiben, so haben sie den ganzen Tag daran auszuüben. Nun aber das fünfte, was soll man dazu sagen? ‚Du sollst nicht tödten.' Als wenn irgend ein Mensch im Mindesten Lust hätte, den andern todtzuschlagen! Man haßt Einen, man erzürnt sich, man übereilt sich und in Gefolg von dem und manchem Andern kann es wol kommen, daß man gelegentlich Einen todtschlägt. Aber ist es nicht eine barbarische Anstalt, den Kindern Mord und Todtschlag zu verbieten? Wenn es hieße: ‚Sorge für des Andern Leben, entferne, was ihm schädlich sein kann, rette ihn mit Deiner eigenen Gefahr; wenn Du ihn beschädigst, denke, daß Du Dich selbst beschädigst' — das sind Gebote, wie sie unter gebildeten, vernünftigen Völkern statthaben, und die man bei der Katechismuslehre nur kümmerlich in dem ‚Was ist das?' nachschleppt.

„Und nun gar das sechste, das finde ich ganz abscheulich! Was? Die Neugierde vorahnender Kinder auf gefährliche Mysterien reizen, ihre Einbildungskraft zu wunderlichen Bildern und Vorstellungen aufregen, die gerade das, was man entfernen will, mit Gewalt heranbringen! Weit besser wäre es, daß dergleichen von einem heimlichen Gericht willkürlich bestraft würde, als daß man vor Kirch' und Gemeinde davon plappern läßt."

In dem Augenblick trat Ottilie herein — „‚Du sollst nicht ehebrechen,'" fuhr Mittler fort. „Wie grob, wie unanständig! Klänge es nicht ganz anders, wenn es hieße: ‚Du sollst Ehrfurcht haben vor der ehelichen Verbindung; wo Du Gatten siehst, die sich lieben, sollst Du Dich darüber freuen und Theil daran nehmen wie an dem Glück eines heitern Tages. Sollte sich irgend in ihrem Verhältniß etwas trüben, so sollst Du suchen, es aufzuklären; Du sollst suchen, sie zu begütigen, sie zu besänftigen, ihnen ihre wechselseitigen Vortheile deutlich zu machen und mit schöner Uneigennützigkeit das Wohl der Andern fördern, indem Du ihnen fühlbar machst, was für ein Glück aus jeder Pflicht und besonders aus dieser entspringt, welche Mann und Weib unauflöslich verbindet.'"

Charlotte saß wie auf Kohlen, und der Zustand war ihr um so ängstlicher, als sie überzeugt war, daß Mittler nicht wußte, was und wo er's sagte, und ehe sie ihn noch unterbrechen konnte, sah sie schon Ottilien, deren Gestalt sich verwandelt hatte, aus dem Zimmer gehen.

„Sie erlassen uns wol das siebente Gebot," sagte Charlotte mit erzwungenem Lächeln. „Alle die übrigen," versetzte Mittler, „wenn ich nur das rette, worauf die andern beruhen."

Mit entsetzlichem Schrei hereinstürzend, rief Nanny: „Sie stirbt! Das Fräulein stirbt! Kommen Sie! Kommen Sie!"

Als Ottilie nach ihrem Zimmer schwankend zurückgekommen war, lag der morgende Schmuck auf mehreren Stühlen völlig ausgebreitet, und das Mädchen, das betrachtend und bewundernd daran hin und herging, rief jubelnd aus: „Sehen Sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck, ganz Ihrer werth!"

Ottilie vernahm diese Worte und sank auf den Sopha. Nanny sieht ihre Herrin erblassen, erstarren; sie läuft zu Charlotten; man kommt. Der ärztliche Hausfreund eilt herbei; es scheint ihm nur eine Erschöpfung. Er läßt etwas Kraftbrühe bringen; Ottilie weist sie mit Abscheu weg, ja sie fällt fast in Zuckungen, als man die Tasse dem Munde nähert. Er fragt mit Ernst und Hast, wie es ihm der Umstand eingab, was Ottilie heute genossen habe? Das Mädchen stockt; er wiederholt seine Frage; das Mädchen bekennt, Ottilie habe nichts genossen.

Nanny erscheint ihm ängstlicher als billig. Er reißt sie in ein Nebenzimmer, Charlotte folgt, das Mädchen wirft sich auf die Kniee; sie gestebt, daß Ottilie schon lange so gut wie nichts genieße. Auf Andringen Ottiliens habe sie die Speisen an ihrer Statt genossen; verschwiegen habe sie es wegen bittender und drohender Geberden ihrer Gebieterin, und auch, setzte sie unschuldig hinzu, weil es ihr gar so gut geschmeckt.

Der Major und Mittler kamen heran; sie fanden Charlotten thätig in Gesellschaft des Arztes. Das bleiche himmlische Kind saß, sich selbst bewußt, wie es schien, in der Ecke des Sophas. Man bittet sie, sich niederzulegen; sie verweigert's, winkt aber, daß man das Köfferchen herbeibringe. Sie setzt ihre Füße darauf und findet sich in einer halb liegenden bequemen Stellung. Sie scheint Abschied nehmen zu wollen, ihre Geberden drücken den Umstehenden die zarteste Anhänglichkeit aus, Liebe, Dankbarkeit, Abbitte und das herzlichste Lebewohl.

Eduard, der vom Pferde steigt, vernimmt den Zustand; er stürzt in das Zimmer, er wirft sich an ihre Seite nieder, faßt ihre Hand und überschwemmt sie mit stummen Thränen. So bleibt er lange. Endlich ruft er aus: „Soll ich Deine Stimme nicht wieder hören? Wirst Du nicht mit einem Wort für mich

ins Leben zurückkehren? Gut, gut! Ich folge Dir hinüber; da werden wir mit andern Sprachen reden!"

Sie drückt ihm kräftig die Hand, sie blickt ihn lebevoll und liebevoll an, und nach einem tiefen Athemzug, nach einer himmlischen stummen Bewegung der Lippen: „Versprich mir, zu leben!" ruft sie aus mit holder, zärtlicher Anstrengung; doch gleich sinkt sie zurück. „Ich versprech' es!" rief er ihr entgegen; doch er rief es ihr nur nach; sie war schon abgeschieden.

Nach einer thränenvollen Nacht fiel die Sorge, die geliebten Reste zu bestatten, Charlotten anheim. Der Major und Mittler standen ihr bei. Eduard's Zustand war zu bejammern. Wie er sich aus seiner Verzweiflung nur hervorheben und einigermaßen besinnen konnte, bestand er darauf, Ottilie sollte nicht aus dem Schlosse gebracht, sie sollte gewartet, gepflegt, als eine Lebende behandelt werden; denn sie sei nicht todt, sie könne nicht todt sein. Man that ihm seinen Willen, insofern man wenigstens das unterließ, was er verboten hatte. Er verlangte nicht, sie zu sehen.

Noch ein anderer Schreck ergriff, noch eine andere Sorge beschäftigte die Freunde. Nanny, von dem Arzt heftig gescholten, durch Drohungen zum Bekenntniß genöthigt und nach dem Bekenntniß mit Vorwürfen überhäuft, war entflohen. Nach langem Suchen fand man sie wieder; sie schien außer sich zu sein. Ihre Eltern nahmen sie zu sich. Die beste Begegnung schien nicht anzuschlagen; man mußte sie einsperren, weil sie wieder zu entfliehen drohte.

Stufenweise gelang es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen, aber nur zu seinem Unglück; denn es ward ihm deutlich, es ward ihm gewiß, daß er das Glück seines Lebens für immer verloren habe. Man wagte es ihm vorzustellen, daß Ottilie, in jener Kapelle beigesetzt, noch immer unter den Lebendigen bleiben und einer freundlichen, stillen Wohnung nicht entbehren würde. Es fiel schwer, seine Einwilligung zu erhalten, und nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge hinausgetragen und in dem Gewölbe allenfalls nur mit einem Glasdeckel zugedeckt, und eine immer brennende Lampe gestiftet werden sollte, ließ er sich's zuletzt gefallen und schien sich in Alles ergeben zu haben.

Man kleidete den holden Körper in jenen Schmuck, den sie sich selbst vorbereitet hatte; man setzte ihr einen Kranz von Asterblumen auf das Haupt, die wie traurige Gestirne ahnungs-

voll glänzten. Die Bahre, die Kirche, die Kapelle zu schmücken, wurden alle Gärten ihres Schmucks beraubt. Sie lagen verödet, als wenn bereits der Winter alle Freude aus den Beeten weggetilgt hätte. Beim frühsten Morgen wurde sie im offnen Sarge aus dem Schloß getragen, und die aufgehende Sonne röthete nochmals das himmlische Gesicht. Die Begleitenden drängten sich um die Träger, Niemand wollte vorausgehn, Niemand folgen, Jedermann sie umgeben, Jedermann noch zum letzten Male ihre Gegenwart genießen. Knaben, Männer und Frauen, Keins blieb ungerührt. Untröstlich waren die Mädchen, die ihren Verlust am Unmittelbarsten empfanden.

Nanny fehlte. Man hatte sie zurückgehalten, oder vielmehr, man hatte ihr den Tag und die Stunde des Begräbnisses verheimlicht. Man bewachte sie bei ihren Eltern in einer Kammer, die nach dem Garten ging. Als sie aber die Glocken läuten hörte, ward sie nur allzu bald inne, was vorging, und da ihre Wächterin aus Neugierde, den Zug zu sehen, sie verließ, entkam sie zum Fenster hinaus auf einen Gang und von da, weil sie alle Thüren verschlossen fand, auf den Oberboden.

Eben schwankte der Zug den reinlichen, mit Blättern bestreuten Weg durchs Dorf hin. Nanny sah ihre Gebieterin deutlich unter sich, deutlicher, vollständiger, schöner als Alle, die dem Zuge folgten. Ueberirdisch, wie auf Wolken oder Wogen getragen, schien sie ihrer Dienerin zu winken, und diese, verworren, schwankend, taumelnd, stürzte hinab.

Aus einander fuhr die Menge mit einem entsetzlichen Schrei nach allen Seiten. Vom Drängen und Getümmel waren die Träger genöthigt, die Bahre niederzusetzen. Das Kind lag ganz nahe daran; es schien an allen Gliedern zerschmettert. Man hob es auf, und zufällig oder aus besonderer Fügung lehnte man es über die Leiche, ja es schien selbst noch mit dem letzten Lebensrest seine geliebte Herrin erreichen zu wollen. Kaum aber hatten ihre schlotternden Glieder Ottiliens Gewand, ihre kraftlosen Finger Ottiliens gefaltete Hände berührt, als das Mädchen aufsprang, Arme und Augen zuerst gen Himmel erhob, dann auf die Kniee vor dem Sarge niederstürzte und andächtig entzückt zu der Herrin hinauf staunte.

Endlich sprang sie wie begeistert auf und rief mit heiliger Freude: „Ja, sie hat mir vergeben! Was mir kein Mensch, was ich mir selbst nicht vergeben konnte, vergiebt mir Gott durch ihren Blick, ihre Geberde, ihren Mund. Nun ruht sie wieder

so still und sanft; aber Ihr habt gesehen, wie sie sich aufrichtete und mit entfalteten Händen mich segnete, wie sie mich freundlich anblickte! Ihr habt es Alle gehört, Ihr seid Zeugen, daß sie zu mir sagte: Dir ist vergeben! — Ich bin nun keine Mörderin mehr unter Euch; sie hat mir verziehen, Gott hat mir verziehen, und Niemand kann mir mehr etwas anhaben."

Umhergedrängt stand die Menge; sie waren erstaunt, sie horchten und sahen hin und wieder, und kaum wußte Jemand, was er beginnen sollte. „Tragt sie nun zur Ruhe!" sagte das Mädchen; „sie hat das Ihrige gethan und gelitten und kann nicht mehr unter uns wohnen." Die Bahre bewegte sich weiter; Nanny folgte zuerst, und man gelangte zur Kirche, zur Kapelle.

So stand nun der Sarg Ottiliens, zu ihren Häupten der Sarg des Kindes, zu ihren Füßen das Köfferchen, in ein starkes eichenes Behältniß eingeschlossen. Man hatte für eine Wächterin gesorgt, welche in der ersten Zeit des Leichnams wahrnehmen sollte, der unter seiner Glasdecke gar liebenswürdig dalag. Aber Nanny wollte sich dieses Amt nicht nehmen lassen; sie wollte allein, ohne Gesellin bleiben und der zum ersten Mal angezündeten Lampe fleißig warten. Sie verlangte dies so eifrig und hartnäckig, daß man ihr nachgab, um ein größeres Gemüthsübel, das sich befürchten ließ, zu verhüten.

Aber sie blieb nicht lange allein; denn gleich mit sinkender Nacht, als das schwebende Licht, sein volles Recht ausübend, einen helleren Schein verbreitete, öffnete sich die Thüre, und es trat der Architekt in die Kapelle, deren fromm verzierte Wände bei so mildem Schimmer alterthümlicher und ahnungsvoller, als er je hätte glauben können, ihm entgegendrangen.

Nanny saß an der einen Seite des Sarges. Sie erkannte ihn gleich; aber schweigend deutete sie auf die verblichene Herrin. Und so stand er auf der andern Seite in jugendlicher Kraft und Anmuth, auf sich selbst zurückgewiesen, starr, in sich gekehrt, mit niedergesenkten Armen, gefalteten, mitleidig gerungenen Händen, Haupt und Blick nach der Entseelten hingeneigt.

Schon einmal hatte er so vor Belisar gestanden. Unwillkürlich gerieth er jetzt in die gleiche Stellung; und wie natürlich war sie auch diesmal! Auch hier war etwas unschätzbar Würdiges von seiner Höhe herabgestürzt; und wenn dort Tapferkeit, Klugheit, Macht, Rang und Vermögen in einem Manne als unwiederbringlich verloren bedauert wurden, wenn Eigen-

schaften, die der Nation, dem Fürsten in entscheidenden Momenten unentbehrlich sind, nicht geschätzt, vielmehr verworfen und ausgestoßen worden, so waren hier so viel andere stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, durch ihre gleichgiltige Hand schnell wieder ausgetilgt, seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen umfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt.

Der Jüngling schwieg, auch das Mädchen eine Zeit lang; als sie ihm aber die Thränen häufig aus dem Auge quellen sah, als er sich im Schmerz ganz aufzulösen schien, sprach sie mit so viel Wahrheit und Kraft, mit so viel Wohlwollen und Sicherheit ihm zu, daß er, über den Fluß ihrer Rede erstaunt, sich zu fassen vermochte, und seine schöne Freundin ihm in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebte. Seine Thränen trockneten, seine Schmerzen linderten sich; knieend nahm er von Ottilien, mit einem herzlichen Händedruck von Nanny Abschied, und noch in der Nacht ritt er vom Orte weg, ohne Jemand weiter gesehen zu haben.

Der Wundarzt war die Nacht über ohne des Mädchens Wissen in der Kirche geblieben und fand, als er sie des Morgens besuchte, sie heiter und getrosten Muthes. Er war auf mancherlei Verirrungen gefaßt; er dachte schon, sie werde ihm von nächtlichen Unterredungen mit Ottilien und von andern solchen Erscheinungen sprechen; aber sie war natürlich, ruhig und sich völlig selbstbewußt. Sie erinnerte sich vollkommen aller früheren Zeiten, aller Zustände mit großer Genauigkeit, und nichts in ihren Reden schritt aus dem gewöhnlichen Gange des Wahren und Wirklichen heraus als nur die Begebenheit beim Leichenbegängniß, die sie mit Freudigkeit oft wiederholte, wie Ottilie sich aufgerichtet, sie gesegnet, ihr verziehen und sie dadurch für immer beruhigt habe.

Der fortdauernd schöne, mehr schlaf- als todähnliche Zustand Ottiliens zog mehrere Menschen herbei. Die Bewohner und Anwohner wollten sie noch sehen, und Jeder mochte gern aus Nanny's Munde das Unglaubliche hören; Manche, um darüber zu spotten, die Meisten, um daran zu zweifeln, und Wenige, um sich glaubend dagegen zu verhalten.

Jedes Bedürfniß, dessen wirkliche Befriedigung versagt ist, nöthigt zum Glauben. Die vor den Augen aller Welt zerschmetterte Nanny war durch Berührung des frommen Körpers

wieder gesund geworden; warum sollte nicht auch ein ähnliches Glück hier Andern bereitet werden? Zärtliche Mütter brachten zuerst heimlich ihre Kinder, die von irgend einem Uebel behaftet waren, und sie glaubten eine plötzliche Besserung zu spüren. Das Zutrauen vermehrte sich, und zuletzt war Niemand so alt und so schwach, der sich nicht an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung gesucht hätte. Der Zudrang wuchs, und man sah sich genöthigt, die Kapelle, ja außer den Stunden des Gottesdienstes die Kirche zu verschließen.

Eduard wagte sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebte nur vor sich hin, er schien keine Thränen mehr zu haben, keines Schmerzes weiter fähig zu sein. Seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß von Speis' und Trank vermindert sich mit jedem Tage. Nur noch einige Erquickung scheint er aus dem Glase zu schlürfen, das ihm freilich kein wahrhafter Prophet gewesen. Er betrachtet noch immer gern die verschlungenen Namenszüge, und sein ernstheiterer Blick dabei scheint anzudeuten, daß er auch jetzt noch auf eine Vereinigung hoffe. Und wie den Glücklichen jeder Nebenumstand zu begünstigen, jedes Ungefähr mit emporzuheben scheint, so mögen sich auch gern die kleinsten Vorfälle zur Kränkung, zum Verderben des Unglücklichen vereinigen. Denn eines Tages, als Eduard das geliebte Glas zum Munde brachte, entfernte er es mit Entsetzen wieder: es war dasselbe und nicht dasselbe; er vermißt ein kleines Kennzeichen. Man dringt in den Kammerdiener, und dieser muß gestehen, das ächte Glas sei unlängst zerbrochen, und ein gleiches, auch aus Eduard's Jugendzeit, untergeschoben worden. Eduard kann nicht zürnen; sein Schicksal ist ausgesprochen durch die That; wie soll ihn das Gleichniß rühren? Aber doch drückt es ihn tief. Der Trank scheint ihm von nun an zu widerstehen; er scheint sich mit Vorsatz der Speise, des Gesprächs zu enthalten.

Aber von Zeit zu Zeit überfällt ihn eine Unruhe. Er verlangt wieder etwas zu genießen, er fängt wieder an zu sprechen. „Ach," sagte er einmal zu dem Major, der ihm wenig von der Seite kam, „was bin ich unglücklich, daß mein ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung, ein falsches Bemühen bleibt! Was ihr Seligkeit gewesen, wird mir Pein; und doch, um dieser Seligkeit willen bin ich genöthigt, diese Pein zu übernehmen. Ich muß ihr nach, auf diesem Wege nach; aber meine Natur hält mich zurück und mein Versprechen. Es ist eine

schreckliche Aufgabe, das Unnachahmliche nachzuahmen. Ich fühle wol, Bester, es gehört Genie zu Allem, auch zum Märtyrerthum."

Was sollen wir bei diesem hoffnungslosen Zustande der ehegattlichen, freundschaftlichen, ärztlichen Bemühungen gedenken, in welchen sich Eduard's Angehörige eine Zeit lang hin und her wogten. Endlich fand man ihn todt. Mittler machte zuerst diese traurige Entdeckung. Er berief den Arzt und beobachtete nach seiner gewöhnlichen Fassung genau die Umstände, in denen man den Verblichenen angetroffen hatte. Charlotte stürzte herbei; ein Verdacht des Selbstmordes regte sich in ihr; sie wollte sich, sie wollte die Andern einer unverzeihlichen Unvorsichtigkeit anklagen. Doch der Arzt aus natürlichen und Mittler aus sittlichen Gründen wußten sie bald vom Gegentheil zu überzeugen. Ganz deutlich war Eduard von seinem Ende überrascht worden. Er hatte, was er bisher sorgfältig zu verbergen pflegte, das ihm von Ottilien Uebriggebliebene in einem stillen Augenblick vor sich aus einem Kästchen, aus einer Brieftasche ausgebreitet, eine Locke, Blumen, in glücklicher Stunde gepflückt, alle Blättchen, die sie ihm geschrieben, von jenem ersten an, das ihm seine Gattin so zufällig ahnungsreich übergeben hatte. Das Alles konnte er nicht einer ungefähren Entdeckung mit Willen preisgeben. Und so lag denn auch dieses vor Kurzem zu unendlicher Bewegung aufgeregte Herz in unstörbarer Ruhe; und wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen war, so konnte man wol ihn selig nennen. Charlotte gab ihm seinen Platz neben Ottilien und verordnete, daß Niemand weiter in diesem Gewölbe beigesetzt werde. Unter dieser Bedingung machte sie für Kirche und Schule, für den Geistlichen und den Schullehrer ansehnliche Stiftungen.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen!

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Außer den Gesammtausgaben mußte die bereits S. 17 erwähnte Originalausgabe von 1809, die wir mit O bezeichnen, Berücksichtigung finden; die neuen Abdrücke derselben Ausgabe haben keine nennenswerthen Abweichungen.

Seite Zeile

24. 21 u. 22. auch wol, nach O sowie 4 bis 8; — in 9 bis 13 ohne Grund wohl auch.
21. heut, nach allen älteren Ausgaben; — 11, 11a, und 12 heute hier und an verschiedenen andern Stellen.
25. 9. wechselseitig, nach O, 4 und 13; — in 5 ist hinter diesem Worte noch uns hinzugefügt und bis 12 im Text geblieben, ohne daß sich eine absichtliche Hinzusetzung des Wortes annehmen ließe.
17. in vollem; — 11, 11a und 12 im vollen.
26. 22. frühsten; — die eben genannten Ausgaben haben frühesten hier und an mehreren anderen Stellen.
27. Mann; — dieselben Ausg. Manne hier und öfters in ähnlichen Fällen.
27. 1. wir konnten, nach O, 4, 5, 6a und 8; — die übrigen Ausgaben haben, der Lebendigkeit des Ausdrucks weniger entsprechend und konnten.
2. willigte nicht gleich ein; — in O und 4 fehlt das unerläßliche Wort ein.
9. ungefähr, nach 6; — die älteren Ausgaben haben zwar hier ohngefähr, an andern Stellen aber auch wieder die andere Wortform.
28. 8. dachte, nach O, 4 bis 8 und 11a; — gedachte ist eine Willkürlichkeit der Ausgaben 9, 11, 12 und 13.
15. benutzten, nach O und 4, denen auch 13 folgt. Es ist der Konjunktiv des Imperfekts, wie auch das nachfolgende würde andeutet; — alle übrigen Ausgaben unrichtig benutzen.
19. Ahnung; — in O u. 4 hier und öfters Ahndung.
23. wurde, nach der für 5 gemachten Verbesserung; — früher worden.
29. diesem Allem. — Sämmtliche ältere Ausgaben und von den neueren 8, 9 und 11a haben zwar allen; wir haben jedoch geglaubt, hier und in zahlreichen ähnlichen Fällen nach dem Beispiel von 11, 12 und 13 die grammatisch korrekte Wortform einführen zu müssen. Man vergl. z. B. auch S. 42 Z. 38, S. 189 Z. 34, S. 57 Z. 33. (Unter Anderm), S. 61 Z. 17 und S. 179 Z. 11 (Niemandem) u. s. w.
30. 5. romanenhafte, nach O bis 6a; — seit 8 ist dafür das modernere romanhafte eingeführt.
25. Ehemann, und ebenso an andern Stellen Ehestand, Ehepaar u. s. w., seit 5; — in O u. 4 Ehmann, Ehstand u. s. w.

Seite Zeile
32. 26. unverantwortlich, nach O und 4, denen auch 11a und 13 folgen. — Allerdings giebt auch die Lesart verantwortlich, welche zuerst in 5 auftritt, einen Sinn; indessen läßt sich eine absichtliche Veränderung des früheren Wortes nicht annehmen.
33. 19. frühe; — 13 frühere.
34. 8. verweilten, seit 5; — in O und 4 verweilte.
26. neuen seit 6; — früher neue; ebenso S. 36 Z. 17, wo indessen alle Ausgaben die letztere Form haben.
36. 27. diesen, nach O bis 8; — 9 bis 13 diesem.
38. 24. dasselbe, seit 5; — früher dasselbige.
29. eigenes, desgl.; — früher eigen.
39. 9. begrenzten nach O und den Ausgaben seit 9; — die übrigen in Folge eines fortgepflanzten Druckfehlers bekränzten.
40. 21. u. 22. Ueberzeugungen, nach O bis 9; — 11, 11a und 12 Ueberzeugung
41. 24. sie hatte es recht, — diese Worte fehlen in 9, 11, 11a und 12.
42. 15. weitläufigen, nach 5 und 6; — in O und 4 steht hier und an andern Stellen weitläuftig.
44. 11. Jemanden, nach O bis 9; — 11, 11a und 12 Jemand.
14. beschränkten wohlgemeinten, nach O bis 6a; — in 8, 9 und 11 ist zwischen beide Worte und eingeschoben.
45. 12. noth nach O bis 6a; — in 8 bis 13, obgleich das Wort adjektivisch ist, Noth
48. 27. leiht; — O leicht (Druckfehler).
49. 22. schnell, nach O und 4, denen auch 11a und 12 folgen; — die übrigen Ausgaben seit 5 haben gern, welches wol nicht als beabsichtigte Veränderung gelten kann.
53. 5. für vollkommen; — in O und 4 fehlt das erste Wort.
55. 28. geendigt nach O bis 8; — 9 bis 13 geendet.
56. 23. das; — O und 4 die.
60. 27. eine, nach O, 4, 11a, 12 und 13; — die übrigen Ausgaben seit 5 die.
31. viel, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — O, 4, 5 und 13 viele.
30. u. 40. höhere und ältere — jüngere und niedere. — Die vier Worte stehen zwar in allen Ausgaben groß geschrieben; indessen ist dies nicht korrekt, da sie sich auf das vorangehende „Frauen" beziehen.
63. 29. trotzt. — Alle Ausgaben mit Ausnahme von 11a und 12 haben zwar an dieser Stelle trutzt; da sie aber sonst gleichfalls die erste Form vorziehen, z. B. S. 62 Z. 35, so glaubten wir dieselbe auch hier wählen zu müssen.
67. 26. bewillkommende; — nur 13 hier und öfters bewillkommnende.
68. 5. Aengste; — O und 4 Aengsten.
9. unvorgesehener, nach O bis 6a und 13; — 8 bis 12 unvorhergesehener.
10. und; — 8 oder.
22. bezeigen, nach O bis 5; — die Ausgaben seit 6 bezeugen, welches wir für keine beabsichtigte Veränderung halten.
69. 22. zu, nach O bis 9; — 11 bis 13 zur.
72. 23. Freude, nach O bis 9, denen auch 13 folgt; — 11, 11a und 12 Freuden.
74. 31. beobachten, nach O bis 5; — 6 bis 13 beachten, welches wir für keine Verbesserung, sondern für einen Druckfehler halten.
76. 2. Ursach; — 11, 11a und 12 Ursache.
28. wohlgefügte, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — früher wohlgefugte.
78. 24. Bier, nach denselben Ausgaben; — früher viere.
79. 26. in den Händen; — O und 4 in Händen.
80. 20. sein; — O und 4 ihn.

Seite Zeile
82. 15. Reisewagen; — O bis 5 Reisewägen.
83. 20. Jahre; — O Jahren (Druckfehler).
85. 23. wunderlichen; — 5, 6a und 8 wunderliche.
23. Fürsprache; — O bis 5 Vorsprache, ebenso S. 86 Z. 9.
87. 14. in, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — früher an.
24. mit wie; — 12 wie mit.
88. 28. Verstellung; — 12 der Verstellung.
89. 8. Eduard; — 11a und 12 Eduarden, ebenso S. 121 Z. 5 u. a. a. O.
93. 8. Baronesse; — alle Ausgaben haben Gräfin, indessen bedarf unsre Verbesserung dieses Versehens wol keiner Rechtfertigung.
94. 14. des andern Morgens; — in 8, 9, 11 und 13 fehlt andern.
103. 2. Geselligkeit, nach O und 4, denen 11, 11a und 13 folgen; — die übrigen Ausgaben seit 5 Gesellschaft.
12. wünscht, nach O, 4, 5, 6a, 8, 9 und 13; — die übrigen Ausgaben, der Lebhaftigkeit der Darstellung widersprechend, wünschte.
105. 8. konnte; — 11a und 12 ohne Grund sollte.
106. 7. diese, nach O und 4; — 5 und die folgenden Ausgaben dieser.
8. häuslich, nach O und 4, denen auch 11a, 12 und 13 sich anschließen; — die übrigen Ausgaben seit 5 durch fortgepflanzten Druckfehler häusliche.
38. herantrat, nach O bis 6a, ebenso auch 11a bis 12, — 8 bis 11 und 13 herzutrat.
108. 35. nur; — 11a und 12 nun.
110. 40. sollte, nach O und 4, denen auch 13 folgt; — das seit 5 stehende solle scheint ein Druckfehler zu sein.
113. 22. gleich, nach O und 4, denen auch 13 folgt; — die übrigen Ausgaben seit 5 sogleich.
26. Klarsten, nach 6 bis 13; — O, 4 und 5 klärsten.
116. 33. habe ja, nach O, 4 und 13; — das zweite nahezu unentbehrliche Wort fehlt in den übrigen Ausgaben.
119. 13. Spaten, nach der Orthographie in 6; doch wäre natürlicherweise auch die andere Wortform „Spaden" gerechtfertigt.
14. einherzogen, nach O; — 4 bis 8 einhergezogen, das zwar in 9 verbessert wurde, ohne daß die Verbesserung indessen auch in 11a aufgenommen wurde.
20. Chor nach O bis 9; — die in 11 gemachte Veränderung in Corps, die übrigens auch 13 nicht annimmt, ist zwar dem heutigen Sprachgebrauch angemessen, aber darum nicht gerechtfertigt.
120. 9. gern; — 12 gerne.
13. bekommen, allerdings jetzt veralteter Ausdruck für fortkommen, nach O, 4 und 5, denen auch 13 folgt; — die übrigen Ausgaben gekommen.
121. 26. ruderte sich; — 11 ruderte .... den; 5 und 6a die.
125. 8. reden, nach 6 und 6a, denen auch die spätern Ausgaben folgen; — die frühern Reden.
132. 23. demungeachtet, nach O und 4, denen sich auch 13 anschließt; — die übrigen Ausgaben deßungeachtet.
135. 5. Erfindung, nach O und 4, denen 11 bis 13 folgen; — die übrigen Ausgaben Empfindung.
35. Gereisten; — 13 Gereiften.
138. 12. blickten, in dem Sinne von „sie möchten blicken", nach 5 und den folgenden Ausgaben; — O und 4 blicken.
139. 22. niemals; — 8 und 9 niemal, eine Form, die sich übrigens bei Goethe bisweilen findet.
140. 25. hat; — 13 hast (Druckfehler).
142. 37. in Wirklichkeit; — O in der Wirklichkeit.

Seite Zeile
144. 22. bestimmt, nach O und 4, denen auch 11a bis 13 folgen; — die übrigen Ausgaben gestimmt.
23. einen Willkommen; — 11, 11a und 12 ohne Autorität ein Willkommen.
146 25. Bachen, nach O bis 4 und 13; — der dem Setzer von 5 vermuthlich unbekannte französische Ausdruck „vache“ (Behältniß auf dem Kutschenhimmel) wurde in „Sachen“ umgewandelt, welches Wort dann in allen Ausgaben bis 12 stehen geblieben ist.
26. lederner, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — O, 4 und 5 ledernen.
147. 22. Krämer; — 9c Kramer.
148. 3. für, nach 6 bis 12, — während O, 4 und 5 vor haben. Die Wiederaufnahme der alten Lesart in 13 schien, obwol sie einen Mißklang entfernen würde, nicht gerechtfertigt, da an unzähligen Stellen in 6 das alterthümlichere vor mit für vertauscht ist.
6. sein, nach O bis 6 und 11a; — in 8, 9, 11 und 13 steht allerdings seinen, ohne daß sich jedoch darin eine begründete Verbesserung erkennen ließe.
19. umzuziehen, nach O und 4; — der Fehler „anzuziehen“, den die Ausgaben 5—11 haben, wurde erst in 11a verbessert.
21. Charaktere; — O und 4 Charakter.
149. 3. Artemisia; — in 12 Artemesia (Druckfehler).
150. 17. eine; — 5, 6 u. 6a seine (Druckfehler).
153. 36. macht, nach O und 4; — in 5 bis 12 machte, was allerdings sprachlich auch möglich wäre, aber keine beabsichtigte Veränderung sein kann, woher denn auch in 13 die ältere Lesart mit Recht wiedereingesetzt ist.
155. 5. nah; — 11, 11a und 12 nahe.
22. hätte; — 9c hatte.
156. 38. Platze; — 12 Platz.
157. 15. Ressourcen; — O, 4, 5 und 8 Resourcen.
21. gipsernes, nach O, 4, 5 und 13; — die Veränderung in 6, gipsenes, der 8—12 folgen, dürfte nur auf einem Zufall beruhen.
158. 32. sie. — Grammatische Korrektheit würde an dieser Stelle, weil das Wort sich nicht auf Gesellschaft, sondern auf Luciane bezieht, sich erfordern; da dies indessen in keiner Ausgabe steht, so haben wir nicht gewagt, es in den Text zu setzen.
159. 31. sie, nach O bis 9 und 13; — in 11. 11a und 12 Sie. Die Schreibweise der älteren Ausgaben deutet darauf hin, daß das Pronomen auf „Personen“ zu beziehen ist, aber nicht zur Anrede an Luciane dient.
160. 24. hatten, nach O, 4 und 5; — wir halten das seit 6 stehende Wort haben, welches alle Ausgaben bis 13 inkl. in den Text aufnahmen, für keine beabsichtigte Veränderung.
161. 2. hatten, nach denselben Quellen; — daß Goethe hatte sollte vorgezogen haben, welches in allen Ausgaben seit 6 steht, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil sich dann das Wort sie in der nächsten Zeile streng genommen auf Ottilie und nicht auf Luciane beziehen würde.
167. 26. besonder, nach der Autorität der Mehrzahl der Ausgaben; — nur 11 und 13 haben besonders, obgleich die erste Form als Adverbium in der älteren Sprache häufiger vorkommt.
168. 21. einmal — fehlt in 13.
172. 22. stricken; — so lesen sämmtliche Ausgaben, nur 11 sticken. Das einige Zeilen später erwähnte „unermüdete Spiel der schönen Finger“ deutet ohne Zweifel auch eher auf „Stricken“ als auf „Sticken“ hin.
173. 14. ihm, steht in allen Ausgaben und ist durch den französischen Gebrauch „on lui fit voir“ zu erklären.

Seite Zeile
178. 19. und; — 8 nun.
180. 1. zuzueignen, nach O bis 6a, denen nur noch 11a und 12 folgen; — die Lesart anzueignen, gegen welche auch Z. 19 spricht, und die 8, 9, 11 und 13 haben, ist unrichtig.
184. 21. dadurch, nach denselben Ausgaben; — 8, 9, 11 und 13 damit, 11a und 12 das Richtige.
185. 21. oder; — O und.
189. 18. fürsorgliche; — O vorsorgliche.
192. 27. Tischer nach O und 4 bis 9; — in 11, 11a, 12 und 13 ohne Grund Tischler — Tapezier nach der auch in 13 aufgenommenen Veränderung für 6, während alle früheren und späteren Ausgaben Tapezirer lesen.
196. 17. ein, nach O bis 9 und 13; — 11, 11a und 12 mein, für welche Veränderung kein Grund vorliegt.
21. dem, nach O bis 5, — während 6, 6a, 8 und 11 den haben; aber wenn der Akkusativ auch so zu sagen drastischer ist (man vergleiche die Textrevision zu Goethe's Werken, Theil 7, S. 86 Z. 29), so ist doch nicht anzunehmen, daß Goethe noch in der Ausgabe letzter Hand zu diesem Zwecke eine Aenderung gemacht haben sollte; daher ist es gewiß richtig, daß in den Ausgaben 11a, 12 und 13 die alte Lesart wieder eingeführt ist.
30. Alles, nach O und 4; — alle ist wol nur Druckfehler in 5, der in 6 blieb, aber schon in 8 verbessert wurde.
nichts, nach 6 und 6a, denen 8, 9, 11 und 13 folgen; — die übrigen Ausgaben haben nicht, die älteren O, 4 und 5, wie uns scheint, in Folge eines fortgepflanzten Druckfehlers, die späteren 11a und 12 scheinen den Gegensatz in die Verba wegwerfen und verlieren zu legen, der doch naturgemäßer in den Worten Alles und nichts zu suchen ist.
199. 26. Jahrszeit, die sonst bei Goethe übliche Wortform, — obgleich an dieser Stelle in allen Ausgaben Jahreszeit steht.
203. 11. ward; — 8, 9 und 11 war.
205. 28. Fährmanns; — seltsamerweise haben von allen Ausgaben nur 11 und 13 diese Lesart, während alle übrigen das in dem hier vorliegenden Sinne ungebräuchliche Wort Fuhrmann aufweisen.
36. Schauer; — O und 4 Schauder.
208. 2. alle Neigung nach O und 4, denen sich auch 11a, 12 und 13 wieder angeschlossen haben; — die dazwischen liegenden Ausgaben lesen allein Neigung, worin wir nur einen seit 5 verbliebenen Druckfehler sehen können.
212. 22. daß, nach O, 4, 11a, 12 und 13; — die übrigen Ausgaben als.
218. 14. sich umzuwenden, nach O, 4, 5 und 11a bis 13; — die übrigen Ausgaben sich umzuwinden.
17. kehrt nach O und 4; die Ausgaben 5 bis 11 kehrte; — erst in 11a ist das der Lebhaftigkeit der Erzählung entsprechende Präsens wieder in den Text gesetzt.
20. verkälten, nach den eben genannten Ausgaben, zu denen aber noch 5 kommt, und aus demselben Grunde wie in der eben behandelten Stelle; — die übrigen Ausgaben verkälteten.
22. Wärm' nach O bis 8; — 9 bis 13 Wärme.
223. 29. Eduard's; — O und 4 Eduardens.
224. 4. meine Vergehen, meine Verbrechen, nach O und 4, denen auch 13 folgt; — 5 mein Vergehen, meine Verbrechen, 6 bis 12 mein Vergehen, mein Verbrechen.
225. 12. Felsen- und Baumgruppen, nach O bis 8; — 9 bis 12 Felsen und Baumgruppen.

Seite Zeile
226. 17. bange, nach O bis 8; — 9 bis 13 bang.
22. Mitleiden; — 9 und 11 Mitleid.
231. 35. die lange, lange Zeit, nach O; — in allen andern Ausgaben steht lange nur einmal, obgleich das Bezeichnende des Ausdrucks, das in der Wiederholung liegt, gewiß nicht von Goethe absichtlich getilgt ist.
232. 10. erzeigeſt, nach 6, 8, 9 und 11; — die übrigen Ausgaben erzeigſt.
35. Hineinſpringen, nach O bis 5; — 6 bis 11 Hineinſprengen, welches erſt in 11a verbeſſert wurde.
36. ſtund, nach O bis 8; — 11, 11a und 12 trotz des entſtehenden Mißklangs ſtand.
233. 25. verzweifelnd, nach O bis 8; — die neueren Ausgaben ſeit 9 ohne Autorität verzweifelt.
33. Kummer, nach O; — 4 bis 6a haben den Fehler Schlummer, der erſt in 8 verſchwindet.
41. ruhende, nach O und 4; — 5 bis 11 ruhige, ſeit 11a die alte Lesart.
234. 10. zurückführen, nach denſelben Ausgaben; — 5 bis 11 zurückfahren, ſeit 11a die alte Lesart.
237. 5. unausweichlichen, nach O bis 5; — von 6 an haben alle Ausgaben mit Ausnahme von 12 unausweislichen.
240. 22. welches, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — O und 4 welche.
242. 5. Das; — O und 4 Die.
10. liebſtes; — O und 4 liebſte.
246. 18. u. 19. Jemand weiter, nach O bis 5; — alle ſpäteren Ausgaben weiter Jemand.
28. dem gewöhnlichen Gange, nach O bis 5; — in allen ſpäteren Ausgaben mit Ausnahme von 13 fehlt gewöhnlichen.
33. todähnliche; — O bis 5 leſen todtähnliche, die ſpäteren Ausgaben todtenähnliche.
247. 2. werden, nach 6; — während alle früheren Ausgaben ſein haben.

Goethe's Werke.

Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe.

Sechzehnter Theil.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. — Novelle. — Die guten Weiber. — Reise der Söhne Megaprazon's. — Briefe a. d. Schweiz. — Das Römische Karneval.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet
von
Dr. Fr. Strehlke,
Director des Gymnasiums zu Marienburg.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

	Seite
Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten	5
Novelle	133
Die guten Weiber	163
Reise der Söhne Megaprazon's	191
Briefe aus der Schweiz	215
Das Römische Karneval	291

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Man ist von jeher geneigt gewesen, Goethe's Werke aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Zusammenhang und im Verhältniß zu den weltbewegenden Ereignissen jener Zeit zu betrachten, und für manche seiner Schriften hat dies Verfahren in der That eine unbedingte Berechtigung, insofern als geradezu politische Stoffe in ihnen behandelt werden. In diese Kategorie gehören Dramen wie unter andern „Der Bürger-General" und „Die Aufgeregten" und die gleichfalls in diesen Band aufgenommenen Fragmente der „Reise der Söhne Megaprazon's." Ein anderes Werk hat Goethe seiner eigenen Angabe nach geschrieben, um seinen Geist von dem unruhigen Treiben der Gegenwart abzulenken (vgl. „Belagerung von Mainz" und „Tag- und Jahreshefte von 1793"), freilich ohne sich selbst dabei hindern zu können, an vielen Stellen Blicke und Streiflichter auf eben jene Zeit fallen zu lassen, der er entfliehen wollte. Während dies in der Bearbeitung des „Reineke Fuchs" der Fall ist, verdanken die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" der französischen Revolution eigentlich nur ihre Einkleidung.

In ähnlicher Weise, wie schon im Mittelalter z. B. in dem „Buche von den sieben weisen Meistern", wie in „Tausend und eine Nacht", in dem „Dekameron" des Boccaccio, in

dem „Heptameron" der Königin Margarethe von Navarra eine Reihe von Erzählungen durch die Beziehungen der erzählenden Personen zu einander in Verbindung gesetzt wird, geschieht es auch in den „Unterhaltungen". Wie im Dekameron die Pest, im Heptameron eine Ueberschwemmung die erzählende Gesellschaft zusammenbringt, so hat hier eine deutsche Familie über den Rhein flüchten müssen und sucht bei der Verschiedenheit der politischen Ansichten unter ihren eigenen Mitgliedern und den daraus hervorgehenden Reibungen derselben eine ruhigere Unterhaltung in nicht politischen Erzählungen. Schon hieraus möchte folgen, was nicht immer berücksichtigt worden ist, daß es die Erzählungen sind, auf welche die Beurtheilung einen größeren Werth zu legen hat als auf die Art ihrer Einführung.

Eine äußere Veranlassung zu den „Unterhaltungen" war für Goethe der von Schiller im Juni 1794 gefaßte Plan zur Begründung der „Horen". Auf des Letzteren berühmten Brief vom 23. August jenes Jahres folgte alsbald eine Verständigung und nähere Verbindung beider Dichter, die durch Schiller's Besuch in Weimar während der zweiten Hälfte des Septembers noch wesentlich gefördert wurde. Schon am 28. Oktober schickte Goethe seine ersten Beiträge, an die sich am 27. November der Eingang zu den „Unterhaltungen" anschloß. Derselbe gab wegen der kräftigen und entschiedenen Zeichnung der politischen Gesinnungen zweier Personen noch zu einigen Bedenken von Seiten Schiller's Anlaß, der sich auch besonders für die Rückkehr des von Karl vertriebenen Geheimenrathes verwandte; indessen, ohne daß Goethe auf dieselbe einging, wußte er Jenen durch kleine Aenderungen zu beruhigen. Ebenso wurde ein zweiter

Punkt glücklich ins Reine gebracht. Schiller wünschte, daß Goethe sich des alten Geistlichen gegen seine unbarmherzige Gegnerin, die häufig und auch nicht ohne Grund getadelte Luise, annehmen möge, und Goethe versprach, was er freilich nur in sehr mäßiger Weise gethan hat, „Sourdinen aufzulegen". Jedenfalls hatte die Sache ihren weiteren ungestörten Fortgang, und bis zum Ende des nächsten Jahres (1795) waren die „Unterhaltungen" sämmtlich in den „Horen" erschienen.

Es sind im Ganzen sieben Erzählungen, die Goethe giebt, und die wir im Einzelnen, namentlich in Bezug auf die ihnen zu Grunde liegenden Quellen, verfolgen.

Eine frühe Erwähnung der Thatsache, daß Goethe für die erste Erzählung die Geschichte der Schauspielerin Clairon benutzt hat, findet sich in der deutschen Uebersetzung der „Denkwürdigkeiten der Markgräfin von Anspach. Aus einer englischen Handschrift übersetzt." 1826. B. I, S. 161 u. ff.; indessen sind diese Memoiren nicht die eigentliche Quelle, aus der Goethe schöpfte; diese ist vielmehr unsers Wissens zuerst von Düntzer aufgefunden und veröffentlicht worden, dessen Darstellung (vgl. „Archiv für neuere Literatur" III, 270, 1847 und „Studien zu Goethe's Werken", 1849, S. 22) wir deshalb im Folgenden zum Theil benutzen.

In einem Briefe vom 5. Dezember 1794 fragt Goethe bei Schiller an, ob ihm etwas von einer gespenstermäßigen Mystifikationsgeschichte bekannt sei, welche vor vielen Jahren der Mlle. Clairon begegnet sein solle; am 10. Dezember ist er bereits über die Sache beruhigt und wünscht nur Geheimhaltung bis zur Produktion derselben. In diesen Tagen muß er demnach in den Besitz der verlangten Nach-

richten gekommen sein. Dieselben stammen aus einem Briefe, in dem die berühmte dramatische Schauspielerin Clairon (Claire Josephe Legris de la Tude), die, nachdem sie 1765 die Pariser Bühne verlassen hatte, siebzehn Jahre an dem Hofe des Markgrafen von Anspach lebte, ihre Gespenstergeschichte an den ihr bekannten J. H. Meister in Zürich auf dessen Wunsch ausführlich erzählt. Dieser Brief findet sich abgedruckt am Anfange der »Mémoires d'Hippolyte Clairon« (Paris, an VII.), von denen 1799 eine Uebersetzung aus der französischen Handschrift zu Zürich erschien; außerdem wird der Inhalt desselben in den schon oben erwähnten Memoiren der Gräfin von Anspach erzählt. Ob nun Goethe den eben genannten Brief, ob er eine Abschrift oder einen früheren uns unbekannten Abdruck desselben in Händen gehabt hat, dürfte schwer zu ermitteln sein und ist auch von keinem besondern Interesse, da mit der Geschichte selbst von Niemandem eine Veränderung vorgenommen ist. Hat doch Goethe selbst kaum etwas Anderes gethan, als daß er den Ort der Handlung von Paris und Versailles nach Neapel und seiner Umgegend verlegte und demgemäß die auftretenden französischen Personen in Italiener verwandelte.

Für die zweite jedenfalls unbedeutende Erzählung wüßten wir keine Quelle anzugeben; auch ist vielleicht keine solche vorhanden, sondern es liegt eine freie Erfindung des Dichters vor, die, wie Düntzer richtig bemerkt, den Zweck hat, den Glauben an die Begebenheiten der ersten Erzählung zu schwächen.

Die dritte und vierte Erzählung, die zwar wie die beiden ersten ihren Reiz im Geheimnißvollen haben, uns jedoch nicht direkt auf die Geisterwelt verweisen, sind aus den

Memoiren des Marschalls von Bassompierre*) entnommen (1579—1646), der am Hofe Heinrich's des Vierten und auch später noch eine bedeutende Rolle spielte. Die dritte versetzt uns in das Jahr 1606 in die Zeit, wo der ebengenannte König Bassompierre zum außerordentlichen Botschafter nach Lothringen bestimmt hatte. Es ist übrigens eine vollständige Uebersetzung, in der nur einige Bezeichnungen Pariser Lokalitäten und Namen, wie z. B. der des Fräulein von Entragues, der Geliebten Bassompierre's und des Königs, weggelassen sind.

Die vierte Erzählung bezieht sich auf Bassompierre's eigene Familie. Einer seiner Vorfahren, der Graf Simon von Bestein, war mit einer der drei Töchter des Grafen d'Orgevillier vermählt, der Erbin des kleinen Fruchtmaaßes (la cuillier de la mesure), eines jener drei Geschenke, die die plötzlich verschwindende Geliebte des Grafen für dessen drei Töchter zurückließ.**)

---

*) Die erste Ausgabe erschien in Köln 1631, die uns vorliegende ebendaselbst 1665, und in ihr stehen die beiden Erzählungen Bd. I, S. 160 u. ff. und S. 5 u. 6; außerdem findet sich das Ganze noch in der Memoiren-Sammlung von Petitot als Th. 19—21, aus denen „Les galanteries du Maréchal de Bassompierre" ein Auszug sind. Guhrauer in seinem Aufsatz „Ueber Goethe's Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" (in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. 116, Anzeigeblatt S. 66 u. ff. 1846) benutzte eine Amsterdamer Ausgabe von 1723.

**) Il se dit de ses trois pieces, qu'elles lui furent données par une femme qui estoit amoureuse de luy et qui le venoit trouver tous les lundys en une salle d'esté, nommée en Allemand Sommerhaus, où il venoit coucher tous les

Auch der „Prokurator", der in den „Unterhaltungen" die fünfte Stelle einnimmt, führt möglicherweise auf eine französische Quelle zurück, auf die zuerst 1486 gedruckten »Cent nouvelles nouvelles«*), ein dem Dekameron der Einkleidung nach insofern ähnliches Werk, als sich hier eine Gesellschaft um den (1456—1461) in der Verbannung zu Genappes

---

lundys, sans y manquer, faisant croire à sa femme qu'il allait tirer à l'affut au bois. Ce qui ayant donné, au bout de deux ans, ombrage à sa femme elle tascha de descouvrir ce que c'estoit, et entra un matin en esté dans cette somerause, où elle vit son Mari couché avec une femme de parfaicte beauté, et tous deux endormis, lesquels elle ne voulut éveiller; seulement estendit sur leurs pieds un couvrechef, qu'elle avoit sur sa teste; lequel estant apperceu de la femme à son réveil, elle fit un grand cri et plusieurs lamentations, disant qu'elle ne pouvait jamais plus voir ceans son amant, ny estre à cent lieuës proche de luy, et le quitta, luy faisant ces trois dons pour ces trois filles, qu'elles et leurs descendans devoient soigneusement garder, et ce faisant qu'ils porteroient bonheur en leurs maisons et descendans.

*) In dem Inhaltsverzeichniß steht daselbst Folgendes: La centiesme et derreniere de ces présentes nouvelles d'ung riche marchant de la cité de Gennes, qui se maria à une belle et gente fille, laquelle par la longue absence de son mary et par son mesmes advertissement manda quérir ung saige clerc, jeune et roide pour la secourir de ce dont elle avait mestier; et de la jusne qu'il luy fist faire. Als Ueberschrift finden wir: „Le sage Nicaise ou l'amant vertueux." Auf die Uebereinstimmung der Erzählung bei Goethe mit dieser hat bereits E. von Bülow in der Vorrede zu seinem Novellenbuch hingewiesen.

in Brabant lebenden Kronprinzen Ludwig (späteren König Ludwig XI.) versammelt hat und ihn durch abwechselnde Erzählungen zerstreut. Allerdings giebt es eine große Anzahl ähnlicher Geschichten, und auch die hundert Novellen sind später wieder in andere Sammlungen aufgenommen, so daß wenigstens nicht unbedingt sicher ist, welches Werk Goethe wirklich benutzt hat. Und Goethe selbst mußte es offenbar auch nicht. Er hatte, wie es scheint, im September 1794 die Erzählung Schiller mitgetheilt, und Dieser mahnt ihn am 22. Februar des folgenden Jahres an die Ausarbeitung derselben. Ob Schiller nun aus eigenem Irrthum, oder weil er es von Goethe so gehört hatte, die Erzählung für eine aus Boccaccio's Dekameron hält, kann kaum zweifelhaft sein; denn bei der mehrfachen Erwähnung des Namens hätte Goethe, wenn er es besser gewußt hätte, sicher den Irrthum des Freundes verbessert. So muß es denn auch dahingestellt bleiben, aus welcher der zahlreichen möglichen Quellen, die namentlich Guhrauer in dem oben erwähnten Aufsatze (S. 81 u. ff.) und Düntzer zusammengebracht haben, Goethe seine Erzählung entnommen hat. Wenn wir mit dem Ersteren (S. 83) die Parallele mit dem indischen Touti-Nameh, welche Riemer in seinen „Mittheilungen über Goethe" (II, 601) zieht, ohne Bedenken abweisen, so bleiben noch folgende Werke übrig: 1) Ducento novelle des Celio Malespini (Venedig 1609), in denen die vorliegende Erzählung die zwölfte ist. 2) Das sogenannte Ehebüchlein Albrecht's von Eyb, Nürnberg 1472, also 12 Jahre vor jener französischen Sammlung erschienen. Hier heißt der Kaufmann Aronus, seine Frau Marina, der Prokurator Doktor Dagmannus;

der Inhalt, wenn auch nicht der Geist der Behandlung ist vollständig derselbe wie in dem französischen Werke. Dann aber hat Eyb, dessen Werk wieder in dem »Magnum speculum exemplorum« benutzt ist, worin unsre Erzählung als fünfzehntes Beispiel de abstinentia steht (vgl. Düntzer S. 28), auch selbst aus einer lateinischen Quelle geschöpft, die indessen unsers Wissens bis jetzt nicht aufgefunden ist.

Die wesentlichste Frage, die sich für uns hieran knüpft, besteht darin, ob Goethe mit der von ihm benutzten Quelle eine wesentliche Veränderung vorgenommen hat. Man wird zunächst durch Schiller (Briefwechsel mit Goethe I, 58) veranlaßt, dies zu untersuchen; denn Dieser schreibt am 20. März 1795 in Beziehung auf den Prokurator: „Was mich besonders erfreute, war die Entwickelung. Ich gestehe, daß ich diese erwartete, und ich hätte mich nicht zufrieden geben können, wenn Sie hier das Original nicht verlassen hätten. Wenn ich mich nämlich anders erinnere, so entscheidet beim Boccaccio blos die zeitig erfolgte Rückkehr des Alten das Glück der Kur.“ Indessen in keiner der älteren Behandlungen des Stoffes ist von einer derartigen Lösung die Rede; vielmehr sind dieselben von der Goethe's nur dadurch unterschieden, daß in ihnen der Prokurator schließlich noch eine ermahnende Anrede an die Frau hält und ihr verspricht, den Vorfall geheimzuhalten, während Goethe in zarterer Weise der Frau das letzte Wort vergönnt. Auf einen zweiten, nicht unwichtigen Punkt hat aber bereits Düntzer hingewiesen und die entgegenstehende Behauptung Guhrauer's widerlegt (S. 29). In allen früheren Darstellungen ist es die körperliche Abspannung allein, welche die junge Frau heilt; bei Goethe aber ist es außer dieser

auch das Wiedererwachen des sittlichen Bewußtseins, welches zur Geltung gebracht wird. „Sie haben mich," läßt er sie sagen, „in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt."

Die folgende Erzählung ist augenscheinlich eine freie Erfindung Goethe's, wofür, abgesehen von allem Anderen, aus dem sich dies schließen läßt, auch schon der Umstand mit spricht, daß sie so zu sagen eine moralische Folgerung der vorangehenden ist. Wer in sittlichen Gefahren, in die er durch die Macht der Leidenschaften gestürzt werden könnte, nicht das moralische Gleichgewicht verlieren will, muß sich in Bestehung derselben üben; er muß sich unter Umständen Wünsche versagen, auch wenn sie erlaubt sind, nur um zu lernen, daß man sich selbst bezwingen kann, nur um sich im Kleinen für das Große zu üben. So ist Ferdinand von Hause aus nicht beschaffen; aber die Erfahrungen seines Lebens lehren ihn, daß man dahin streben müsse, so zu werden, und die Erziehung, die er seinen Kindern giebt, hat vorzugsweise dieses Ziel vor Augen.

Ganz verschieden von allen vorangehenden Erzählungen ist die Dichtung, welche den Schluß der „Unterhaltungen" bildet, das bis auf die neueste Zeit so vielfach und verschiedenartig gedeutete „Märchen". Es ist, wie aus mehrfachen Erwähnungen desselben im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel hervorgeht, im August und September des

Jahres 1795 verfaßt worden. Goethe hielt in Beziehung auf dasselbe seinen ursprünglichen Plan fest (vgl. Briefwechsel I, 82), die „Unterhaltungen" mit ihm zu schließen, da es, wie er sagt, nicht übel sein würde, wenn sie durch ein Produkt der Einbildungskraft gleichsam ins Unendliche ausliefen. Von der Absicht, die er eine Zeit lang hegte, noch mehrere Versuche in diesem Genre zu machen (vgl. Briefwechsel mit Schiller I, 97, 109, 122), kam er für den Augenblick zurück, obgleich er wenigstens zu einem zweiten Märchen Schillern bereits eine Skizze vorgetragen hatte. Es ist übrigens nicht unwahrscheinlich, daß dies bereits „Die neue Melusine" gewesen ist, die zuerst in dem „Taschenbuch für Damen" 1817 und 1819 erschien und 1829 in das dritte Buch von „Wilhelm Meister's Wanderjahren" aufgenommen wurde.

Dadurch, daß die „Unterhaltungen" auf diese Weise keine Fortsetzung erhielten, haben wir den Nachtheil, näherer Anhaltspunkte für die Deutung des Märchens zu entbehren; denn eine solche wäre nicht zu vermeiden gewesen, wenn Goethe auch nach seinem eigenen Ausdrucke (Briefwechsel I, 120) bei dem zweiten Märchen mit einem kleinen Eingang über die Auslegung des ersten wegschlüpfen wollte. So sind wir auf folgende Einzelheiten für dieselbe angewiesen. Schiller schreibt (Briefwechsel I, 88), er fände die einmal von Goethe gelegentlich erwähnte Idee „des gegenseitigen Hilfeleistens der Kräfte und des Zurückweisens auf einander" recht artig ausgeführt. Zweitens eine Aeußerung Goethe's an W. von Humboldt, daß er noch ein anderes Märchen im Sinne habe, welches im Gegensatz zu diesem ganz allegorisch werden solle. Endlich besitzen wir auch eine

Nachricht über die äußere Veranlassung oder nach Guhrauer's Ausdruck (S. 89 des obenerwähnten Aufsatzes) über „die sinnliche Genesis" des Märchens, die wir C. Schönborn („Zur Verständigung über Goethe's Faust" S. 15) verdanken. „Goethe, im Paradies, einem Spaziergang längs des Saalufers bei Jena, auf und nieder wandelnd, sah jenseits des Flusses auf bunter, mit Bäumen besetzter Wiese eine schöne Frau (vermuthlich Frau Professor Schütz), der die Natur eine herrliche Stimme geschenkt hatte, in weißem Kleide und buntem Turban mit andern Frauen umherstreifen, und hörte ihren Gesang über das Wasser herüber. In der Nähe des Paradieses wohnte ein alter Mann, der um geringen Lohn Jeden, welcher da wollte, in einem schmalen Kahn nach dem jenseitigen Ufer brachte. Als es schon dämmerte, kamen ein paar Studenten und schifften mit Hilfe des alten Fischers, lachend und den Kahn schaukelnd, über den Fluß. Jener Abend erweckte, wie Goethe einmal erzählte, in ihm den Gedanken an das Märchen mit der grünen Schlange." Wenn Düntzer (S. 33) außerdem noch den in Goethe's Brief vom 26. September citirten Versen „Ach! — warum steht der Tempel nicht am Flusse! — Ach! — warum ist die Brücke nicht gebaut!" eine besondere Bedeutung beilegt, so können wir darin nicht mit ihm übereinstimmen. Er glaubt, daß Goethe mit ihnen unwillkürlich die politische Beziehung des Märchens andeute, da er die beiden Verse als Klage wegen der gestörten Ordnung der Dinge anwende; uns scheint nach dem vorliegenden Zusammenhange durch sie nur die Klage über die Störung seiner eigenen Ruhe und Thätigkeit ausgesprochen zu werden.

An die eben gegebenen Andeutungen anknüpfend,

theilweise auch mit gänzlicher Vernachlässigung derselben, sind nun eine Reihe von Erklärungsversuchen gemacht worden, die natürlich wesentlich von einander abweichen. In noch höherem Grade mag dies mit denen der Fall gewesen sein, die Goethe und Schiller selbst in reicher Anzahl zugesandt bekamen (vgl. Briefwechsel I, 112, 115, 124, 126) und die uns unbekannt geblieben sind. Wir erwähnen von den Erklärungsversuchen sieben.

Die erste dieser Deutungen von H. G. Hotho (in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik." 1830. März. Nr. 41) läßt sich wegen ihrer Kürze mit den eigenen Worten Dessen geben, der sie aufgestellt hat. „Ein freundliches Märchen eröffnet den Blick in eine Gegenwart, die an der Zeit sein soll. In dieser neuen Gegenwart opfert die alte Schlange sich selbst, damit sie den Grundstein zu dem regsten weltlichen Verkehr bilde und zu dem Tempel führe, von welchem aus Weisheit, Schein und Gewalt versöhnt die Welt beherrschen, liebend mit Unschuld und Schönheit der Kunst vermählt, welche das unmittelbar Lebendige tödtet, doch das Todte zu neuem Leben erweckt."

C. F. Göschel (in den „Unterhaltungen zur Schilderung Goethe'scher Dicht- und Denkweise" I, 195 u. ff., 1834) giebt eine Erklärung, die Alles auf die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit bezieht. Das Ganze ist der schließlich siegreiche Kampf der Legitimität gegen die französische Revolution. Aus den Händen der uralten legitimen Macht, d. h. der drei Könige, die seine Ahnherrn sind, erhält der junge König sein väterliches Reich zurück. Seltsamerweise ist dabei die schöne Lilie anfangs das Symbol der revolutionären Freiheit, das sich aber später in sein Gegentheil,

die „Liebe", verwandelt, welche die Herrschaft wieder in ihre Rechte einsetzt.

Gegen diese und manche andere Willkürlichkeiten der Deutung kämpfen mit Recht J. A. Hartung (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. März. 1837. Nr. 59) und Guhrauer in dem bereits öfters erwähnten Aufsatze. Aber wenigstens die Deutung, welche der Erstere selbst an die Stelle der früheren treten läßt, erscheint zum Theil noch bedenklicher. „Das Land jenseits des Stroms ist das Land der Ideale, die schöne Lilie die Idee, die Schlange die Gelehrsamkeit, der Mann mit der Lampe die prüfende Forschung, die Irrlichter der Witz, der Riese bedeutet die Gebilde des Wahns und des Aberglaubens." Auch ist nicht abzusehen, wie man mit diesen Allegorien die Tendenz des Märchens vereinbaren will, die doch nach Hartung in den nachstehenden, dort ausgesprochenen Lehren hervortreten soll: „Ein Einzelner hilft nicht, sondern wer sich mit Vielen zur rechten Stunde verbindet. Jeder verrichte sein Amt, Jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt."

Von einem solchen Mißbrauch allegorischen Deutens hält sich C. F. Wieck, den wir noch vor Guhrauer besprechen, (im Programm des Domgymnasiums zu Merseburg: „Drei Abhandlungen über Goethe's Lehr- und Wanderjahre Wilhelm Meister's, 1837") allerdings vollständig ferne; aber jedenfalls schreibt er Goethe eine zu hohe Aufgabe zu, wenn er meint (S. 48), Dieser habe im Märchen „den Entwicklungsgang der im Individuum und im Geschlecht sich entwickelnden und vollendenden Menschheit

darstellen wollen." „Die Liebe," sagt Wieck am Schluß seiner Abhandlung, „die Vernunft, die drei Könige, der Jüngling, der Alte, der Fährmann und der Riese in veränderter Gestalt, selbst die drei Dienerinnen, die Irrlichter, sie Alle gehören der einen menschlichen Natur an und bilden ihr Wesen; aber diese Geister unsrer Natur aus dem verschlossenen Keime, in dem sie ruhen, an das volle Tageslicht des Bewußtseins heraufzubeschwören, jedem die ihm dadurch gebührende Stellung zu geben und dadurch die Herrschaft der Irrlichter und ihres Götzen in eine Herrschaft der Vernunft, in ein Reich der Liebe, das noch größer ist als das der Vernunft, aber ohne sie nicht sein darf, umzuwandeln und dieses Reich verwirklichen zu helfen, dies ist in der That die einzig wahre und wie des Individuums so des Geschlechts würdige Aufgabe alles menschlichen Thuns und Handelns, — die sittliche Aristokratie des Lebens."

Auf einem ganz andern Wege kommt übrigens auch Guhrauer zu einem ähnlichen Resultate. Es ist gewiß ein glücklicher Gedanke, daß er freimaurerische Symbole, die ja Goethe als Mitglied der Loge vollständig bekannt waren, zu seiner Erklärung heranzieht. „Die Könige des Märchens," sagt Guhrauer (S. 104), „Weisheit, Gewalt, Schein, (Schönheit) entsprechen ganz der lebendigen Allegorie der Loge — wisdom, strength, beauty." Ferner bemerkt er, daß die Weihe des jungen Königs im Märchen an die Liturgie der Aufnahme eines Freimaurers in den Bund erinnere. So kommt er schließlich dahin, den Grundgedanken des Märchens in dem „Siege der Kultur über die rohe Natur und die stupide Materie" auszusprechen.

Die Erklärung Düntzer's in dem bereits mehrfach erwähnten Aufsatze kombinirt einige schon früher ausgesprochene Gedanken. Der Schiller's vom gegenseitigen Hilfeleisten der Kräfte scheint ihm nur nebensächlich hervorzutreten; dagegen nähert er sich, allerdings ohne ebenso wie Dieser in allzu spezielle Deutungen einzugehen, doch der Auffassungsweise Göschel's. „Uns," heißt es bei ihm, „ist das Märchen der phantastische Ausdruck des Gedankens, daß das wahre Glück nicht in schrankenloser, unbedingter Freiheit bestehe, die nie verwirklicht werden kann und, wo sie erstrebt wird, nur Unheil und Verderben anrichtet, sondern in der auf Weisheit, Schein und Gewalt gegründeten Herrschaft, unter welcher allein wahre Freiheit gedeihen kann."

Wesentlich abweichend wieder ist endlich die Auffassung, die C. F. Meyer (Historische Studien, I. Th., Mitau 1851) zu begründen versucht, und deren Resultat wir nach J. W. Schäfer (Goethe's Leben II, 374) mittheilen. „Am Anfange war die Menschheit (Fluß) in niederm Materialismus (das Reich der Könige) versunken; Poesie (Lilie) und die Ideen eines höhern Realismus waren ihr unerreichbar. Da erwacht die Sehnsucht (Irrlichter) nach der Poesie. Durch ihre Berührung hört das materielle Dasein auf, ein neues Leben der Phantasie wird durch sie erweckt. Dies macht die Menschheit unter Leitung des Verstandes (der Alte) fähig, die Ideen einer höhern Wirklichkeit in sich aufzunehmen, welche von nun an die Welt beherrschen, während die Menschheit sich liebend mit der Poesie vereinigt."

Schon die große Verschiedenartigkeit dieser Erklärungen ist ein Beweis für die Schwierigkeit der Aufgabe, die vorliegt, und die auch Goethe vorhergeahnt hat. „Ich hoffe,"

schrieb er am 26. September 1795 an Schiller, „die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen als so viel Räthsel dem Räthselliebenden willkommen sein." Diese Bemerkung ist aber noch insofern von Bedeutung, als in ihr zugleich auf den Fehler hingedeutet wird, in den die meisten Ausleger verfallen würden, in ähnlicher Weise, wie auch Schiller dies später in einer Xenie that:

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
Nun, was machen sie denn Alle? „Das Märchen, mein Freund."*)
(Schiller's Werke I, 2. Buch, S. 125, Nr. 90.)

Das Märchen ist symbolisch, aber nicht allegorisch. Auf den Unterschied dieser beiden Begriffe macht Goethe selbst gelegentlich (Sprüche in Prosa, Vierte Abtheilung) aufmerksam: „Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht oder im Besondern das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel, als Exempel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen. Wer nun dieses Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit, ohne es gewahr zu werden, oder spät." — Die allegorische Deutung nöthigt demnach bei jeder einzelnen Gestalt, die uns das Märchen vorführt, nach dem Allgemeinen zu suchen, von dem sie ein Beispiel sein soll; die symbolische kann dies Streben nicht haben; sie betrachtet die vorliegende Dichtung an und für sich als Kunstwerk, als Produkt der Phantasie und erkennt, ohne Aehnlichkeiten im Einzelnen zu

*) Düntzer (S. 33) schreibt dies Distichon Goethe zu.

suchen, dasjenige, wovon das Ganze ein Abbild, eine Analogie sein soll.

Es will uns scheinen, daß dies der Weg ist, auf welchem eine endgiltige Deutung des Märchens anzustreben ist, wobei allerdings noch zu berücksichtigen bleibt, daß sich der Dichter in der Ausführung auch des Allegorischen nicht vollständig enthalten hat. Aber hier das richtige Maaß anzuwenden, bald diesen, bald jenen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen, dürfte bisher keinem der vielen Erklärer des Märchens gelungen sein. Dies schließt indessen nicht aus, daß von denselben im Einzelnen Vieles richtig erkannt ist, wie wir dies denn auch an den betreffenden Stellen bemerkt haben. Es erscheint auch uns unzweifelhaft, daß der Tempelbau mit freimaurerischen Bestrebungen verwandt ist, daß auf die Vereinigung aller Kräfte zu einem Zwecke ein besonderer Werth gelegt wird, und daß endlich die Idee des Ganzen nicht im Gebiete der Politik, sondern in dem der idealeren Bildungsbestrebungen der Menschheit zu suchen ist; aber auch ebenso unzweifelhaft, daß man die Erklärung des Märchens noch in keiner Weise als endgiltig abgeschlossen ansehen kann.

Die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" sind, wie schon oben bemerkt wurde, zuerst 1795 und zwar in den vier ersten Bänden der Horen erschienen. (Vgl. I, 1, 49—78. 2, 1-28. II, 4, 41-67. III, 7, 50-76, 9, 45-52 und IV, 10, 108-152). Der ursprüngliche Text wurde für die 1806 beginnende Ausgabe, in der die „Unterhaltungen" 1808 im 12. Bande gedruckt wurden, nicht unwesentlich verbessert; seitdem sind indessen nur einzelne unbedeutende Veränderungen in demselben gemacht worden.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

In jenen unglücklichen Tagen, welche für Deutschland, für Europa, ja für die übrige Welt die traurigsten Folgen hatten, als das Heer der Franken durch eine übel verwahrte Lücke in unser Vaterland einbrach, verließ eine edle Familie ihre Besitzungen in jenen Gegenden und entfloh über den Rhein, um den Bedrängnissen zu entgehen, womit alle ausgezeichneten Personen bedrohet waren, denen man zum Verbrechen machte, daß sie sich ihrer Väter mit Freuden und Ehren erinnerten und mancher Vortheile genossen, die ein wohldenkender Vater seinen Kindern und Nachkommen so gern zu verschaffen wünschte.

Die Baronesse von C., eine Wittwe von mittlern Jahren, erwies sich auch jetzt auf dieser Flucht, wie sonst zu Hause, zum Troste ihrer Kinder, Verwandten und Freunde entschlossen und thätig. In einer weiten Sphäre erzogen und durch mancherlei Schicksale ausgebildet, war sie als eine treffliche Hausmutter bekannt, und jede Art von Geschäft erschien ihrem durchdringenden Geiste willkommen. Sie wünschte Vielen zu dienen, und ihre ausgebreitete Bekanntschaft setzte sie in Stand, es zu thun. Nun mußte sie sich unerwartet als Führerin einer kleinen Karavane darstellen und verstand auch diese zu leiten, für sie zu sorgen und den guten Humor, wie er sich zeigte, in ihrem Kreise auch mitten unter Bangigkeit und Noth zu unterhalten. Und wirklich stellte sich bei unsern Flüchtlingen die gute Laune nicht selten ein; denn überraschende Vorfälle, neue Verhältnisse gaben den aufgespannten Gemüthern manchen Stoff zu Scherz und Lachen.

Bei der übereilten Flucht war das Betragen eines Jeden charakteristisch und auffallend. Das Eine ließ sich durch eine

falsche Furcht, durch ein unzeitiges Schrecken hinreißen; das Andere gab einer unnöthigen Sorge Raum, und Alles, was Dieser zu viel, Jener zu wenig that, jeder Fall, wo sich Schwäche in Nachgiebigkeit oder Uebereilung zeigte, gab in der Folge Gelegenheit, sich wechselseitig zu plagen und aufzuziehen, so daß dadurch diese traurigen Zustände lustiger wurden, als eine vorsätzliche Lustreise ehemals hatte werden können.

Denn wie wir manchmal in der Komödie eine Zeit lang, ohne über die absichtlichen Possen zu lachen, ernsthaft zuschauen können, dagegen aber sogleich ein lautes Gelächter entsteht, wenn in der Tragödie etwas Unschickliches vorkommt, so wird auch ein Unglück in der wirklichen Welt, das die Menschen aus ihrer Fassung bringt, gewöhnlich von lächerlichen, oft auf der Stelle, gewiß aber hinterdrein belachten Umständen begleitet sein.

Besonders mußte Fräulein Luise, die älteste Tochter der Baronesse, ein lebhaftes, heftiges und in guten Tagen herrisches Frauenzimmer, sehr Vieles leiden, da von ihr behauptet wurde, daß sie bei dem ersten Schrecken ganz aus der Fassung gerathen sei, in Zerstreuung, ja in einer Art von Abwesenheit die unnützesten Sachen mit dem größten Ernste zum Aufpacken gebracht und sogar einen alten Bedienten für ihren Bräutigam angesehen habe.

Sie vertheidigte sich aber, so gut sie konnte; nur wollte sie keinen Scherz, der sich auf ihren Bräutigam bezog, dulden, indem es ihr schon Leiden genug verursachte, ihn bei der alliirten Armee in täglicher Gefahr zu wissen und eine gewünschte Verbindung durch die allgemeine Zerrüttung aufgeschoben und vielleicht gar vereitelt zu sehen.

Ihr älterer Bruder Friedrich, ein entschlossener junger Mann, führte Alles, was die Mutter beschloß, mit Ordnung und Genauigkeit aus, begleitete zu Pferde den Zug und war zugleich Courier, Wagenmeister und Wegweiser. Der Lehrer des jüngern, hoffnungsvollen Sohnes, ein wohl unterrichteter Mann, leistete der Baronesse im Wagen Gesellschaft; Vetter Karl fuhr mit einem alten Geistlichen, der als Hausfreund schon lange der Familie unentbehrlich geworden war, mit einer ältern und jüngern Verwandten in einem nachfolgenden Wagen. Kammermädchen und Kammerdiener folgten in Halb-Chaisen, und einige schwerbepackte Brancards, die auf mehr als einer Station zurückbleiben mußten, schlossen den Zug.

Ungern hatte, wie man leicht denken kann, die ganze Gesellschaft ihre Wohnungen verlassen; aber Vetter Karl entfernte sich

nit doppeltem Widerwillen von dem jenseitigen Rheinufer; nicht
aß er etwa eine Geliebte daselbst zurückgelassen hätte, wie man
ach seiner Jugend, seiner guten Gestalt und seiner leidenschaft-
ichen Natur hätte vermuthen sollen, er hatte sich vielmehr von
er blendenden Schönheit verführen lassen, die unter dem Namen
Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu
erschaffen wußte und, so übel sie auch die Einen behandelte,
on den Andern mit großer Lebhaftigkeit verehrt wurde.

Wie Liebende gewöhnlich von ihrer Leidenschaft verblendet
erden, so erging es auch Vetter Karln. Sie wünschen den
Besitz eines einzigen Gutes und wähnen alles Uebrige dagegen
ntbehren zu können. Stand, Glücksgüter, alle Verhältnisse
cheinen in Nichts zu verschwinden, indem das gewünschte Gut
u Einem, zu Allem wird. Eltern, Verwandte und Freunde
erden uns fremd, indem wir uns etwas zueignen, das uns
anz ausfüllt und uns alles Uebrige fremd macht.

Vetter Karl überließ sich der Heftigkeit seiner Neigung und
erhehlte sie nicht in Gesprächen. Er glaubte, um so freier sich
iesen Gesinnungen ergeben zu können, als er selbst ein Edel-
nann war und, obgleich der zweite Sohn, dennoch ein ansehn-
iches Vermögen zu erwarten hatte. Eben diese Güter, die ihm
ünftig zufallen mußten, waren jetzt in Feindes Händen, der
icht zum Besten darauf hauste. Deßungeachtet konnte Karl
einer Nation nicht feind werden, die der Welt so viele Vortheile
ersprach, und deren Gesinnungen er nach öffentlichen Reden
nd Aeußerungen einiger Mitglieder beurtheilte. Gewöhnlich
törte er die Zufriedenheit der Gesellschaft, wenn sie ja derselben
och fähig war, durch ein unmäßiges Lob alles dessen, was
ei den Neufranken Gutes oder Böses geschah, durch ein lautes
Vergnügen über ihre Fortschritte, wodurch er die Andern um
esto mehr aus der Fassung brachte, als sie ihre Leiden, durch
ie Schadenfreude eines Freundes und Verwandten verdoppelt,
ur um so schmerzlicher empfinden mußten.

Friedrich hatte sich schon einigemal mit ihm überworfen
nd ließ sich in der letzten Zeit gar nicht mehr mit ihm ein.
Die Baronesse wußte ihn auf eine kluge Weise wenigstens zu
ugenblicklicher Mäßigung zu leiten. Fräulein Luise machte ihm
m Meisten zu schaffen, indem sie, freilich oft ungerechterweise,
einen Charakter und seinen Verstand verdächtig zu machen
uchte. Der Hofmeister gab ihm im Stillen Recht, der Geistliche
m Stillen Unrecht, und die Kammermädchen, denen seine Gestalt

reizend und seine Freigebigkeit respektabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Die Bedürfnisse des Tages, die Hindernisse des Weges, die Unannehmlichkeiten der Quartiere führten die Gesellschaft gewöhnlich auf ein gegenwärtiges Interesse zurück, und die große Anzahl französischer und deutscher Ausgewanderten, die sie überall antrafen, und deren Betragen und Schicksale sehr verschieden waren, gaben ihnen oft zu Betrachtungen Anlaß, wieviel Ursache man habe, in diesen Zeiten alle Tugenden, besonders aber die Tugend der Unparteilichkeit und Verträglichkeit zu üben.

Eines Tages machte die Baronesse die Bemerkung, daß man nicht deutlicher sehen könne, wie ungebildet in jedem Sinne die Menschen seien, als in solchen Augenblicken allgemeiner Verwirrung und Noth. „Die bürgerliche Verfassung," sagte sie, „scheint wie ein Schiff zu sein, das eine große Anzahl Menschen, alte und junge, gesunde und kranke, über ein gefährliches Wasser, auch selbst zu Zeiten des Sturms, hinüberbringt; nur in dem Augenblicke, wenn das Schiff scheitert, sieht man, wer schwimmen kann, und selbst gute Schwimmer gehen unter solchen Umständen zu Grunde. Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit sich in der Irre herumführen und wundern uns darüber. Doch wie den reisenden Engländer der Theekessel in allen vier Welttheilen nicht verläßt, so wird die übrige Masse der Menschen von stolzen Anforderungen, Eitelkeit, Unmäßigkeit, Ungeduld, Eigensinn, Schiefheit im Urtheil, von der Lust, ihrem Nebenmenschen tückisch etwas zu versetzen, überallhin begleitet. Der Leichtsinnige freut sich der Flucht wie einer Spazierfahrt, und der Ungenügsame verlangt, daß ihm auch noch als Bettler Alles zu Diensten stehe. Wie selten, daß uns die reine Tugend irgend eines Menschen erscheint, der wirklich für Andere zu leben, für Andere sich aufzuopfern getrieben wird!"

Indessen man nun mancherlei Bekanntschaften machte, die zu solchen Betrachtungen Gelegenheit gaben, war der Winter vorbeigegangen. Das Glück hatte sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt, die Franzosen waren wieder über den Rhein hinübergedrängt, Frankfurt befreit und Mainz eingeschlossen.

In der Hoffnung auf den weitern Fortgang der siegreichen Waffen und begierig, wieder einen Theil ihres Eigenthums zu ergreifen, eilte die Familie auf ein Gut, das an dem rechten Ufer des Rheins, in der schönsten Lage, ihr zugehörte. Wie erquickt fanden sie sich, als sie den schönen Strom wieder vor ihren Fenstern vorbeifließen sahen, wie freudig nahmen sie wieder von jedem Theile des Hauses Besitz, wie freundlich begrüßten sie die bekannten Mobilien, die alten Bilder und jeglichen Hausrath, wie werth war ihnen auch das Geringste, das sie schon verloren gegeben hatten, wie stiegen ihre Hoffnungen, dereinst auch jenseits des Rheines Alles noch in dem alten Zustande zu finden!

Kaum erscholl in der Nachbarschaft die Ankunft der Baronesse, als alle alte Bekannte, Freunde und Diener herbeieilten, sich mit ihr zu besprechen, die Geschichten der vergangenen Monate zu wiederholen und sich in manchen Fällen Rath und Beistand von ihr zu erbitten.

Umgeben von diesen Besuchen, ward sie aufs Angenehmste überrascht, als der Geheimerath von S. mit seiner Familie bei ihr ankam, ein Mann, dem die Geschäfte von Jugend auf zum Bedürfniß geworden waren, ein Mann, der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß. Er hielt sich streng an Grundsätze und hatte über manche Dinge seine eigene Denkweise. Er war genau im Reden und Handeln und forderte das Gleiche von Andern. Ein konsequentes Betragen schien ihm die höchste Tugend.

Sein Fürst, das Land, er selbst hatten viel durch den Einfall der Franzosen gelitten; er hatte die Willkür der Nation, die nur vom Gesetz sprach, kennen gelernt und den Unterdrückungsgeist Derer, die das Wort Freiheit immer im Munde führten. Er hatte gesehen, daß auch in diesem Falle der große Haufe sich treu blieb und Wort für That, Schein für Besitz mit großer Heftigkeit aufnahm. Die Folgen eines unglücklichen Feldzugs sowie die Folgen jener verbreiteten Gesinnungen und Meinungen blieben seinem Scharfblicke nicht verborgen, obgleich nicht zu leugnen war, daß er Manches mit hypochondrischem Gemüthe betrachtete und mit Leidenschaft beurtheilte.

Seine Gemahlin, eine Jugendfreundin der Baronesse, fand nach so vielen Trübsalen einen Himmel in den Armen ihrer Freundin. Sie waren mit einander aufgewachsen, hatten sich mit einander gebildet, sie kannten keine Geheimnisse vor ein-

ander. Die ersten Neigungen junger Jahre, die bedenklichen Zustände der Ehe, Freuden, Sorgen und Leiden als Mütter, Alles hatten sie sich sonst theils mündlich, theils in Briefen vertraut und hatten eine ununterbrochene Verbindung erhalten. Nur diese letzte Zeit her waren sie durch die Unruhen verhindert worden, sich einander wie gewöhnlich mitzutheilen. Um so lebhafter drängten sich ihre gegenwärtigen Gespräche, um desto mehr hatten sie einander zu sagen, indessen die Töchter der Geheimeräthin ihre Zeit mit Fräulein Luisen in einer wachsenden Vertraulichkeit zubrachten.

Leider ward der schöne Genuß dieser reizenden Gegend oft durch den Donner der Kanonen gestört, den man, je nachdem der Wind sich drehte, aus der Ferne deutlicher oder undeutlicher vernahm. Ebenso wenig konnte bei den vielen zuströmenden Neuigkeiten des Tages der politische Diskurs vermieden werden, der gewöhnlich die augenblickliche Zufriedenheit der Gesellschaft störte, indem die verschiedenen Denkungsarten und Meinungen von beiden Seiten sehr lebhaft geäußert wurden. Und wie unmäßige Menschen sich deshalb doch nicht des Weins und schwer zu verdauender Speisen enthalten, ob sie gleich aus der Erfahrung wissen, daß ihnen darauf ein unmittelbares Uebelsein bevorsteht, so konnten auch die meisten Glieder der Gesellschaft sich in diesem Falle nicht bändigen; vielmehr gaben sie dem unwiderstehlichen Reiz nach, Andern wehe zu thun und sich selbst dadurch am Ende eine unangenehme Stunde zu bereiten.

Man kann leicht denken, daß der Geheimerath diejenige Partei anführte, welche dem alten System zugethan war, und daß Karl für die entgegengesetzte sprach, welche von bevorstehenden Neuerungen Heilung und Belebung des alten, kranken Zustandes hoffte.

Im Anfange wurden die Gespräche noch mit ziemlicher Mäßigung geführt, besonders da die Baronesse durch anmuthige Zwischenreden beide Theile im Gleichgewicht zu halten wußte; als aber die wichtige Epoche herannahete, daß die Blokade von Mainz in eine Belagerung übergehen sollte, und man nunmehr für diese schöne Stadt und ihre zurückgelassenen Bewohner lebhafter zu fürchten anfing, äußerte Jedermann seine Meinungen mit ungebundener Leidenschaft.

Besonders waren die daselbst zurückgebliebenen Klubbisten ein Gegenstand des allgemeinen Gesprächs, und Jeder erwartete

ihre Bestrafung oder Befreiung, je nachdem er ihre Handlungen entweder schalt oder billigte.

Unter die Ersten gehörte der Geheimerath, dessen Argumente Karln am Verdrießlichsten fielen, wenn er den Verstand dieser Leute angriff und sie einer völligen Unkenntniß der Welt und ihrer selbst beschuldigte.

„Wie verblendet müssen sie sein," rief er aus, als an einem Nachmittage das Gespräch sehr lebhaft zu werden anfing, „wenn sie wähnen, daß eine ungeheure Nation, die mit sich selbst in der größten Verwirrung kämpft und auch in ruhigen Augenblicken nichts als sich selbst zu schätzen weiß, auf sie mit einiger Theilnehmung herunterblicken werde. Man wird sie als Werkzeuge betrachten, sie eine Zeit lang gebrauchen und endlich wegwerfen oder wenigstens vernachlässigen. Wie sehr irren sie sich, wenn sie glauben, daß sie jemals in die Zahl der Franzosen aufgenommen werden könnten!

„Jedem, der mächtig und groß ist, erscheint nichts lächerlicher als ein Kleiner und Schwacher, der in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß seiner selbst, seiner Kräfte und seines Verhältnisses sich Jenem gleichzustellen dünkt. Und glaubt Ihr denn, daß die große Nation nach dem Glücke, das sie bisher begünstigt, weniger stolz und übermüthig sein werde als irgend ein anderer königlicher Sieger?

„Wie Mancher, der jetzt als Munizipalbeamter mit der Schärpe herumläuft, wird die Maskerade verwünschen, wenn er, nachdem er seine Landsleute in eine neue widerliche Form zu zwingen geholfen hat, zuletzt in dieser neuen Form von Denen, auf die er sein ganzes Vertrauen setzte, niedrig behandelt wird. Ja es ist mir höchst wahrscheinlich, daß man bei der Uebergabe der Stadt, die wol nicht lange verzögert werden kann, solche Leute den Unsrigen überliefert oder überläßt. Mögen sie doch alsdann ihren Lohn dahinnehmen, mögen sie alsdann die Züchtigung empfinden, die sie verdienen, ich mag sie so unparteiisch richten, als ich kann."

„Unparteiisch!" rief Karl mit Heftigkeit aus; „wenn ich doch dies Wort nicht wieder sollte aussprechen hören! Wie kann man diese Menschen so geradezu verdammen? Freilich haben sie nicht ihre Jugend und ihr Leben zugebracht, in der hergebrachten Form sich und andern begünstigten Menschen zu nützen. Freilich haben sie nicht die wenigen wohnbaren Zimmer des alten Gebäudes besessen und sich darinne gepflegt; vielmehr haben

sie die Unbequemlichkeit der vernachlässigten Theile Eures Staatspalastes mehr empfunden, weil sie selbst ihre Tage kümmerlich und gedrückt darin zubringen mußten; sie haben nicht, durch eine mechanisch erleichterte Geschäftigkeit bestochen, dasjenige für gut angesehen, was sie einmal zu thun gewohnt waren; freilich haben sie nur im Stillen der Einseitigkeit, der Unordnung, der Lässigkeit, der Ungeschicklichkeit zusehen können, womit Eure Staatsleute sich noch Ehrfurcht zu erwerben glauben; freilich haben sie nur heimlich wünschen können, daß Mühe und Genuß gleicher ausgetheilt sein möchten. Und wer wird leugnen, daß unter ihnen nicht wenigstens einige wohldenkende und tüchtige Männer sich befinden, die, wenn sie auch in diesem Augenblicke das Beste zu bewirken nicht im Stande sind, doch durch ihre Vermittlung das Uebel zu lindern und ein künftiges Gutes vorzubereiten das Glück haben. Und da man Solche darunter zählt, wer wird sie nicht bedauern, wenn der Augenblick naht, der sie ihrer Hoffnungen vielleicht auf immer berauben soll!"

Der Geheimerath scherzte darauf mit einiger Bitterkeit über junge Leute, die einen Gegenstand zu idealisiren geneigt seien; Karl schonte dagegen Diejenigen nicht, welche nur nach alten Formen denken könnten und, was dahinein nicht passe, nothwendig verwerfen müßten.

Durch mehreres Hin- und Wiederreden ward das Gespräch immer heftiger, und es kam von beiden Seiten Alles zur Sprache, was im Laufe dieser Jahre so manche gute Gesellschaft entzweit hatte. Vergebens suchte die Baronesse, wo nicht einen Frieden, doch wenigstens einen Stillstand zuwege zu bringen; selbst der Geheimeräthin, die als ein liebenswürdiges Weib einige Herrschaft über Karl's Gemüth sich erworben hatte, gelang es nicht, auf ihn zu wirken, um so weniger, als ihr Gemahl fortfuhr, treffende Pfeile auf Jugend und Unerfahrenheit loszudrücken und über die besondere Neigung der Kinder, mit dem Feuer zu spielen, das sie doch nicht regieren könnten, zu spotten.

Karl, der sich im Zorn nicht mehr kannte, hielt mit dem Geständniß nicht zurück, daß er den französischen Waffen alles Glück wünsche, und daß er jeden Deutschen auffordere, der alten Sklaverei ein Ende zu machen, daß er von der französischen Nation überzeugt sei, sie werde die edlen Deutschen, die sich für sie erklärt, zu schätzen wissen, als die Ihrigen ansehn und behandeln und nicht etwa aufopfern oder ihrem Schicksale überlassen, sondern sie mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen.

Der Geheimerath behauptete dagegen, es sei lächerlich, zu denken, daß die Franzosen nur irgend einen Augenblick bei einer Kapitulation oder sonst für sie sorgen würden; vielmehr würden diese Leute gewiß in die Hände der Alliirten fallen, und er hoffte, sie Alle gehangen zu sehen.

Diese Drohung hielt Karl nicht aus und rief vielmehr, er hoffe, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Ernte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. Dazu fügte er einige sehr starke Vorwürfe, welche den Geheimerath persönlich trafen und in jedem Sinne beleidigend waren.

„So muß ich denn wol," sagte der Geheimerath, „mich aus einer Gesellschaft entfernen, in der nichts, was sonst achtungswerth schien, mehr geehrt wird. Es thut mir leid, daß ich zum zweiten Mal, und zwar durch einen Landsmann, vertrieben werde; aber ich sehe wol, daß von Diesem weniger Schonung als von den Neufranken zu erwarten ist, und ich finde wieder die alte Erfahrung bestätigt, daß es besser sei, den Türken als den Renegaten in die Hände zu fallen."

Mit diesen Worten stand er auf und ging aus dem Zimmer; seine Gemahlin folgte ihm; die Gesellschaft schwieg. Die Baronesse gab mit einigen, aber starken Ausdrücken ihr Mißvergnügen zu erkennen; Karl ging im Saale auf und ab. Die Geheimeräthin kam weinend zurück und erzählte, daß ihr Gemahl einpacken lasse und schon Pferde bestellt habe. Die Baronesse ging zu ihm, ihn zu bereden; indessen weinten die Fräulein und küßten sich und waren äußerst betrübt, daß sie sich so schnell und unerwartet von einander trennen sollten. Die Baronesse kam zurück; sie hatte nichts ausgerichtet. Man fing an, nach und nach Alles zusammenzutragen, was den Fremden gehörte. Die traurigen Augenblicke des Loslösens und Scheidens wurden sehr lebhaft empfunden. Mit den letzten Kästchen und Schachteln verschwand alle Hoffnung. Die Pferde kamen, und die Thränen flossen reichlicher.

Der Wagen fuhr fort, und die Baronesse sah ihm nach; die Thränen standen ihr in den Augen. Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich an den Stickrahmen. Die ganze Gesellschaft war still, ja verlegen; besonders äußerte Karl seine Unruhe, indem er, in einer Ecke sitzend, ein Buch durchblätterte und manchmal drüber weg nach seiner Tante sah. Endlich stand er auf und nahm seinen Hut, als wenn er weggehen wollte; allein in der Thüre kehrte er um, trat an den Rahmen

und sagte mit edler Fassung: „Ich habe Sie beleidigt, liebe Tante, ich habe Ihnen Verdruß verursacht; verzeihen Sie meine Uebereilung! Ich erkenne meinen Fehler und fühl' ihn tief."

„Ich kann verzeihen," antwortete die Baronesse, „ich werde keinen Groll gegen Dich hegen, weil Du ein edler guter Mensch bist; aber Du kannst nicht wieder gut machen, was Du verdorben hast. Ich entbehre durch Deine Schuld in diesen Augenblicken die Gesellschaft einer Freundin, die ich seit langer Zeit zum ersten Mal wiedersah, die mir das Unglück selbst wieder zuführte, und in deren Umgang ich manche Stunde das Unheil vergaß, das uns traf und das uns bedroht. Sie, die schon lange auf einer ängstlichen Flucht herumgetrieben wird und sich kaum wenige Tage in Gesellschaft von geliebten alten Freunden in einer bequemen Wohnung, an einem angenehmen Orte erholt, muß schon wieder flüchtig werden, und die Gesellschaft verliert dabei die Unterhaltung ihres Gatten, der, so wunderlich er auch in manchen Stücken sein mag, doch ein trefflicher, rechtschaffener Mann ist und ein unerschöpfliches Archiv von Menschen- und Welt-Kenntniß, von Begebenheiten und Verhältnissen mit sich führt, die er auf eine leichte, glückliche und angenehme Weise mitzutheilen versteht. Um diesen vielfachen Genuß bringt uns Deine Heftigkeit; wodurch kannst Du ersetzen, was wir verlieren?"

Karl. Schonen Sie mich, liebe Tante! Ich fühle meinen Fehler schon lebhaft genug; lassen Sie mich die Folgen nicht so deutlich einsehen!

Baronesse. Betrachte sie vielmehr so deutlich als möglich! Hier kann nicht von Schonen die Rede sein, es ist nur die Frage, ob Du Dich überzeugen kannst. Denn nicht das erste Mal begehst Du diesen Fehler, und es wird das letzte Mal nicht sein. O Ihr Menschen, wird die Noth, die Euch unter ein Dach, in eine enge Hütte zusammendrängt, Euch nicht duldsam gegen einander machen? Ist es an den ungeheuren Begebenheiten nicht genug, die auf Euch und die Eurigen unaufhaltsam losdringen? Könnt Ihr so nicht an Euch selbst arbeiten und Euch mäßig und vernünftig gegen Diejenigen betragen, die Euch im Grunde nichts nehmen, nichts rauben wollen? Müssen denn Eure Gemüther nur so blind und unaufhaltsam wirken und dreinschlagen wie die Weltbegebenheiten, ein Gewitter oder ein ander Naturphänomen?

Karl antwortete nichts, und der Hofmeister kam von dem

Fenster, wo er bisher gestanden, auf die Baronesse zu und sagte: „Er wird sich bessern, dieser Fall soll ihm, soll uns Allen zur Warnung dienen. Wir wollen uns täglich prüfen, wir wollen den Schmerz, den Sie empfunden haben, uns vor Augen stellen, wir wollen auch zeigen, daß wir Gewalt über uns haben."

Baronesse. Wie leicht doch Männer sich überreden können, besonders in diesem Punkte! Das Wort Herrschaft ist ihnen ein so angenehmes Wort, und es klingt so vornehm, sich selbst beherrschen zu wollen. Sie reden gar zu gerne davon und möchten uns glauben machen, es sei wirklich auch in der Ausübung Ernst damit; und wenn ich doch nur einen Einzigen in meinem Leben gesehen hätte, der auch nur in der geringsten Sache sich zu beherrschen im Stande gewesen wäre! Wenn ihnen etwas gleichgiltig ist, dann stellen sie sich gewöhnlich sehr ernsthaft, als ob sie es mit Mühe entbehrten, und was sie heftig wünschen, wissen sie sich selbst und Andern als vortrefflich, nothwendig, unvermeidlich und unentbehrlich vorzustellen. Ich wüßte auch nicht Einen, der auch nur der geringsten Entsagung fähig wäre.

Hofmeister. Sie sind selten ungerecht, und ich habe Sie noch niemals so von Verdruß und Leidenschaft überwältigt gesehen als in diesem Augenblick.

Baronesse. Ich habe mich dieser Leidenschaft wenigstens nicht zu schämen. Wenn ich mir meine Freundin in ihrem Reisewagen, auf unbequemen Wegen, mit Thränen an verletzte Gastfreundschaft sich zurückerinnernd denke, so möcht' ich Euch Allen von Herzen gram werden.

Hofmeister. Ich habe Sie in den größten Uebeln nicht so bewegt und so heftig gesehen als in diesem Augenblick.

Baronesse. Ein kleines Uebel, das auf die größeren folgt, erfüllt das Maaß; und dann ist es wol kein kleines Uebel, eine Freundin zu entbehren.

Hofmeister. Beruhigen Sie Sich und vertrauen Sie uns Allen, daß wir uns bessern, daß wir das Mögliche thun wollen, Sie zu befriedigen!

Baronesse. Keineswegs! Es soll mir Keiner von Euch ein Vertrauen abklocken; aber fordern will ich künftig von Euch, befehlen will ich in meinem Hause.

„Fordern Sie nur, befehlen Sie nur!" rief Karl, „und Sie sollen Sich über unsern Ungehorsam nicht zu beschweren haben."

„Nun, meine Strenge wird so arg nicht sein," versetzte lächelnd die Baronesse, indem sie sich zusammennahm; „ich mag nicht gerne befehlen, besonders so freigesinnten Menschen; aber einen Rath will ich geben, und eine Bitte will ich hinzufügen."

Hofmeister. Und beides soll uns ein unverbrüchliches Gesetz sein.

Baronesse. Es wäre thöricht, wenn ich das Interesse abzulenken gedächte, das Jedermann an den großen Weltbegebenheiten nimmt, deren Opfer wir leider selbst schon geworden sind. Ich kann die Gesinnungen nicht ändern, die bei einem Jeden nach seiner Denkweise entstehen, sich befestigen, streben und wirken, und es wäre ebenso thöricht als grausam, zu verlangen, daß er sie nicht mittheilen sollte. Aber das kann ich von dem Zirkel erwarten, in dem ich lebe, daß Gleichgesinnte sich im Stillen zu einander fügen und sich angenehm unterhalten, indem der Eine dasjenige sagt, was der Andere schon denkt. Auf Euern Zimmern, auf Spaziergängen und wo sich Uebereindenkende treffen, eröffne man seinen Busen nach Lust, man lehne sich auf diese oder jene Meinung, ja man genieße recht lebhaft die Freude einer leidenschaftlichen Ueberzeugung! Aber, Kinder, in Gesellschaft laßt uns nicht vergessen, wieviel wir sonst schon, ehe alle diese Sachen zur Sprache kamen, um gesellig zu sein, von unsern Eigenheiten aufopfern mußten, und daß Jeder, so lange die Welt stehen wird, um gesellig zu sein, wenigstens äußerlich sich wird beherrschen müssen. Ich fordere Euch also nicht im Namen der Tugend, sondern im Namen der gemeinsten Höflichkeit auf, mir und Andern in diesen Augenblicken das zu leisten, was Ihr von Jugend auf, ich darf fast sagen, gegen einen Jeden beobachtet habt, der Euch auf der Straße begegnete.

„Ueberhaupt," fuhr die Baronesse fort, „weiß ich nicht, wie wir geworden sind, wohin auf einmal jede gesellige Bildung verschwunden ist. Wie sehr hütete man sich sonst, in der Gesellschaft irgend etwas zu berühren, was Einem oder dem Andern unangenehm sein konnte! Der Protestant vermied in Gegenwart von Katholiken, irgend eine Ceremonie lächerlich zu finden; der eifrigste Katholik ließ den Protestanten nicht merken, daß die alte Religion eine größere Sicherheit ewiger Seligkeit gewähre. Man unterließ vor den Augen einer Mutter, die ihren Sohn verloren hatte, sich seiner Kinder lebhaft zu

freuen, und Jeder fühlte sich verlegen, wenn ihm ein solches unbedachtsames Wort entwischt war; jeder Umstehende suchte das Versehen wieder gut zu machen, — und thun wir nicht jetzo gerade das Gegentheil von allem Diesem? Wir suchen recht eifrig jede Gelegenheit, wo wir etwas vorbringen können, das den Andern verdrießt und ihn aus seiner Fassung bringt. O laßt uns künftig, meine Kinder und Freunde, wieder zu jener Art zu sein zurückkehren! Wir haben bisher schon manches Traurige erlebt — und vielleicht verkündigt uns bald der Rauch bei Tage und die Flammen bei Nacht den Untergang unsrer Wohnungen und unsrer zurückgelassenen Besitzthümer. Laßt uns auch diese Nachrichten nicht mit Heftigkeit in die Gesellschaft bringen! Laßt uns dasjenige nicht durch öftere Wiederholung tiefer in die Seele prägen, was uns in der Stille schon Schmerzen genug erregt!

„Als Euer Vater starb, habt Ihr mir wol mit Worten und Zeichen diesen unersetzlichen Verlust bei jedem Anlaß erneuert? Habt Ihr nicht Alles, was sein Andenken zur Unzeit wieder hervorrufen konnte, zu vermeiden und durch Eure Liebe, Eure stillen Bemühungen und Eure Gefälligkeit das Gefühl jenes Verlustes zu lindern und die Wunde zu heilen gesucht? Haben wir jetzt nicht Alle nöthiger, eben jene gesellige Schonung auszuüben, die oft mehr wirkt als eine wohlmeinende, aber rohe Hilfe, jetzt, da nicht etwa in der Mitte von Glücklichen ein oder der andere Zufall Diesen oder Jenen verletzt, dessen Unglück von dem allgemeinen Wohlbefinden bald wieder verschlungen wird, sondern wo unter einer ungeheuren Anzahl Unglücklicher kaum Wenige, entweder durch Natur oder Bildung, einer zufälligen oder künstlichen Zufriedenheit genießen."

Karl. Sie haben uns nun genug erniedrigt, liebe Tante; wollen Sie uns nicht wieder die Hand reichen?

Baronesse. Hier ist sie mit der Bedingung, daß Ihr Lust habt, Euch von ihr leiten zu lassen. Rufen wir eine Amnestie aus! Man kann sich jetzt nicht geschwind genug dazu entschließen.

In dem Augenblicke traten die übrigen Frauenzimmer, die sich nach dem Abschiede noch recht herzlich ausgeweint hatten, herein und konnten sich nicht bezwingen, Vetter Karln freundlich anzusehen.

„Kommt her, Ihr Kinder," rief die Baronesse; „wir haben eine ernsthafte Unterredung gehabt, die, wie ich hoffe, Friede

und Einigkeit unter uns herstellen und den guten Ton, den wir eine Zeit lang vermissen, wieder unter uns einführen soll; vielleicht haben wir nie nöthiger gehabt, uns an einander zu schließen und, wäre es auch nur wenige Stunden des Tages, uns zu zerstreuen. Laßt uns dahin übereinkommen, daß wir, wenn wir beisammen sind, gänzlich alle Unterhaltung über das Interesse des Tages verbannen. Wie lange haben wir belehrende und aufmunternde Gespräche entbehrt, wie lange hast Du uns, lieber Karl, nichts von fernen Landen und Reichen erzählt, von deren Beschaffenheit, Einwohnern, Sitten und Gebräuchen Du so schöne Kenntnisse hast! Wie lange haben Sie (so redete sie den Hofmeister an) die alte und neue Geschichte, die Vergleichung der Jahrhunderte und einzelner Menschen schweigen lassen! Wo sind die schönen und zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der Ihr von Euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannte Pflanze, ein seltsames Insekt zurückbrachtet und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen? Laßt alle diese Unterhaltungen, die sich sonst so freiwillig dargeboten, durch eine Verabredung, durch Vorsatz, durch ein Gesetz wieder bei uns eintreten, bietet alle Eure Kräfte auf, lehrreich, nützlich und besonders gesellig zu sein; und das Alles werden wir — und noch weit mehr als jetzt benöthigt sein, wenn auch Alles völlig drunter und drüber gehen sollte. Kinder, versprecht mir das!"

Sie versprachen es mit Lebhaftigkeit.

„Und nun geht! Es ist ein schöner Abend; genieße ihn Jeder nach seiner Weise, und laßt uns beim Nachtessen seit langer Zeit zum ersten Mal die Früchte einer freundschaftlichen Unterhaltung genießen!"

So ging die Gesellschaft aus einander; nur Fräulein Luise blieb bei der Mutter sitzen; sie konnte den Verdruß, ihre Gespielin verloren zu haben, nicht so bald vergessen und ließ Karln, der sie zum Spaziergange einlud, auf eine sehr schnippische Weise abfahren. So waren Mutter und Tochter eine Zeit lang still neben einander geblieben, als der Geistliche hereintrat, der von einem langen Spaziergange zurückkam und von dem, was in der

Gesellschaft vorgekommen war, nichts erfahren hatte. Er legte Hut und Stock ab, ließ sich nieder und wollte eben etwas erzählen; Fräulein Luise aber, als wenn sie ein angefangenes Gespräch mit ihrer Mutter fortsetzte, schnitt ihm die Rede mit folgenden Worten ab:

„Manchen Personen wird denn doch das Gesetz, das eben beliebt worden ist, ziemlich unbequem sein. Schon wenn wir sonst auf dem Lande wohnten, hat es manchmal an Stoff zur Unterredung gemangelt; denn da war nicht so täglich wie in der Stadt ein armes Mädchen zu verleumden, ein junger Mensch verdächtig zu machen; aber doch hatte man bisher noch die Ausflucht, von ein paar großen Nationen alberne Streiche zu erzählen, die Deutschen wie die Franzosen lächerlich zu finden und bald Diesen, bald Jenen zum Jakobiner und Klubbisten zu machen. Wenn nun auch diese Quelle verstopft wird, so werden wir manche Personen wol stumm in unsrer Mitte sehen."

„Ist dieser Anfall etwa auf mich gerichtet, mein Fräulein?" fing der Alte lächelnd an; „nun, Sie wissen, daß ich mich glücklich schätze, manchmal ein Opfer für die übrige Gesellschaft zu werden. Denn gewiß, indem Sie bei jeder Unterhaltung Ihrer fürtrefflichen Erzieherin Ehre machen, und Sie Jedermann angenehm, liebenswürdig und gefällig findet, so scheinen Sie einem kleinen bösen Geist, der in Ihnen wohnt, und über den Sie nicht ganz Herr werden können, für mancherlei Zwang, den Sie ihm anthun, auf meine Unkosten gewöhnlich einige Entschädigung zu verschaffen. Sagen Sie mir, gnädige Frau," fuhr er fort, indem er sich gegen die Baronesse wandte, „was ist in meiner Abwesenheit vorgegangen, und was für Gespräche sind aus unserm Zirkel ausgeschlossen?"

Die Baronesse unterrichtete ihn von Allem, was vorgefallen war. Aufmerksam hörte er zu und versetzte sodann: „Es dürfte auch nach dieser Einrichtung manchen Personen nicht unmöglich sein, die Gesellschaft zu unterhalten und vielleicht besser und sichrer als Andere."

„Wir wollen es erleben," sagte Luise.

„Dieses Gesetz," fuhr er fort, „enthält nichts Beschwerliches für jeden Menschen, der sich mit sich selbst zu beschäftigen wußte; vielmehr wird es ihm angenehm sein, indem er dasjenige, was er sonst gleichsam verstohlen trieb, in die Gesellschaft bringen darf. Denn nehmen Sie mir nicht übel, Fräulein, wer bildet denn die Neuigkeitsträger, die Aufpasser und Verleumder als die Gesellschaft? Ich habe selten bei einer Lektüre, bei irgend

einer Darstellung interessanter Materien, die Geist und Herz beleben sollten, einen Zirkel so aufmerksam und die Seelenkräfte so thätig gesehen, als wenn irgend etwas Neues und zwar eben etwas, das einen Mitbürger oder eine Mitbürgerin heruntersetzt, vorgetragen wurde. Fragen Sie Sich selbst und fragen Sie viele Andere, was giebt einer Begebenheit den Reiz? Nicht ihre Wichtigkeit, nicht der Einfluß, den sie hat, sondern die Neuheit. Nur das Neue scheint gewöhnlich wichtig, weil es ohne Zusammenhang Verwunderung erregt und unsere Einbildungskraft einen Augenblick in Bewegung setzt, unser Gefühl nur leicht berührt und unsern Verstand völlig in Ruhe läßt. Jeder Mensch kann ohne die mindeste Rückkehr auf sich selbst an Allem, was neu ist, lebhaften Antheil nehmen; ja, da eine Folge von Neuigkeiten immer von einem Gegenstande zum andern fortreißt, so kann der großen Menschenmasse nichts willkommener sein als ein solcher Anlaß zu ewiger Zerstreuung und eine solche Gelegenheit, Tücke und Schadenfreude auf eine bequeme und immer sich erneuernde Weise auszulassen."

„Nun!" rief Luise, „es scheint, Sie wissen Sich zu helfen; sonst ging es über einzelne Personen her, jetzt soll es das ganze menschliche Geschlecht entgelten."

„Ich verlange nicht, daß Sie jemals billig gegen mich sein sollen," versetzte Jener; „aber so viel muß ich Ihnen sagen, wir Andern, die wir von der Gesellschaft abhängen, müssen uns nach ihr bilden und richten, ja wir dürfen eher etwas thun, das ihr zuwider ist, als was ihr lästig wäre, und lästiger ist ihr in der Welt nichts, als wenn man sie zum Nachdenken und zu Betrachtungen auffordert. Alles, was dahin zielt, muß man ja vermeiden und allenfalls das im Stillen für sich vollbringen, was bei jeder öffentlichen Versammlung versagt ist."

„Für Sich im Stillen mögen Sie wol allenfalls manche Flasche Wein ausgetrunken und manche schöne Stunde des Tages verschlafen haben," fiel Luise ihm ein.

„Ich habe nie," fuhr der Alte fort, „auf das, was ich thue, viel Werth gelegt; denn ich weiß, daß ich gegen andere Menschen ein großer Faulenzer bin; indessen hab' ich doch eine Sammlung gemacht, die vielleicht eben jetzt dieser Gesellschaft, wie sie gestimmt ist, manche angenehme Stunde verschaffen könnte."

„Was ist es für eine Sammlung?" fragte die Baronesse.

„Gewiß nichts weiter als eine skandalöse Chronik," setzte Luise hinzu.

„Sie irren Sich," sagte der Alte.

„Wir werden sehen," versetzte Luise.

„Laß ihn ausreden," sagte die Baronesse, „und überhaupt gewöhne Dir nicht an, Einem, der es auch zum Scherze leiden mag, hart und unfreundlich zu begegnen! Wir haben nicht Ursache, den Unarten, die in uns stecken, auch nur im Scherze Nahrung zu geben. Sagen Sie mir, mein Freund, worin besteht Ihre Sammlung? Wird sie zu unsrer Unterhaltung dienlich und schicklich sein? Ist sie schon lange angefangen? Warum haben wir noch nichts davon gehört?"

„Ich will Ihnen hierüber Rechenschaft geben," versetzte der Alte. „Ich lebe schon lange in der Welt und habe immer gern auf das Acht gegeben, was diesem oder jenem Menschen begegnet. Zur Uebersicht der großen Geschichte fühl' ich weder Kraft noch Muth, und die einzelnen Weltbegebenheiten verwirren mich; aber unter den vielen Privatgeschichten, wahren und falschen, mit denen man sich im Publikum trägt, die man sich insgeheim einander erzählt, giebt es manche, die noch einen reinern, schönern Reiz haben als den Reiz der Neuheit, manche, die durch eine geistreiche Wendung uns immer zu erheitern Anspruch machen, manche, die uns die menschliche Natur und ihre inneren Verborgenheiten auf einen Augenblick eröffnen, andere wieder, deren sonderbare Albernheiten uns ergetzen. Aus der großen Menge, die im gemeinen Leben unsere Aufmerksamkeit und unsere Bosheit beschäftigen, und die ebenso gemein sind als die Menschen, denen sie begegnen oder die sie erzählen, habe ich diejenigen gesammelt, die mir nur irgend einen Charakter zu haben schienen, die meinen Verstand, die mein Gemüth berührten und beschäftigten, und die mir, wenn ich wieder daran dachte, einen Augenblick reiner und ruhiger Heiterkeit gewährten."

„Ich bin sehr neugierig," sagte die Baronesse, „zu hören, von welcher Art Ihre Geschichten sind, und was sie eigentlich behandeln."

„Sie können leicht denken," versetzte der Alte, „daß von Prozessen und Familienangelegenheiten nicht öfters die Rede sein wird. Diese haben meistentheils nur ein Interesse für Die, welche damit geplagt sind."

Luise. Und was enthalten sie denn?

Der Alte. Sie behandeln, ich will es nicht leugnen, ge-

wöhnlich die Empfindungen, wodurch Männer und Frauen verbunden oder entzweiet, glücklich oder unglücklich gemacht, öfter aber verwirrt als aufgeklärt werden.

Luise. So? Also wahrscheinlich eine Sammlung lüsterner Späße geben Sie uns für eine feine Unterhaltung? Sie verzeihen mir, Mama, daß ich diese Bemerkung mache! Sie liegt so ganz nahe, und die Wahrheit wird man doch sagen dürfen.

Der Alte. Sie sollen, hoffe ich, nichts, was ich lüstern nennen würde, in der ganzen Sammlung finden.

Luise. Und was nennen Sie denn so?

Der Alte. Ein lüsternes Gespräch, eine lüsterne Erzählung sind mir unerträglich. Denn sie stellen uns etwas Gemeines, etwas, das der Rede und Aufmerksamkeit nicht werth ist, als etwas Besonderes, als etwas Reizendes vor und erregen eine falsche Begierde, anstatt den Verstand angenehm zu beschäftigen. Sie verhüllen das, was man entweder ohne Schleier ansehen, oder wovon man ganz seine Augen wegwenden sollte.

Luise. Ich verstehe Sie nicht. Sie werden uns doch Ihre Geschichten wenigstens mit einiger Zierlichkeit vortragen wollen? Sollten wir uns denn etwa mit plumpen Späßen die Ohren beleidigen lassen? Es soll wol eine Mädchenschule werden, und Sie wollen noch Dank dafür verlangen?

Der Alte. Keins von beiden. Denn ernstlich, erfahren werden Sie nichts Neues, besonders da ich schon seit einiger Zeit bemerke, daß Sie gewisse Rezensionen in den gelehrten Zeitungen niemals überschlagen.

Luise. Sie werden anzüglich.

Der Alte. Sie sind Braut, und ich entschuldige Sie gerne. Ich muß Ihnen aber nur zeigen, daß ich auch Pfeile habe, die ich gegen Sie brauchen kann.

Baronesse. Ich sehe wol, wo Sie hinauswollen; machen Sie es aber auch ihr begreiflich!

Der Alte. Ich müßte nur wiederholen, was ich zu Anfange des Gesprächs schon gesagt habe; es scheint aber nicht, daß sie den guten Willen hat, aufzumerken.

Luise. Was braucht's da guten Willen und viele Worte! Man mag es besehen, wie man will, so werden es skandalöse Geschichten sein, auf eine oder die andere Weise skandalös, und weiter nichts.

Der Alte. Soll ich wiederholen, mein Fräulein, daß dem

wohldenkenden Menschen nur dann etwas skandalös vorkomme, wenn er Bosheit, Uebermuth, Lust zu schaden, Widerwillen zu helfen bemerkt, daß er davon sein Auge wegwendet, dagegen aber kleine Fehler und Mängel lustig findet und besonders mit seiner Betrachtung gern bei Geschichten verweilt, wo er den guten Menschen in leichtem Widerspruch mit sich selbst, seinen Begierden und seinen Vorsätzen findet, wo alberne und auf ihren Werth eingebildete Thoren beschämt, zurechtgewiesen oder betrogen werden, wo jede Anmaßung auf eine natürliche, ja auf eine zufällige Weise bestraft wird, wo Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen bald gestört, aufgehalten und vereitelt, bald unerwartet angenähert, erfüllt und bestätigt werden. Da, wo der Zufall mit der menschlichen Schwäche und Unzulänglichkeit spielt, hat er am Liebsten seine stille Betrachtung, und keiner seiner Helden, deren Geschichten er bewahrt, hat von ihm weder Tadel zu besorgen, noch Lob zu erwarten.

Baronesse. Ihre Einleitung erregt den Wunsch, bald ein Probestück zu hören. Ich wüßte doch nicht, daß in unserm Leben (und wir haben doch die meiste Zeit in einem Kreise zugebracht) Vieles geschehen wäre, das man in eine solche Sammlung aufnehmen könnte.

Der Alte. Es kommt freilich Vieles auf die Beobachter an, und was für eine Seite man den Sachen abzugewinnen weiß; aber ich will freilich nicht leugnen, daß ich auch aus alten Büchern und Traditionen Manches aufgenommen habe. Sie werden mitunter alte Bekannte vielleicht nicht ungern in einer neuen Gestalt wieder antreffen. Aber eben dieses giebt mir den Vortheil, den ich auch nicht aus den Händen lassen werde: — Man soll keine meiner Geschichten deuten!

Luise. Sie werden uns doch nicht verwehren, unsre Freunde und Nachbarn wiederzukennen und, wenn es uns beliebt, das Räthsel zu entziffern.

Der Alte. Keineswegs. Sie werden mir aber auch dagegen erlauben, in einem solchen Falle einen alten Folianten hervorzuziehen, um zu beweisen, daß diese Geschichte schon vor einigen Jahrhunderten geschehen oder erfunden worden. Ebenso werden Sie mir erlauben, heimlich zu lächeln, wenn eine Geschichte für ein altes Märchen erklärt wird, die unmittelbar in unserer Nähe vorgegangen ist, ohne daß wir sie eben gerade in dieser Gestalt wiedererkennen.

Luise. Man wird mit Ihnen nicht fertig; es ist das Beste,

wir machen Friede für diesen Abend, und Sie erzählen uns noch geschwind ein Stückchen zur Probe.

Der Alte. Erlauben Sie, daß ich Ihnen hierin ungehorsam sein darf! Diese Unterhaltung wird für die versammelte Gesellschaft aufgespart. Wir dürfen ihr nichts entziehen, und ich sage voraus: Alles, was ich vorzubringen habe, hat keinen Werth an sich. Wenn aber die Gesellschaft nach einer ernsthaften Unterhaltung auf eine kurze Zeit ausruhen, wenn sie sich, von manchem Guten schon gesättigt, nach einem leichten Nachtische umsiehet, alsdann werd' ich bereit sein und wünsche, daß das, was ich vorsetze, nicht unschmackhaft befunden werde.

Baronesse. Wir werden uns denn schon bis morgen gedulden müssen.

Luise. Ich bin höchst neugierig, was er vorbringen wird.

Der Alte. Das sollten Sie nicht sein, Fräulein! Denn gespannte Erwartung wird selten befriedigt.

Abends nach Tische, als die Baronesse zeitig in ihr Zimmer gegangen war, blieben die Uebrigen beisammen und sprachen über mancherlei Nachrichten, die eben einliefen, über Gerüchte, die sich verbreiteten. Man war dabei, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken zu geschehen pflegt, in Zweifel, was man glauben, und was man verwerfen sollte.

Der alte Hausfreund sagte darauf: „Ich finde am Bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr sein lassen, was wahr sein kann."

Man machte die Bemerkung, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfahre, und durch einige Wendung des Gesprächs kam man auf die entschiedene Neigung unsrer Natur, das Wunderbare zu glauben. Man redete vom Romanhaften, vom Geisterhaften, und als der Alte einige gute Geschichten dieser Art künftig zu erzählen versprach, versetzte Fräulein Luise: „Sie wären recht artig und würden vielen Dank verdienen, wenn Sie uns gleich, da wir eben in der rechten Stimmung beisammen sind, eine solche Geschichte vortrügen; wir würden aufmerksam zuhören und Ihnen dankbar sein."

Ohne sich lange bitten zu lassen, fing der Geistliche darauf mit folgenden Worten an:

„Als ich mich in Neapel aufhielt, begegnete daselbst eine Geschichte, die großes Aufsehen erregte, und worüber die Urtheile sehr verschieden waren. Die Einen behaupteten, sie sei völlig

ersonnen, die Andern, sie sei wahr, aber es stecke ein Betrug dahinter. Diese Partei war wieder unter einander selbst uneinig; sie stritten, wer dabei betrogen haben könnte? Noch Andere behaupteten, es sei keineswegs ausgemacht, daß geistige Naturen nicht sollten auf Elemente und Körper wirken können, und man müsse nicht jede wunderbare Begebenheit ausschließlich entweder für Lüge oder Trug erklären. Nun zur Geschichte selbst:

Eine Sängerin, Antonelli genannt, war zu meiner Zeit der Liebling des Neapolitanischen Publikums. In der Blüthe ihrer Jahre, ihrer Figur, ihrer Talente fehlte ihr nichts, wodurch ein Frauenzimmer die Menge reizt und lockt und eine kleine Anzahl Freunde entzückt und glücklich macht. Sie war nicht unempfindlich gegen Lob und Liebe; allein von Natur mäßig und verständig, wußte sie die Freuden zu genießen, die beide gewähren, ohne dabei aus der Fassung zu kommen, die ihr in ihrer Lage so nöthig war. Alle jungen, vornehmen, reichen Leute drängten sich zu ihr, nur Wenige nahm sie auf; und wenn sie bei der Wahl ihrer Liebhaber meist ihren Augen und ihrem Herzen folgte, so zeigte sie doch bei allen kleinen Abenteuern einen festen, sichern Charakter, der jeden genauen Beobachter für sie einnehmen mußte. Ich hatte Gelegenheit, sie einige Zeit zu sehen, indem ich mit einem ihrer Begünstigten in nahem Verhältnisse stand.

Verschiedene Jahre waren hingegangen; sie hatte Männer genug kennen gelernt und unter ihnen viele Gecken, schwache und unzuverlässige Menschen. Sie glaubte bemerkt zu haben, daß ein Liebhaber, der in einem gewissen Sinne dem Weibe Alles ist, gerade da, wo sie eines Beistandes am Nöthigsten bedürfte, bei Vorfällen des Lebens, häuslichen Angelegenheiten, bei augenblicklichen Entschließungen, meistentheils zu nichts wird, wenn er nicht gar seiner Geliebten, indem er nur an sich selbst denkt, schadet und aus Eigenliebe ihr das Schlimmste zu rathen und sie zu den gefährlichsten Schritten zu verleiten sich gedrungen fühlt.

Bei ihren bisherigen Verbindungen war ihr Geist meistentheils unbeschäftigt geblieben; auch dieser verlangte Nahrung. Sie wollte endlich einen Freund haben; und kaum hatte sie dieses Bedürfniß gefühlt, so fand sich unter Denen, die sich ihr zu nähern suchten, ein junger Mann, auf den sie ihr Zutrauen warf, und der es in jedem Sinne zu verdienen schien.

Es war ein Genueser, der sich um diese Zeit einiger wichtigen Geschäfte seines Hauses wegen in Neapel aufhielt. Bei einem sehr glücklichen Naturell hatte er die sorgfältigste Erziehung genossen. Seine Kenntnisse waren ausgebreitet, sein Geist wie sein Körper vollkommen ausgebildet; sein Betragen konnte für ein Muster gelten, wie Einer, der sich keinen Augenblick vergißt, sich doch immer in Andern zu vergessen scheint. Der Handelsgeist seiner Geburtsstadt ruhete auf ihm; er sah das, was zu thun war, im Großen an. Doch war seine Lage nicht die glücklichste; sein Haus hatte sich in einige höchst mißliche Spekulationen eingelassen und war in gefährliche Prozesse verwickelt. Die Angelegenheiten verwirrten sich mit der Zeit noch mehr, und die Sorge, die er darüber empfand, gab ihm einen Anstrich von Traurigkeit, der ihm sehr wohl anstand und unserm jungen Frauenzimmer noch mehr Muth machte, seine Freundschaft zu suchen, weil sie zu fühlen glaubte, daß er selbst einer Freundin bedürfe.

Er hatte sie bisher nur an öffentlichen Orten und bei Gelegenheit gesehen; sie vergönnte ihm nunmehr auf seine erste Anfrage den Zutritt in ihrem Hause, ja sie lud ihn recht dringend ein, und er verfehlte nicht, zu kommen.

Sie versäumte keine Zeit, ihm ihr Zutrauen und ihren Wunsch zu entdecken. Er war verwundert und erfreut über ihren Antrag. Sie bat ihn inständig, ihr Freund zu bleiben und keine Anforderungen eines Liebhabers zu machen. Sie eröffnete ihm eine Verlegenheit, in der sie sich eben befand, und worüber er bei seinen mancherlei Verhältnissen den besten Rath geben und die schleunigste Einleitung zu ihrem Vortheil machen konnte. Er vertraute ihr dagegen seine Lage, und indem sie ihn zu erheitern und zu trösten wußte, indem sich in ihrer Gegenwart Manches entwickelte, was sonst bei ihm nicht so früh erwacht wäre, schien sie auch seine Rathgeberin zu sein, und eine wechselseitige, auf die edelste Achtung, auf das schönste Bedürfniß gegründete Freundschaft hatte sich in Kurzem zwischen ihnen befestigt.

Nur leider überlegt man bei Bedingungen, die man eingeht, nicht immer, ob sie möglich sind. Er hatte versprochen, nur Freund zu sein, keine Ansprüche auf die Stelle eines Liebhabers zu machen, und doch konnte er sich nicht leugnen, daß ihm die von ihr begünstigten Liebhaber überall im Wege, höchst zuwider, ja ganz und gar unerträglich waren. Besonders fiel

es ihm höchst schmerzlich auf, wenn ihn seine Freundin von den guten und bösen Eigenschaften eines solchen Mannes oft launig unterhielt, alle Fehler des Begünstigten genau zu kennen schien und doch noch vielleicht selbigen Abend gleichsam zum Spott des werthgeschätzten Freundes in den Armen eines Unwürdigen ausruhte.

Glücklicher oder unglücklicher Weise geschah es bald, daß das Herz der Schönen frei wurde. Ihr Freund bemerkte es mit Vergnügen und suchte ihr vorzustellen, daß der erledigte Platz ihm vor allen Andern gebühre. Nicht ohne Widerstand und Widerwillen gab sie seinen Wünschen Gehör. „Ich fürchte," sagte sie, „daß ich über diese Nachgiebigkeit das Schätzbarste auf der Welt, einen Freund, verliere." Sie hatte richtig geweissagt; denn kaum hatte er eine Zeit lang in seiner doppelten Eigenschaft bei ihr gegolten, so fingen seine Launen an beschwerlicher zu werden; als Freund forderte er ihre ganze Achtung, als Liebhaber ihre ganze Neigung und als ein verständiger und angenehmer Mann unausgesetzte Unterhaltung. Dies aber war keineswegs nach dem Sinne des lebhaften Mädchens; sie konnte sich in keine Aufopferung finden und hatte nicht Lust, irgend Jemand ausschließliche Rechte zuzugestehen. Sie suchte daher auf eine zarte Weise seine Besuche nach und nach zu verringern, ihn seltner zu sehen und ihn fühlen zu lassen, daß sie um keinen Preis der Welt ihre Freiheit weggebe.

Sobald er es merkte, fühlte er sich vom größten Unglück betroffen, und leider befiel ihn dieses Unheil nicht allein; seine häuslichen Angelegenheiten fingen an, äußerst schlimm zu werden. Er hatte sich dabei den Vorwurf zu machen, daß er von früher Jugend an sein Vermögen als eine unerschöpfliche Quelle angesehen, daß er seine Handelsangelegenheiten versäumt, um auf Reisen und in der großen Welt eine vornehmere und reichere Figur zu spielen, als ihm seine Geburt und sein Einkommen gestatteten. Die Prozesse, auf die er seine Hoffnung setzte, gingen langsam und waren kostspielig. Er mußte deshalb einigemal nach Palermo, und während seiner letzten Reise machte das kluge Mädchen verschiedene Einrichtungen, um ihrer Haushaltung eine andere Wendung zu geben und ihn nach und nach von sich zu entfernen. Er kam zurück und fand sie in einer andern Wohnung, entfernt von der seinigen, und sah den Marchese von S., der damals auf die öffentlichen Lustbarkeiten und Schauspiele großen Einfluß hatte, vertraulich bei ihr aus-

und eingehen. Dies überwältigte ihn, und er fiel in eine schwere Krankheit. Als die Nachricht davon zu seiner Freundin gelangte, eilte sie zu ihm, sorgte für ihn, richtete seine Aufwartung ein, und als ihr nicht verborgen blieb, daß seine Kasse nicht zum Besten bestellt war, ließ sie eine ansehnliche Summe zurück, die hinreichend war, ihn auf einige Zeit zu beruhigen.

Durch die Anmaßung, ihre Freiheit einzuschränken, hatte der Freund schon viel in ihren Augen verloren; wie ihre Neigung zu ihm abnahm, hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihn zugenommen; endlich hatte die Entdeckung, daß er in seinen eigenen Angelegenheiten so unklug gehandelt habe, ihr nicht die günstigsten Begriffe von seinem Verstande und seinem Charakter gegeben. Indessen bemerkte er die große Veränderung nicht, die in ihr vorgegangen war; vielmehr schien ihre Sorgfalt für seine Genesung, die Treue, womit sie halbe Tage lang an seinem Lager aushielt, mehr ein Zeichen ihrer Freundschaft und Liebe als ihres Mitleids zu sein, und er hoffte, nach seiner Genesung in alle Rechte wieder eingesetzt zu werden.

Wie sehr irrte er sich! In dem Maaße, wie seine Gesundheit wiederkam und seine Kräfte sich erneuerten, verschwand bei ihr jede Art von Neigung und Zutrauen, ja er schien ihr so lästig, als er ihr sonst angenehm gewesen war. Auch war seine Laune, ohne daß er es selbst bemerkte, während dieser Begebenheiten höchst bitter und verdrießlich geworden; alle Schuld, die er an seinem Schicksal haben konnte, warf er auf Andere und wußte sich in Allem völlig zu rechtfertigen. Er sah in sich nur einen unschuldig verfolgten, gekränkten, betrübten Mann und hoffte völlige Entschädigung alles Uebels und aller Leiden von einer vollkommenen Ergebenheit seiner Geliebten.

Mit diesen Anforderungen trat er gleich in den ersten Tagen hervor, als er wieder ausgehen und sie besuchen konnte. Er verlangte nichts weniger, als daß sie sich ihm ganz ergeben, ihre übrigen Freunde und Bekannte verabschieden, das Theater verlassen und ganz allein mit ihm und für ihn leben sollte. Sie zeigte ihm die Unmöglichkeit, seine Forderungen zu bewilligen, erst auf eine scherzhafte, dann auf eine ernsthafte Weise, und war leider endlich genöthigt, ihm die traurige Wahrheit, daß ihr Verhältniß gänzlich vernichtet sei, zu gestehen. Er verließ sie und sah sie nicht wieder.

Er lebte noch einige Jahre in einem sehr eingeschränkten Kreise oder vielmehr blos in der Gesellschaft einer alten frommen

Dame, die mit ihm in einem Hause wohnte und sich von wenigen Renten erhielt. In dieser Zeit gewann er den einen Prozeß und bald darauf den andern; allein seine Gesundheit war untergraben, und das Glück seines Lebens verloren. Bei einem geringen Anlaß fiel er abermals in eine schwere Krankheit; der Arzt kündigte ihm den Tod an. Er vernahm sein Urtheil ohne Widerwillen, nur wünschte er seine schöne Freundin noch einmal zu sehen. Er schickte seinen Bedienten zu ihr, der sonst in glücklichern Zeiten manche günstige Antwort gebracht hatte. Er ließ sie bitten; sie schlug es ab. Er schickte zum zweiten Mal und ließ sie beschwören; sie beharrte auf ihrem Sinne. Endlich, es war schon tief in der Nacht, sendete er zum dritten Mal; sie ward bewegt und vertraute mir ihre Verlegenheit; denn ich war eben mit dem Marchese und einigen andern Freunden bei ihr zum Abendessen. Ich rieth ihr und bat sie, dem Freunde den letzten Liebesdienst zu erzeigen; sie schien unentschlossen, aber nach einigem Nachdenken nahm sie sich zusammen. Sie schickte den Bedienten mit einer abschläglichen Antwort weg, und er kam nicht wieder.

Wir saßen nach Tische in einem vertrauten Gespräch und waren Alle heiter und gutes Muths. Es war gegen Mitternacht, als sich auf einmal eine klägliche, durchdringende, ängstliche und lange nachtönende Stimme hören ließ. Wir fuhren zusammen, sahen einander an und sahen uns um, was aus diesem Abenteuer werden sollte. Die Stimme schien an den Wänden zu verklingen, wie sie aus der Mitte des Zimmers hervorgedrungen war. Der Marchese stand auf und sprang ans Fenster, und wir Andern bemühten uns um die Schöne, welche ohnmächtig dalag. Sie kam erst langsam zu sich selbst. Der eifersüchtige und heftige Italiener sah kaum ihre wieder aufgeschlagenen Augen, als er ihr bittre Vorwürfe machte. „Wenn Sie mit Ihren Freunden Zeichen verabreden," sagte er, „so lassen Sie doch solche weniger auffallend und heftig sein!" Sie antwortete ihm mit ihrer gewöhnlichen Gegenwart des Geistes, daß, da sie Jedermann und zu jeder Zeit bei sich zu sehen das Recht habe, sie wol schwerlich solche traurige und schreckliche Töne zur Vorbereitung angenehmer Stunden wählen würde.

Und gewiß, der Ton hatte etwas unglaublich Schreckhaftes. Seine langen, nachdröhnenden Schwingungen waren uns Allen in den Ohren, ja in den Gliedern geblieben. Sie war blaß, entstellt und immer der Ohnmacht nahe; wir mußten die halbe

Nacht bei ihr bleiben. Es ließ sich nichts weiter hören. Die andere Nacht dieselbe Gesellschaft, nicht so heiter als Tags vorher, aber doch gefaßt genug, und — um dieselbige Zeit derselbe gewaltsame, fürchterliche Ton.

Wir hatten indessen über die Art des Schreies und wo er herkommen möchte, unzählige Urtheile gefällt und unsre Vermuthungen erschöpft. Was soll ich weitläufig sein? So oft sie zu Hause aß, ließ er sich um dieselbige Zeit vernehmen und zwar, wie man bemerken wollte, manchmal stärker, manchmal schwächer. Ganz Neapel sprach von diesem Vorfall. Alle Leute des Hauses, alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Theil daran, ja die Polizei ward aufgerufen. Man stellte Spione und Beobachter aus. Denen auf der Gasse schien der Klang aus der freien Luft zu entspringen, und in dem Zimmer hörte man ihn gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe. So oft sie auswärts aß, vernahm man nichts; so oft sie zu Hause war, ließ sich der Ton hören.

Aber auch außer dem Hause blieb sie nicht ganz von diesem bösen Begleiter verschont. Ihre Anmuth hatte ihr den Zutritt in die ersten Häuser geöffnet. Sie war als eine gute Gesellschafterin überall willkommen, und sie hatte sich, um dem bösen Gaste zu entgehen, angewöhnt, die Abende außer dem Hause zu sein.

Ein Mann, durch sein Alter und seine Stelle ehrwürdig, führte sie eines Abends in seinem Wagen nach Hause. Als sie vor ihrer Thüre von ihm Abschied nimmt, entsteht der Klang zwischen ihnen Beiden, und man hebt diesen Mann, der so gut wie tausend Andere die Geschichte wußte, mehr todt als lebendig in seinen Wagen.

Ein andermal fährt ein junger Tenor, den sie wohl leiden konnte, mit ihr Abends durch die Stadt, eine Freundin zu besuchen. Er hatte von diesem seltsamen Phänomen reden hören und zweifelte als ein muntrer Knabe an einem solchen Wunder. Sie sprachen von der Begebenheit. „Ich wünschte doch auch," sagte er, „die Stimme Ihres unsichtbaren Begleiters zu hören; rufen Sie ihn doch auf, wir sind ja zu Zweien und werden uns nicht fürchten!" Leichtsinn oder Kühnheit, ich weiß nicht, was sie vermochte, genug, sie ruft dem Geiste, und in dem Augenblicke entsteht mitten im Wagen der schmetternde Ton, läßt sich dreimal schnell hinter einander gewaltsam hören und verschwindet mit einem bänglichen Nachklang. Vor dem Hause ihrer Freundin

fand man Beide ohnmächtig im Wagen; nur mit Mühe brachte man sie wieder zu sich und vernahm, was ihnen begegnet sei.

Die Schöne brauchte einige Zeit, sich zu erholen. Dieser immer erneuerte Schrecken griff ihre Gesundheit an, und das klingende Gespenst schien ihr einige Frist zu verstatten, ja sie hoffte sogar, weil es sich lange nicht wieder hören ließ, endlich völlig davon befreit zu sein. Allein diese Hoffnung war zu frühzeitig.

Nach geendigtem Karneval unternahm sie mit einer Freundin und einem Kammermädchen eine kleine Lustreise. Sie wollte einen Besuch auf dem Lande machen; es war Nacht, ehe sie ihren Weg vollenden konnten, und da noch am Fuhrwerke etwas zerbrach, mußten sie in einem schlechten Wirthshaus übernachten und sich so gut als möglich einrichten.

Schon hatte die Freundin sich niedergelegt, und das Kammermädchen, nachdem sie das Nachtlicht angezündet hatte, wollte eben zu ihrer Gebieterin ins andere Bette steigen, als diese scherzend zu ihr sagte: „Wir sind hier am Ende der Welt, und das Wetter ist abscheulich; sollte er uns wol hier finden können?“ Im Augenblick ließ er sich hören, stärker und fürchterlicher als jemals. Die Freundin glaubte nicht anders, als die Hölle sei im Zimmer, sprang aus dem Bette, lief, wie sie war, die Treppe hinunter und rief das ganze Haus zusammen. Niemand that diese Nacht ein Auge zu. Allein es war auch das letzte Mal, daß sich der Ton hören ließ. Doch hatte leider der ungebetene Gast bald eine andere, lästigere Weise, seine Gegenwart anzuzeigen.

Einige Zeit hatte er Ruhe gehalten, als auf einmal Abends zur gewöhnlichen Stunde, da sie mit ihrer Gesellschaft zu Tische saß, ein Schuß wie aus einer Flinte oder stark geladnen Pistole zum Fenster herein fiel. Alle hörten den Knall, Alle sahen das Feuer; aber bei näherer Untersuchung fand man die Scheibe ohne die mindeste Verletzung. Deßungeachtet nahm die Gesellschaft den Vorfall sehr ernsthaft, und Alle glaubten, daß man der Schönen nach dem Leben stehe. Man eilt nach der Polizei, man untersucht die benachbarten Häuser, und da man nichts Verdächtiges findet, stellt man darin den andern Tag Schildwachen von oben bis unten. Man durchsucht genau das Haus, worin sie wohnt; man vertheilt Spione auf der Straße.

Alle diese Vorsicht war vergebens. Drei Monate hinter einander fiel in demselbigen Augenblicke der Schuß durch dieselbe

Fensterscheibe, ohne das Glas zu verletzen, und, was merkwürdig war, immer genau eine Stunde vor Mitternacht, da doch gewöhnlich in Neapel nach der italienischen Uhr gezählt wird, und Mitternacht daselbst eigentlich keine Epoche macht.

Man gewöhnte sich endlich an diese Erscheinung wie an die vorige und rechnete dem Geiste seine unschädliche Tücke nicht hoch an. Der Schuß fiel manchmal, ohne die Gesellschaft zu erschrecken oder sie in ihrem Gespräch zu unterbrechen.

Eines Abends nach einem sehr warmen Tage öffnete die Schöne, ohne an die Stunde zu denken, das bewußte Fenster und trat mit dem Marchese auf den Balkon. Kaum standen sie einige Minuten draußen, als der Schuß zwischen ihnen Beiden durch fiel und sie mit Gewalt rückwärts in das Zimmer schleuderte, wo sie ohnmächtig auf den Boden taumelten. Als sie sich wieder erholt hatten, fühlte er auf der linken, sie aber auf der rechten Wange den Schmerz einer tüchtigen Ohrfeige, und da man sich weiter nicht verletzt fand, gab der Vorfall zu mancherlei scherzhaften Bemerkungen Anlaß.

Von der Zeit an ließ sich dieser Schall im Hause nicht wieder hören, und sie glaubte, nun endlich ganz von ihrem unsichtbaren Verfolger befreit zu sein, als auf einem Wege, den sie des Abends mit einer Freundin machte, ein unvermuthetes Abenteuer sie nochmals auf das Gewaltsamste erschreckte. Ihr Weg ging durch die Chiaja, wo ehemals der geliebte Genuesische Freund gewohnt hatte. Es war heller Mondschein. Eine Dame, die bei ihr saß, fragte: „Ist das nicht das Haus, in welchem der Herr * gestorben ist?“ „Es ist eins von diesen beiden, so viel ich weiß,“ sagte die Schöne, und in dem Augenblicke fiel aus einem dieser beiden Häuser der Schuß und drang durch den Wagen durch. Der Kutscher glaubte angegriffen zu sein und fuhr mit aller möglichen Geschwindigkeit fort. An dem Orte ihrer Bestimmung hob man die beiden Frauen für todt aus dem Wagen.

Aber dieser Schrecken war auch der letzte. Der unsichtbare Begleiter änderte seine Methode, und nach einigen Abenden erklang vor ihren Fenstern ein lautes Händeklatschen. Sie war als beliebte Sängerin und Schauspielerin diesen Schall schon mehr gewohnt. Er hatte an sich nichts Schreckliches, und man konnte ihn eher einem ihrer Bewunderer zuschreiben. Sie gab wenig darauf Acht; ihre Freunde waren aufmerksamer und stellten wie das vorige Mal Posten aus. Sie hörten den Schall,

sahen aber vor wie nach Niemand, und die Meisten hofften nun bald auf ein völliges Ende dieser Erscheinungen.

Nach einiger Zeit verlor sich auch dieser Klang und verwandelte sich in angenehmere Töne. Sie waren zwar nicht eigentlich melodisch, aber unglaublich angenehm und lieblich; sie schienen den genauesten Beobachtern von der Ecke einer Querstraße herzukommen, im leeren Luftraume bis unter das Fenster hinzuschweben und dann dort auf das Sanfteste zu verklingen. Es war, als wenn ein himmlischer Geist durch ein schönes Präludium aufmerksam auf eine Melodie machen wollte, die er eben vorzutragen im Begriff sei. Auch dieser Ton verschwand endlich und ließ sich nicht mehr hören, nachdem die ganze wunderbare Geschichte etwa anderthalb Jahre gedauert hatte."

Als der Erzähler einen Augenblick inne hielt, fing die Gesellschaft an, ihre Gedanken und Zweifel über diese Geschichte zu äußern, ob sie wahr sei, ob sie auch wahr sein könne.

Der Alte behauptete, sie müsse wahr sein, wenn sie interessant sein solle; denn für eine erfundene Geschichte habe sie wenig Verdienst. Jemand bemerkte darauf, es scheine sonderbar, daß man sich nicht nach dem abgeschiedenen Freunde und nach den Umständen seines Todes erkundigt, weil doch daraus vielleicht Einiges zur Aufklärung der Geschichte hätte genommen werden können.

„Auch dieses ist geschehen," versetzte der Alte; „ich war selbst neugierig genug, sogleich nach der ersten Erscheinung in sein Haus zu gehen und unter einem Vorwand die Dame zu besuchen, welche zuletzt recht mütterlich für ihn gesorgt hatte. Sie erzählte mir, daß ihr Freund eine unglaubliche Leidenschaft für das Frauenzimmer gehegt habe, daß er die letzte Zeit seines Lebens fast allein von ihr gesprochen und sie bald als einen Engel, bald als einen Teufel vorgestellt habe. Als seine Krankheit überhand genommen, habe er nichts gewünscht, als sie vor seinem Ende noch einmal zu sehen, wahrscheinlich in der Hoffnung, nur noch eine zärtliche Aeußerung, eine Reue oder sonst irgend ein Zeichen der Liebe und Freundschaft von ihr zu erzwingen. Desto schrecklicher sei ihm ihre anhaltende Weigerung gewesen, und sichtbar habe die letzte entscheidende abschlägliche Antwort sein Ende beschleunigt. Verzweifelnd habe er ausgerufen: „Nein, es soll ihr nichts helfen! Sie vermeidet mich; aber auch nach meinem Tode soll sie keine Ruhe vor mir haben!" Mit dieser Heftigkeit

verschied er, und nur zu sehr mußten wir erfahren, daß man auch jenseits des Grabes Wort halten könne."

Die Gesellschaft fing aufs Neue an, über die Geschichte zu meinen und zu urtheilen. Zuletzt sagte der Bruder Fritz: „Ich habe einen Verdacht, den ich aber nicht eher äußern will, als bis ich nochmals alle Umstände in mein Gedächtniß zurückgerufen und meine Kombinationen besser geprüft habe."

Als man lebhafter in ihn drang, suchte er einer Antwort dadurch auszuweichen, daß er sich erbot, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die zwar der vorigen an Interesse nicht gleiche, aber doch auch von der Art sei, daß man sie niemals mit völliger Gewißheit habe erklären können.

„Bei einem wackern Edelmann, meinem Freunde, der ein altes Schloß mit einer starken Famile bewohnte, war eine Waise erzogen worden, die, als sie herangewachsen und vierzehn Jahr alt war, meist um die Dame vom Hause sich beschäftigte und die nächsten Dienste ihrer Person verrichtete. Man war mit ihr wohl zufrieden, und sie schien nichts weiter zu wünschen, als durch Aufmerksamkeit und Treue ihren Wohlthätern dankbar zu sein. Sie war wohlgebildet, und es fanden sich einige Freier um sie ein. Man glaubte nicht, daß eine dieser Verbindungen zu ihrem Glück gereichen würde, und sie zeigte auch nicht das mindeste Verlangen, ihren Zustand zu ändern.

Auf einmal begab sich's, daß man, wenn das Mädchen in dem Hause Geschäfte halber herumging, unter ihr hier und da pochen hörte. Anfangs schien es zufällig; aber da das Klopfen nicht aufhörte und beinahe jeden ihrer Schritte bezeichnete, ward sie ängstlich und traute sich kaum aus dem Zimmer der gnädigen Frau herauszugehen, als in welchem sie allein Ruhe hatte.

Dieses Pochen ward von Jedermann vernommen, der mit ihr ging oder nicht weit von ihr stand. Anfangs scherzte man darüber; endlich aber fing die Sache an, unangenehm zu werden. Der Herr vom Hause, der von einem lebhaften Geist war, untersuchte nun selbst die Umstände. Man hörte das Pochen nicht eher, als bis das Mädchen ging, und nicht sowol, indem sie den Fuß aufsetzte, als indem sie ihn zum Weiterschreiten aufhob. Doch fielen die Schläge manchmal unregelmäßig, und besonders waren sie sehr stark, wenn sie quer über einen großen Saal den Weg nahm.

Der Hausvater hatte eines Tages Handwerksleute in der Nähe und ließ, da das Pochen am Heftigsten war, gleich hinter

ihr einige Dielen aufreißen. Es fand sich nichts, außer daß bei dieser Gelegenheit ein paar große Ratten zum Vorschein kamen, deren Jagd viel Lärm im Hause verursachte.

Entrüstet über diese Begebenheit und Verwirrung, griff der Hausherr zu einem strengen Mittel, nahm seine größte Hetzpeitsche von der Wand und schwur, daß er das Mädchen bis auf den Tod prügeln wolle, wenn sich noch ein einzig Mal das Pochen hören ließe. Von der Zeit an ging sie ohne Anfechtung im ganzen Hause herum, und man vernahm von dem Pochen nichts weiter."

„Woraus man denn deutlich sieht," fiel Luise ein, „daß das schöne Kind sein eignes Gespenst war und aus irgend einer Ursache sich diesen Spaß gemacht und seine Herrschaft zum Besten gehabt hatte."

„Keineswegs," versetzte Fritz; „denn Diejenigen, welche diese Wirkung einem Geiste zuschrieben, glaubten, ein Schutzgeist wolle zwar das Mädchen aus dem Hause haben, aber ihr doch kein Leids zufügen lassen. Andere nahmen es näher und hielten dafür, daß einer ihrer Liebhaber die Wissenschaft oder das Geschick gehabt habe, diese Töne zu erregen, um das Mädchen aus dem Hause in seine Arme zu nöthigen. Dem sei, wie ihm wolle, das gute Kind zehrte sich über diesen Vorfall beinah völlig ab und schien einem traurigen Geiste gleich, da sie vorher frisch, munter und die Heiterste im ganzen Hause gewesen. Aber auch eine solche körperliche Abnahme läßt sich auf mehr als eine Weise deuten."

„Es ist Schade," versetzte Karl, „daß man solche Vorfälle nicht genau untersucht, und daß man bei Beurtheilung der Begebenheiten, die uns so sehr interessiren, immer zwischen verschiedenen Wahrscheinlichkeiten schwanken muß, weil die Umstände, unter welchen solche Wunder geschehen, nicht alle bemerkt sind."

„Wenn es nur nicht überhaupt so schwer wäre, zu untersuchen," sagte der Alte, „und in dem Augenblicke, wo etwas dergleichen begegnet, die Punkte und Momente alle gegenwärtig zu haben, worauf es eigentlich ankommt, damit man nichts entwischen lasse, worin Betrug und Irrthum sich verstecken könne. Vermag man denn einem Taschenspieler so leicht auf die Sprünge zu kommen, von dem wir doch wissen, daß er uns zum Besten hat?"

Kaum hatte er ausgeredet, als in der Ecke des Zimmers auf einmal ein sehr starker Knall sich hören ließ. Alle fuhren auf,

und Karl sagte scherzend: „Es wird sich doch kein sterbender Liebhaber hören lassen?"

Er hätte gewünscht, seine Worte wieder zurückzunehmen; denn Luise ward bleich und gestand, daß sie für das Leben ihres Bräutigams zittere.

Fritz, um sie zu zerstreuen, nahm das Licht und ging nach dem Schreibtische, der in der Ecke stand. Die gewölbte Decke desselben war quer völlig durchgerissen; man hatte also die Ursache des Klanges; aber deßungeachtet fiel es ihnen auf, daß dieser Schreibtisch von Röntgen's bester Arbeit, der schon mehrere Jahre an demselben Platze stand, in diesem Augenblicke zufällig gerissen sein sollte. Man hatte ihn oft als Muster einer vortrefflichen und dauerhaften Tischlerarbeit gerühmt und vorgezeigt, und nun sollte er auf einmal reißen, ohne daß in der Luft die mindeste Veränderung zu spüren war.

„Geschwind," sagte Karl, „laßt uns zuerst diesen Umstand berichtigen und nach dem Barometer sehen!"

Das Quecksilber hatte seinen Stand vollkommen wie seit einigen Tagen; das Thermometer selbst war nicht mehr gefallen, als die Veränderung von Tag auf Nacht natürlich mit sich brachte.

„Schade, daß wir nicht einen Hygrometer bei der Hand haben," rief er aus; „gerade das Instrument wäre das nöthigste!"

„Es scheint," sagte der Alte, „daß uns immer die nöthigsten Instrumente abgehen, wenn wir Versuche auf Geister anstellen wollen."

Sie wurden in ihren Betrachtungen durch einen Bedienten unterbrochen, der mit Hast hereinkam und meldete, daß man ein starkes Feuer am Himmel sehe, jedoch nicht wisse, ob es in der Stadt oder in der Gegend sei.

Da man durch das Vorhergehende schon empfänglicher für den Schrecken geworden war, so wurden Alle mehr, als es vielleicht sonst geschehen sein würde, von der Nachricht betroffen. Fritz eilte auf das Belvedere des Hauses, wo auf einer großen horizontalen Scheibe die Karte des Landes ausführlich gezeichnet war, durch deren Hilfe man auch bei Nacht die verschiedenen Lagen der Orte ziemlich genau bestimmen konnte. Die Andern blieben nicht ohne Sorgen und Bewegung bei einander.

Fritz kam zurück und sagte: „Ich bringe keine gute Nachricht. Denn höchst wahrscheinlich ist der Brand nicht in der Stadt,

sondern auf dem Gute unserer Tante. Ich kenne die Richtung sehr genau und fürchte, mich nicht zu irren." Man bedauerte die schönen Gebäude und überrechnete den Verlust. „Indessen," sagte Fritz, „ist mir ein wunderlicher Gedanke eingekommen, der uns wenigstens über das sonderbare Anzeichen des Schreibtisches beruhigen kann. Vor allen Dingen wollen wir die Minute berichtigen, in der wir den Klang gehört haben."

Sie rechneten zurück, und es konnte etwa halb Zwölfe gewesen sein.

„Nun, Ihr mögt lachen oder nicht," fuhr Fritz fort, „will ich Euch meine Muthmaßung erzählen. Ihr wißt, daß unsre Mutter schon vor mehreren Jahren einen ähnlichen, ja man möchte sagen, einen gleichen Schreibtisch an unsre Tante geschenkt hat. Beide waren zu einer Zeit aus einem Holze mit der größten Sorgfalt von einem Meister verfertigt; beide haben sich bisher trefflich gehalten, und ich wollte wetten, daß in diesem Augenblicke mit dem Lusthause unsrer Tante der zweite Schreibtisch verbrennt, und daß sein Zwillingsbruder auch davon leidet. Ich will mich morgen selbst aufmachen und dieses seltsame Faktum so gut als möglich zu berichtigen suchen."

Ob Friedrich wirklich diese Meinung hegte, oder ob der Wunsch, seine Schwester zu beruhigen, ihm zu diesem Einfall geholfen, wollen wir nicht entscheiden; genug, sie ergriffen die Gelegenheit, über manche unleugbare Sympathien zu sprechen, und fanden am Ende eine Sympathie zwischen Hölzern, die auf einem Stamm erzeugt worden, zwischen Werken, die ein Künstler verfertigt, noch ziemlich wahrscheinlich. Ja sie wurden einig, dergleichen Phänomene ebenso gut für Naturphänomene gelten zu lassen als andere, welche sich öfter wiederholen, die wir mit Händen greifen und doch nicht erklären können.

„Ueberhaupt," sagte Karl, „scheint mir, daß jedes Phänomen sowie jedes Faktum an sich eigentlich das Interessante sei. Wer es erklärt oder mit andern Begebenheiten zusammenhängt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spaß und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher und Historienschreiber. Aber eine einzelne Handlung oder Begebenheit ist interessant, nicht weil sie erklärbar oder wahrscheinlich, sondern weil sie wahr ist. Wenn gegen Mitternacht die Flamme den Schreibtisch der Tante verzehrt hat, so ist das sonderbare Reißen des unsern zu gleicher Zeit für uns eine

wahre Begebenheit, sie mag übrigens erklärbar sein und zusammenhängen mit was sie will."

So tief es auch schon in der Nacht war, fühlte Niemand eine Neigung, zu Bette zu gehen, und Karl erbot sich, gleichfalls eine Geschichte zu erzählen, die nicht minder interessant sei, ob sie sich gleich vielleicht eher erklären und begreifen lasse als die vorigen.

„Der Marschall von Bassompierre," sagte er, „erzählt sie in seinen Memoiren; es sei mir erlaubt, in seinem Namen zu reden.

Seit fünf oder sechs Monaten hatte ich bemerkt, so oft ich über die kleine Brücke ging (denn zu der Zeit war der Pont neuf noch nicht erbauet), daß eine schöne Krämerin, deren Laden an einem Schilde mit zwei Engeln kenntlich war, sich tief und wiederholt vor mir neigte und mir so weit nachsah, als sie nur konnte. Ihr Betragen fiel mir auf; ich sah sie gleichfalls an und dankte ihr sorgfältig. Einst ritt ich von Fontainebleau nach Paris, und als ich wieder die kleine Brücke heraufkam, trat sie an ihre Ladenthüre und sagte zu mir, indem ich vorbeiritt: „Mein Herr, Ihre Dienerin!" Ich erwiderte ihren Gruß, und indem ich mich von Zeit zu Zeit umsah, hatte sie sich weiter vorgelehnt, um mir so weit als möglich nachzusehen.

Ein Bedienter nebst einem Postillon folgten mir, die ich noch diesen Abend mit Briefen an einige Damen nach Fontainebleau zurückschicken wollte. Auf meinen Befehl stieg der Bediente ab und ging zu der jungen Frau, ihr in meinem Namen zu sagen, daß ich ihre Neigung, mich zu sehen und zu grüßen, bemerkt hätte; ich wollte, wenn sie wünschte, mich näher kennen zu lernen, sie aufsuchen, wo sie verlangte.

Sie antwortete dem Bedienten, er hätte ihr keine bessere Neuigkeit bringen können; sie wollte kommen, wohin ich sie bestellte, nur mit der Bedingung, daß sie eine Nacht mit mir unter einer Decke zubringen dürfte.

Ich nahm den Vorschlag an und fragte den Bedienten, ob er nicht etwa einen Ort kenne, wo wir zusammenkommen könnten? Er antwortete, daß er sie zu einer gewissen Kupplerin führen wollte, rathe mir aber, weil die Pest sich hier und da zeige, Matratzen, Decken und Leintücher aus meinem Hause hinbringen zu lassen. Ich nahm den Vorschlag an, und er versprach, mir ein gutes Bett zu bereiten.

Des Abends ging ich hin und fand eine sehr schöne Frau von ungefähr zwanzig Jahren, mit einer zierlichen Nachtmütze,

einem sehr feinen Hemde, einem kurzen Unterrocke von grünwollenem Zeuge. Sie hatte Pantoffeln an den Füßen und eine Art von Pudermantel übergeworfen. Sie gefiel mir außerordentlich, und da ich mir einige Freiheiten herausnehmen wollte, lehnte sie meine Liebkosungen mit sehr guter Art ab und verlangte, mit mir zwischen zwei Leintüchern zu sein. Ich erfüllte ihr Begehren und kann sagen, daß ich niemals ein zierlicheres Weib gekannt, noch von irgend Einer mehr Vergnügen genossen hätte. Den andern Morgen fragte ich sie, ob ich sie nicht noch einmal sehen könnte, ich verreise erst Sonntag; und wir hatten die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag mit einander zugebracht.

Sie antwortete mir, daß sie es gewiß lebhafter wünsche als ich; wenn ich aber nicht den ganzen Sonntag bliebe, sei es ihr unmöglich; denn nur in der Nacht vom Sonntag auf den Montag könne sie mich wiedersehen. Als ich einige Schwierigkeiten machte, sagte sie: „Ihr seid wol meiner in diesem Augenblicke schon überdrüssig und wollt nun Sonntags verreisen; aber Ihr werdet bald wieder an mich denken und gewiß noch einen Tag zugeben, um eine Nacht mit mir zuzubringen."

Ich war leicht zu überreden, versprach ihr, den Sonntag zu bleiben und die Nacht auf den Montag mich wieder an dem nämlichen Orte einzufinden.

Darauf antwortete sie mir: „Ich weiß recht gut, mein Herr, daß ich in ein schändliches Haus um Ihrentwillen gekommen bin; aber ich habe es freiwillig gethan, und ich hatte ein so unüberwindliches Verlangen, mit Ihnen zu sein, daß ich jede Bedingung eingegangen wäre. Aus Leidenschaft bin ich an diesen abscheulichen Ort gekommen; aber ich würde mich für eine feile Dirne halten, wenn ich zum zweiten Mal dahin zurückkehren könnte. Möge ich eines elenden Todes sterben, wenn ich außer meinem Mann und Euch irgend Jemand zu Willen gewesen bin und nach irgend einem Andern verlange! Aber was thäte man nicht für eine Person, die man liebt, und für einen Bassompierre? Um seinetwillen bin ich in das Haus gekommen, um eines Mannes willen, der durch seine Gegenwart diesen Ort ehrbar gemacht hat. Wollt Ihr mich noch einmal sehen, so will ich Euch bei meiner Tante einlassen."

Sie beschrieb mir das Haus aufs Genaueste und fuhr fort: „Ich will Euch von zehn Uhr bis Mitternacht erwarten, ja noch später; die Thüre soll offen sein. Erst findet Ihr einen

kleinen Gang; in dem haltet Euch nicht auf; denn die Thüre meiner Tante geht da heraus. Dann stößt Euch eine Treppe sogleich entgegen, die Euch ins erste Geschoß führt, wo ich Euch mit offnen Armen empfangen werde."

Ich machte meine Einrichtung, ließ meine Leute und meine Sachen vorausgehen und erwartete mit Ungeduld die Sonntagsnacht, in der ich das schöne Weibchen wiedersehen sollte. Um zehn Uhr war ich schon am bestimmten Orte. Ich fand die Thüre, die sie mir bezeichnet hatte, sogleich, aber verschlossen, und im ganzen Hause Licht, das sogar von Zeit zu Zeit wie eine Flamme aufzulodern schien. Ungeduldig fing ich an zu klopfen, um meine Ankunft zu melden; aber ich hörte eine Mannsstimme, die mich fragte, wer draußen sei?

Ich ging zurück und einige Straßen auf und ab. Endlich zog mich das Verlangen wieder nach der Thüre. Ich fand sie offen und eilte durch den Gang die Treppe hinauf. Aber wie erstaunt war ich, als ich in dem Zimmer ein paar Leute fand, welche Bettstroh verbrannten, und bei der Flamme, die das ganze Zimmer erleuchtete, zwei nackte Körper auf dem Tische ausgestreckt sah. Ich zog mich eilig zurück und stieß im Hinausgehen auf ein paar Todtengräber, die mich fragten, was ich suchte? Ich zog den Degen, um sie mir vom Leibe zu halten, und kam, nicht unbewegt von diesem seltsamen Anblick, nach Hause. Ich trank sogleich drei bis vier Gläser Wein, ein Mittel gegen die pestilenzialischen Einflüsse, das man in Deutschland sehr bewährt hält, und trat, nachdem ich ausgeruhet, den andern Tag meine Reise nach Lothringen an.

Alle Mühe, die ich mir nach meiner Rückkunft gegeben, irgend etwas von dieser Frau zu erfahren, war vergeblich. Ich ging sogar nach dem Laden der zwei Engel; allein die Miethleute wußten nicht, wer vor ihnen darin gesessen hatte.

Dieses Abenteuer begegnete mir mit einer Person vom geringen Stande; aber ich versichere, daß ohne den unangenehmen Ausgang es eins der reizendsten gewesen wäre, deren ich mich erinnere, und daß ich niemals ohne Sehnsucht an das schöne Weibchen habe denken können."

„Auch dieses Räthsel," versetzte Fritz, „ist so leicht nicht zu lösen. Denn es bleibt zweifelhaft, ob das artige Weibchen in dem Hause mit an der Pest gestorben, oder ob sie es nur dieses Umstandes wegen vermieden habe."

„Hätte sie gelebt," versetzte Karl, „so hätte sie ihren Ge-

liebten gewiß auf der Gasse erwartet, und keine Gefahr hätte sie abgehalten, ihn wieder aufzusuchen. Ich fürchte immer, sie hat mit auf dem Tische gelegen."

„Schweigt," sagte Luise; „die Geschichte ist gar zu schrecklich! Was wird das für eine Nacht werden, wenn wir uns mit solchen Bildern zu Bette legen!"

„Es fällt mir noch eine Geschichte ein," sagte Karl, „die artiger ist, und die Bassompierre von einem seiner Vorfahren erzählt.

Eine schöne Frau, die den Ahnherrn außerordentlich liebte, besuchte ihn alle Montage auf seinem Sommerhause, wo er die Nacht mit ihr zubrachte, indem er seine Frau glauben ließ, daß er diese Zeit zu einer Jagdpartie bestimmt habe.

Zwei Jahre hatten sie sich ununterbrochen auf diese Weise gesehen, als seine Frau einigen Verdacht schöpfte, sich eines Morgens nach dem Sommerhause schlich und ihren Gewahl mit der Schönen in tiefem Schlafe antraf. Sie hatte weder Muth noch Willen, sie aufzuwecken, nahm aber ihren Schleier vom Kopfe und deckte ihn über die Füße der Schlafenden.

Als das Frauenzimmer erwachte und den Schleier erblickte, that sie einen hellen Schrei, brach in laute Klagen aus und jammerte, daß sie ihren Geliebten nicht mehr wiedersehen, ja daß sie sich ihm auf hundert Meilen nicht nähern dürfe. Sie verließ ihn, nachdem sie ihm drei Geschenke, ein kleines Fruchtmaaß, einen Ring und einen Becher für seine drei rechtmäßigen Töchter verehrt und ihm die größte Sorgfalt für diese Gaben anbefohlen hatte. Man hob sie sorgfältig auf, und die Abkömmlinge dieser drei Töchter glaubten die Ursache manches glücklichen Ereignisses in dem Besitz dieser Gabe zu finden."

„Das sieht nun schon eher dem Märchen der schönen Melusine und andern dergleichen Feengeschichten ähnlich," sagte Luise.

„Und doch hat sich eine solche Tradition," versetzte Friedrich, „und ein ähnlicher Talisman in unserm Hause erhalten."

„Wie wäre denn das?" fragte Karl.

„Es ist ein Geheimniß," versetzte Jener; „nur der älteste Sohn darf es allenfalls bei Lebzeiten des Vaters erfahren und nach seinem Tode das Kleinod besitzen."

„Du hast es also in Verwahrung?" fragte Luise.

„Ich habe wol schon zu viel gesagt," versetzte Friedrich, indem er das Licht anzündete, um sich hinwegzubegeben.

Die Familie hatte zusammen wie gewöhnlich das Frühstück eingenommen, und die Baronesse saß wieder an ihrem Stickrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: „Es ist zwar selten, daß Sänger, Dichter und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun; vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig sein sollten, sehr dringend bitten und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher, eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sei, irgend eine Geschichte anzuhören?"

„Recht gerne," versetzte die Baronesse, „und ich glaube, es werden alle Uebrigen mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bei welchen nach Weise der Tausend und einen Nacht eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, ein Interesse durch das andere verdrängt wird, wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksamkeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frei; aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind! Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht ist, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich, und so viel Gesinnung als nöthig, die nicht still steht, sich nicht auf einem Flecke zu langsam bewegt, sich aber auch nicht übereilt, in der die Menschen erscheinen, wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sei unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend, wenn sie zu Ende ist, und hinterlasse uns einen stillen Reiz, weiter nachzudenken!"

„Kennte ich Sie nicht besser, gnädige Frau," versetzte der Geistliche, „so würde ich glauben, Ihre Absicht sei, mein Waarenlager, noch eh ich irgend etwas davon ausgekramt habe,

durch diese hohen und strengen Forderungen völlig in Mißkredit zu setzen. Wie selten möchte man Ihnen nach Ihrem Maaßstab Genüge leisten können!" „Selbst in diesem Augenblicke," fuhr er fort, als er ein Wenig nachgedacht, „nöthigen Sie mich, die Erzählung, die ich im Sinne hatte, zurückzustellen und auf eine andere Zeit zu verlegen; und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange.

In einer italienischen Seestadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte große Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandria zu schiffen, kostbare Waaren zu erkaufen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrig blieb.

Bis in sein funfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt, und ihm war von den geselligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; ebenso wenig hatte das schöne Geschlecht bei allen Vorzügen seiner Landsmänninnen seine Aufmerksamkeit weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tags sein reich beladen Schiff in den Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeiert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerlei Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Prozessionen, bald in Schaaren durch die Stadt zu scherzen und sodann im Felde auf einem großen freien Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feier mit Vergnügen bei; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller

Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm bei einer Rückkehr auf sich selbst sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum ersten Mal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

„O ich Unglückseliger! Warum gehn mir so spät die Augen auf? Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen? So viel Mühe, so viel Gefahren, was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voller Waaren, meine Kisten voll edler Metalle und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien, so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; ein Kleinod fordert das andere, ein Goldstück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: Geh und eile, schaffe noch mehr Unsersgleichen herbei! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinodes. So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem Diesem kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: Du genießest diese Schätze nicht, und Niemand wird sie nach Dir genießen! Hast Du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? Hast Du eine Tochter damit ausgestattet? Hast Du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen Deinen Besitzthümern hast Du, hat Niemand der Deinigen etwas besessen, und was Du mühsam zusammengebracht hast, wird nach Deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

„O wie anders werden heute Abend jene glücklichen Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen! Solltest Du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? Bist Du denn schon ein Greis? Ist es nicht genug, die Versäumniß einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist? Nein, in Deinem Alter ist es noch nicht thöricht, ans Freien zu denken; mit Deinen Gütern wirst Du ein braves Weib erwerben und glücklich machen; und siehst Du noch Kinder in Deinem Hause, so werden Dir diese spätern Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft Denen, die sie zu früh vom

Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen."

Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Vorsatz bei sich befestigt hatte, rief er zwei Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu sein, fehlten auch diesmal nicht und eilten, sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen; denn ihr Patron, da er einmal nach dieser Waare lüstern ward, sollte auch die beste finden und besitzen.

Er selbst feierte so wenig als seine Abgesandten. Er ging, fragte, sah und hörte, und fand bald, was er suchte, in einem Frauenzimmer, das in diesem Augenblick das schönste der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ungefähr sechzehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Gestalt und Wesen das Angenehmste zeigte und das Beste versprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteste Zustand sowol bei Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes der Schönen versichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Lust, und von diesem Tage an fühlte sich unser Handelsmann zum ersten Mal im wirklichen Besitz und Genuß seiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die schönsten und reichsten Stoffe zur Bekleidung des schönen Körpers; die Juwelen glänzten ganz anders an der Brust und in den Haaren seiner Geliebten als ehemals im Schmuckkästchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die sie trug.

So fühlte er sich nicht allein so reich, sondern reicher als bisher, indem seine Güter sich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren schienen. Auf diese Weise lebte das Paar fast ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er schien seine Liebe zu einem thätigen und herumstreifenden Leben gegen das Gefühl häuslicher Glückseligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt sich so leicht nicht ab, und eine Richtung, die wir früh genommen, kann wol einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er Andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause an der Seite seiner Gattin manch-

mal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte und — zuletzt wirklich krank ward.

„Was soll nun aus Dir werden," sagte er zu sich selbst. „Du erfährst nun, wie thöricht es ist, in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue zu vertauschen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder herausbringen? Und wie geht es mir nun, der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freie Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bei allen Schätzen und bei der Blume aller Reichthümer, bei einer schönen jungen Frau, eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir, daß ich Alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen; denn die Thätigkeit ist das Glück, und für Den, der die Freuden eines ununterbrochenen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel an Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel an Bewegung krank, und wenn ich keinen andern Entschluß fasse, so bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

„Freilich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig, um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freien und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spazieren diese jungen seidnen Herren nicht schon jetzt vor meinen Fenstern auf und ab? Suchen sie nicht schon jetzt in der Kirche und in Gärten die Aufmerksamkeit meines Weibchens an sich zu ziehen? Und was wird erst geschehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bei ihrer Konstitution wäre es thöricht, zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte. Entfernst Du Dich, so wirst Du bei Deiner Rückkunft die Neigung Deines Weibes und ihre Treue zugleich mit der Ehre Deines Hauses verloren haben."

Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeit lang quälte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich

befand, aufs Aeußerste. Seine Frau, seine Verwandten und Freunde betrübten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bei sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung aus: „Thörichter Mensch! Du lässest es Dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, das Du doch bald, wenn Dein Uebel fortdauert, sterbend hinter Dir und einem Andern lassen mußt. Ist es nicht wenigstens klüger und besser, Du suchst das Leben zu erhalten, wenn Du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als das höchste Gut der Frauen geschätzt wird. Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern und vermißt geduldig, was er nicht erhalten kann! Warum solltest Du nicht Muth haben, Dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse Dein Leben abhängt?“

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf, nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten und Alles bereit zu halten, daß sie bei dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

„Laß Dich nicht befremden, wenn Du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus Du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke; betrübe Dich nicht, wenn ich Dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu Dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an Deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachlässigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf, und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wiedersehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichsten Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für Dich zu gewinnen denke. Ich lasse Dich im Besitz aller meiner Güter und meines Vermögens; bediene Dich dessen und vergnüge Dich mit Deinen Eltern und Verwandten! Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wiedersehen.“

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte, daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder

halten könne noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum Besten gedenken möge.

Nachdem er darauf Verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: „Ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon Du mir frei zu reden erlauben mußt; nur bitte ich Dich aufs Herzlichste, nicht zu mißdeuten, was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgniß meine Liebe zu erkennen."

„Ich kann es errathen," versetzte die Schöne darauf, „Du bist meinetwegen besorgt, indem Du nach Art der Männer unser Geschlecht ein für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst Du, daß ich in Deiner Abwesenheit leichtsinnig und verführbar sein werde. Ich schelte diese Sinnesart nicht, denn sie ist bei Euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich Dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sei ohne Sorgen! Du sollst Deine Frau so zärtlich und treu bei Deiner Rückkunft wiederfinden, als Du sie Abends fandest, wenn Du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest."

„Diese Gesinnungen traue ich Dir zu," versetzte der Gemahl, „und bitte Dich, darin zu verharren. Laß uns aber an die äußersten Fälle denken! Warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen? Du weißt, wie sehr Deine schöne und reizende Gestalt die Augen unsrer jungen Mitbürger auf sich zieht; sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um Dich bemühen; sie werden sich Dir auf alle Weise zu nähern, ja, zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild Deines Gemahls wie jetzt seine Gegenwart sie von Deiner Thüre und Deinem Herzen verscheuchen. Du bist ein edles und gutes Kind; aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam; sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht! Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit, selbst bei dem pflichtmäßigen Andenken an mich, das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeit lang der Gegenstand Deiner Wünsche sein; aber wer weiß, was für Umstände zusammentreffen, was für

Gelegenheiten sich finden, und ein Anderer wird in der Wirklichkeit ernten, was die Einbildungskraft mir zugedacht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte Dich, höre mich aus!

„Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit Du leugnest, und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß Du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wol entbehren könntest, so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frau gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine Jede und finden nichts natürlicher, als Eine der Andern aufzuopfern. Fühlst Du Dich geneigt, Dich nach einem Freunde umzusehen, so forsche nach Einem, der diesen Namen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß."

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger, und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. „Was Du auch von mir denken magst," rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, „so ist doch nichts entfernter von mir als das Verbrechen, das Du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun und mich verschlingen, und möge alle Hoffnung der Seligkeit mir entrissen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unsers Daseins verspricht! Entferne das Mißtrauen aus Deiner Brust und laß mir die ganze reine Hoffnung, Dich bald wieder in meinen Armen zu sehen!"

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein; seine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besitz eines großen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten Niemand zu sehen; und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein großes Haus, in dessen prächtigen Zimmern sie mit Vergnügen täglich das Andenken ihres Gemahls erneuerte.

So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie versäumten nicht, häufig vor ihrem Fenster vorbeizugehen,

und suchten des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig; doch gewöhnte sie sich bald daran und ließ an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern, woher sie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abwesenden galt, nicht zurückhalten.

Anstatt daß ihre unbekannten Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, schienen sich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien schon unterscheiden und bald sich die Neugierde nicht mehr versagen, zu wissen, wer die Unbekannten, und besonders, wer die Beharrlichen sein möchten. Sie durfte sich zum Zeitvertreib eine solche Theilnahme wol erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu sehen, auf die Vorbeigehenden zu merken und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am Längsten im Auge behielten. Es waren meist schöne, wohlgekleidete junge Leute, die aber freilich in Geberden sowol als in ihrem ganzen Aeußern ebensoviel Leichtsinn als Eitelkeit sehen ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als Jener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

„Wahrlich," sagte die Dame manchmal scherzend zu sich selbst, „mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zugesteht, schließt er alle Diejenigen aus, die sich um mich bemühen und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit Eigenschaften eines ruhigen Alters sind, die zwar unser Verstand schätzt, die aber unsre Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unsre Neigung anzureizen im Stande sind. Vor Diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher, daß sie kein Vertrauen erwecken, und Die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im Mindesten liebenswürdig."

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen; und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Ein-

samkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschen-Kenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens zu bewundern. „So war es also doch möglich, was ich ihm so lebhaft abstritt," sagte sie zu sich selbst, „und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen! Doch was können Vorsicht und Klugheit da, wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint? Wie soll ich Den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bei näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?"

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bei ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen; jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte auch in der tiefsten Einsamkeit angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sei ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studirt habe, soeben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man wußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bei außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit, die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bei einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Prokurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhause ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm Denjenigen zu finden, dem sie ihr Herz selbst nach der Vorschrift ihres Mannes übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe! Wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte! Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen; und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend sein mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige, was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das Zierlichste seines Weges vorbeiging.

Vergebens versuchte sie mehrere Tage hinter einander auf eben diese Weise von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, desto mehr schien er ihr Derjenige zu sein, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam. „Wie," sagte sie zu sich selbst, „nachdem Dein edler, verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem Du Dich in seiner Abwesenheit befinden würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß Du ohne Freund und Günstling nicht leben kannst, sollst Du Dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da Dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach Deinem Sinne, nach dem Sinne Deines Gatten, einen Jüngling, mit dem Du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannst? Thöricht, wer die Gelegenheit versäumt, thöricht, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will!"

Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatze zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber, wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns zuletzt auf einmal dahinreißt und unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Scham, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen, so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diente, zu dem geliebten Manne zu schicken und, es koste nun, was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Prokurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig

abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von Weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau in der Abwesenheit ihres Mannes wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Beistandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichste und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte, sich aufs Beste anzuziehen, und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das Reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, der Sopha mit den köstlichsten Teppichen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin, die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging sie ihm entgegen, als er endlich ankam! Mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebette niederließ, auf ein Tabouret sitzen, das zunächst dabei stand! Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe; sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte; auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

„Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der, so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen, zu reisen und zu handeln, ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

„Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wol das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat. Er begriff, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne; er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für Jedermann so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner

Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mir, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frei und ohne Anstand folgen wollte."

Sie hielt einen Augenblick inne; aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug, in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

„Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gesetzten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir, das Uebrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin, und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche!"

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: „Wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen! Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten, und als ein solcher gesteh' ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat; denn es ist gewiß, daß Einer, der ein junges Weib zurückläßt, um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein Solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besitzthum völlig derelinquirt und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem Ersten Besten erlaubt ist, eine solche völlig ins Freie gefallene Sache wieder zu ergreifen, so muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten, daß eine junge Frau, die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig scheint, ohne Bedenken überlasse.

„Tritt nun aber gar wie hier der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechts sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann, so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr,

da Demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

„Wenn Sie mich nun," fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrucke fort, indem er die schöne Freundin bei der Hand nahm, „wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seien Sie versichert," rief er aus, indem er die Hand küßte, „daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können."

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau! Sie scheute sich nicht, ihm ihre Zärtlichkeit aufs Lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schulter. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: „Kann sich wol ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? Ich bin gezwungen, mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach, wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt!"

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

„Eben als ich in Bologna," versetzte er, „am Ende meiner Studien war und mich aufs Aeußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstören, doch meine körperlichen und Geistes-Kräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sei, enthalten wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das Treulichste erfüllt, und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat, die ich erhalten, keineswegs lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwei Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe

übersteigt! Lassen Sie Sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freiwillig zugedacht haben!"

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, faßte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: „Ich wage kaum, Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich Jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernähme und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte, so würde ich um so geschwinder frei sein, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig sein, einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinwegzuräumen? Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweimal Brod und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen und muß ungeachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bei einem Gastmahl zu erscheinen, so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die an mir vorübergehen, zu widerstehen suchen. Können Sie Sich entschließen, einen Monat lang gleichfalls alle diese Gesetze zu befolgen, so werden Sie alsdann Sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben."

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegensetzten; doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Gutes versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: „Mein süßer Freund! Das Wunder, wodurch Sie Ihre Gesundheit wiedererlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde theilzunehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das Genaueste nach

Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten."

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs Genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatze fragen würde; und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne Händedruck, ohne Kuß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab; denn sie hatte Manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen; dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum ersten Mal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt, Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Kranken-Haus fertig zu machen versprochen hatte. Bei dieser neuen und unbequemen Beschäftigung unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit, und bei eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So verging eine Woche, und schon am Ende derselben fingen die Rosen ihrer Wangen an, einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden, als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie, in ihrem Vorsatze zu beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf und ließ von Weitem die Hoffnung eines ungestörten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf und versprach, bald wiederzukommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs Neue muntrer fort, und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch leider hätte sie durch eine große Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleiden an und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sei.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltsamkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten und war genöthigt, ungeachtet der warmen Jahrszeit sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beinah völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammenzuhalten. Ja, sie war nicht länger im Stande, aufrecht zu bleiben, und sogar gezwungen, in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen! Wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbei, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergingen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete! Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja, sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabouret setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit noch standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte: „Es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst gegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Dasein von nun an Ihnen schuldig bin.

„Wahrlich, mein Mann war verständig und klug und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja, er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintanzusetzen. Aber Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrthum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn

wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt und so lange, bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl! Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich! Entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besitzthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch durch sanfte Anleitung und durch Beispiel, daß in jedem Menschen die Kraft der Tugend im Verborgenen keimt! Die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn sein, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlandes verdienen."

„Man muß Ihren Prokurator loben," sagte die Baronesse; „er ist zierlich, vernünftig, unterhaltend und unterrichtend; so sollten alle Diejenigen sein, die uns von einer Verirrung abhalten oder davon zurückbringen wollen. Wirklich verdient die Erzählung vor vielen andern den Ehrentitel einer moralischen Erzählung. Geben Sie uns mehrere von dieser Art, und unsre Gesellschaft wird sich deren gewiß erfreuen."

Der Alte. Wenn diese Geschichte Ihren Beifall hat, so ist es mir zwar sehr angenehm; doch thut mir's leid, wenn Sie noch mehr moralische Erzählungen wünschen; denn es ist die erste und letzte.

Luise. Es bringt Ihnen nicht viel Ehre, daß Sie in Ihrer Sammlung gerade von der besten Art nur eine einzige haben.

Der Alte. Sie verstehn mich unrecht. Es ist nicht die einzige moralische Geschichte, die ich erzählen kann, sondern alle gleichen sich dergestalt, daß man immer nur dieselbe zu erzählen scheint.

Luise. Sie sollten Sich doch endlich diese Paradoxen abgewöhnen, die das Gespräch nur verwirren; erklären Sie Sich deutlicher!

Der Alte. Recht gern. Nur diejenige Erzählung verdient moralisch genannt zu werden, die uns zeigt, daß der Mensch in sich eine Kraft habe, aus Ueberzeugung eines Bessern selbst gegen seine Neigung zu handeln. Dieses lehrt uns diese Geschichte, und keine moralische Geschichte kann etwas Anderes lehren.

Luise. Und ich muß also, um moralisch zu handeln, gegen meine Neigung handeln?

Der Alte. Ja.

Luise. Auch wenn sie gut ist?

Der Alte. Keine Neigung ist an sich gut, sondern nur, insofern sie etwas Gutes wirkt.

Luise. Wenn man nun Neigung zur Wohlthätigkeit hätte?

Der Alte. So soll man sich verbieten, wohlthätig zu sein, sobald man sieht, daß man sein eigenes Hauswesen dadurch zu Grunde richtet.

Luise. Und wenn man einen unwiderstehlichen Trieb zur Dankbarkeit hätte?

Der Alte. Dafür ist bei den Menschen schon gesorgt, daß die Dankbarkeit bei ihnen niemals zum Triebe werden kann. Doch gesetzt auch, so würde Der zu schätzen sein, der sich lieber undankbar zeigte, als daß er etwas Schändliches aus Liebe zu seinem Wohlthäter unternähme.

Luise. So könnte es denn also doch unzählige moralische Geschichten geben.

Der Alte. In diesem Sinne, ja; doch würden sie alle nichts weiter sagen, als was mein Prokurator gesagt hat, und deswegen kann man ihn einzig dem Geiste nach nennen; denn darin haben Sie Recht: der Stoff kann sehr verschieden sein.

Luise. Hätten Sie Sich eigentlicher ausgedrückt, so hätten wir nicht gestritten.

Der Alte. Aber auch nicht gesprochen. Verwirrungen und Mißverständnisse sind die Quellen des thätigen Lebens und der Unterhaltung.

Luise. Ich kann doch noch nicht ganz mit Ihnen einig sein. Wenn ein tapferer Mann mit Gefahr seines eigenen Lebens Andere rettet, ist das keine moralische Handlung?

Der Alte. Nach meiner Art mich auszudrücken, nicht. Wenn aber ein furchtsamer Mensch seine Furcht überwindet und eben dasselbe thut, dann ist es eine moralische Handlung.

Die Baronesse. Ich wollte, lieber Freund, Sie gäben uns noch einige Beispiele und verglichen sich gelegentlich mit Luisen über die Theorie. Gewiß, ein Gemüth, das Neigung zum Guten hat, muß uns, wenn wir es gewahr werden, schon höchlich erfreuen; aber Schöneres ist nichts in der Welt als Neigung, durch Vernunft und Gewissen geleitet. Haben Sie noch eine Geschichte dieser Art, so wünschten wir sie zu hören. Ich liebe mir sehr Parallelgeschichten. Eine deutet auf die an-

dere hin und erklärt ihren Sinn besser als viele trockne Worte.

Der Alte. Ich kann wol noch einige, die hieher gehören, vorbringen; denn ich habe auf diese Eigenschaften des menschlichen Geistes besonders Acht gegeben.

Luise. Nur Eins möchte ich mir ausbitten. Ich leugne nicht, daß ich die Geschichten nicht liebe, die unsere Einbildungskraft immer in fremde Länder nöthigen. Muß denn Alles in Italien und Sicilien, im Orient geschehen? Sind denn Neapel, Palermo und Smyrna die einzigen Orte, wo etwas Interessantes vorgehen kann? Mag man doch den Schauplatz der Feenmärchen nach Samarkand und Ormus versetzen, um unsre Einbildungskraft zu verwirren! Wenn Sie aber unsern Geist, unser Herz bilden wollen, so geben Sie uns einheimische, geben Sie uns Familien-Gemälde, und wir werden uns desto eher darin erkennen und, wenn wir uns getroffen fühlen, desto gerührter an unser Herz schlagen.

Der Alte. Auch darin soll Ihnen gewillfahrt werden. Doch ist es mit den Familien-Gemälden eine eigene Sache; sie sehen einander alle so gleich, und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf unsern Theatern gesehen. Indessen will ich's wagen und eine Geschichte erzählen, von der Ihnen schon etwas Aehnliches bekannt ist, und die nur durch eine genaue Darstellung dessen, was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte.

Man kann in Familien oft die Bemerkung machen, daß Kinder sowol der Gestalt als dem Geiste nach bald vom Vater, bald von der Mutter Eigenschaften an sich tragen; und so kommt auch manchmal der Fall vor, daß ein Kind die Naturen beider Eltern auf eine besondere und verwundernswürdige Weise verbindet.

Hievon war ein junger Mensch, den ich Ferdinand nennen will, ein auffallender Beweis. Seine Bildung erinnerte an beide Eltern, und ihre Gemüthsart konnte man in der seinigen genau unterscheiden. Er hatte den leichten und frohen Sinn des Vaters, so auch den Trieb, den Augenblick zu genießen, und eine gewisse leidenschaftliche Art, bei manchen Gelegenheiten nur sich selbst in Anschlag zu bringen. Von der Mutter aber hatte er, so schien es, ruhige Ueberlegung, ein Gefühl von Recht und Billigkeit und eine Anlage zur Kraft, sich für Andere aufzuopfern. Man sieht hieraus leicht, daß Diejenigen, die mit ihm

umgingen, oft, um seine Handlungen zu erklären, zu der Hypothese ihre Zuflucht nehmen mußten, daß der junge Mann wol zwei Seelen haben möchte.

Ich übergehe mancherlei Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte.

Er hatte von Jugend auf eine reichliche Lebensart genossen, denn seine Eltern waren wohlhabend, lebten und erzogen ihre Kinder, wie es solchen Leuten geziemt; und wenn der Vater in Gesellschaften, beim Spiel und durch zierliche Kleidung mehr, als billig war, ausgab, so wußte die Mutter als eine gute Haushälterin dem gewöhnlichen Aufwande solche Grenzen zu setzen, daß im Ganzen ein Gleichgewicht blieb, und niemals ein Mangel zum Vorschein kommen konnte. Dabei war der Vater als Handelsmann glücklich; es geriethen ihm manche Spekulationen, die er sehr kühn unternommen hatte, und weil er gern mit Menschen lebte, hatte er sich in Geschäften auch vieler Verbindungen und mancher Beihilfe zu erfreuen.

Die Kinder als strebende Naturen wählen sich gewöhnlich im Hause das Beispiel Dessen, der am Meisten zu leben und zu genießen scheint. Sie sehen in einem Vater, der sich's wohl sein läßt, die entschiedene Regel, wornach sie ihre Lebensart einzurichten haben; und weil sie schon früh zu dieser Einsicht gelangen, so schreiten meistentheils ihre Begierden und Wünsche in großer Disproportion der Kräfte ihres Hauses fort. Sie finden sich bald überall gehindert, um so mehr, als jede neue Generation neue und frühere Anforderungen macht, und die Eltern den Kindern dagegen meistentheils nur gewähren möchten, was sie selbst in früherer Zeit genossen, da noch Jedermann mäßiger und einfacher zu leben sich bequemte.

Ferdinand wuchs mit der unangenehmen Empfindung heran, daß ihm oft dasjenige fehle, was er an seinen Gespielen sah. Er wollte in Kleidung, in einer gewissen Liberalität des Lebens und Betragens hinter Niemandem zurückbleiben; er wollte seinem Vater ähnlich werden, dessen Beispiel er täglich vor Augen sah, und der ihm doppelt als Musterbild erschien, einmal als Vater, für den der Sohn gewöhnlich ein günstiges Vorurtheil hegt, und dann wieder, weil der Knabe sah, daß der Mann auf diesem Wege ein vergnügliches und genußreiches Leben führte und dabei von Jedermann geschätzt und geliebt wurde. Ferdinand hatte

hierüber, wie man sich leicht denken kann, manchen Streit mit der Mutter, da er dem Vater die abgelegten Röcke nicht nachtragen, sondern selbst immer in der Mode sein wollte. So wuchs er heran, und seine Forderungen wuchsen immer vor ihm her, so daß er zuletzt, da er achtzehn Jahr alt war, ganz außer Verhältniß mit seinem Zustande sich fühlen mußte.

Schulden hatte er bisher nicht gemacht; denn seine Mutter hatte ihm davor den größten Abscheu eingeflößt, sein Vertrauen zu erhalten gesucht und in mehreren Fällen das Aeußerste gethan, um seine Wünsche zu erfüllen oder ihn aus kleinen Verlegenheiten zu reißen. Unglücklicherweise mußte sie in eben dem Zeitpunkte, wo er nun als Jüngling noch mehr aufs Aeußere sah, wo er durch die Neigung zu einem sehr schönen Mädchen, verflochten in größere Gesellschaft, sich Andern nicht allein gleichzustellen, sondern vor Andern sich hervorzuthun und zu gefallen wünschte, in ihrer Haushaltung gedrängter sein als jemals; anstatt also seine Forderungen wie sonst zu befriedigen, fing sie an, seine Vernunft, sein gutes Herz, seine Liebe zu ihr in Anspruch zu nehmen, und setzte ihn, indem sie ihn zwar überzeugte, aber nicht veränderte, wirklich in Verzweiflung.

Er konnte, ohne Alles zu verlieren, was ihm so lieb als sein Leben war, die Verhältnisse nicht verändern, in denen er sich befand. Von der ersten Jugend an war er diesem Zustande entgegengewachsen, er war mit Allem, was ihn umgab, zusammengewachsen; er konnte keine Faser seiner Verbindungen, Gesellschaften, Spaziergänge und Lustpartien zerreißen, ohne zugleich einen alten Schulfreund, einen Gespielen, eine neue ehrenvolle Bekanntschaft und, was das Schlimmste war, seine Liebe zu verletzen.

Wie hoch und werth er seine Neigung hielt, begreift man leicht, wenn man erfährt, daß sie zugleich seiner Sinnlichkeit, seinem Geiste, seiner Eitelkeit und seinen lebhaften Hoffnungen schmeichelte. Eins der schönsten, angenehmsten und reichsten Mädchen der Stadt gab ihm, wenigstens für den Augenblick, den Vorzug vor seinen vielen Mitwerbern. Sie erlaubte ihm, mit dem Dienst, den er ihr widmete, gleichsam zu prahlen, und sie schienen wechselsweise auf die Ketten stolz zu sein, die sie einander angelegt hatten. Nun war es ihm Pflicht, ihr überall zu folgen, Zeit und Geld in ihrem Dienste zu verwenden und auf jede Weise zu zeigen, wie werth ihm ihre Neigung und wie unentbehrlich ihm ihr Besitz sei.

Dieser Umgang und dieses Bestreben machte Ferdinanden mehr Aufwand, als es unter andern Umständen natürlich gewesen wäre. Sie war eigentlich von ihren abwesenden Eltern einer sehr wunderlichen Tante anvertraut worden, und es erforderte mancherlei Künste und seltsame Anstalten, um Ottilien, diese Zierde der Gesellschaft, in Gesellschaft zu bringen. Ferdinand erschöpfte sich in Erfindungen, um ihr die Vergnügungen zu verschaffen, die sie so gern genoß, und die sie Jedem, der um sie war, zu erhöhen wußte.

Und in eben diesem Augenblicke von einer geliebten und verehrten Mutter zu ganz anderen Pflichten aufgefordert zu werden, von dieser Seite keine Hilfe zu sehen, einen so lebhaften Abscheu vor Schulden zu fühlen, die auch seinen Zustand nicht lange würden gefristet haben, dabei von Jedermann für wohlhabend und freigebig angesehen zu werden und das tägliche und dringende Bedürfniß des Geldes zu empfinden, war gewiß eine der peinlichsten Lagen, in der sich ein junges, durch Leidenschaften bewegtes Gemüth befinden kann.

Gewisse Vorstellungen, die ihm früher nur leicht vor der Seele vorübergingen, hielt er nun fester; gewisse Gedanken, die ihn sonst nur Augenblicke beunruhigten, schwebten länger vor seinem Geiste, und gewisse verdrießliche Empfindungen wurden dauernder und bitterer. Hatte er sonst seinen Vater als sein Muster angesehen, so beneidete er ihn nun als seinen Nebenbuhler. Von Allem, was der Sohn wünschte, war Jener im Besitz; Alles, worüber Dieser sich ängstigte, ward Jenem leicht. Und es war nicht etwa von dem Nothwendigen die Rede, sondern von dem, was Jener hätte entbehren können. Da glaubte denn der Sohn, daß der Vater wol auch manchmal entbehren sollte, um ihn genießen zu lassen. Der Vater dagegen war ganz anderer Gesinnung; er war von denen Menschen, die sich viel erlauben, und die deswegen in den Fall kommen, Denen, die von ihnen abhängen, viel zu versagen. Er hatte dem Sohne etwas Gewisses ausgesetzt und verlangte genaue Rechenschaft, ja eine regelmäßige Rechnung von ihm darüber.

Nichts schärft das Auge des Menschen mehr, als wenn man ihn einschränkt. Darum sind die Frauen durchaus klüger als die Männer; und auf Niemand sind Untergebene aufmerksamer als auf Den, der befiehlt, ohne zugleich durch sein Beispiel vorauszugehen. So ward der Sohn auf alle Handlungen seines Vaters aufmerksam, besonders auf solche, die Geldausgaben

betrafen. Er horchte genauer auf, wenn er hörte, der Vater habe im Spiel verloren oder gewonnen; er beurtheilte ihn strenger, wenn Jener sich willkürlich etwas Kostspieliges erlaubte.

„Ist es nicht sonderbar," sagte er zu sich selbst, „daß Eltern, während sie sich mit Genuß aller Art überfüllen, indem sie blos nach Willkür ein Vermögen, das ihnen der Zufall gegeben hat, benutzen, ihre Kinder gerade zu der Zeit von jedem billigen Genuße ausschließen, da die Jugend am Empfänglichsten dafür ist! Und mit welchem Rechte thun sie es? Und wie sind sie zu diesem Rechte gelangt? Soll der Zufall allein entscheiden, und kann das ein Recht werden, wo der Zufall wirkt? Lebte der Großvater noch, der seine Enkel wie seine Kinder hielt, es würde mir viel besser ergehen; er würde es mir nicht am Nothwendigen fehlen lassen; denn ist uns das nicht nothwendig, was wir in Verhältnissen brauchen, zu denen wir erzogen und geboren sind? Der Großvater würde mich nicht darben lassen, so wenig er des Vaters Verschwendung zugeben würde. Hätte er länger gelebt, hätte er klar eingesehen, daß sein Enkel auch werth ist, zu genießen, so hätte er vielleicht in dem Testament mein früheres Glück entschieden. Sogar habe ich gehört, daß der Großvater eben vom Tode übereilt worden, da er einen letzten Willen aufzusetzen gedachte; und so hat vielleicht blos der Zufall mir meinen frühern Antheil an einem Vermögen entzogen, den ich, wenn mein Vater so zu wirthschaften fortfährt, wol gar auf immer verlieren kann."

Mit diesen und andern Sophistereien über Besitz und Recht, über die Frage, ob man ein Gesetz oder eine Einrichtung, zu denen man seine Stimme nicht gegeben, zu befolgen brauche, und inwiefern es dem Menschen erlaubt sei, im Stillen von den bürgerlichen Gesetzen abzuweichen, beschäftigte er sich oft in seinen einsamen verdrießlichsten Stunden, wenn er irgend aus Mangel des baaren Geldes eine Lustpartie oder eine andere angenehme Gesellschaft ausschlagen mußte. Denn schon hatte er kleine Sachen von Werth, die er besaß, vertrödelt, und sein gewöhnliches Taschengeld wollte keineswegs hinreichen.

Sein Gemüth verschloß sich, und man kann sagen, daß er in diesen Augenblicken seine Mutter nicht achtete, die ihm nicht helfen konnte, und seinen Vater haßte, der ihm nach seiner Meinung überall im Wege stand.

Zu eben der Zeit machte er eine Entdeckung, die seinen Unwillen noch mehr erregte. Er bemerkte, daß sein Vater nicht

allein kein guter, sondern auch ein unordentlicher Haushälter war; denn er nahm oft aus seinem Schreibtische in der Geschwindigkeit Geld, ohne es aufzuzeichnen, und fing nachher manchmal wieder an, zu zählen und zu rechnen, und schien verdrießlich, daß die Summen mit der Kasse nicht übereinstimmen wollten. Der Sohn machte diese Bemerkung mehrmals, und um so empfindlicher ward es ihm, wenn er zu eben der Zeit, da der Vater nur geradezu in das Geld hinein griff, einen entschiedenen Mangel spürte.

Zu dieser Gemüthsstimmung traf ein sonderbarer Zufall, der ihm eine reizende Gelegenheit gab, dasjenige zu thun, wozu er nur einen dunkeln und unentschiedenen Trieb gefühlt hatte.

Sein Vater gab ihm den Auftrag, einen Kasten alter Briefe durchzusehen und zu ordnen. Eines Sonntags, da er allein war, trug er ihn durch das Zimmer, wo der Schreibtisch stand, der des Vaters Kasse enthielt. Der Kasten war schwer; er hatte ihn unrecht gefaßt und wollte ihn einen Augenblick absetzen oder vielmehr nur anlehnen. Unvermögend, ihn zu halten, stieß er gewaltsam an die Ecke des Schreibtisches, und der Deckel desselben flog auf. Er sah nun alle die Rollen vor sich liegen, zu denen er manchmal nur hineingeschielt hatte, setzte seinen Kasten nieder und nahm, ohne zu denken und zu überlegen, eine Rolle von der Seite weg, wo der Vater gewöhnlich sein Geld zu willkürlichen Ausgaben herzunehmen schien. Er drückte den Schreibtisch wieder zu und versuchte den Seitenstoß; der Deckel flog jedesmal auf, und es war so gut, als wenn er den Schlüssel zum Pulte gehabt hätte.

Mit Heftigkeit suchte er nunmehr jede Vergnügung wieder, die er bisher hatte entbehren müssen. Er war fleißiger um seine Schöne; Alles, was er that und vornahm, war leidenschaftlicher; seine Lebhaftigkeit und Anmuth hatten sich in ein heftiges, ja beinahe wildes Wesen verwandelt, das ihm zwar nicht übel ließ, doch Niemandem wohlthätig war.

Was der Feuerfunke auf ein geladnes Gewehr, das ist die Gelegenheit zur Neigung, und jede Neigung, die wir gegen unser Gewissen befriedigen, zwingt uns, ein Uebermaaß von physischer Stärke anzuwenden; wir handeln wieder als wilde Menschen, und es wird schwer, äußerlich diese Anstrengung zu verbergen.

Je mehr ihm seine innere Empfindung widersprach, desto mehr häufte Ferdinand künstliche Argumente auf einander, und

desto muthiger und freier schien er zu handeln, je mehr er sich selbst von einer Seite gebunden fühlte.

Zu derselbigen Zeit waren allerlei Kostbarkeiten ohne Werth Mode geworden. Ottilie liebte sich zu schmücken; er suchte einen Weg, sie ihr zu verschaffen, ohne daß Ottilie selbst eigentlich wußte, woher die Geschenke kamen. Die Vermuthung ward auf einen alten Oheim geworfen, und Ferdinand war doppelt vergnügt, indem ihm seine Schöne ihre Zufriedenheit über die Geschenke und ihren Verdacht auf den Oheim zugleich zu erkennen gab.

Aber um sich und ihr dieses Vergnügen zu machen, mußte er noch einigemal den Schreibtisch seines Vaters eröffnen, und er that es mit desto weniger Sorge, als der Vater zu verschiedenen Zeiten Geld hineingelegt und herausgenommen hatte, ohne es aufzuschreiben.

Bald darauf sollte Ottilie zu ihren Eltern auf einige Monate verreisen. Die jungen Leute betrübten sich äußerst, da sie scheiden sollten, und ein Umstand machte ihre Trennung noch bedeutender. Ottilie erfuhr durch einen Zufall, daß die Geschenke, die sie erhalten hatte, von Ferdinanden kamen; sie setzte ihn darüber zu Rede, und als er es gestand, schien sie sehr verdrießlich zu werden. Sie bestand darauf, daß er sie zurücknehmen sollte, und diese Zumuthung machte ihm die bittersten Schmerzen. Er erklärte ihr, daß er ohne sie nicht leben könne noch wolle; er bat sie, ihm ihre Neigung zu erhalten, und beschwor sie, ihm ihre Hand nicht zu versagen, sobald er versorgt und häuslich eingerichtet sein würde. Sie liebte ihn, sie war gerührt, sie sagte ihm zu, was er wünschte, und in diesem glücklichen Augenblicke versiegelten sie ihr Versprechen mit den lebhaftesten Umarmungen und mit tausend herzlichen Küssen.

Nach ihrer Abreise schien Ferdinand sich sehr allein. Die Gesellschaften, in welchen er sie zu sehen pflegte, reizten ihn nicht mehr, indem sie fehlte. Er besuchte nur noch aus Gewohnheit sowol Freunde als Lustörter, und nur mit Widerwillen griff er noch einigemal in die Kasse des Vaters, um Ausgaben zu bestreiten, zu denen ihn keine Leidenschaften nöthigten. Er war oft allein, und die gute Seele schien die Oberhand zu gewinnen. Er erstaunte über sich selbst bei ruhigem Nachdenken, wie er jene Sophistereien über Recht und Besitz, über Ansprüche an fremdes Gut, und wie die Rubriken alle heißen mochten, bei sich auf eine so kalte und schiefe Weise habe

durchführen und dadurch eine unerlaubte Handlung beschönigen können. Es ward ihm nach und nach deutlich, daß nur Treue und Glauben die Menschen schätzenswerth mache, daß der Gute eigentlich leben müsse, um alle Gesetze zu beschämen, indem ein Anderer sie entweder umgehen oder zu seinem Vortheil gebrauchen mag.

Inzwischen, ehe diese wahren und guten Begriffe bei ihm ganz klar wurden und zu herrschenden Entschlüssen führten, unterlag er doch noch einigemal der Versuchung, aus der verbotenen Quelle in dringenden Fällen zu schöpfen. Niemals that er es aber ohne Widerwillen und nur wie von einem bösen Geiste an den Haaren hingezogen.

Endlich ermannte er sich und faßte den Entschluß, vor allen Dingen die Handlung sich unmöglich zu machen und seinen Vater von dem Zustande des Schlosses zu unterrichten. Er fing es klug an und trug den Kasten mit den nunmehr geordneten Briefen in Gegenwart seines Vaters durch das Zimmer, beging mit Vorsatz die Ungeschicklichkeit, mit dem Kasten wider den Schreibtisch zu stoßen, und wie erstaunte der Vater, als er den Deckel auffahren sah! Sie untersuchten Beide das Schloß und fanden, daß die Schließhaken durch die Zeit abgenutzt, und die Bänder wandelbar waren. Sogleich ward Alles reparirt, und Ferdinand hatte seit langer Zeit keinen vergnügtern Augenblick, als da er das Geld in so guter Verwahrung sah.

Aber dies war ihm nicht genug. Er nahm sich sogleich vor, die Summe, die er seinem Vater entwendet hatte, und die er noch wohl wußte, wieder zu sammeln und sie ihm auf eine oder die andere Weise zuzustellen. Er fing nun an, aufs Genaueste zu leben und von seinem Taschengelde, was nur möglich war, zu sparen. Freilich war das nur wenig, was er hier zurückhalten konnte, gegen das, was er sonst verschwendet hatte; indessen schien die Summe schon groß, da sie ein Anfang war, sein Unrecht wieder gut zu machen. Und gewiß ist ein ungeheurer Unterschied zwischen dem letzten Thaler, den man borgt, und zwischen dem ersten, den man abbezahlt.

Nicht lange war er auf diesem guten Wege, als der Vater sich entschloß, ihn in Handelsgeschäften zu verschicken. Er sollte sich mit einer entfernten Fabrikanstalt bekannt machen. Man hatte die Absicht, in einer Gegend, wo die ersten Bedürfnisse und die Handarbeit sehr wohlfeil waren, selbst ein Komptoir zu errichten, einen Kompagnon dort hinzusetzen, den Vortheil,

den man gegenwärtig Andern gönnen mußte, selbst zu gewinnen und durch Geld und Kredit die Anstalt ins Große zu treiben. Ferdinand sollte die Sache in der Nähe untersuchen und davon einen umständlichen Bericht abstatten. Der Vater hatte ihm ein Reisegeld ausgesetzt und ihm vorgeschrieben, damit auszukommen; es war reichlich, und er hatte sich nicht darüber zu beklagen.

Auch auf seiner Reise lebte Ferdinand sehr sparsam, rechnete und überrechnete und fand, daß er den dritten Theil seines Reisegeldes ersparen könnte, wenn er auf jede Weise sich einzuschränken fortführe. Er hoffte nun auch auf Gelegenheit, zu dem Uebrigen nach und nach zu gelangen, und er fand sie. Denn die Gelegenheit ist eine gleichgiltige Göttin, sie begünstigt das Gute wie das Böse.

In der Gegend, die er besuchen sollte, fand er Alles weit vortheilhafter, als man geglaubt hatte. Jedermann ging in dem alten Schlendrian handwerksmäßig fort. Von neu entdeckten Vortheilen hatte man keine Kenntniß, oder man hatte keinen Gebrauch davon gemacht. Man wendete nur mäßige Summen Geldes auf und war mit einem mäßigen Profit zufrieden, und er sah bald ein, daß man mit einem gewissen Kapital, mit Vorschüssen, Einkauf des ersten Materials im Großen, mit Anlegung von Maschinen, durch die Hilfe tüchtiger Werkmeister eine große und solide Einrichtung würde machen können.

Er fühlte sich durch die Idee dieser möglichen Thätigkeit sehr erhoben. Die herrliche Gegend, in der ihm jeden Augenblick seine geliebte Ottilie vorschwebte, ließ ihn wünschen, daß sein Vater ihn an diesen Platz setzen, ihm das neue Etablissement anvertrauen und so auf eine reichliche und unerwartete Weise ausstatten möchte.

Er sah Alles mit größrer Aufmerksamkeit, weil er Alles schon als das Seinige ansah. Er hatte zum ersten Mal Gelegenheit, seine Kenntnisse, seine Geisteskräfte, sein Urtheil anzuwenden. Die Gegend sowol als die Gegenstände interessirten ihn aufs Höchste, sie waren Labsal und Heilung für sein verwundetes Herz; denn nicht ohne Schmerzen konnte er sich des väterlichen Hauses erinnern, in welchem er wie in einer Art von Wahnsinn eine Handlung begehen konnte, die ihm nun das größte Verbrechen zu sein schien.

Ein Freund seines Hauses, ein wackerer, aber kränklicher Mann, der selbst den Gedanken eines solchen Etablissements

zuerst in Briefen gegeben hatte, war ihm stets zur Seite, zeigte ihm Alles, machte ihn mit seinen Ideen bekannt und freute sich, wenn ihm der junge Mensch entgegen-, ja zuvorkam. Dieser Mann führte ein sehr einfaches Leben, theils aus Neigung, theils weil seine Gesundheit es so forderte. Er hatte keine Kinder; eine Nichte pflegte ihn, der er sein Vermögen zugedacht hatte, der er einen wackern und thätigen Mann wünschte, um mit Unterstützung eines fremden Kapitals und frischer Kräfte dasjenige ausgeführt zu sehen, wovon er zwar einen Begriff hatte, wovon ihn aber seine physischen und ökonomischen Umstände zurückhielten.

Kaum hatte er Ferdinanden gesehen, als ihm Dieser sein Mann zu sein schien; und seine Hoffnung wuchs, als er so viel Neigung des jungen Menschen zum Geschäft und zu der Gegend bemerkte. Er ließ seiner Nichte seine Gedanken merken, und Diese schien nicht abgeneigt. Sie war ein junges, wohlgebildetes, gesundes und auf jede Weise gut geartetes Mädchen. Die Sorgfalt für ihres Oheims Haushaltung erhielt sie immer rasch und thätig, und die Sorge für seine Gesundheit immer weich und gefällig. Man konnte sich zur Gattin keine vollkommnere Person wünschen.

Ferdinand, der nur die Liebenswürdigkeit und die Liebe Ottiliens vor Augen hatte, sah über das gute Landmädchen hinweg oder wünschte, wenn Ottilie einst als seine Gattin in diesen Gegenden wohnen würde, ihr eine solche Haushälterin und Beschließerin beigeben zu können. Er erwiderte die Freundlichkeit und Gefälligkeit des Mädchens auf eine sehr ungezwungene Weise; er lernte sie näher kennen und sie schätzen; er begegnete ihr bald mit mehrerer Achtung, und sowol sie als ihr Oheim legten sein Betragen nach ihren Wünschen aus.

Ferdinand hatte sich nunmehr genau umgesehen und von Allem unterrichtet. Er hatte mit Hilfe des Oheims einen Plan gemacht und nach seiner gewöhnlichen Leichtigkeit nicht verborgen, daß er darauf rechne, selbst den Plan auszuführen. Zugleich hatte er der Nichte viele Artigkeiten gesagt und jede Haushaltung glücklich gepriesen, die einer so sorgfältigen Wirthin überlassen werden könnte. Sie und ihr Onkel glaubten daher, daß er wirklich Absichten habe, und waren in Allem um desto gefälliger gegen ihn.

Nicht ohne Zufriedenheit hatte Ferdinand bei seinen Untersuchungen gefunden, daß er nicht allein auf die Zukunft Vieles

von diesem Platze zu hoffen habe, sondern daß er auch gleich jetzt einen vortheilhaften Handel schließen, seinem Vater die entwendete Summe wiedererstatten und sich also von dieser drückenden Last auf einmal befreien könne. Er eröffnete seinem Freunde die Absicht seiner Spekulation, der eine außerordentliche Freude darüber hatte und ihm alle mögliche Beihilfe leistete, ja er wollte seinem jungen Freunde Alles auf Kredit verschaffen, das Dieser jedoch nicht annahm, sondern einen Theil davon sogleich von dem Ueberschusse des Reisegeldes bezahlte und den andern in gehöriger Frist abzutragen versprach.

Mit welcher Freude er die Waaren packen und laden ließ, war nicht auszusprechen; mit welcher Zufriedenheit er seinen Rückweg antrat, läßt sich denken. Denn die höchste Empfindung, die der Mensch haben kann, ist die, wenn er sich von einem Hauptfehler, ja von einem Verbrechen durch eigne Kraft erhebt und losmacht. Der gute Mensch, der ohne auffallende Abweichung vom rechten Pfade vor sich hinwandelt, gleicht einem ruhigen, lobenswürdigen Bürger, da hingegen Jener als ein Held und Ueberwinder Bewunderung und Preis verdient; und in diesem Sinne scheint das paradoxe Wort gesagt zu sein, daß die Gottheit selbst an einem zurückkehrenden Sünder mehr Freude habe als an neunundneunzig Gerechten.

Aber leider konnte Ferdinand durch seine guten Entschlüsse, durch seine Besserung und Wiedererstattung die traurigen Folgen der That nicht aufheben, die ihn erwarteten, und die sein schon wieder beruhigtes Gemüth aufs Neue schmerzlich kränken sollten. Während seiner Abwesenheit hatte sich das Gewitter zusammengezogen, das gerade bei seinem Eintritte in das väterliche Haus losbrechen sollte.

Ferdinand's Vater war, wie wir wissen, was seine Privatkasse betraf, nicht der Ordentlichste; die Handlungssachen hingegen wurden von einem geschickten und genauen Associé sehr richtig besorgt. Der Alte hatte das Geld, das ihm der Sohn entwendete, nicht eben gemerkt, außer daß unglücklicherweise darunter ein Packet einer in diesen Gegenden ungewöhnlichen Münzsorte gewesen war, die er einem Fremden im Spiel abgewonnen hatte. Diese vermißte er, und der Umstand schien ihm bedenklich. Allein, was ihn äußerst beunruhigte, war, daß ihm einige Rollen, jede mit hundert Dukaten, fehlten, die er vor einiger Zeit verborgt, aber gewiß wiedererhalten hatte. Er wußte, daß der Schreibtisch sonst durch einen Stoß auf-

gegangen war, er sah als gewiß an, daß er beraubt sei, und gerieth darüber in die äußerste Heftigkeit. Sein Argwohn schweifte auf allen Seiten herum. Unter den fürchterlichsten Drohungen und Verwünschungen erzählte er den Vorfall seiner Frau; er wollte das Haus um und um kehren, alle Bediente, Mägde und Kinder verhören lassen; Niemand blieb von seinem Argwohn frei. Die gute Frau that ihr Möglichstes, ihren Gatten zu beruhigen; sie stellte ihm vor, in welche Verlegenheit und Diskredit diese Geschichte ihn und sein Haus bringen könnte, wenn sie ruchbar würde, daß Niemand an dem Unglück, das uns betreffe, Antheil nehme als nur, um uns durch sein Mitleiden zu demüthigen, daß bei einer solchen Gelegenheit weder er noch sie verschont werden würden, daß man noch wunderlichere Anmerkungen machen könnte, wenn nichts herauskäme, daß man vielleicht den Thäter entdecken und, ohne ihn auf Zeitlebens unglücklich zu machen, das Geld wiedererhalten könne. Durch diese und andere Vorstellungen bewog sie ihn endlich, ruhig zu bleiben und durch stille Nachforschung der Sache näher zu kommen.

Und leider war die Entdeckung schon nahe genug. Ottiliens Tante war von dem wechselseitigen Versprechen der jungen Leute unterrichtet. Sie wußte von den Geschenken, die ihre Nichte angenommen hatte. Das ganze Verhältniß war ihr nicht angenehm, und sie hatte nur geschwiegen, weil ihre Nichte abwesend war. Eine sichere Verbindung mit Ferdinand schien ihr vortheilhaft, ein ungewisses Abenteuer war ihr unerträglich. Da sie also vernahm, daß der junge Mensch bald zurückkommen sollte, da sie auch ihre Nichte täglich wieder erwartete, eilte sie, von dem, was geschehen war, den Eltern Nachricht zu geben und ihre Meinung darüber zu hören, zu fragen, ob eine baldige Versorgung für Ferdinand zu hoffen sei, und ob man in eine Heirath mit ihrer Nichte willige.

Die Mutter verwunderte sich nicht wenig, als sie von diesen Verhältnissen hörte. Sie erschrak, als sie vernahm, welche Geschenke Ferdinand an Ottilien gegeben hatte. Sie verbarg ihr Erstaunen, bat die Tante, ihr einige Zeit zu lassen, um gelegentlich mit ihrem Manne über die Sache zu sprechen, versicherte, daß sie Ottilien für eine vortheilhafte Partie halte, und daß es nicht unmöglich sei, ihren Sohn nächstens auf eine schickliche Weise auszustatten.

Als die Tante sich entfernt hatte, hielt sie es nicht für

räthlich, ihrem Manne die Entdeckung zu vertrauen. Ihr lag nur daran, das unglückliche Geheimniß aufzuklären, ob Ferdinand, wie sie fürchtete, die Geschenke von dem entwendeten Geld gemacht habe. Sie eilte zu dem Kaufmann, der diese Art Geschmeide vorzüglich verkaufte, feilschte um ähnliche Dinge und sagte zuletzt, er müsse sie nicht übertheuern, denn ihrem Sohn, der eine solche Kommission gehabt, habe er die Sachen wohlfeiler gegeben. Der Handelsmann betheuerte „nein", zeigte die Preise genau an und sagte dabei, man müsse noch das Agio der Geldsorte hinzurechnen, in der Ferdinand zum Theil bezahlt habe. Er nannte ihr zu ihrer größten Betrübniß die Sorte; es war die, die dem Vater fehlte.

Sie ging nun, nachdem sie sich zum Scheine die nächsten Preise aufsetzen lassen, mit sehr bedrängtem Herzen hinweg. Ferdinand's Verirrung war zu deutlich; die Rechnung der Summe, die dem Vater fehlte, war groß, und sie sah nach ihrer sorglichen Gemüthsart die schlimmste That und die fürchterlichsten Folgen. Sie hatte die Klugheit, die Entdeckung vor ihrem Manne zu verbergen; sie erwartete die Zurückkunft ihres Sohnes mit getheilter Furcht und Verlangen. Sie wünschte sich aufzuklären und fürchtete, das Schlimmste zu erfahren.

Endlich kam er mit großer Heiterkeit zurück. Er konnte Lob für seine Geschäfte erwarten und brachte zugleich in seinen Waaren heimlich das Lösegeld mit, wodurch er sich von dem geheimen Verbrechen zu befreien gedachte.

Der Vater nahm seine Relation gut, doch nicht mit solchem Beifall auf, wie er hoffte; denn der Vorgang mit dem Gelde machte den Mann zerstreut und verdrießlich, um so mehr, als er einige ansehnliche Posten in diesem Augenblicke zu bezahlen hatte. Diese Laune des Vaters drückte ihn sehr, noch mehr die Gegenwart der Wände, der Mobilien, des Schreibtisches, die Zeugen seines Verbrechens gewesen waren. Seine ganze Freude war hin, seine Hoffnungen und Ansprüche; er fühlte sich als einen gemeinen, ja als einen schlechten Menschen.

Er wollte sich eben nach einem stillen Vertriebe der Waaren, die nun bald ankommen sollten, umsehen und sich durch die Thätigkeit aus seinem Elende herausreißen, als die Mutter ihn bei Seite nahm und ihm mit Liebe und Ernst sein Vergehen vorhielt und ihm auch nicht den mindesten Ausweg zum Leugnen offen ließ. Sein weiches Herz war zerrissen; er warf sich unter tausend Thränen zu ihren Füßen, bekannte, bat um Ver-

zeihung, betheuerte, daß nur die Neigung zu Ottilien ihn verleiten können, und daß sich keine anderen Laster zu diesem jemals gesellt hätten. Er erzählte darauf die Geschichte seiner Reue, daß er vorsätzlich dem Vater die Möglichkeit, den Schreibtisch zu eröffnen, entdeckt, und daß er durch Ersparniß auf der Reise und durch eine glückliche Spekulation sich im Stande sehe, Alles wiederzuersetzen.

Die Mutter, die nicht gleich nachgeben konnte, bestand darauf, zu wissen, wo er mit den großen Summen hingekommen sei; denn die Geschenke betrügen den geringsten Theil. Sie zeigte ihm zu seinem Entsetzen eine Berechnung dessen, was dem Vater fehlte; er konnte sich nicht einmal ganz zu dem Silber bekennen, und hoch und theuer schwur er, von dem Golde nichts angerührt zu haben. Hierüber war die Mutter äußerst zornig. Sie verwies ihm, daß er in dem Augenblicke, da er durch aufrichtige Reue seine Besserung und Bekehrung wahrscheinlich machen sollte, seine liebevolle Mutter noch mit Leugnen, Lügen und Märchen aufzuhalten gedenke, daß sie gar wohl wisse, wer des Einen fähig sei, sei auch alles Uebrigen fähig. Wahrscheinlich habe er unter seinen liederlichen Kameraden Mitschuldige, wahrscheinlich sei der Handel, den er geschlossen, mit dem entwendeten Gelde gemacht, und schwerlich würde er davon etwas erwähnt haben, wenn die Uebelthat nicht zufällig wäre entdeckt worden. Sie drohte ihm mit dem Zorne des Vaters, mit bürgerlichen Strafen, mit völliger Verstoßung; doch nichts kränkte ihn mehr, als daß sie ihn merken ließ, eine Verbindung zwischen ihm und Ottilien sei eben zur Sprache gekommen. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn in dem traurigsten Zustande. Er sah seinen Fehler entdeckt, er sah sich in dem Verdachte, der sein Verbrechen vergrößerte. Wie wollte er seine Eltern überreden, daß er das Gold nicht angegriffen? Bei der heftigen Gemüthsart seines Vaters mußte er einen öffentlichen Ausbruch befürchten; er sah sich im Gegensatze von allem Dem, was er sein konnte. Die Aussicht auf ein thätiges Leben, auf eine Verbindung mit Ottilien verschwand. Er sah sich verstoßen, flüchtig und in fremden Weltgegenden allem Ungemach ausgesetzt.

Aber selbst alles Dieses, was seine Einbildungskraft verwirrte, seinen Stolz verletzte, seine Liebe kränkte, war ihm nicht das Schmerzlichste. Am Tiefsten verwundete ihn der Gedanke, daß sein redlicher Vorsatz, sein männlicher Entschluß, sein befolgter

Plan, das Geschehene wieder gut zu machen, ganz verkannt, ganz geleugnet, gerade zum Gegentheil ausgelegt werden sollte. Wenn ihn jene Vorstellungen zu einer dunkeln Verzweiflung brachten, indem er bekennen mußte, daß er sein Schicksal verdient habe, so ward er durch diese aufs Innigste gerührt, indem er die traurige Wahrheit erfuhr, daß eine Uebelthat selbst gute Bemühungen zu Grunde zu richten im Stande ist. Diese Rückkehr auf sich selbst, diese Betrachtung, daß das edelste Streben vergebens sein sollte, machte ihn weich; er wünschte nicht mehr zu leben.

In diesen Augenblicken dürstete seine Seele nach einem höhern Beistand. Er fiel an seinem Stuhle nieder, den er mit seinen Thränen benetzte, und forderte Hilfe vom göttlichen Wesen. Sein Gebet war eines erhörenswerthen Inhalts: Der Mensch, der sich selbst vom Laster wieder erhebt, habe Anspruch auf eine unmittelbare Hilfe; Derjenige, der keine seiner Kräfte ungebraucht lasse, könne sich da, wo sie eben ausgehen, wo sie nicht hinreichen, auf den Beistand des Vaters im Himmel berufen.

In dieser Ueberzeugung, in dieser dringenden Bitte verharrte er eine Zeit lang und bemerkte kaum, daß seine Thür sich öffnete, und Jemand hereintrat. Es war die Mutter, die mit heiterm Gesichte auf ihn zukam, seine Verwirrung sah und ihn mit tröstlichen Worten anredete. „Wie glücklich bin ich," sagte sie, „daß ich Dich wenigstens als keinen Lügner finde, und daß ich Deine Reue für wahr halten kann! Das Gold hat sich gefunden; der Vater, als er es von einem Freunde wiedererhielt, gab es dem Kassier aufzuheben, und durch die vielen Beschäftigungen des Tages zerstreut, hat er es vergessen. Mit dem Silber stimmt Deine Angabe ziemlich zusammen; die Summe ist nun viel geringer. Ich konnte die Freude meines Herzens nicht verbergen und versprach dem Vater, die fehlende Summe wiederzuverschaffen, wenn er sich zu beruhigen und weiter nach der Sache nicht zu fragen verspräche."

Ferdinand ging sogleich zur größten Freude über. Er eilte, sein Handelsgeschäft zu vollbringen, stellte bald der Mutter das Geld zu, ersetzte selbst das, was er nicht genommen hatte, wovon er wußte, daß es blos durch die Unordnung des Vaters in seinen Ausgaben vermißt wurde. Er war fröhlich und heiter; doch hatte dieser ganze Vorfall eine sehr ernste Wirkung bei ihm zurückgelassen. Er hatte sich überzeugt, daß der Mensch Kraft habe, das Gute zu wollen und zu vollbringen; er glaubte

nun auch, daß dadurch der Mensch das göttliche Wesen für sich interessiren und sich dessen Beistand versprechen könne, den er soeben unmittelbar erfahren hatte. Mit großer Freudigkeit entdeckte er nun dem Vater seinen Plan, sich in jenen Gegenden niederzulassen. Er stellte die Anstalt in ihrem ganzen Werthe und Umfange vor; der Vater war nicht abgeneigt, und die Mutter entdeckte heimlich ihrem Gatten das Verhältniß Ferdinand's zu Ottilien. Diesem gefiel eine so glänzende Schwiegertochter, und die Aussicht, seinen Sohn ohne Kosten ausstatten zu können, war ihm sehr angenehm.

„Diese Geschichte gefällt mir," sagte Luise, als der Alte geendigt hatte, „und ob sie gleich aus dem gemeinen Leben genommen ist, so kommt sie mir doch nicht alltäglich vor. Denn wenn wir uns selbst fragen und Andere beobachten, so finden wir, daß wir selten durch uns selbst bewogen werden, diesem oder jenem Wunsche zu entsagen; meist sind es die äußern Umstände, die uns dazu nöthigen."

„Ich wünschte," sagte Karl, „daß wir gar nicht nöthig hätten, uns etwas zu versagen, sondern daß wir dasjenige gar nicht kennten, was wir nicht besitzen sollen. Leider ist in unsern Zuständen Alles so zusammengedrängt, Alles ist bepflanzt, alle Bäume hängen voller Früchte, und wir sollen nur immer drunter weggehen, uns an dem Schatten begnügen und auf die schönsten Genüsse Verzicht thun."

„Lassen Sie uns," sagte Luise zum Alten, „nun Ihre Geschichte weiter hören!"

Der Alte. Sie ist wirklich schon aus.

Luise. Die Entwicklung haben wir freilich gehört, nun möchten wir aber auch gerne das Ende vernehmen.

Der Alte. Sie unterscheiden richtig, und da Sie Sich für das Schicksal meines Freundes interessiren, so will ich Ihnen, wie es ihm ergangen, noch kürzlich erzählen.

Befreit von der drückenden Last eines so häßlichen Vergehens, nicht ohne bescheidne Zufriedenheit mit sich selbst, dachte er nun an sein künftiges Glück und erwartete sehnsuchtsvoll die Rückkunft Ottiliens, um sich gegen sie zu erklären und sein gegebenes Wort im ganzen Umfange zu erfüllen. Sie kam in Gesellschaft ihrer Eltern; er eilte zu ihr, er fand sie schöner und heiterer als jemals. Mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, in welchem er sie allein sprechen und ihr seine Aussichten vorlegen könnte. Die Stunde kam, und mit aller Freude und Zärtlichkeit der

Liebe erzählte er ihr seine Hoffnungen, die Nähe seines Glücks und den Wunsch, es mit ihr zu theilen. Allein wie verwundert war er, ja wie bestürzt, als sie die ganze Sache sehr leichtsinnig, ja man dürfte beinahe sagen höhnisch aufnahm! Sie scherzte nicht ganz fein über die Einsiedelei, die er sich ausgesucht habe, über die Figur, die sie Beide spielen würden, wenn sie sich als Schäfer und Schäferin unter ein Strohdach flüchteten, und was dergleichen mehr war.

Betroffen und erbittert kehrte er in sich zurück; ihr Betragen hatte ihn verdrossen, und er ward einen Augenblick kalt. Sie war ungerecht gegen ihn gewesen, und nun bemerkte er Fehler an ihr, die ihm sonst verborgen geblieben waren. Auch brauchte es kein sehr helles Auge, um zu sehen, daß ein sogenannter Vetter, der mit angekommen war, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog und einen großen Theil ihrer Neigung gewonnen hatte.

Bei dem unleidlichen Schmerz, den Ferdinand empfand, nahm er sich doch bald zusammen, und die Ueberwindung, die ihm schon einmal gelungen war, schien ihm zum zweiten Male möglich. Er sah Ottilien oft und gewann über sich, sie zu beobachten; er that freundlich, ja zärtlich gegen sie, und sie nicht weniger gegen ihn; allein ihre Reize hatten ihre größte Macht verloren, und er fühlte bald, daß selten bei ihr etwas aus dem Herzen kam, daß sie vielmehr nach Belieben zärtlich und kalt, reizend und abstoßend, angenehm und launisch sein konnte. Sein Gemüth machte sich nach und nach von ihr los, und er entschloß sich, auch noch die letzten Fäden entzwei zu reißen.

Diese Operation war schmerzhafter, als er sich vorgestellt hatte. Er fand sie eines Tages allein und nahm sich ein Herz, sie an ihr gegebenes Wort zu erinnern und jene Augenblicke ihr ins Gedächtniß zurückzurufen, in denen sie Beide, durch das zarteste Gefühl gedrungen, eine Abrede auf ihr künftiges Leben genommen hatten. Sie war freundlich, ja man kann fast sagen zärtlich; er ward weicher und wünschte in diesem Augenblicke, daß Alles anders sein möchte, als er sich vorgestellt hatte. Doch nahm er sich zusammen und trug ihr die Geschichte seines bevorstehenden Etablissements mit Ruhe und Liebe vor. Sie schien sich darüber zu freuen und gewissermaßen nur zu bedauern, daß dadurch ihre Verbindung weiter hinausgeschoben werde. Sie gab zu erkennen, daß sie nicht die mindeste Lust

habe, die Stadt zu verlassen, sie ließ ihre Hoffnung sehen, daß er sich durch einige Jahre Arbeit in jenen Gegenden in den Stand setzen könnte, auch unter seinen jetzigen Mitbürgern eine große Figur zu spielen. Sie ließ ihn nicht undeutlich merken, daß sie von ihm erwarte, daß er künftig noch weiter als sein Vater gehen und sich in Allem noch ansehnlicher und reichlicher zeigen werde.

Nur zu sehr fühlte Ferdinand, daß er von einer solchen Verbindung kein Glück zu erwarten habe, und doch war es schwer, so vielen Reizen zu entsagen. Ja, vielleicht wäre er ganz unschlüssig von ihr weggegangen, hätte ihn nicht der Vetter abgelöst und in seinem Betragen allzu viel Vertraulichkeit gegen Ottilien gezeigt. Ferdinand schrieb ihr darauf einen Brief, worin er ihr nochmals versicherte, daß sie ihn glücklich machen würde, wenn sie ihm zu seiner neuen Bestimmung folgen wollte, daß er aber für Beide nicht räthlich hielte, eine entfernte Hoffnung auf künftige Zeiten zu nähren und sich auf eine ungewisse Zukunft durch ein Versprechen zu binden.

Noch auf diesen Brief wünschte er eine günstige Antwort; allein sie kam nicht, wie sein Herz, sondern wie sie seine Vernunft billigen mußte. Ottilie gab ihm auf eine sehr zierliche Art sein Wort zurück, ohne sein Herz ganz loszulassen, und ebenso sprach das Billet auch von ihren Empfindungen; dem Sinne nach war sie gebunden und ihren Worten nach frei.

Was soll ich nun weiter umständlich sein? Ferdinand eilte in seine friedlichen Gegenden zurück. Seine Einrichtung war bald gemacht; er war ordentlich und fleißig und ward es nur um so mehr, als das gute natürliche Mädchen, die wir schon kennen, ihn als Gattin beglückte, und der alte Oheim Alles that, seine häusliche Lage zu sichern und bequem zu machen.

Ich habe ihn in spätern Jahren kennen lernen, umgeben von einer zahlreichen, wohlgebildeten Familie. Er hat mir seine Geschichte selbst erzählt; und wie es Menschen zu gehen pflegt, denen irgend etwas Bedeutendes in früherer Zeit begegnet, so hatte sich auch jene Geschichte so tief bei ihm eingedrückt, daß sie einen großen Einfluß auf sein Leben hatte. Selbst als Mann und Hausvater pflegte er sich manchmal etwas, das ihm Freude würde gemacht haben, zu versagen, um nur nicht aus der Uebung einer so schönen Tugend zu kommen, und seine

ganze Erziehung bestand gewissermaßen darin, daß seine Kinder sich gleichsam aus dem Stegreife etwas mußten versagen können.

Auf eine Weise, die ich im Anfang nicht billigen konnte, untersagte er zum Beispiel einem Knaben bei Tische, von einer beliebten Speise zu essen. Zu meiner Verwunderung blieb der Knabe heiter, und es war, als wenn weiter nichts geschehen wäre.

Und so ließen die Aeltesten aus eigener Bewegung manchmal ein edles Obst oder sonst einen Leckerbissen vor sich vorbeigehen; dagegen erlaubte er ihnen, ich möchte wol sagen Alles, und es fehlte nicht an Arten und Unarten in seinem Hause. Er schien über Alles gleichgiltig zu sein und ließ ihnen eine fast unbändige Freiheit; nur fiel es ihm die Woche einmal ein, daß Alles auf die Minute geschehen mußte; alsdann wurden des Morgens gleich die Uhren regulirt, ein Jeder erhielt seine Ordre für den Tag, Geschäfte und Vergnügungen wurden gehäuft, und Niemand durfte eine Sekunde fehlen. Ich könnte Sie stundenlang von seinen Gesprächen und Anmerkungen über diese sonderbare Art der Erziehung unterhalten. Er scherzte mit mir als einem katholischen Geistlichen über meine Gelübde und behauptete, daß eigentlich jeder Mensch sowol sich selbst Enthaltsamkeit als Andern Gehorsam geloben sollte, nicht um sie immer, sondern um sie zur rechten Zeit auszuüben.

Die Baronesse machte eben einige Anmerkungen und gestand, daß dieser Freund im Ganzen wol Recht gehabt habe; denn so komme auch in einem Reiche Alles auf die exekutive Gewalt an; die gesetzgebende möge so vernünftig sein, als sie wolle, es helfe dem Staate nichts, wenn die ausführende nicht mächtig sei.

Luise sprang ans Fenster; denn sie hörte Friedrichen zum Hofe hereinreiten. Sie ging ihm entgegen und führte ihn ins Zimmer. Er schien heiter, ob er gleich von Scenen des Jammers und der Verwüstung kam; und anstatt sich in eine genaue Erzählung des Brandes einzulassen, der das Haus ihrer Tante betroffen, versicherte er, daß es ausgemacht sei, daß der Schreibtisch zu eben der Stunde dort verbrannt sei, da der ihrige hier so heftige Sprünge bekommen hatte.

„In eben dem Augenblicke," sagte er, „als der Brand sich schon dem Zimmer näherte, rettete der Verwalter noch eine Uhr, die auf eben diesem Schreibtische stand. Im Hinaustragen

mochte sich etwas am Werke verrücken, und sie blieb auf halb Zwölfe stehen. Wir haben also, wenigstens was die Zeit betrifft, eine völlige Uebereinstimmung." Die Baronesse lächelte; der Hofmeister behauptete, daß, wenn zwei Dinge zusammenträfen, man deswegen noch nicht auf ihren Zusammenhang schließen könne. Luisen gefiel es dagegen, diese beiden Vorfälle zu verknüpfen, besonders da sie von dem Wohlbefinden ihres Bräutigams Nachricht erhalten hatte; und man ließ der Einbildungskraft abermals vollkommen freien Lauf.

„Wissen Sie nicht," sagte Karl zum Alten, „uns irgend ein Märchen zu erzählen? Die Einbildungskraft ist ein schönes Vermögen, nur mag ich nicht gern, wenn sie das, was wirklich geschehen ist, verarbeiten will; die luftigen Gestalten, die sie erschafft, sind uns als Wesen einer eigenen Gattung sehr willkommen; verbunden mit der Wahrheit, bringt sie meist nur Ungeheuer hervor und scheint mir alsdann gewöhnlich mit dem Verstand und der Vernunft im Widerspruche zu stehen. Sie muß sich, däucht mich, an keinen Gegenstand hängen, sie muß uns keinen Gegenstand aufdringen wollen; sie soll, wenn sie Kunstwerke hervorbringt, nur wie eine Musik auf uns selbst spielen, uns in uns selbst bewegen und zwar so, daß wir vergessen, daß etwas außer uns sei, das diese Bewegung hervorbringt."

„Fahren Sie nicht fort," sagte der Alte, „Ihre Anforderungen an ein Produkt der Einbildungskraft umständlicher auszuführen! Auch das gehört zum Genuß an solchen Werken, daß wir ohne Forderungen genießen; denn sie selbst kann nicht fordern; sie muß erwarten, was ihr geschenkt wird. Sie macht keine Plane, nimmt sich keinen Weg vor, sondern sie wird von ihren eigenen Flügeln getragen und geführt, und indem sie sich hin und her schwingt, bezeichnet sie die wunderlichsten Bahnen, die sich in ihrer Richtung stets verändern und wenden. Lassen Sie auf meinem gewöhnlichen Spaziergange erst die sonderbaren Bilder wieder in meiner Seele lebendig werden, die mich in frühern Jahren oft unterhielten. Diesen Abend verspreche ich Ihnen ein Märchen, durch das Sie an nichts und an Alles erinnert werden sollen."

Man entließ den Alten gern, um so mehr, da Jedes von Friedrichen Neuigkeiten und Nachrichten von dem, was indessen geschehen war, einzuziehen hoffte.

Das Märchen.

An dem großen Flusse, der eben von einem starken Regen geschwollen und übergetreten war, lag in seiner kleinen Hütte, müde von der Anstrengung des Tages, der alte Fährmann und schlief. Mitten in der Nacht weckten ihn einige laute Stimmen; er hörte, daß Reisende übergesetzt sein wollten.

Als er vor die Thür hinaus trat, sah er zwei große Irrlichter über dem angebundenen Kahne schweben, die ihm versicherten, daß sie große Eile hätten und schon an jenem Ufer zu sein wünschten. Der Alte säumte nicht, stieß ab und fuhr mit seiner gewöhnlichen Geschicklichkeit quer über den Strom, indeß die Fremden in einer unbekannten, sehr behenden Sprache gegen einander zischten und mitunter in ein lautes Gelächter ausbrachen, indem sie bald auf den Rändern und Bänken, bald auf dem Boden des Kahns hin und wieder hüpften.

„Der Kahn schwankt!" rief der Alte, „und wenn Ihr so unruhig seid, kann er umschlagen; setzt Euch, Ihr Lichter!"

Sie brachen über diese Zumuthung in ein großes Gelächter aus, verspotteten den Alten und waren noch unruhiger als vorher. Er trug ihre Unarten mit Geduld und stieß bald am jenseitigen Ufer an.

„Hier ist für Eure Mühe!" riefen die Reisenden, und es fielen, indem sie sich schüttelten, viele glänzende Goldstücke in den feuchten Kahn. — „Ums Himmels willen, was macht Ihr!" rief der Alte, „Ihr bringt mich ins größte Unglück! Wäre ein Goldstück ins Wasser gefallen, so würde der Strom, der dies Metall nicht leiden kann, sich in entsetzliche Wellen erhoben, das Schiff und mich verschlungen haben, und wer weiß, wie es Euch gegangen sein würde! Nehmt Euer Geld wieder zu Euch!"

„Wir können nichts wieder zu uns nehmen, was wir abgeschüttelt haben," versetzten Jene.

„So macht Ihr mir noch die Mühe," sagte der Alte, indem er sich bückte und die Goldstücke in seine Mütze las, „daß ich sie zusammensuchen, ans Land tragen und vergraben muß."

Die Irrlichter waren aus dem Kahne gesprungen, und der Alte rief: „Wo bleibt nun mein Lohn?"

„Wer kein Gold nimmt, mag umsonst arbeiten!“ riefen die Irrlichter. — „Ihr müßt wissen, daß man mich nur mit Früchten der Erde bezahlen kann.“ — „Mit Früchten der Erde? Wir verschmähen sie und haben sie nie genossen.“ — „Und doch kann ich Euch nicht loslassen, bis Ihr mir versprecht, daß Ihr mir drei Kohlhäupter, drei Artischocken und drei große Zwiebeln liefert.“

Die Irrlichter wollten scherzend davonschlüpfen; allein sie fühlten sich auf eine unbegreifliche Weise an den Boden gefesselt; es war die unangenehmste Empfindung, die sie jemals gehabt hatten. Sie versprachen, seine Forderung nächstens zu befriedigen; er entließ sie und stieß ab. Er war schon weit hinweg, als sie ihm nachriefen: „Alter, hört! Alter, wir haben das Wichtigste vergessen!“ Er war fort und hörte sie nicht. Er hatte sich an derselben Seite den Fluß hinabtreiben lassen, wo er in einer gebirgigen Gegend, die das Wasser niemals erreichen konnte, das gefährliche Gold verscharren wollte. Dort fand er zwischen hohen Felsen eine ungeheure Kluft, schüttete es hinein und fuhr nach seiner Hütte zurück.

In dieser Kluft befand sich die schöne grüne Schlange, die durch die herabklingende Münze aus ihrem Schlafe geweckt wurde. Sie ersah kaum die leuchtenden Scheiben, als sie solche auf der Stelle mit großer Begierde verschlang und alle Stücke, die sich in dem Gebüsch und zwischen den Felsritzen zerstreut hatten, sorgfältig aufsuchte.

Kaum waren sie verschlungen, so fühlte sie mit der angenehmsten Empfindung das Gold in ihren Eingeweiden schmelzen und sich durch ihren ganzen Körper ausbreiten, und zur größten Freude bemerkte sie, daß sie durchsichtig und leuchtend geworden war. Lange hatte man ihr schon versichert, daß diese Erscheinung möglich sei; weil sie aber zweifelhaft war, ob dieses Licht lange dauern könne, so trieb sie die Neugierde und der Wunsch, sich für die Zukunft sicherzustellen, aus dem Felsen heraus, um zu untersuchen, wer das schöne Gold hereingestreut haben könnte. Sie fand Niemanden. Desto angenehmer war es ihr, sich selbst, da sie zwischen Kräutern und Gesträuchen hinkroch, und ihr anmuthiges Licht, das sie durch das frische Grün verbreitete, zu bewundern. Alle Blätter schienen von Smaragd, alle Blumen auf das Herrlichste verklärt. Vergebens durchstrich sie die einsame Wildniß; desto mehr aber wuchs ihre Hoffnung, als sie auf die Fläche kam und von Weitem einen Glanz, der

dem ihrigen ähnlich war, erblickte. „Find' ich doch endlich Meinesgleichen!" rief sie aus und eilte nach der Gegend zu. Sie achtete nicht die Beschwerlichkeit, durch Sumpf und Rohr zu kriechen; denn ob sie gleich auf trocknen Bergwiesen, in hohen Felsritzen am Liebsten lebte, gewürzhafte Kräuter gerne genoß und mit zartem Thau und frischem Quellwasser ihren Durst gewöhnlich stillte, so hätte sie doch des lieben Goldes willen und in Hoffnung des herrlichen Lichtes Alles unternommen, was man ihr auferlegte.

Sehr ermüdet gelangte sie endlich zu einem feuchten Ried, wo unsere beiden Irrlichter hin und wieder spielten. Sie schoß auf sie los, begrüßte sie und freute sich, so angenehme Herren von ihrer Verwandtschaft zu finden. Die Lichter strichen an ihr her, hüpften über sie weg und lachten nach ihrer Weise. „Frau Muhme," sagten sie, „wenn Sie schon von der horizontalen Linie sind, so hat das doch nichts zu bedeuten; freilich sind wir nur von Seiten des Scheins verwandt; denn sehen Sie nur (hier machten beide Flammen, indem sie ihre ganze Breite aufopferten, sich so lang und spitz als möglich), wie schön uns Herren von der vertikalen Linie diese schlanke Länge kleidet! Nehmen Sie's uns nicht übel, meine Freundin, welche Familie kann sich deß rühmen? So lang' es Irrlichter giebt, hat noch keins weder gesessen noch gelegen."

Die Schlange fühlte sich in der Gegenwart dieser Verwandten sehr unbehaglich; denn sie mochte den Kopf so hoch heben, als sie wollte, so fühlte sie doch, daß sie ihn wieder zur Erde biegen mußte, um von der Stelle zu kommen, und hatte sie sich vorher im dunkeln Hain außerordentlich wohlgefallen, so schien ihr Glanz in Gegenwart dieser Vettern sich jeden Augenblick zu vermindern, ja sie fürchtete, daß er endlich gar verlöschen werde.

In dieser Verlegenheit fragte sie eilig, ob die Herren ihr nicht etwa Nachricht geben könnten, wo das glänzende Gold herkomme, das vor Kurzem in die Felskluft gefallen sei; sie vermuthe, es sei ein Goldregen, der unmittelbar vom Himmel träufle. Die Irrlichter lachten und schüttelten sich, und es sprangen eine große Menge Goldstücke um sie herum. Die Schlange fuhr schnell darnach, sie zu verschlingen. „Laßt es Euch schmecken, Frau Muhme," sagten die artigen Herren, „wir können noch mit mehr aufwarten." Sie schüttelten sich noch einige Male mit großer Behendigkeit, so daß die Schlange kaum die kostbare

Speise schnell genug hinunterbringen konnte. Sichtlich fing ihr Schein an zu wachsen, und sie leuchtete wirklich aufs Herrlichste, indeß die Irrlichter ziemlich mager und klein geworden waren, ohne jedoch von ihrer guten Laune das Mindeste zu verlieren.

„Ich bin Euch auf ewig verbunden," sagte die Schlange, nachdem sie von ihrer Mahlzeit wieder zu Athem gekommen war. „Fordert von mir, was Ihr wollt! Was in meinen Kräften ist, will ich Euch leisten."

„Recht schön!" riefen die Irrlichter; „sage, wo wohnt die schöne Lilie? Führ uns so schnell als möglich zum Palaste und Garten der schönen Lilie! Wir sterben vor Ungeduld, uns ihr zu Füßen zu werfen."

„Diesen Dienst," versetzte die Schlange mit einem tiefen Seufzer, „kann ich Euch sogleich nicht leisten. Die schöne Lilie wohnt leider jenseit des Wassers."

„Jenseit des Wassers! Und wir lassen uns in dieser stürmischen Nacht übersetzen! Wie grausam ist der Fluß, der uns nun scheidet! Sollte es nicht möglich sein, den Alten wieder zu errufen?"

„Sie würden Sich vergebens bemühen," versetzte die Schlange, „denn wenn Sie ihn auch selbst an dem diesseitigen Ufer anträfen, so würde er Sie nicht einnehmen; er darf Jedermann herüber, Niemand hinüber bringen."

„Da haben wir uns schön gebettet! Giebt es denn kein ander Mittel, über das Wasser zu kommen?"

„Noch einige, nur nicht in diesem Augenblick. Ich selbst kann die Herren übersetzen, aber erst in der Mittagsstunde."

„Das ist eine Zeit, in der wir nicht gerne reisen."

„So können Sie Abends auf dem Schatten des Riesen hinüberfahren."

„Wie geht das zu?"

„Der große Riese, der nicht weit von hier wohnt, vermag mit seinem Körper nichts; seine Hände heben keinen Strohhalm, seine Schultern würden kein Reisbündel tragen; aber sein Schatten vermag viel, ja Alles. Deswegen ist er beim Aufgang und Untergang der Sonne am Mächtigsten, und so darf man sich Abends nur auf den Nacken seines Schattens setzen; der Riese geht alsdann sachte gegen das Ufer zu, und der Schatten bringt den Wanderer über das Wasser hinüber. Wollen Sie aber um Mittagszeit Sich an jener Waldecke einfinden, wo das Gebüsch dicht ans Ufer stößt, so kann ich Sie übersetzen und der schönen

Lilie vorstellen; scheuen Sie hingegen die Mittagshitze, so dürfen Sie nur gegen Abend in jener Felsenbucht den Riesen aufsuchen, der sich gewiß recht gefällig zeigen wird."

Mit einer leichten Verbeugung entfernten sich die jungen Herren, und die Schlange war zufrieden, von ihnen loszukommen, theils um sich in ihrem eigenen Lichte zu erfreuen, theils eine Neugierde zu befriedigen, von der sie schon lange auf eine sonderbare Weise gequält ward.

In den Felsklüften, in denen sie oft hin und wieder kroch, hatte sie an einem Orte eine seltsame Entdeckung gemacht. Denn ob sie gleich durch diese Abgründe ohne ein Licht zu kriechen genöthigt war, so konnte sie doch durchs Gefühl die Gegenstände recht wohl unterscheiden. Nur unregelmäßige Naturprodukte war sie gewohnt überall zu finden; bald schlang sie sich zwischen den Zacken großer Krystalle hindurch, bald fühlte sie die Haken und Haare des gediegenen Silbers und brachte ein und den andern Edelstein mit sich ans Licht hervor. Doch hatte sie zu ihrer großen Verwunderung in einem ringsum verschlossenen Felsen Gegenstände gefühlt, welche die bildende Hand des Menschen verriethen. Glatte Wände, an denen sie nicht aufsteigen konnte, scharfe, regelmäßige Kanten, wohlgebildete Säulen und, was ihr am Sonderbarsten vorkam, menschliche Figuren, um die sie sich mehrmals geschlungen hatte, und die sie für Erz oder äußerst polirten Marmor halten mußte. Alle diese Erfahrungen wünschte sie noch zuletzt durch den Sinn des Auges zusammenzufassen und das, was sie nur muthmaßte, zu bestätigen. Sie glaubte sich nun fähig, durch ihr eignes Licht dieses wunderbare unterirdische Gewölbe zu erleuchten, und hoffte auf einmal mit diesen sonderbaren Gegenständen völlig bekannt zu werden. Sie eilte und fand auf dem gewohnten Wege bald die Ritze, durch die sie in das Heiligthum zu schleichen pflegte.

Als sie sich am Orte befand, sah sie sich mit Neugier um, und obgleich ihr Schein alle Gegenstände der Rotonde nicht erleuchten konnte, so wurden ihr doch die nächsten deutlich genug. Mit Erstaunen und Ehrfurcht sah sie in eine glänzende Nische hinauf, in welcher das Bildniß eines ehrwürdigen Königs in lauterm Golde aufgestellt war. Dem Maaß nach war die Bildsäule über Menschengröße, der Gestalt nach aber das Bildniß eher eines kleinen als eines großen Mannes. Sein wohlgebildeter Körper war mit einem einfachen Mantel umgeben, und ein Eichenkranz hielt seine Haare zusammen.

Kaum hatte die Schlange dieses ehrwürdige Bildniß angeblickt, als der König zu reden anfing und fragte: „Wo kommst Du her?"

„Aus den Klüften," versetzte die Schlange, „in denen das Gold wohnt."

„Was ist herrlicher als Gold?" fragte der König.

„Das Licht," antwortete die Schlange.

„Was ist erquicklicher als Licht?" fragte Jener.

„Das Gespräch," antwortete Diese.

Sie hatte unter diesen Reden bei Seite geschielt und in der nächsten Nische ein anderes herrliches Bild gesehen. In derselben saß ein silberner König, von langer und eher schmächtiger Gestalt; sein Körper war mit einem verzierten Gewande überdeckt, Krone, Gürtel und Scepter mit Edelsteinen geschmückt; er hatte die Heiterkeit des Stolzes in seinem Angesichte und schien eben reden zu wollen, als an der marmornen Wand eine Ader, die dunkelfarbig hindurchlief, auf einmal hell ward und ein angenehmes Licht durch den ganzen Tempel verbreitete. Bei diesem Lichte sah die Schlange den dritten König, der von Erz in mächtiger Gestalt dasaß, sich auf seine Keule lehnte, mit einem Lorbeerkranze geschmückt war und eher einem Felsen als einem Menschen glich. Sie wollte sich nach dem vierten umsehen, der in der größten Entfernung von ihr stand; aber die Mauer öffnete sich, indem die erleuchtete Ader wie ein Blitz zuckte und verschwand.

Ein Mann von mittlerer Größe, der heraustrat, zog die Aufmerksamkeit der Schlange auf sich. Er war als ein Bauer gekleidet und trug eine kleine Lampe in der Hand, in deren stille Flamme man gerne hineinsah, und die auf eine wunderbare Weise, ohne auch nur einen Schatten zu werfen, den ganzen Dom erhellte.

„Warum kommst Du, da wir Licht haben?" fragte der goldene König.

„Ihr wißt, daß ich das Dunkle nicht erleuchten darf."

„Endigt sich mein Reich?" fragte der silberne König.

„Spät oder nie," versetzte der Alte.

Mit einer starken Stimme fing der eherne König an zu fragen: „Wann werde ich aufstehn?"

„Bald," versetzte der Alte.

„Mit wem soll ich mich verbinden?" fragte der König.

„Mit Deinen ältern Brüdern," sagte der Alte.

„Was wird aus dem jüngsten werden?" fragte der König.

„Er wird sich setzen," sagte der Alte.

„Ich bin nicht müde," rief der vierte König mit einer rauhen, stotternden Stimme.

Die Schlange war, indessen Jene redeten, in dem Tempel leise herumgeschlichen, hatte Alles betrachtet und besah nunmehr den vierten König in der Nähe. Er stand, an eine Säule gelehnt, und seine ansehnliche Gestalt war eher schwerfällig als schön. Allein das Metall, woraus er gegossen war, konnte man nicht leicht unterscheiden. Genau betrachtet, war es eine Mischung der drei Metalle, aus denen seine Brüder gebildet waren. Aber beim Gusse schienen diese Materien nicht recht zusammengeschmolzen zu sein; goldne und silberne Adern liefen unregelmäßig durch eine eherne Masse hindurch und gaben dem Bilde ein unangenehmes Ansehn.

Indessen sagte der goldne König zum Manne: „Wie viel Geheimnisse weißt Du?"

„Drei," versetzte der Alte.

„Welches ist das wichtigste?" fragte der silberne König.

„Das offenbare," versetzte der Alte.

„Willst Du es auch uns eröffnen?" fragte der eherne.

„Sobald ich das vierte weiß," sagte der Alte.

„Was kümmert's mich!" murmelte der zusammengesetzte König vor sich hin.

„Ich weiß das vierte," sagte die Schlange, näherte sich dem Alten und zischte ihm etwas ins Ohr.

„Es ist an der Zeit!" rief der Alte mit gewaltiger Stimme. Der Tempel schallte wieder, die metallenen Bildsäulen klangen, und in dem Augenblicke versank der Alte nach Westen und die Schlange nach Osten, und Jedes durchstrich mit großer Schnelle die Klüfte der Felsen.

Alle Gänge, durch die der Alte hindurch wandelte, füllten sich hinter ihm sogleich mit Gold; denn seine Lampe hatte die wunderbare Eigenschaft, alle Steine in Gold, alles Holz in Silber, todte Thiere in Edelsteine zu verwandeln und alle Metalle zu zernichten; diese Wirkung zu äußern, mußte sie aber ganz allein leuchten. Wenn ein ander Licht neben ihr war, wirkte sie nur einen schönen, hellen Schein, und alles Lebendige ward immer durch sie erquickt.

Der Alte trat in seine Hütte, die an dem Berge angebauet war, und fand sein Weib in der größten Betrübniß; sie saß am Feuer und weinte und konnte sich nicht zufrieden geben.

„Wie unglücklich bin ich," rief sie aus, „wollt' ich Dich heute doch nicht fortlassen!"

„Was giebt es denn?" fragte der Alte ganz ruhig.

„Kaum bist Du weg," sagte sie mit Schluchzen, „so kommen zwei ungestüme Wanderer vor die Thüre; unvorsichtig lasse ich sie herein, es schienen ein paar artige, rechtliche Leute; sie waren in leichte Flammen gekleidet, man hätte sie für Irrlichter halten können; kaum sind sie im Hause, so fangen sie an, auf eine unverschämte Weise mir mit Worten zu schmeicheln, und werden so zudringlich, daß ich mich schäme, daran zu denken."

„Nun," versetzte der Mann lächelnd, „die Herren haben wol gescherzt; denn Deinem Alter nach sollten sie es wol bei der allgemeinen Höflichkeit gelassen haben."

„Was Alter! Alter!" rief die Frau; „soll ich immer von meinem Alter hören? Wie alt bin ich denn? Gemeine Höflichkeit! Ich weiß doch, was ich weiß. Und sieh Dich nur um, wie die Wände aussehen! Sieh nur die alten Steine, die ich seit hundert Jahren nicht mehr gesehen habe; alles Gold haben sie heruntergeledt, Du glaubst nicht, mit welcher Behendigkeit, und sie versicherten immer, es schmecke viel besser als gemeines Gold. Als sie die Wände rein gefegt hatten, schienen sie sehr gutes Muthes, und gewiß, sie waren auch in kurzer Zeit sehr viel größer, breiter und glänzender geworden. Nun fingen sie ihren Muthwillen von Neuem an, streichelten mich wieder, hießen mich ihre Königin, schüttelten sich, und eine Menge Goldstücke sprangen herum; Du siehst noch, wie sie dort unter der Bank leuchten! Aber welch ein Unglück! Unser Mops fraß einige davon, und sieh, da liegt er am Kamine todt! Das arme Thier! Ich kann mich nicht zufrieden geben. Ich sah es erst, da sie fort waren; denn sonst hätte ich nicht versprochen, ihre Schuld beim Fährmann abzutragen."

„Was sind sie schuldig?" fragte der Alte.

„Drei Kohlhäupter," sagte die Frau, „drei Artischocken und drei Zwiebeln; wenn es Tag wird, habe ich versprochen, sie an den Fluß zu tragen."

„Du kannst ihnen den Gefallen thun," sagte der Alte, „denn sie werden uns gelegentlich auch wieder dienen."

„Ob sie uns dienen werden, weiß ich nicht; aber versprochen und betheuert haben sie es."

Indessen war das Feuer im Kamine zusammengebrannt; der Alte überzog die Kohlen mit vieler Asche, schaffte die leuch-

tenden Goldstücke bei Seite, und nun leuchtete sein Lämpchen wieder allein in dem schönsten Glanze; die Mauern überzogen sich mit Gold, und der Mops war zu dem schönsten Onyx geworden, den man sich denken konnte. Die Abwechselung der braunen und schwarzen Farbe des kostbaren Gesteins machte ihn zum seltensten Kunstwerke.

„Nimm Deinen Korb," sagte der Alte, „und stelle den Onyx hinein! Alsdann nimm die drei Kohlhäupter, die drei Artischocken und die drei Zwiebeln, lege sie umher und trage sie zum Flusse! Gegen Mittag laß Dich von der Schlange übersetzen und besuche die schöne Lilie, bring ihr den Onyx! Sie wird ihn durch ihre Berührung lebendig machen, wie sie alles Lebendige durch ihre Berührung tödtet; sie wird einen treuen Gefährten an ihm haben. Sage ihr, sie solle nicht trauern; ihre Erlösung sei nahe, das größte Unglück könne sie als das größte Glück betrachten; denn es sei an der Zeit!"

Die Alte packte ihren Korb und machte sich, als es Tag war, auf den Weg. Die aufgehende Sonne schien hell über den Fluß herüber, der in der Ferne glänzte; das Weib ging mit langsamem Schritt; denn der Korb drückte sie aufs Haupt, und es war doch nicht der Onyx, der so lastete. Alles Todte, was sie trug, fühlte sie nicht; vielmehr hob sich alsdann der Korb in die Höhe und schwebte über ihrem Haupte. Aber ein frisches Gemüs oder ein kleines lebendiges Thier zu tragen, war ihr äußerst beschwerlich. Verdrießlich war sie eine Zeit lang hingegangen, als sie auf einmal erschreckt stille stand; denn sie hätte beinahe auf den Schatten des Riesen getreten, der sich über die Ebene bis zu ihr hin erstreckte. Und nun sah sie erst den gewaltigen Riesen, der sich im Fluß gebadet hatte, aus dem Wasser heraussteigen, und sie wußte nicht, wie sie ihm ausweichen sollte. Sobald er sie gewahr ward, fing er an, sie scherzhaft zu begrüßen, und die Hände seines Schattens griffen sogleich in den Korb. Mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit nahmen sie ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel heraus und brachten sie dem Riesen zum Munde, der sodann weiter den Fluß hinauf ging und dem Weibe den Weg frei ließ.

Sie bedachte, ob sie nicht lieber zurückgehen und die fehlenden Stücke aus ihrem Garten wiedersetzen sollte, und ging unter diesen Zweifeln immer weiter vorwärts, so daß sie bald an dem Ufer des Flusses ankam. Lange saß sie in Erwartung des Fährmanns, den sie endlich mit einem sonderbaren Reisenden

herüberschiffen sah. Ein junger, edler, schöner Mann, den sie nicht genug ansehen konnte, stieg aus dem Kahne.

„Was bringt Ihr?“ rief der Alte.

„Es ist das Gemüse, das Euch die Irrlichter schuldig sind,“ versetzte die Frau und wies ihre Waare hin. Als der Alte von jeder Sorte nur zwei fand, ward er verdrießlich und versicherte, daß er sie nicht annehmen könne. Die Frau bat ihn inständig, erzählte ihm, daß sie jetzt nicht nach Hause gehen könne, und daß ihr die Last auf dem Wege, den sie vor sich habe, beschwerlich sei. Er blieb bei seiner abschläglichen Antwort, indem er ihr versicherte, daß es nicht einmal von ihm abhange. „Was mir gebührt, muß ich neun Stunden zusammen lassen, und ich darf nichts annehmen, bis ich dem Fluß ein Drittheil übergeben habe.“ Nach vielem Hinundwiederreden versetzte endlich der Alte: „Es ist noch ein Mittel. Wenn Ihr Euch gegen den Fluß verbürgt und Euch als Schuldnerin bekennen wollt, so nehm' ich die sechs Stücke zu mir; es ist aber einige Gefahr dabei.“

„Wenn ich mein Wort halte, so laufe ich doch keine Gefahr?“

„Nicht die geringste. Steckt Eure Hand in den Fluß,“ fuhr der Alte fort, „und versprecht, daß Ihr in vierundzwanzig Stunden die Schuld abtragen wollt!“

Die Alte that's; aber wie erschrak sie nicht, als sie ihre Hand kohlschwarz wieder aus dem Wasser zog! Sie schalt heftig auf den Alten, versicherte, daß ihre Hände immer das Schönste an ihr gewesen wären, und daß sie ungeachtet der harten Arbeit diese edlen Glieder weiß und zierlich zu erhalten gewußt habe. Sie besah die Hand mit großem Verdrusse und rief verzweiflungsvoll aus: „Das ist noch schlimmer! Ich sehe, sie ist gar geschwunden, sie ist viel kleiner als die andere.“

„Jetzt scheint es nur so,“ sagte der Alte, „wenn Ihr aber nicht Wort haltet, kann es wahr werden. Die Hand wird nach und nach schwinden und endlich ganz verschwinden, ohne daß Ihr den Gebrauch derselben entbehrt. Ihr werdet Alles damit verrichten können, nur daß sie Niemand sehen wird.“

„Ich wollte lieber, ich könnte sie nicht brauchen, und man säh' mir's nicht an,“ sagte die Alte; „indessen hat das nichts zu bedeuten; ich werde mein Wort halten, um diese schwarze Haut und diese Sorge bald loszuwerden.“

Eilig nahm sie darauf den Korb, der sich von selbst über ihren Scheitel erhob und frei in die Höhe schwebte, und eilte dem jungen Manne nach, der sachte und in Gedanken am Ufer hinging.

Seine herrliche Gestalt und sein sonderbarer Anzug hatten sich der Alten tief eingedrückt. Seine Brust war mit einem glänzenden Harnisch bedeckt, durch den alle Theile seines schönen Leibes sich durchbewegten. Um seine Schultern hing ein Purpurmantel, um sein unbedecktes Haupt wallten braune Haare in schönen Locken; sein holdes Gesicht war den Strahlen der Sonne ausgesetzt sowie seine schön gebauten Füße. Mit nackten Sohlen ging er gelassen über den heißen Sand hin, und ein tiefer Schmerz schien alle äußeren Eindrücke abzustumpfen.

Die gesprächige Alte suchte ihn zu einer Unterredung zu bringen; allein er gab ihr mit kurzen Worten wenig Bescheid, so daß sie endlich ungeachtet seiner schönen Augen müde ward, ihn immer vergebens anzureden, von ihm Abschied nahm und sagte: „Ihr geht mir zu langsam, mein Herr; ich darf den Augenblick nicht versäumen, um über die grüne Schlange den Fluß zu passiren und der schönen Lilie das vortreffliche Geschenk von meinem Manne zu überbringen.“ Mit diesen Worten schritt sie eilends fort, und ebenso schnell ermannte sich der schöne Jüngling und eilte ihr auf dem Fuße nach.

„Ihr geht zur schönen Lilie!“ rief er aus, „da gehen wir einen Weg. Was ist das für ein Geschenk, das Ihr tragt?“

„Mein Herr,“ versetzte die Frau dagegen, „es ist nicht billig, nachdem Ihr meine Fragen so einsilbig abgelehnt habt, Euch mit solcher Lebhaftigkeit nach meinen Geheimnissen zu erkundigen. Wollt Ihr aber einen Tausch eingehen und mir Eure Schicksale erzählen, so will ich Euch nicht verbergen, wie es mit mir und meinem Geschenke steht.“

Sie wurden bald einig; die Frau vertraute ihm ihre Verhältnisse, die Geschichte des Hundes und ließ ihn dabei das wundervolle Geschenk betrachten.

Er hob sogleich das natürliche Kunstwerk aus dem Korbe und nahm den Mops, der sanft zu ruhen schien, in seine Arme. „Glückliches Thier!“ rief er aus, „Du wirst von ihren Händen berührt, Du wirst von ihr belebt werden, anstatt daß Lebendige vor ihr fliehen, um nicht ein trauriges Schicksal zu erfahren. Doch was sage ich traurig! Ist es nicht viel betrübter und bänglicher, durch ihre Gegenwart gelähmt zu werden, als es sein würde, von ihrer Hand zu sterben? Sieh mich an,“ sagte er zu der Alten, „in meinen Jahren, welch einen elenden Zustand muß ich erdulden! Diesen Harnisch, den ich mit Ehren im Kriege getragen, diesen Purpur, den ich durch eine weise

Regierung zu verdienen suchte, hat mir das Schicksal gelassen, jenen als eine unnöthige Last, diesen als eine unbedeutende Zierde. Krone, Scepter und Schwert sind hinweg; ich bin übrigens so nackt und bedürftig als jeder andere Erdensohn; denn so unselig wirken ihre schönen blauen Augen, daß sie allen lebendigen Wesen ihre Kraft nehmen, und daß Diejenigen, die ihre berührende Hand nicht tödtet, sich in den Zustand lebendig wandelnder Schatten versetzt fühlen."

So fuhr er fort zu klagen und befriedigte die Neugierde der Alten keineswegs, welche nicht sowol von seinem innern als von seinem äußern Zustande unterrichtet sein wollte. Sie erfuhr weder den Namen seines Vaters noch seines Königreichs. Er streichelte den harten Mops, den die Sonnenstrahlen und der warme Busen des Jünglings, als wenn er lebte, erwärmt hatten. Er fragte viel nach dem Mann mit der Lampe, nach den Wirkungen des heiligen Lichtes und schien sich davon für seinen traurigen Zustand künftig viel Gutes zu versprechen.

Unter diesen Gesprächen sahen sie von ferne den majestätischen Bogen der Brücke, der von einem Ufer zum andern hinüberreichte, im Glanz der Sonne auf das Wunderbarste schimmern. Beide erstaunten; denn sie hatten dieses Gebäude noch nie so herrlich gesehen. „Wie?" rief der Prinz, „war sie nicht schon schön genug, als sie vor unsern Augen wie von Jaspis und Prasem gebaut dastand? Muß man nicht fürchten, sie zu betreten, da sie aus Smaragd, Chrysopras und Chrysolith mit der anmuthigsten Mannichfaltigkeit zusammengesetzt erscheint?" Beide wußten nicht die Veränderung, die mit der Schlange vorgegangen war; denn die Schlange war es, die sich jeden Mittag über den Fluß hinüberbäumte und in Gestalt einer kühnen Brücke dastand. Die Wanderer betraten sie mit Ehrfurcht und gingen schweigend hinüber.

Sie waren kaum am jenseitigen Ufer, als die Brücke sich zu schwingen und zu bewegen anfing, in Kurzem die Oberfläche des Wassers berührte, und die grüne Schlange in ihrer eigenthümlichen Gestalt den Wanderern auf dem Lande nachgleitete. Beide hatten kaum für die Erlaubniß, auf ihrem Rücken über den Fluß zu setzen, gedankt, als sie bemerkten, daß außer ihnen Dreien noch mehrere Personen in der Gesellschaft sein müßten, die sie jedoch mit ihren Augen nicht erblicken konnten. Sie hörten neben sich ein Gezisch, dem die Schlange gleichfalls mit einem Gezisch antwortete; sie horchten auf und konnten endlich Folgendes vernch-

men: „Wir werden," sagten ein paar wechselnde Stimmen, „uns erst inkognito in dem Park der schönen Lilie umsehen und ersuchen Euch, uns mit Anbruch der Nacht, sobald wir nur irgend präsentabel sind, der vollkommenen Schönheit vorzustellen. An dem Rande des großen Sees werdet Ihr uns antreffen."

„Es bleibt dabei," antwortete die Schlange, und ein zischender Laut verlor sich in der Luft.

Unsere drei Wanderer beredeten sich nunmehr, in welcher Ordnung sie bei der Schönen vortreten wollten; denn so viel Personen auch um sie sein konnten, so durften sie doch nur einzeln kommen und gehen, wenn sie nicht empfindliche Schmerzen erdulden sollten.

Das Weib mit dem verwandelten Hunde im Korbe nahte sich zuerst dem Garten und suchte ihre Gönnerin auf, die leicht zu finden war, weil sie eben zur Harfe sang; die lieblichen Töne zeigten sich erst als Ringe auf der Oberfläche des stillen Sees, dann wie ein leichter Hauch setzten sie Gras und Büsche in Bewegung. Auf einem eingeschlossenen grünen Platze, in dem Schatten einer herrlichen Gruppe mannichfaltiger Bäume saß sie und bezauberte beim ersten Anblick aufs Neue die Augen, das Ohr und das Herz des Weibes, das sich ihr mit Entzücken näherte und bei sich selbst schwur, die Schöne sei während ihrer Abwesenheit nur immer schöner geworden. Schon von Weitem rief die gute Frau dem liebenswürdigsten Mädchen Gruß und Lob zu.

„Welch ein Glück, Euch anzusehen, welch einen Himmel verbreitet Eure Gegenwart um Euch her! Wie die Harfe so reizend in Eurem Schooße lehnt, wie Eure Arme sie so sanft umgeben, wie sie sich nach Eurer Brust zu sehnen scheint, und wie sie unter der Berührung Eurer schlanken Finger so zärtlich klingt! Dreifach glücklicher Jüngling, der Du ihren Platz einnehmen könntest!"

Unter diesen Worten war sie näher gekommen; die schöne Lilie schlug die Augen auf, ließ die Hände sinken und versetzte: „Betrübe mich nicht durch ein unzeitiges Lob! Ich empfinde nur desto stärker mein Unglück. Sieh, hier zu meinen Füßen liegt der arme Kanarienvogel todt, der sonst meine Lieder auf das Angenehmste begleitete; er war gewöhnt, auf meiner Harfe zu sitzen und, sorgfältig abgerichtet, mich nicht zu berühren; heute, indem ich, vom Schlaf erquickt, ein ruhiges Morgenlied anstimme, und mein kleiner Sänger munterer als jemals seine harmonischen Töne hören läßt, schießt ein Habicht über meinem Haupte hin; das arme kleine Thier, erschrecken, flüchtet in

meinen Busen, und in dem Augenblick fühl' ich die letzten Zuckungen seines scheidenden Lebens. Zwar, von meinem Blicke getroffen, schleicht der Räuber dort ohnmächtig am Wasser hin; aber was kann mir seine Strafe helfen! Mein Liebling ist todt, und sein Grab wird nur das traurige Gebüsch meines Gartens vermehren."

„Ermannt Euch, schöne Lilie!" rief die Frau, indem sie selbst eine Thräne abtrocknete, welche ihr die Erzählung des unglücklichen Mädchens aus den Augen gelockt hatte; „nehmt Euch zusammen! Mein Alter läßt Euch sagen, Ihr sollt Eure Trauer mäßigen, das größte Unglück als Vorboten des größten Glücks ansehen; denn es sei an der Zeit."

„Und wahrhaftig," fuhr die Alte fort, „es geht bunt in der Welt zu. Seht nur meine Hand, wie sie schwarz geworden ist! Wahrhaftig, sie ist schon um Vieles kleiner; ich muß eilen, eh sie gar verschwindet! Warum mußt' ich den Irrlichtern eine Gefälligkeit erzeigen? Warum mußt' ich dem Riesen begegnen und warum meine Hand in den Fluß tauchen? Könnt Ihr mir nicht ein Kohlhaupt, eine Artischocke und eine Zwiebel geben? So bring' ich sie dem Flusse, und meine Hand ist weiß wie vorher, so daß ich sie fast neben die Eurige halten könnte."

„Kohlhäupter und Zwiebeln könntest Du allenfalls noch finden; aber Artischocken suchest Du vergebens. Alle Pflanzen in meinem großen Garten tragen weder Blüthen noch Früchte; aber jedes Reis, das ich breche und auf das Grab eines Lieblings pflanze, grünt sogleich und schießt hoch auf. Alle diese Gruppen, diese Büsche, diese Haine habe ich leider wachsen sehen. Die Schirme dieser Pinien, die Obelisken dieser Cypressen, die Kolossen von Eichen und Buchen, Alles waren kleine Reiser, als ein trauriges Denkmal von meiner Hand in einen sonst unfruchtbaren Boden gepflanzt."

Die Alte hatte auf diese Rede wenig Acht gegeben und nur ihre Hand betrachtet, die in der Gegenwart der schönen Lilie immer schwärzer und von Minute zu Minute kleiner zu werden schien. Sie wollte ihren Korb nehmen und eben forteilen, als sie fühlte, daß sie das Beste vergessen hatte. Sie hob sogleich den verwandelten Hund heraus und setzte ihn nicht weit von der Schönen ins Gras. „Mein Mann," sagte sie, „schickt Euch dieses Andenken; Ihr wißt, daß Ihr diesen Edelstein durch Eure Berührung beleben könnt. Das artige treue Thier wird Euch gewiß viel Freude machen, und die Betrübniß, daß ich ihn

verliere, kann nur durch den Gedanken aufgeheitert werden, daß Ihr ihn besitzt."

Die schöne Lilie sah das artige Thier mit Vergnügen und, wie es schien, mit Verwunderung an. „Es kommen viele Zeichen zusammen," sagte sie, „die mir einige Hoffnung einflößen; aber ach, ist es nicht blos ein Wahn unsrer Natur, daß wir dann, wenn vieles Unglück zusammentrifft, uns vorbilden, das Beste sei nah?"

Was helfen mir die vielen guten Zeichen,
Des Vogels Tod, der Freundin schwarze Hand?
Der Mops von Edelstein, hat er wol Seinesgleichen?
Und hat ihn nicht die Lampe mir gesandt?

Entfernt vom süßen menschlichen Genusse,
Bin ich doch mit dem Jammer nur vertraut.
Ach warum steht der Tempel nicht am Flusse,
Ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!

Ungeduldig hatte die gute Frau diesem Gesange zugehört, den die schöne Lilie mit den angenehmen Tönen ihrer Harfe begleitete, und der jeden Andern entzückt hätte. Eben wollte sie sich beurlauben, als sie durch die Ankunft der grünen Schlange abermals abgehalten wurde. Diese hatte die letzten Zeilen des Liedes gehört und sprach deshalb der schönen Lilie sogleich zuversichtlich Muth ein.

„Die Weissagung von der Brücke ist erfüllt!" rief sie aus, „fragt nur diese gute Frau, wie herrlich der Bogen gegenwärtig erscheint! Was sonst undurchsichtiger Jaspis, was nur Prasem war, durch den das Licht höchstens auf den Kanten durchschimmerte, ist nun durchsichtiger Edelstein geworden. Kein Beryll ist so klar, und kein Smaragd so schönfarbig."

„Ich wünsche Euch Glück dazu," sagte Lilie; „allein verzeihet mir, wenn ich die Weissagung noch nicht erfüllt glaube! Ueber den hohen Bogen Eurer Brücke können nur Fußgänger hinüberschreiten, und es ist uns versprochen, daß Pferde und Wagen und Reisende aller Art zu gleicher Zeit über die Brücke herüber und hinüber wandern sollen. Ist nicht von den großen Pfeilern geweissagt, die aus dem Flusse selbst heraussteigen werden?"

Die Alte hatte ihre Augen immer auf die Hand geheftet, unterbrach hier das Gespäch und empfahl sich. „Verweilt noch einen Augenblick," sagte die schöne Lilie, „und nehmt meinen armen Kanarienvogel mit! Bittet die Lampe, daß sie ihn in

einen schönen Topas verwandle! Ich will ihn durch meine Berührung beleben, und er mit Eurem guten Mops soll mein bester Zeitvertreib sein; aber eilt, was Ihr könnt! Denn mit Sonnenuntergang ergreift unleidliche Fäulniß das arme Thier und zerreißt den schönen Zusammenhang seiner Gestalt auf ewig."

Die Alte legte den kleinen Leichnam zwischen zarte Blätter in den Korb und eilte davon.

„Wie dem auch sei," sagte die Schlange, indem sie das abgebrochene Gespräch fortsetzte, „der Tempel ist erbauet."

„Er steht aber noch nicht am Flusse," versetzte die Schöne.

„Noch ruht er in den Tiefen der Erde," sagte die Schlange; „ich habe die Könige gesehen und gesprochen."

„Aber wann werden sie aufstehn?" fragte Lilie.

Die Schlange versetzte: „Ich hörte die großen Worte im Tempel ertönen: Es ist an der Zeit."

Eine angenehme Heiterkeit verbreitete sich über das Angesicht der Schönen. „Höre ich doch," sagte sie, „die glücklichen Worte schon heute zum zweiten Mal; wann wird der Tag kommen, an dem ich sie dreimal höre?"

Sie stand auf, und sogleich trat ein reizendes Mädchen aus dem Gebüsch, das ihr die Harfe abnahm. Dieser folgte eine Andere, die den elfenbeinernen, geschnitzten Feldstuhl, worauf die Schöne gesessen hatte, zusammenschlug und das silberne Kissen unter den Arm nahm. Eine Dritte, die einen großen, mit Perlen gestickten Sonnenschirm trug, zeigte sich darauf, erwartend, ob Lilie auf einem Spaziergange etwa ihrer bedürfe. Ueber allen Ausdruck schön und reizend waren diese drei Mädchen, und doch erhöhten sie nur die Schönheit der Lilie, indem sich Jeder gestehen mußte, daß sie mit ihr gar nicht verglichen werden konnten.

Mit Gefälligkeit hatte indeß die schöne Lilie den wunderbaren Mops betrachtet. Sie beugte sich, berührte ihn, und in dem Augenblicke sprang er auf. Munter sah er sich um, lief hin und wieder und eilte zuletzt, seine Wohlthäterin auf das Freundlichste zu begrüßen. Sie nahm ihn auf die Arme und drückte ihn an sich. „So kalt Du bist," rief sie aus, „und obgleich nur ein halbes Leben in Dir wirkt, bist Du mir doch willkommen; zärtlich will ich Dich lieben, artig mit Dir scherzen, freundlich Dich streicheln und fest Dich an mein Herz drücken." Sie ließ ihn darauf los, jagte ihn von sich, rief ihn wieder, scherzte so artig mit ihm und trieb sich so munter und unschul-

dig mit ihm auf dem Grase herum, daß man mit neuem Entzücken ihre Freude betrachten und Theil daran nehmen mußte, so wie kurz vorher ihre Trauer jedes Herz zum Mitleid gestimmt hatte.

Diese Heiterkeit, diese anmuthigen Scherze wurden durch die Ankunft des traurigen Jünglings unterbrochen. Er trat herein, wie wir ihn schon kennen; nur schien die Hitze des Tages ihn noch mehr abgemattet zu haben, und in der Gegenwart der Geliebten ward er mit jedem Augenblicke bläßer. Er trug den Habicht auf seiner Hand, der wie eine Taube ruhig saß und die Flügel hängen ließ.

„Es ist nicht freundlich," rief Lilie ihm entgegen, „daß Du mir das verhaßte Thier vor die Augen bringst, das Ungeheuer, das meinen kleinen Sänger heute getödtet hat."

„Schilt den unglücklichen Vogel nicht," versetzte darauf der Jüngling, „klage vielmehr Dich an und das Schicksal, und vergönne mir, daß ich mit dem Gefährten meines Elends Gesellschaft mache!"

Indessen hörte der Mops nicht auf, die Schöne zu necken, und sie antwortete dem durchsichtigen Liebling mit dem freundlichsten Betragen. Sie klatschte mit den Händen, um ihn zu verscheuchen, dann lief sie, um ihn wieder nach sich zu ziehen. Sie suchte ihn zu haschen, wenn er floh, und jagte ihn von sich weg, wenn er sich an sie zu drängen versuchte. Der Jüngling sah stillschweigend und mit wachsendem Verdrusse zu; aber endlich, da sie das häßliche Thier, das ihm ganz abscheulich vorkam, auf den Arm nahm, an ihren weißen Busen drückte und die schwarze Schnauze mit ihren himmlischen Lippen küßte, verging ihm alle Geduld, und er rief voller Verzweiflung aus: „Muß ich, der ich durch ein trauriges Geschick vor Dir vielleicht auf immer in einer getrennten Gegenwart lebe, der ich durch Dich Alles, ja mich selbst verloren habe, muß ich vor meinen Augen sehen, daß eine so widernatürliche Mißgeburt Dich zur Freude reizen, Deine Neigung fesseln und Deine Umarmung genießen kann! Soll ich noch länger nur so hin und wieder gehen und den traurigen Kreis den Fluß herüber und hinüber abmessen? Nein, es ruht noch ein Funke des alten Heldenmuthes in meinem Busen; er schlage in diesem Augenblick zur letzten Flamme auf! Wenn Steine an Deinem Busen ruhen können, so möge ich zu Stein werden; wenn Deine Berührung tödtet, so will ich von Deinen Händen sterben."

Mit diesen Worten machte er eine heftige Bewegung; der Habicht flog von seiner Hand, er aber stürzte auf die Schöne los, sie streckte die Hände aus, ihn abzuhalten, und berührte ihn nur desto früher. Das Bewußtsein verließ ihn, und mit Entsetzen fühlte sie die schöne Last an ihrem Busen. Mit einem Schrei trat sie zurück, und der holde Jüngling sank entseelt aus ihren Armen zur Erde.

Das Unglück war geschehen. Die süße Lilie stand unbeweglich und blickte starr nach dem entseelten Leichnam. Das Herz schien ihr im Busen zu stocken, und ihre Augen waren ohne Thränen. Vergebens suchte der Mops ihr eine freundliche Bewegung abzugewinnen; die ganze Welt war mit ihrem Freunde ausgestorben. Ihre stumme Verzweiflung sah sich nach Hilfe nicht um; denn sie kannte keine Hilfe.

Dagegen regte sich die Schlange desto emsiger; sie schien auf Rettung zu sinnen, und wirklich dienten ihre sonderbaren Bewegungen, wenigstens die nächsten schrecklichen Folgen des Unglücks auf einige Zeit zu hindern. Sie zog mit ihrem geschmeidigen Körper einen weiten Kreis um den Leichnam, faßte das Ende ihres Schwanzes mit den Zähnen und blieb ruhig liegen.

Nicht lange, so trat eine der schönen Dienerinnen Liliens hervor, brachte den elfenbeinernen Feldstuhl und nöthigte mit freundlichen Geberden die Schöne, sich zu setzen; bald darauf kam die zweite, die einen feuerfarbigen Schleier trug und das Haupt ihrer Gebieterin damit mehr zierte als bedeckte; die dritte übergab ihr die Harfe, und kaum hatte sie das prächtige Instrument an sich gedrückt und einige Töne aus den Saiten hervorgelockt, als die erste mit einem hellen runden Spiegel zurückkam, sich der Schönen gegenüberstellte, ihre Blicke auffing und ihr das angenehmste Bild, das in der Natur zu finden war, darstellte. Der Schmerz erhöhte ihre Schönheit, der Schleier ihre Reize, die Harfe ihre Anmuth, und so sehr man hoffte, ihre traurige Lage verändert zu sehen, so sehr wünschte man, ihr Bild ewig, wie es gegenwärtig erschien, festzuhalten.

Mit einem stillen Blick nach dem Spiegel lockte sie bald schmelzende Töne aus den Saiten, bald schien ihr Schmerz zu steigen, und die Saiten antworteten gewaltsam ihrem Jammer; einigemal öffnete sie den Mund zu singen, aber die Stimme versagte ihr; doch bald löste sich ihr Schmerz in Thränen auf; zwei Mädchen faßten sie hilfreich in die Arme, die Harfe sank

aus ihrem Schooß; kaum ergriff noch die schnelle Dienerin das Instrument und trug es bei Seite.

„Wer schafft uns den Mann mit der Lampe, ehe die Sonne untergeht?“ zischte die Schlange leise, aber vernehmlich; die Mädchen sahen einander an, und Liliens Thränen vermehrten sich. In diesem Augenblicke kam athemlos die Frau mit dem Korbe zurück. „Ich bin verloren und verstümmelt,“ rief sie aus. „Seht, wie meine Hand beinahe ganz weggeschwunden ist! Weder der Fährmann noch der Riese wollten mich übersetzen, weil ich noch eine Schuldnerin des Wassers bin; vergebens habe ich hundert Kohlhäupter und hundert Zwiebeln angeboten; man will nicht mehr als die drei Stücke, und keine Artischocke ist nun einmal in diesen Gegenden zu finden.“

„Vergeßt Eure Noth,“ sagte die Schlange, „und sucht hier zu helfen! Vielleicht kann Euch zugleich mit geholfen werden. Eilt, was Ihr könnt, die Irrlichter aufzusuchen! Es ist noch zu hell, sie zu sehen; aber vielleicht hört Ihr sie lachen und flattern. Wenn sie eilen, so setzt sie der Riese noch über den Fluß, und sie können den Mann mit der Lampe finden und schicken.“

Das Weib eilte, so viel sie konnte, und die Schlange schien ebenso ungeduldig als Lilie die Rückkunft der Beiden zu erwarten. Leider vergoldete schon der Strahl der sinkenden Sonne nur den höchsten Gipfel der Bäume des Dickichts, und lange Schatten zogen sich über See und Wiese; die Schlange bewegte sich ungeduldig, und Lilie zerfloß in Thränen.

In dieser Noth sah die Schlange sich überall um; denn sie fürchtete jeden Augenblick, die Sonne werde untergehen, die Fäulniß den magischen Kreis durchdringen und den schönen Jüngling unaufhaltsam anfallen. Endlich erblickte sie hoch in den Lüften mit purpurrothen Federn den Habicht, dessen Brust die letzten Strahlen der Sonne auffing. Sie schüttelte sich vor Freuden über das gute Zeichen, und sie betrog sich nicht; denn kurz darauf sah man den Mann mit der Lampe über den See hergleiten, gleich als wenn er auf Schlittschuhen ginge.

Die Schlange veränderte nicht ihre Stelle; aber die Lilie stand auf und rief ihm zu: „Welcher gute Geist sendet Dich in dem Augenblick, da wir so sehr nach Dir verlangen und Deiner so sehr bedürfen?“

„Der Geist meiner Lampe," versetzte der Alte, „treibt mich, und der Habicht führt mich hierher. Sie sprazelt, wenn man meiner bedarf, und ich sehe mich nur in den Lüften nach einem Zeichen um; irgend ein Vogel oder Meteor zeigt mir die Himmelsgegend an, wohin ich mich wenden soll. Sei ruhig, schönstes Mädchen! Ob ich helfen kann, weiß ich nicht; ein Einzelner hilft nicht, sondern, wer sich mit Vielen zur rechten Stunde vereinigt. Aufschieben wollen wir und hoffen. Halte Deinen Kreis geschlossen," fuhr er fort, indem er sich an die Schlange wendete, sich auf einen Erdhügel neben sie hinsetzte und den todten Körper beleuchtete. „Bringt den artigen Kanarienvogel auch her und leget ihn in den Kreis!"

Die Mädchen nahmen den kleinen Leichnam aus dem Korbe, den die Alte stehen ließ, und gehorchten dem Manne.

Die Sonne war indessen untergegangen, und wie die Finsterniß zunahm, fing nicht allein die Schlange und die Lampe des Mannes nach ihrer Weise zu leuchten an, sondern der Schleier Liliens gab auch ein sanftes Licht von sich, das wie eine zarte Morgenröthe ihre blassen Wangen und ihr weißes Gewand mit einer unendlichen Anmuth färbte. Man sah sich wechselsweise mit stiller Betrachtung an, Sorge und Trauer waren durch eine sichere Hoffnung gemildert.

Nicht unangenehm erschien daher das alte Weib in Gesellschaft der beiden muntern Flammen, die zwar zeither sehr verschwendet haben mußten, denn sie waren wieder äußerst mager geworden, aber sich nur desto artiger gegen die Prinzessin und die übrigen Frauenzimmer betrugen. Mit der größten Sicherheit und mit vielem Ausdruck sagten sie ziemlich gewöhnliche Sachen; besonders zeigten sie sich sehr empfänglich für den Reiz, den der leuchtende Schleier über Lilien und ihre Begleiterinnen verbreitete. Bescheiden schlugen die Frauenzimmer ihre Augen nieder, und das Lob ihrer Schönheit verschönerte sie wirklich. Jedermann war zufrieden und ruhig bis auf die Alte. Ungeachtet der Versicherung ihres Mannes, daß ihre Hand nicht weiter abnehmen könne, so lange sie von seiner Lampe beschienen sei, behauptete sie mehr als einmal, daß, wenn es so fortgehe, noch vor Mitternacht dieses edle Glied völlig verschwinden werde.

Der Alte mit der Lampe hatte dem Gespräch der Irrlichter aufmerksam zugehört und war vergnügt, daß Lilie durch diese Unterhaltung zerstreut und aufgeheitert worden. Und wirklich

war Mitternacht herbeigekommen, man wußte nicht wie. Der Alte sah nach den Sternen und fing darauf zu reden an: „Wir sind zur glücklichen Stunde beisammen; Jeder verrichte sein Amt, Jeder thue seine Pflicht, und ein allgemeines Glück wird die einzelnen Schmerzen in sich auflösen, wie ein allgemeines Unglück einzelne Freuden verzehrt."

Nach diesen Worten entstand ein wunderbares Geräusch; denn alle gegenwärtigen Personen sprachen für sich und drückten laut aus, was sie zu thun hätten; nur die drei Mädchen waren stille; eingeschlafen war die Eine neben der Harfe, die Andere neben dem Sonnenschirm, die Dritte neben dem Sessel, und man konnte es ihnen nicht verdenken; denn es war spät. Die flammenden Jünglinge hatten nach einigen vorübergehenden Höflichkeiten, die sie auch den Dienerinnen gewidmet, sich doch zuletzt nur an Lilien als die Allerschönste gehalten.

„Fasse," sagte der Alte zum Habicht, „den Spiegel, und mit dem ersten Sonnenstrahl beleuchte die Schläferinnen und wecke sie mit zurückgeworfenem Lichte aus der Höhe!"

Die Schlange fing nunmehr an sich zu bewegen, löste den Kreis auf und zog langsam in großen Ringen nach dem Flusse. Feierlich folgten ihr die beiden Irrlichter, und man hätte sie für die ernsthaftesten Flammen halten sollen. Die Alte und ihr Mann ergriffen den Korb, dessen sanftes Licht man bisher kaum bemerkt hatte; sie zogen von beiden Seiten daran, und er ward immer größer und leuchtender; sie hoben darauf den Leichnam des Jünglings hinein und legten ihm den Kanarienvogel auf die Brust; der Korb hob sich in die Höhe und schwebte über dem Haupte der Alten, und sie folgte den Irrlichtern auf dem Fuße. Die schöne Lilie nahm den Mops auf ihren Arm und folgte der Alten, der Mann mit der Lampe beschloß den Zug, und die Gegend war von diesen vielerlei Lichtern auf das Sonderbarste erhellt.

Aber mit nicht geringer Bewunderung sah die Gesellschaft, als sie zu dem Flusse gelangte, einen herrlichen Bogen über denselben hinübersteigen, wodurch die wohlthätige Schlange ihnen einen glänzenden Weg bereitete. Hatte man bei Tage die durchsichtigen Edelsteine bewundert, woraus die Brücke zusammengesetzt schien, so erstaunte man bei Nacht über ihre leuchtende Herrlichkeit. Oberwärts schnitt sich der helle Kreis scharf an dem dunkeln Himmel ab; aber unterwärts zuckten lebhafte Strahlen nach dem Mittelpunkte zu und zeigten die bewegliche

Festigkeit des Gebäudes. Der Zug ging langsam hinüber, und der Fährmann, der von ferne aus seiner Hütte hervorsah, betrachtete mit Staunen den leuchtenden Kreis und die sonderbaren Lichter, die darüber hinzogen.

Kaum waren sie an dem andern Ufer angelangt, als der Bogen nach seiner Weise zu schwanken und sich wellenartig dem Wasser zu nähern anfing. Die Schlange bewegte sich bald darauf ans Land, der Korb setzte sich zur Erde nieder, und die Schlange zog aufs Neue ihren Kreis umher; der Alte neigte sich vor ihr und sprach: „Was hast Du beschlossen?"

„Mich aufzuopfern, ehe ich aufgeopfert werde," versetzte die Schlange; „versprich mir, daß Du keinen Stein am Lande lassen willst!"

Der Alte versprach's und sagte darauf zur schönen Lilie: „Rühre die Schlange mit der linken Hand an und Deinen Geliebten mit der rechten!"

Lilie kniete nieder und berührte die Schlange und den Leichnam. Im Augenblicke schien dieser in das Leben überzugehen; er bewegte sich im Korbe, ja er richtete sich in die Höhe und saß; Lilie wollte ihn umarmen, allein der Alte hielt sie zurück; er half dagegen dem Jüngling aufstehn und leitete ihn, indem er aus dem Korbe und dem Kreise trat.

Der Jüngling stand, der Kanarienvogel flatterte auf seiner Schulter, es war wieder Leben in Beiden, aber der Geist war noch nicht zurückgekehrt; der schöne Freund hatte die Augen offen und sah nicht, wenigstens schien er Alles ohne Theilnehmung anzusehn; und kaum hatte sich die Verwunderung über diese Begebenheit in etwas gemäßigt, als man erst bemerkte, wie sonderbar die Schlange sich verändert hatte. Ihr schöner, schlanker Körper war in tausend und tausend leuchtende Edelsteine zerfallen; unvorsichtig hatte die Alte, die nach ihrem Korbe greifen wollte, an sie gestoßen, und man sah nichts mehr von der Bildung der Schlange, nur ein schöner Kreis leuchtender Edelsteine lag im Grase.

Der Alte machte sogleich Anstalt, die Steine in den Korb zu fassen, wozu ihm seine Frau behilflich sein mußte. Beide trugen darauf den Korb gegen das Ufer an einen erhabenen Ort, und er schüttete die ganze Ladung, nicht ohne Widerwillen der Schönen und seines Weibes, die gerne davon sich etwas ausgesucht hätten, in den Fluß. Wie leuchtende und blinkende Sterne schwammen die Steine mit den Wellen hin, und man

konnte nicht unterscheiden, ob sie sich in der Ferne verloren oder untersanken.

„Meine Herren," sagte darauf der Alte ehrerbietig zu den Irrlichtern, „nunmehr zeige ich Ihnen den Weg und eröffne den Gang; aber Sie leisten uns den größten Dienst, wenn Sie uns die Pforte des Heiligthums öffnen, durch die wir diesmal eingehen müssen, und die außer Ihnen Niemand aufschließen kann."

Die Irrlichter neigten sich anständig und blieben zurück. Der Alte mit der Lampe ging voraus in den Felsen, der sich vor ihm aufthat; der Jüngling folgte ihm, gleichsam mechanisch; still und ungewiß hielt sich Lilie in einiger Entfernung hinter ihm; die Alte wollte nicht gerne zurückbleiben und streckte ihre Hand aus, damit ja das Licht von ihres Mannes Lampe sie erleuchten könne. Nun schlossen die Irrlichter den Zug, indem sie die Spitzen ihrer Flammen zusammenneigten und mit einander zu sprechen schienen.

Sie waren nicht lange gegangen, als der Zug sich vor einem großen ehernen Thore befand, dessen Flügel mit einem goldenen Schloß verschlossen waren. Der Alte rief sogleich die Irrlichter herbei, die sich nicht lange aufmuntern ließen, sondern geschäftig mit ihren spitzesten Flammen Schloß und Riegel aufzehrten.

Laut tönte das Erz, als die Pforten schnell aufsprangen, und im Heiligthum die würdigen Bilder der Könige, durch die hereintretenden Lichter beleuchtet, erschienen. Jeder neigte sich vor den ehrwürdigen Herrschern; besonders ließen es die Irrlichter an krausen Verbeugungen nicht fehlen.

Nach einiger Pause fragte der goldne König: „Woher kommt Ihr?

„Aus der Welt," antwortete der Alte.

„Wohin geht Ihr?" fragte der silberne König.

„In die Welt," sagte der Alte.

„Was wollt Ihr bei uns?" fragte der eherne König.

„Euch begleiten," sagte der Alte.

Der gemischte König wollte eben zu reden anfangen, als der goldne zu den Irrlichtern, die ihm zu nahe gekommen waren, sprach:

„Hebet Euch weg von mir! Mein Gold ist nicht für Euren Gaum." Sie wandten sich darauf zum silbernen und schmiegten sich an ihn; sein Gewand glänzte schön von ihrem gelblichen Widerschein.

„Ihr seid mir willkommen," sagte er, „aber ich kann Euch nicht ernähren; sättiget Euch auswärts und bringt mir Euer Licht!"

Sie entfernten sich und schlichen bei dem ehernen vorbei der sie nicht zu bemerken schien, auf den zusammengesetzten los.

„Wer wird die Welt beherrschen?" rief Dieser mit stotternder Stimme.

„Wer auf seinen Füßen steht," antwortete der Alte.

„Das bin ich!" sagte der gemischte König.

„Es wird sich offenbaren," sagte der Alte; „denn es ist an der Zeit."

Die schöne Lilie fiel dem Alten um den Hals und küßte ihn aufs Herzlichste. „Heiliger Vater," sagte sie, „tausendmal dank' ich Dir; denn ich höre das ahnungsvolle Wort zum dritten Mal." Sie hatte kaum ausgeredet, als sie sich noch fester an den Alten anhielt; denn der Boden fing unter ihnen an zu schwanken, die Alte und der Jüngling hielten sich auch an einander, nur die beweglichen Irrlichter merkten nichts.

Man konnte deutlich fühlen, daß der ganze Tempel sich bewegte wie ein Schiff, das sich sanft aus dem Hafen entfernt, wenn die Anker gelichtet sind; die Tiefen der Erde schienen sich vor ihm aufzuthun, als er hindurchzog. Er stieß nirgends an, kein Felsen stand ihm in dem Weg.

Wenige Augenblicke schien ein feiner Regen durch die Oeffnung der Kuppel hereinzurieseln; der Alte hielt die schöne Lilie fester und sagte zu ihr: „Wir sind unter dem Flusse und bald am Ziel." Nicht lange darauf glaubten sie still zu stehn; doch sie betrogen sich, der Tempel stieg aufwärts.

Nun entstand ein seltsames Getöse über ihrem Haupte. Bretter und Balken in ungestalter Verbindung begannen sich zu der Oeffnung der Kuppel krachend hereinzudrängen. Lilie und die Alte sprangen zur Seite, der Mann mit der Lampe faßte den Jüngling und blieb stehen. Die kleine Hütte des Fährmanns — denn sie war es, die der Tempel im Aufsteigen vom Boden abgesondert und in sich aufgenommen hatte, — sank allmählig herunter und bedeckte den Jüngling und den Alten.

Die Weiber schrien laut, und der Tempel schütterte wie ein Schiff, das unvermuthet ans Land stößt. Aengstlich irrten die Frauen in der Dämmerung um die Hütte; die Thüre war verschlossen, und auf ihr Pochen hörte Niemand. Sie pochten

heftiger und wunderten sich nicht wenig, als zuletzt das Holz zu klingen anfing. Durch die Kraft der verschlossenen Lampe war die Hütte von innen heraus zu Silber geworden. Nicht lange, so veränderte sie sogar ihre Gestalt; denn das edle Metall verließ die zufälligen Formen der Bretter, Pfosten und Balken und dehnte sich zu einem herrlichen Gehäuse von getriebener Arbeit aus. Nun stand ein herrlicher kleiner Tempel in der Mitte des großen, oder, wenn man will, ein Altar, des Tempels würdig.

Durch eine Treppe, die von innen heraufging, trat nunmehr der edle Jüngling in die Höhe; der Mann mit der Lampe leuchtete ihm, und ein Anderer schien ihn zu unterstützen, der in einem weißen kurzen Gewand hervorkam und ein silbernes Ruder in der Hand hielt; man erkannte in ihm sogleich den Fährmann, den ehemaligen Bewohner der verwandelten Hütte.

Die schöne Lilie stieg die äußeren Stufen hinauf, die von dem Tempel auf den Altar führten; aber noch immer mußte sie sich von ihrem Geliebten entfernt halten. Die Alte, deren Hand, so lange die Lampe verborgen gewesen, immer kleiner geworden war, rief:

„Soll ich doch noch unglücklich werden? Ist bei so vielen Wundern durch kein Wunder meine Hand zu retten?" Ihr Mann deutete ihr nach der offenen Pforte und sagte: „Siehe, der Tag bricht an. Eile und bade Dich im Flusse!"

„Welch ein Rath!" rief sie, „ich soll wol ganz schwarz werden und ganz verschwinden! Habe ich doch meine Schuld noch nicht bezahlt."

„Gehe," sagte der Alte, „und folge mir! Alle Schulden sind abgetragen."

Die Alte eilte weg, und in dem Augenblick erschien das Licht der aufgehenden Sonne an dem Kranze der Kuppel; der Alte trat zwischen den Jüngling und die Jungfrau, und rief mit lauter Stimme: „Drei sind, die da herrschen auf Erden, die Weisheit, der Schein und die Gewalt." Bei dem ersten Worte stand der goldne König auf, bei dem zweiten der silberne, und bei dem dritten hatte sich der eherne langsam emporgehoben, als der zusammengesetzte König sich plötzlich ungeschickt niedersetzte.

Wer ihn sah, konnte sich ungeachtet des feierlichen Augenblicks kaum des Lachens enthalten; denn er saß nicht, er lag

nicht, er lehnte sich nicht an, sondern er war unförmlich zusammengesunken.

Die Irrlichter, die sich bisher um ihn beschäftigt hatten, traten zur Seite; sie schienen, obgleich blaß beim Morgenlichte, doch wieder gut genährt und wohl bei Flammen; sie hatten auf eine geschickte Weise die goldnen Adern des kolossalen Bildes mit ihren spitzen Zungen bis aufs Innerste herausgeleckt. Die unregelmäßigen leeren Räume, die dadurch entstanden waren, erhielten sich eine Zeit lang offen, und die Figur blieb in ihrer vorigen Gestalt. Als aber auch zuletzt die zartesten Aederchen aufgezehrt waren, brach auf einmal das Bild zusammen und leider grade an den Stellen, die ganz bleiben, wenn der Mensch sich setzt; dagegen blieben die Gelenke, die sich hätten biegen sollen, steif. Wer nicht lachen konnte, mußte seine Augen wegwenden; das Mittelding zwischen Form und Klumpen war widerwärtig anzusehn.

Der Mann mit der Lampe führte nunmehr den schönen, aber immer noch starr vor sich hinblickenden Jüngling vom Altare herab und grade auf den ehernen König los. Zu den Füßen des mächtigen Fürsten lag ein Schwert in eherner Scheide. Der Jüngling gürtete sich.

„Das Schwert an der Linken, die Rechte frei!" rief der gewaltige König. Sie gingen darauf zum silbernen, der sein Scepter gegen den Jüngling neigte. Dieser ergriff es mit der linken Hand, und der König sagte mit gefälliger Stimme: „Weide die Schafe!" Als sie zum goldenen Könige kamen, drückte er mit väterlich segnender Geberde dem Jüngling den Eichenkranz aufs Haupt und sprach: „Erkenne das Höchste!"

Der Alte hatte während dieses Umgangs den Jüngling genau bemerkt. Nach umgürtetem Schwert hob sich seine Brust, seine Arme regten sich, und seine Füße traten fester auf; indem er das Scepter in die Hand nahm, schien sich die Kraft zu mildern und durch einen unaussprechlichen Reiz noch mächtiger zu werden; als aber der Eichenkranz seine Locken zierte, belebten sich seine Gesichtszüge, sein Auge glänzte von unaussprechlichem Geist, und das erste Wort seines Mundes war „Lilie."

„Liebe Lilie," rief er, als er ihr die silbernen Treppen hinauf entgegeneilte; denn sie hatte von der Zinne des Altars seiner Reise zugesehn, „liebe Lilie, was kann der Mann, aus-

gestattet mit Allem, sich Köstlicheres wünschen als die Unschuld und die stille Neigung, die mir Dein Busen entgegenbringt?"

„O mein Freund," fuhr er fort, indem er sich zu dem Alten wendete und die drei heiligen Bildsäulen ansah, „herrlich und sicher ist das Reich unserer Väter; aber Du hast die vierte Kraft vergessen, die noch früher, allgemeiner, gewisser die Welt beherrscht, die Kraft der Liebe."

Mit diesen Worten fiel er dem schönen Mädchen um den Hals; sie hatte den Schleier weggeworfen, und ihre Wangen färbten sich mit der schönsten, unvergänglichsten Röthe.

Hierauf sagte der Alte lächelnd: „Die Liebe herrscht nicht, aber sie bildet, und das ist mehr."

Ueber dieser Feierlichkeit, dem Glück, dem Entzücken hatte man nicht bemerkt, daß der Tag völlig angebrochen war, und nun fielen auf einmal durch die offne Pforte ganz unerwartete Gegenstände der Gesellschaft in die Augen. Ein großer, mit Säulen umgebener Platz machte den Vorhof, an dessen Ende man eine lange und prächtige Brücke sah, die mit vielen Bogen über den Fluß hinüberreichte; sie war an beiden Seiten mit Säulengängen für die Wanderer bequem und prächtig eingerichtet, deren sich schon viele Tausende eingefunden hatten und emsig hin und wieder gingen. Der große Weg in der Mitte war von Heerden und Maulthieren, Reitern und Wagen belebt, die an beiden Seiten, ohne sich zu hindern, stromweise hin und her flossen. Sie schienen sich Alle über die Bequemlichkeit und Pracht zu verwundern, und der neue König mit seiner Gemahlin war über die Bewegung und das Leben dieses großen Volks so entzückt, als ihre wechselseitige Liebe sie glücklich machte.

„Gedenke der Schlange in Ehren!" sagte der Mann mit der Lampe, „Du bist ihr das Leben, Deine Völker sind ihr die Brücke schuldig, wodurch diese nachbarlichen Ufer erst zu Ländern belebt und verbunden werden. Jene schwimmenden und leuchtenden Edelsteine, die Reste ihres aufgeopferten Körpers, sind die Grundpfeiler dieser herrlichen Brücke; auf ihnen hat sie sich selbst erbaut und wird sich selbst erhalten."

Man wollte eben die Aufklärung dieses wunderbaren Geheimnisses von ihm verlangen, als vier schöne Mädchen zu der Pforte des Tempels hereintraten. An der Harfe, dem Sonnenschirm und dem Feldstuhl erkannte man sogleich die Begleiterinnen Liliens; aber die vierte, schöner als die drei, war eine

Unbekannte, die scherzend schwesterlich mit ihnen durch den Tempel eilte und die silbernen Stufen hinaufstieg.

„Wirst Du mir künftig mehr glauben, liebes Weib?" sagte der Mann mit der Lampe zu der Schönen; „wohl Dir und jedem Geschöpfe, das sich diesen Morgen im Flusse badet!"

Die verjüngte und verschönerte Alte, von deren Bildung keine Spur mehr übrig war, umfaßte mit belebten jugendlichen Armen den Mann mit der Lampe, der ihre Liebkosungen mit Freundlichkeit aufnahm. „Wenn ich Dir zu alt bin," sagte er lächelnd, „so darfst Du heute einen andern Gatten wählen; von heute an ist keine Ehe giltig, die nicht aufs Neue geschlossen wird."

„Weißt Du denn nicht," versetzte sie, „daß auch Du jünger geworden bist?" — „Es freut mich, wenn ich Deinen jungen Augen als ein wackrer Jüngling erscheine; ich nehme Deine Hand von Neuem an und mag gern mit Dir in das folgende Jahrtausend hinüberleben."

Die Königin bewillkommte ihre neue Freundin und stieg mit ihr und ihren übrigen Gespielinnen in den Altar hinab, indeß der König in der Mitte der beiden Männer nach der Brücke hinsah und aufmerksam das Gewimmel des Volks betrachtete.

Aber nicht lange dauerte seine Zufriedenheit; denn er sah einen Gegenstand, der ihm einen Augenblick Verdruß erregte. Der große Riese, der sich von seinem Morgenschlaf noch nicht erholt zu haben schien, taumelte über die Brücke her und verursachte daselbst große Unordnung. Er war wie gewöhnlich schlaftrunken aufgestanden und gedachte sich in der bekannten Bucht des Flusses zu baden; anstatt derselben fand er festes Land und tappte auf dem breiten Pflaster der Brücke hin. Ob er nun gleich zwischen Menschen und Vieh auf das Ungeschickteste hineintrat, so ward doch seine Gegenwart zwar von Allen angestaunt, doch von Niemand gefühlt; als ihm aber die Sonne in die Augen schien, und er die Hände aufhob, sie auszuwischen, fuhr der Schatten seiner ungeheuren Fäuste hinter ihm so kräftig und ungeschickt unter der Menge hin und wieder, daß Menschen und Thiere in großen Massen zusammenstürzten, beschädigt wurden und Gefahr liefen, in den Fluß geschleudert zu werden.

Der König, als er diese Unthat erblickte, fuhr mit einer unwillkürlichen Bewegung nach dem Schwerte; doch besann er sich und blickte ruhig erst sein Scepter, dann die Lampe und

das Ruder seiner Gefährten an. „Ich errathe Deine Gedanken," sagte der Mann mit der Lampe; „aber wir und unsere Kräfte sind gegen diesen Ohnmächtigen ohnmächtig. Sei ruhig! Er schadet zum letzten Mal, und glücklicherweise ist sein Schatten von uns abgekehrt."

Indessen war der Riese immer näher gekommen, hatte vor Verwunderung über das, was er mit offnen Augen sah, die Hände sinken lassen, that keinen Schaden mehr und trat gaffend in den Vorhof herein.

Gerade ging er auf die Thüre des Tempels zu, als er auf einmal in der Mitte des Hofes an dem Boden festgehalten wurde. Er stand als eine kolossale mächtige Bildsäule von röthlich glänzendem Steine da, und sein Schatten zeigte die Stunden, die in einen Kreis auf dem Boden um ihn her nicht in Zahlen, sondern in edlen und bedeutenden Bildern eingelegt waren.

Nicht wenig erfreut war der König, den Schatten des Ungeheuers in nützlicher Richtung zu sehen; nicht wenig verwundert war die Königin, die, als sie mit größter Herrlichkeit geschmückt aus dem Altare mit ihren Jungfrauen heraufstieg, das seltsame Bild erblickte, das die Aussicht aus dem Tempel nach der Brücke fast zudeckte.

Indessen hatte sich das Volk dem Riesen nachgedrängt, da er still stand, ihn umgeben und seine Verwandlung angestaunt; von da wandte sich die Menge nach dem Tempel, den sie erst jetzt gewahr zu werden schien, und drängte sich nach der Thüre.

In diesem Augenblick schwebte der Habicht mit dem Spiegel hoch über dem Dom, fing das Licht der Sonne auf und warf es über die auf dem Altar stehende Gruppe. Der König, die Königin und ihre Begleiter erschienen in dem dämmernden Gewölbe des Tempels von einem himmlischen Glanze erleuchtet, und das Volk fiel auf sein Angesicht. Als die Menge sich wieder erholt hatte und aufstand, war der König mit den Seinigen in den Altar hinabgestiegen, um durch verborgene Hallen nach seinem Palaste zu gehen, und das Volk zerstreute sich in dem Tempel, seine Neugierde zu befriedigen. Es betrachtete die drei aufrecht stehenden Könige mit Staunen und Ehrfurcht; aber es war desto begieriger, zu wissen, was unter dem Teppiche in der vierten Nische für ein Klumpen verborgen sein möchte; denn, wer es auch mochte gewesen sein, wohlmeinende Bescheidenheit hatte eine prächtige Decke über den zusammengesunkenen König

hingebreitet, die kein Auge zu durchdringen vermag, und keine Hand wagen darf wegzuheben.

Das Volk hätte kein Ende seines Schauens und seiner Bewunderung gefunden, und die zudringende Menge hätte sich in dem Tempel selbst erdrückt, wäre ihre Aufmerksamkeit nicht wieder auf den großen Platz gelenkt worden.

Unvermuthet fielen Goldstücke wie aus der Luft klingend auf die marmornen Platten; die nächsten Wanderer stürzten darüber her, um sich ihrer zu bemächtigen; einzeln wiederholte sich dies Wunder, und zwar bald hier und bald da. Man begreift wol, daß die abziehenden Irrlichter sich hier nochmals eine Lust machten und das Gold aus den Gliedern des zusammengesunkenen Königs auf eine lustige Weise vergeudeten. Begierig lief das Volk noch eine Zeit lang hin und wieder, drängte und zerriß sich, auch noch, da keine Goldstücke mehr herabfielen. Endlich verlief es sich allmählig, zog seine Straße, und bis auf den heutigen Tag wimmelt die Brücke von Wanderern, und der Tempel ist der besuchteste auf der ganzen Erde.

Novelle.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die „Novelle" ist im Dezember 1826 und in den ersten Tagen des Januar 1827 geschrieben worden; einzelne Aenderungen in derselben wurden noch etwas später gemacht. Goethe führte in ihr einen alten Plan aus oder benutzte vielmehr für sie einen Stoff, den er bereits dreißig Jahre früher mit sich herumgetragen hatte. Unmittelbar nämlich nach der Beendigung von „Herrmann und Dorothea" hatte er sich mit dem Plan zu einem neuen „episch-romantischen Gedichte", wie er es selbst in den „Tag- und Jahresheften" von 1797 bezeichnet, in eingehender Weise beschäftigt. Der Gegenstand desselben sollte eine fürstliche Jagd sein, und von April bis Juni des genannten Jahres verhandelte er mit Schiller eifrig über Theorie, Komposition und Versmaaß des Epos und über Manches, was sonst für das beabsichtigte Gedicht in Betracht kam. Als Goethe 1826 „die Löwen- und Tigergeschichte" (nach dem Ausdruck im Schiller-Goethe'schen Briefwechsel I, 322 und 324) wieder aufnahm, konnte er das alte Schema nicht wiederfinden und arbeitete deshalb die Novelle nach einem neuen Plane aus; indessen, wie die Vergleichung mit dem später aufgefundenen ergab, war der Gang der Entwickelung unverändert geblieben, wenn auch das Detail, wie es der Unterschied von Epos und Novelle mit sich brachte, ein ganz anderes geworden war. (Eckermann, Gespräche I, 198, 199 und 207.)

Die besonderen Beziehungen, die in der „Novelle" verborgen liegen, ebenso wie ihr künstlerischer Werth sind der Gegenstand mehrerer kritischen Arbeiten geworden, die freilich in ihren Resultaten nicht unwesentlich von einander abweichen, die aber schon deswegen dankenswerth sind, weil sie mit Erfolg die ungünstigen Urtheile bekämpfen, die von hervorragenden Literarhistorikern grade in neuerer Zeit über die „Novelle" ausgesprochen worden sind. Wir erwähnen als solche Aufsätze den von C. F. Göschel (Unterhaltungen ꝛc. II. Nr. V. 1834), ferner die von A. Lehmann (im Programm des Gymnasiums zu Marienwerder 1846) und H. Düntzer (in seinen „Studien zu Goethe's Werken" 1847, S. 47 u. ff.).

Zunächst ist ein scheinbar unwesentliches Moment hier von nicht geringer Bedeutung — der Titel, welchen Goethe seiner Dichtung gegeben hat. Derselbe war Gegenstand langer Berathung zwischen ihm und seinen Freunden gewesen. „Manche Vorschläge," erzählt Eckermann (I, 220), „waren gemacht worden; einige waren gut für den Anfang, andre gut für das Ende, doch fand sich keiner, der für das Ganze passend und also der rechte gewesen wäre." — „Wissen Sie was," sagte Goethe, „wir wollen es „Novelle" nennen; denn was ist Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit? Dies ist ihr eigentlicher Begriff." ... Wenn daher Eckermann sie gelegentlich (II, 207) die „Novelle vom Tiger und Löwen", Lehmann die „vom Kinde mit dem Löwen" nennt, so geschieht dies streng genommen gegen die Absicht des Dichters, mag es auch seine ausreichende Rechtfertigung in der Absicht und in der Nothwendigkeit einer genaueren Bezeichnung finden. Indem Goethe aber diese und ähnliche Bezeichnungen, wie sie bei

jenen Berathungen vorgeschlagen waren, verwarf, wollte er offenbar verhindern, daß durch die Hervorhebung eines einzelnen Theiles die richtige Auffassung des Ganzen beeinträchtigt würde.

Ferner ist mehrfach versucht worden, die wirklichen Persönlichkeiten und die Lokalitäten festzustellen, welche Goethe bei der „Novelle" vorgeschwebt haben. Es will uns indessen nicht scheinen, als ob dies (wenigstens in Beziehung auf den ersten Punkt) einigermaßen sichere Resultate herbeigeführt hätte. In der Fürstin hat man Züge der Großherzogin Luise finden wollen, in dem Fürsten des Großherzogs Karl August; bei dem fürstlichen Oheim Friedrich denkt Düntzer (S. 59) an den Bruder der Herzogin Amalia, den 1805 in Weimar verstorbenen Friedrich August von Braunschweig-Oels. — Die Oertlichkeiten dagegen, die Goethe sich gedacht hat, dürften mit größerer Sicherheit zu ermitteln sein, und wir sind vielleicht auch in höherem Maaße berechtigt und veranlaßt, nach ihnen zu suchen, da er einen besondern Werth auf ihre Schilderung legt und ausdrücklich sagt, daß es ihm auf eine sehr genaue Zeichnung derselben angekommen sei (Eckermann II, 210). Richtiges ist auch hier bereits gefunden, wiewol nur im Einzelnen. Zuerst hat es die größte Wahrscheinlichkeit für sich, daß Goethe, wie bereits Düntzer (S. 63) bemerkt, uns in die Gegend von Rudolstadt versetzt. Man denke sich z. B. den fürstlichen Jagdzug von dem Rudolstädter Schlosse aus nicht den Weg auf der Landstraße nach Blankenburg einschlagen, den später die Fürstin mit ihrem Oheim und Honorio wählt, und von dem sie erst nach einiger Zeit rechts abbiegen, sondern in grader Richtung auf dem Gebirgskamm in der Richtung auf den Greifenstein, die alte Stammburg

des Geschlechtes, in der Weise ziehend, daß Volkstädt links liegen bleibt, — und wir glauben, daß jeder Kenner jener Gegend viele Anknüpfungspunkte an Goethe's Schilderung finden wird. Was hindert uns aber anzunehmen, daß Goethe, wenn er auch diese Gegend zu Grunde legte, noch Manches hinzuthat, um derselben den seinen Zwecken entsprechenden Charakter zu geben? Bei dem Flusse, an dem der rege Handelsverkehr einen glücklichen Umtausch der Waaren des flachen Landes und des Gebirges befördert, kann er immerhin eher, wie Simrock („Das malerische und romantische Rheinland," 2. Aufl. 1847. S. 22) meint, an den Rhein als die Saale, bei der Schilderung des fürstlichen Schlosses, die übrigens vollständig auf das Lichtenstein'sche Schloß Vaduz passen soll, an dieses oder ein anderes ihm bekanntes Gebäude gedacht haben. Auch möchten wir nicht mit Düntzer ein besonderes Gewicht auf den Umstand legen, daß Goethe wahrscheinlich niemals in Vaduz gewesen ist. Die plastische Kraft des Dichters muß sich ja gerade darin zeigen, daß er uns auch Dasjenige, was er nicht mit eigenen Augen gesehen hat, sondern vielleicht nur durch bildliche Darstellung oder Beschreibung kennt, zu vollständiger sinnlicher Anschauung bringt.

Von größerer Wichtigkeit als Alles dies ist indessen die Entscheidung der Frage, ob in der „Novelle" noch ein tieferer Sinn verborgen liegt als der unmittelbar aus der Erzählung hervorgehende. Schon Göschel (II, 239) meint von Honorio, daß, wenn er nicht mit einer bestimmten Neigung zu kämpfen habe, um entsagen zu lernen, dies jedenfalls mit einem unbestimmten, schrankenlosen Verlangen der Fall sei, das in die Welt hinaus wolle und das Nächste übersehe. Lehmann dagegen sagt mit voller Bestimmtheit,

Honorio liebe die Fürstin; seine unbändige Leidenschaft sei die Unbändigkeit des Löwen, die Fürstin dagegen das Kind, das diese Unbändigkeit durch reine Liebe und Frömmigkeit zähme und läutere. Jene Behauptung sowol als die aus ihr abgeleitete Folge verwirft Düntzer vollständig, indem er allerdings mit Recht den Lebensnerv der ganzen Novelle in der Darstellung der Ueberzeugung findet, „daß Frömmigkeit und Gottvertrauen auch das Unbändigste zähme und bezwinge, daß Gott dem Frommen und Gläubigen in allen Gefahren zur Seite stehe."

Man muß indessen Bedenken tragen, sowol Lehmann's Ansicht als die Polemik gegen dieselbe für vollständig begründet anzuerkennen. Daß erstlich das Verhältniß, in das Honorio sich zur Fürstin stellt, nicht einzig und allein das amtliche oder dienstliche ist, blickt aus jeder Zeile von Goethe's Darstellung hervor. Honorio ist zum Mindesten von der unbeschränktesten Ergebenheit gegen die Fürstin und von dem Wunsche beseelt, sich ihrer immer würdiger zu machen. Für das Erstere spricht unter Anderm die Erlegung des Tigers, für das Letztere der Wunsch, durch eine weitere Reise die Ausbildung zu gewinnen, deren er noch zu bedürfen glaubt. Wie weit sich hinter alledem noch zartere Gefühle verbergen, wie weit sie dem Träger derselben zum Bewußtsein gekommen sind, das ist allerdings nicht direkt ausgesprochen; aber daß es der Fall ist, wird wenigstens unsrer Ansicht nach leise angedeutet (man vergl. S. 153.154 und S. 160). Jedenfalls aber kann der Umstand nicht dagegen zur Geltung gebracht werden, daß in den Gesprächen mit Eckermann der Liebe Honorio's mit keiner Silbe Erwähnung geschieht; denn wenn dort auch die „Novelle" öfters berührt

wird, so ist das Gespräch über dieselbe doch mehr zufälliger Art und keineswegs systematisch.

Zweitens aber möchte eine unbefangene Lektüre wol darüber keinen Zweifel lassen, daß die Erlegung des Tigers und die Zähmung des Löwen zwei Handlungen sind, von denen anzunehmen ist, daß sie zu einander in einem bestimmten Verhältnisse stehen. Dem widerstrebt die Auffassung Lehmann's; denn die zweite Handlung ist bei ihm nur ein Symbol für etwas, was die erste hervorgerufen hat. Uns erscheint dagegen die zweite als die höchste Steigerung der ersten. Die Erlegung des Tigers, soviel Muth und Kraft Honorio bei ihr bewiesen hat, wird nach den Reden der Wärterin sogar zu etwas vollständig Unnöthigem, wobei offenbar die Absicht vorliegt, die nachfolgende Zähmung des Löwen schon durch den Vergleich als etwas viel Größeres erscheinen zu lassen. Der Hauptaccent aber wird auf die Mittel gelegt, durch welche diese Zähmung geschieht; es ist hier, so selten sich Goethe sonst einer solchen Auffassung hinzugeben pflegt, der fromme Glaube und, nach dem Ausdruck des Gedichtes am Schluß der Novelle, „die Liebe, die sich im Gebet enthüllt," denen das Höchste und Größte gelingt. Und in ähnlichem Sinne spricht sich ja auch schon Goethe selbst bei Eckermann (I, 209) aus: „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde, war die Aufgabe dieser Novelle."

Die „Novelle" ist zu Goethe's Lebzeiten nur in der Ausgabe letzter Hand erschienen, und der Text enthält hier wie in den späteren Ausgaben nur einige unbedeutende Fehler.

Novelle.

Ein dichter Herbstnebel verhüllte noch in der Frühe die weiten Räume des fürstlichen Schloßhofes, als man schon mehr oder weniger durch den sich lichtenden Schleier die ganze Jägerei zu Pferde und zu Fuß durch einander bewegt sah. Die eiligen Beschäftigungen der Nächsten ließen sich erkennen; man verlängerte, man verkürzte die Steigbügel, man reichte sich Büchse und Patrontäschchen, man schob die Dachsranzen zurecht, indeß die Hunde ungeduldig am Riemen den Zurückhaltenden mit fortzuschleppen drohten. Auch hie und da geberdete ein Pferd sich muthiger, von feuriger Natur getrieben oder von dem Sporn des Reiters angeregt, der selbst hier in der Halbhelle eine gewisse Eitelkeit, sich zu zeigen, nicht verleugnen konnte. Alle jedoch warteten auf den Fürsten, der, von seiner jungen Gemahlin Abschied nehmend, allzu lange zauderte.

Erst vor kurzer Zeit zusammen getraut, empfanden sie schon das Glück übereinstimmender Gemüther; Beide waren von thätig lebhaftem Charakter, Eines nahm gern an des Andern Neigungen und Bestrebungen Antheil. Des Fürsten Vater hatte noch den Zeitpunkt erlebt und genutzt, wo es deutlich wurde, daß alle Staatsglieder in gleicher Betriebsamkeit ihre Tage zubringen, in gleichem Wirken und Schaffen, Jeder nach seiner Art, erst gewinnen und dann genießen sollte.

Wie sehr Dieses gelungen war, ließ sich in diesen Tagen gewahr werden, als eben der Hauptmarkt sich versammelte, den man gar wol eine Messe nennen konnte. Der Fürst hatte seine Gemahlin gestern durch das Gewimmel der aufgehäuften Waaren zu Pferde geführt und sie bemerken lassen, wie gerade hier das Gebirgsland mit dem flachen Lande einen glücklichen Umtausch treffe; er wußte sie an Ort und Stelle auf die Betriebsamkeit seines Länderkreises aufmerksam zu machen.

Wenn sich nun der Fürst fast ausschließlich in diesen Tagen mit den Seinigen über diese zudringenden Gegenstände unter-

hielt, auch besonders mit dem Finanzminister anhaltend arbeitete, so behielt doch auch der Landjägermeister sein Recht, auf dessen Vorstellung es unmöglich war, der Versuchung zu widerstehen, an diesen günstigen Herbsttagen eine schon verschobene Jagd zu unternehmen, sich selbst und den vielen angekommenen Fremden ein eignes und seltnes Fest zu eröffnen.

Die Fürstin blieb ungern zurück; man hatte sich vorgenommen, weit in das Gebirg hineinzudringen, um die friedlichen Bewohner der dortigen Wälder durch einen unerwarteten Kriegszug zu beunruhigen.

Scheidend versäumte der Gemahl nicht, einen Spazierritt vorzuschlagen, den sie im Geleite Friedrich's, des fürstlichen Oheims, unternehmen sollte; „auch lasse ich," sagte er, „Dir unsern Honorio als Stall- und Hofjunker, der für Alles sorgen wird"; und im Gefolg dieser Worte gab er im Hinabsteigen einem wohlgebildeten jungen Mann die nöthigen Aufträge, verschwand sodann bald mit Gästen und Gefolge.

Die Fürstin, die ihrem Gemahl noch in den Schloßhof hinab mit dem Schnupftuch nachgewinkt hatte, begab sich in die hintern Zimmer, welche nach dem Gebirg eine freie Aussicht ließen, die um desto schöner war, als das Schloß selbst von dem Fuße herauf in einiger Höhe stand und so vor- als hinterwärts mannichfaltige bedeutende Ansichten gewährte. Sie fand das treffliche Teleskop noch in der Stellung, wo man es gestern Abend gelassen hatte, als man, über Busch, Berg und Waldgipfel die hohen Ruinen der uralten Stammburg betrachtend, sich unterhielt, die in der Abendbeleuchtung merkwürdig hervortraten, indem alsdann die größten Licht- und Schattenmassen den deutlichsten Begriff von einem so ansehnlichen Denkmal alter Zeit verleihen konnten. Auch zeigte sich heute früh durch die annähernden Gläser recht auffallend die herbstliche Färbung jener mannichfaltigen Baumarten, die zwischen dem Gemäuer ungehindert und ungestört durch lange Jahre emporstrebten. Die schöne Dame richtete jedoch das Fernrohr etwas tiefer nach einer öden, steinigen Fläche, über welche der Jagdzug weggehen mußte; sie erharrte den Augenblick mit Geduld und betrog sich nicht; denn bei der Klarheit und Vergrößerungsfähigkeit des Instrumentes erkannten ihre glänzenden Augen deutlich den Fürsten und den Oberstallmeister; ja, sie enthielt sich nicht, abermals mit dem Schnupftuche zu winken, als sie ein augenblickliches Stillhalten und Rückblicken mehr vermuthete als gewahr ward.

Fürst Oheim, Friedrich mit Namen, trat sodann, angemeldet, mit seinem Zeichner herein, der ein großes Portefeuille unter dem Arm trug. „Liebe Cousine," sagte der alte rüstige Herr, „hier legen wir die Ansichten der Stammburg vor, gezeichnet, um von verschiedenen Seiten anschaulich zu machen, wie der mächtige Trutz- und Schutzbau von alten Zeiten her dem Jahr und seiner Witterung sich entgegenstemmte, und wie doch hie und da sein Gemäuer weichen, da und dort in wüste Ruinen zusammenstürzen mußte. Nun haben wir Manches gethan, um diese Wildniß zugänglicher zu machen; denn mehr bedarf es nicht, um jeden Wanderer, jeden Besuchenden in Erstaunen zu setzen, zu entzücken."

Indem nun der Fürst die einzelnen Blätter deutete, sprach er weiter: „Hier, wo man, den Hohlweg durch die äußern Ringmauern heraufkommend, vor die eigentliche Burg gelangt, steigt uns ein Felsen entgegen von den festesten des ganzen Gebirgs; hierauf nun steht gemauert ein Thurm, doch Niemand wüßte zu sagen, wo die Natur aufhört, Kunst und Handwerk aber anfangen. Ferner sieht man seitwärts Mauern angeschlossen und Zwinger terrassenmäßig herab sich erstreckend. Doch ich sage nicht recht; denn es ist eigentlich ein Wald, der diesen uralten Gipfel umgiebt; seit hundertundfünfzig Jahren hat keine Axt hier geklungen, und überall sind die mächtigsten Stämme emporgewachsen; wo Ihr Euch an den Mauern andrängt, stellt sich der glatte Ahorn, die rauhe Eiche, die schlanke Fichte mit Schaft und Wurzeln entgegen; um diese müssen wir uns herumschlängeln und unsere Fußpfade verständig führen. Seht nur, wie trefflich unser Meister dies Charakteristische auf dem Papier ausgedrückt hat, wie kenntlich die verschiedenen Stamm- und Wurzelarten zwischen das Mauerwerk verflochten, und die mächtigen Aeste durch die Lücken durchgeschlungen sind. Es ist eine Wildniß wie keine, ein zufällig einziges Lokal, wo die alten Spuren längst verschwundener Menschenkraft mit der ewig lebenden und fortwirkenden Natur sich in dem ernstesten Streit erblicken lassen."

Ein anderes Blatt aber vorlegend, fuhr er fort: „Was sagt Ihr nun zum Schloßhofe, der, durch das Zusammenstürzen des alten Thorthurmes unzugänglich, seit undenklichen Jahren von Niemand betreten ward? Wir suchten ihm von der Seite beizukommen, haben Mauern durchbrochen, Gewölbe gesprengt und so einen bequemen, aber geheimen Weg bereitet. Inwendig bedurft' es keines Aufräumens; hier findet sich ein flacher Felsgipfel von der Natur geplättet, aber doch haben mächtige Bäume

hie und da zu wurzeln Glück und Gelegenheit gefunden; sie sind sachte, aber entschieden aufgewachsen; nun erstrecken sie ihre Aeste bis in die Galerien hinein, auf denen der Ritter sonst auf und ab schritt, ja durch Thüren durch und Fenster in die gewölbten Säle, aus denen wir sie nicht vertreiben wollen; sie sind eben Herr geworden und mögen's bleiben. Diese Blätterschichten wegräumend, haben wir den merkwürdigsten Platz geebnet gefunden, dessengleichen in der Welt vielleicht nicht wieder zu sehen ist.

„Nach allem Diesem aber ist es immer noch bemerkenswerth und an Ort und Stelle zu beschauen, daß auf den Stufen, die in den Hauptthurm hinaufführen, ein Ahorn Wurzel geschlagen und sich zu einem so tüchtigen Baume gebildet hat, daß man nur mit Noth daran vorbeidringen kann, um die Zinne der unbegrenzten Aussicht wegen zu besteigen. Aber auch hier verweilt man bequem im Schatten; denn dieser Baum ist es, der sich über das Ganze wunderbar hoch in die Luft hebt.

„Danken wir also dem wackern Künstler, der uns so löblich in verschiedenen Bildern von Allem überzeugt, als wenn wir gegenwärtig wären; er hat die schönsten Stunden des Tages und der Jahrszeit dazu angewendet und sich wochenlang um diese Gegenstände herumbewegt. In dieser Ecke ist für ihn und den Wächter, den wir ihm zugegeben, eine kleine, angenehme Wohnung eingerichtet. Sie sollten nicht glauben, meine Beste, welch eine schöne Aus- und Ansicht er ins Land, in Hof und Gemäuer sich dort bereitet hat. Nun aber, da Alles so rein und charakteristisch umrissen ist, wird er es hier unten mit Bequemlichkeit ausführen. Wir wollen mit diesen Bildern unsern Gartensaal zieren, und Niemand soll über unsere regelmäßigen Parterre, Lauben und schattigen Gänge seine Augen spielen lassen, der nicht wünschte, sich dort oben in dem wirklichen Anschauen des Alten und Neuen, des Starren, Unnachgiebigen, Unzerstörlichen, und des Frischen, Schmiegsamen, Unwiderstehlichen seine Betrachtungen anzustellen."

Honorio trat ein und meldete, die Pferde seien vorgeführt; da sagte die Fürstin, zum Oheim gewendet: „Reiten wir hinauf, und lassen Sie mich in der Wirklichkeit sehen, was Sie mir hier im Bilde zeigten! Seit ich hier bin, hör' ich von diesem Unternehmen und werde jetzt erst recht verlangend, mit Augen zu sehen, was mir in der Erzählung unmöglich schien und in der Nachbildung unwahrscheinlich bleibt."

„Noch nicht, meine Liebe," versetzte der Fürst; „was Sie

hier sahen, ist, was es werden kann und wird; jetzt stockt noch Manches im Beginnen; die Kunst muß erst vollenden, wenn sie sich vor der Natur nicht schämen soll."

„Und so reiten wir wenigstens hinaufwärts, und wär' es nur bis an den Fuß; ich habe große Lust, mich heute weit in der Welt umzusehen."

„Ganz nach Ihrem Willen," versetzte der Fürst.

„Lassen Sie uns aber durch die Stadt reiten," fuhr die Dame fort, „über den großen Marktplatz, wo eine zahllose Menge von Buden die Gestalt einer kleinen Stadt, eines Feldlagers angenommen hat. Es ist, als wären die Bedürfnisse und Beschäftigungen sämmtlicher Familien des Landes umher nach außen gekehrt, in diesem Mittelpunkt versammelt, an das Tageslicht gebracht worden; denn hier sieht der aufmerksame Beobachter Alles, was der Mensch leistet und bedarf; man bildet sich einen Augenblick ein, es sei kein Geld nöthig, jedes Geschäft könne hier durch Tausch abgethan werden; und so ist es auch im Grunde. Seitdem der Fürst gestern mir Anlaß zu diesen Uebersichten gegeben, ist es mir gar angenehm, zu denken, wie hier, wo Gebirg und flaches Land an einander grenzen, beide so deutlich aussprechen, was sie brauchen und was sie wünschen. Wie nun der Hochländer das Holz seiner Wälder in hundert Formen umzubilden weiß, das Eisen zu einem jeden Gebrauch zu vermannichfaltigen, so kommen Jene drüben mit den vielfältigsten Waaren ihm entgegen, an denen man den Stoff kaum unterscheiden und den Zweck oft nicht erkennen mag."

„Ich weiß," versetzte der Fürst, „daß mein Neffe hierauf die größte Aufmerksamkeit wendet; denn gerade zu dieser Jahrszeit kommt es hauptsächlich darauf an, daß man mehr empfange als gebe; dies zu bewirken, ist am Ende die Summe des ganzen Staatshaushaltes so wie der kleinsten häuslichen Wirthschaft. Verzeihen Sie aber, meine Beste, ich reite niemals gern durch Markt und Messe; bei jedem Schritt ist man gehindert und aufgehalten, und dann flammt mir das ungeheure Unglück wieder in die Einbildungskraft, das sich mir gleichsam in die Augen eingebrannt, als ich eine solche Güter- und Waarenbreite in Feuer aufgehen sah. Ich hatte mich kaum —"

„Lassen Sie uns die schönen Stunden nicht versäumen," fiel ihm die Fürstin ein, da der würdige Mann sie schon einigemal mit ausführlicher Beschreibung jenes Unheils geängstigt hatte, wie er sich nämlich, auf einer großen Reise begriffen, Abends

im besten Wirthshause auf dem Markte, der eben von einer Hauptmesse wimmelte, höchst ermüdet zu Bette gelegt und Nachts durch Geschrei und Flammen, die sich gegen seine Wohnung wälzten, gräßlich aufgeweckt worden.

Die Fürstin eilte, das Lieblingspferd zu besteigen, und führte, statt zum Hinterthore bergauf, zum Vorderthore bergunter ihren widerwillig bereiten Begleiter; denn wer wäre nicht gern an ihrer Seite geritten, wer wäre ihr nicht gern gefolgt? Und so war auch Honorio von der sonst so ersehnten Jagd willig zurückgeblieben, um ihr ausschließlich dienstbar zu sein.

Wie vorauszusehen, durften sie auf dem Markte nur Schritt vor Schritt reiten; aber die schöne Liebenswürdige erheiterte jeden Aufenthalt durch eine geistreiche Bemerkung. „Ich wiederhole," sagte sie, „meine gestrige Lektion, da denn doch die Nothwendigkeit unsere Geduld prüfen will." Und wirklich drängte sich die ganze Menschenmasse dergestalt an die Reitenden heran, daß sie ihren Weg nur langsam fortsetzen konnten. Das Volk schaute mit Freuden die junge Dame, und auf so viel lächelnden Gesichtern zeigte sich das entschiedene Behagen, zu sehen, daß die erste Frau im Lande auch die schönste und anmuthigste sei.

Unter einander gemischt standen Bergbewohner, die zwischen Felsen, Fichten und Föhren ihre stillen Wohnsitze hegten, Flachländer von Hügeln, Auen und Wiesen her, Gewerbsleute der kleinen Städte und was sich Alles versammelt hatte. Nach einem ruhigen Ueberblick bemerkte die Fürstin ihrem Begleiter, wie alle Diese, woher sie auch seien, mehr Stoff als nöthig zu ihren Kleidern genommen, mehr Tuch und Leinwand, mehr Band zum Besatz. „Ist es doch, als ob die Weiber nicht brauschig und die Männer nicht pausig genug sich gefallen könnten."

„Wir wollen ihnen das ja lassen," versetzte der Oheim; „wo auch der Mensch seinen Ueberfluß hinwendet, ihm ist wohl dabei, am Wohlsten, wenn er sich damit schmückt und aufputzt." Die schöne Dame winkte Beifall.

So waren sie nach und nach auf einen freien Platz gelangt, der zur Vorstadt hinführte, wo am Ende vieler kleiner Buden und Kramstände ein größeres Brettergebäude in die Augen fiel, das sie kaum erblickten, als ein ohrzerreißendes Gebrülle ihnen entgegentönte. Die Fütterungsstunde der dort zur Schau stehenden wilden Thiere schien herangekommen; der Löwe ließ seine Wald- und Wüstenstimme aufs Kräftigste hören; die Pferde schauderten, und man konnte der Bemerkung nicht entgehen,

wie in dem friedlichen Wesen und Wirken der gebildeten Welt der König der Einöde sich so furchtbar verkündige. Zur Bude näher gelangt, durften sie die bunten kolossalen Gemälde nicht übersehen, die mit heftigen Farben und kräftigen Bildern jene fremden Thiere darstellten, welche der friedliche Staatsbürger zu schauen unüberwindliche Lust empfinden sollte. Der grimmig ungeheure Tiger sprang auf einen Mohren los, im Begriff, ihn zu zerreißen; ein Löwe stand ernsthaft majestätisch, als wenn er keine Beute, seiner würdig, vor sich sehe; andere wunderliche, bunte Geschöpfe verdienten neben diesen mächtigen weniger Aufmerksamkeit.

„Wir wollen," sagte die Fürstin, „bei unserer Rückkehr doch absteigen und die seltenen Gäste näher betrachten."

„Es ist wunderbar," versetzte der Fürst, „daß der Mensch durch Schreckliches immer aufgeregt sein will. Drinnen liegt der Tiger ganz ruhig in seinem Kerker, und hier muß er grimmig auf einen Mohren losfahren, damit man glaube, Dergleichen inwendig ebenfalls zu sehen; es ist an Mord und Todtschlag noch nicht genug, an Brand und Untergang; die Bänkelsänger müssen es an jeder Ecke wiederholen. Die guten Menschen wollen eingeschüchtert sein, um hinterdrein erst recht zu fühlen, wie schön und löblich es sei, frei Athem zu holen."

Was denn aber auch Bängliches von solchen Schreckensbildern mochte übrig geblieben sein, Alles und Jedes war sogleich ausgelöscht, als man, zum Thore hinausgelangt, in die heiterste Gegend eintrat. Der Weg führte zuerst am Flusse hinan, an einem zwar noch schmalen, nur leichte Kähne tragenden Wasser, das aber nach und nach als größter Strom seinen Namen behalten und ferne Länder beleben sollte. Dann ging es weiter durch wohlversorgte Frucht- und Lustgärten sachte hinaufwärts, und man sah sich nach und nach in der aufgethanen wohlbewohnten Gegend um, bis erst ein Busch, sodann ein Wäldchen die Gesellschaft aufnahm, und die anmuthigsten Oertlichkeiten ihren Blick begrenzten und erquickten. Ein aufwärts leitendes Wiesenthal, erst vor Kurzem zum zweiten Male gemäht, sammetähnlich anzusehen, von einer oberwärts lebhaft auf einmal reich entspringenden Quelle gewässert, empfing sie freundlich, und so zogen sie einem höheren, freieren Standpunkt entgegen, den sie, aus dem Walde sich bewegend, nach einem lebhaften Stieg erreichten, alsdann aber vor sich noch in bedeutender Entfernung über neuen Baumgruppen das alte Schloß, den Zielpunkt ihrer Wallfahrt, als Fels- und Waldgipfel hervorragen sahen. Rück-

wärts aber — denn niemals gelangte man hierher, ohne sich umzukehren — erblickten sie durch zufällige Lücken der hohen Bäume das fürstliche Schloß links, von der Morgensonne beleuchtet, den wohlgebauten höhern Theil der Stadt von leichten Rauchwolken gedämpft, und sofort nach der Rechten zu die untere Stadt, den Fluß in einigen Krümmungen mit seinen Wiesen und Mühlen, gegenüber eine weite nahrhafte Gegend.

Nachdem sie sich an dem Anblick ersättigt, oder vielmehr, wie es uns bei dem Umblick auf so hoher Stelle zu geschehen pflegt, erst recht verlangend geworden nach einer weitern, weniger begrenzten Aussicht, ritten sie eine steinige breite Fläche hinan, wo ihnen die mächtige Ruine als ein grüngekrönter Gipfel entgegenstand, wenig alte Bäume tief unten um seinen Fuß; sie ritten hindurch, und so fanden sie sich gerade vor der steilsten, unzugänglichsten Seite. Mächtige Felsen standen von Urzeiten her, jedem Wechsel unangetastet, fest, wohlgegründet voran, und so thürmte sich's aufwärts; das dazwischen Herabgestürzte lag in mächtigen Platten und Trümmern unregelmäßig über einander und schien dem Kühnsten jeden Angriff zu verbieten. Aber das Steile, Jähe scheint der Jugend zuzusagen; dies zu unternehmen, zu erstürmen, zu erobern, ist jungen Gliedern ein Genuß. Die Fürstin bezeigte Neigung zu einem Versuch, Honorio war bei der Hand, der fürstliche Oheim, wenn schon bequemer, ließ sich's gefallen und wollte sich doch auch nicht unkräftig zeigen; die Pferde sollten am Fuß unter den Bäumen halten, und man wollte bis zu einem gewissen Punkte gelangen, wo ein vorstehender mächtiger Fels einen Flächenraum darbot, von wo man eine Aussicht hatte, die zwar schon in den Blick des Vogels überging, aber sich doch noch malerisch genug hinter einander schob.

Die Sonne, beinahe auf ihrer höchsten Stelle, verlieh die klarste Beleuchtung; das fürstliche Schloß mit seinen Theilen, Hauptgebäuden, Flügeln, Kuppeln und Thürmen erschien gar stattlich, die obere Stadt in ihrer völligen Ausdehnung; auch in die untere konnte man bequem hineinsehen, ja durch das Fernrohr auf dem Markte sogar die Buden unterscheiden. Honorio war immer gewohnt, ein so förderliches Werkzeug überzuschnallen; man schaute den Fluß hinauf und hinab, diesseits das bergartig terrassenweis unterbrochene, jenseits das aufgleitende, flache und in mäßigen Hügeln abwechselnde fruchtbare Land, Ortschaften unzählige; denn es war längst herkömmlich, über die Zahl zu streiten, wie viel man deren von hier oben gewahr werde.

Ueber die große Weite lag eine heitere Stille, wie es am Mittag zu sein pflegt, wo die Alten sagten, der Pan schlafe, und alle Natur halte den Athem an, um ihn nicht aufzuwecken.

„Es ist nicht das erste Mal," sagte die Fürstin, „daß ich auf so hoher, weitumschauender Stelle die Betrachtung mache, wie doch die klare Natur so reinlich und friedlich aussieht und den Eindruck verleiht, als wenn gar nichts Widerwärtiges in der Welt sein könne; und wenn man denn wieder in die Menschenwohnung zurückkehrt, sie sei hoch oder niedrig, weit oder eng, so giebt's immer etwas zu kämpfen, zu streiten, zu schlichten und zurechtzulegen."

Honorio, der indessen durch das Sehrohr nach der Stadt geschaut hatte, rief: „Seht hin! Seht hin! Auf dem Markte fängt es an zu brennen." Sie sahen hin und bemerkten wenigen Rauch; die Flamme dämpfte der Tag. „Das Feuer greift weiter um sich!" rief man, immer durch die Gläser schauend; auch wurde das Unheil den guten unbewaffneten Augen der Fürstin bemerklich; von Zeit zu Zeit erkannte man eine rothe Flammengluth, der Dampf stieg empor, und Fürst Oheim sprach: „Laßt uns zurückkehren! Das ist nicht gut; ich fürchtete immer, das Unglück zum zweiten Male zu erleben." Als sie, herabgekommen, den Pferden wieder zugingen, sagte die Fürstin zu dem alten Herrn: „Reiten Sie hinein, eilig, aber nicht ohne den Reitknecht! Lassen Sie mir Honorio! Wir folgen sogleich!" Der Oheim fühlte das Vernünftige, ja das Nothwendige dieser Worte und ritt so eilig, als der Boden erlaubte, den wüsten steinigen Hang hinunter.

Als die Fürstin aufsaß, sagte Honorio: „Reiten Ew. Durchlaucht, ich bitte, langsam! In der Stadt wie auf dem Schloß sind die Feueranstalten in bester Ordnung; man wird sich durch einen so unerwartet außerordentlichen Fall nicht irre machen lassen. Hier aber ist ein böser Boden, kleine Steine und kurzes Gras; schnelles Reiten ist unsicher; ohnehin, bis wir hineinkommen, wird das Feuer schon nieder sein." Die Fürstin glaubte nicht daran; sie sah den Rauch sich verbreiten, sie glaubte einen aufflammenden Blitz gesehen, einen Schlag gehört zu haben, und nun bewegten sich in ihrer Einbildungskraft alle die Schreckbilder, welche des trefflichen Oheims wiederholte Erzählung von dem erlebten Jahrmarktsbrande leider nur zu tief eingesenkt hatte.

Fürchterlich wol war jener Fall, überraschend und eindringlich genug, um zeitlebens eine Ahnung und Vorstellung wiederkehrenden Unglücks ängstlich zurückzulassen, als zur Nachtzeit auf dem großen budenreichen Markttraum ein plötzlicher Brand Laden

auf Laden ergriffen hatte, ehe noch die in und an diesen leichten Hütten Schlafenden aus tiefen Träumen geschüttelt wurden, der Fürst selbst als ein ermüdet angelangter, erst eingeschlafener Fremder ans Fenster sprang, Alles fürchterlich erleuchtet sah, Flamme nach Flamme, rechts und links sich überspringend, ihm entgegenzüngelte. Die Häuser des Marktes, vom Widerschein geröthet, schienen schon zu glühen, drohend, sich jeden Augenblick zu entzünden und in Flammen aufzuschlagen; unten wüthete das Element unaufhaltsam, die Bretter prasselten, die Latten knackten, Leinwand flog auf, und ihre düstern, an den Enden flammend ausgezackten Fetzen trieben in der Höhe sich umher, als wenn die bösen Geister, in ihrem Elemente um- und umgestaltet, sich muthwillig tanzend verzehren und da und dort aus den Gluthen wieder auftauchen wollten. Dann aber mit kreischendem Geheul rettete Jeder, was zur Hand lag; Diener und Knechte mit den Herren bemühten sich, von Flammen ergriffene Ballen fortzuschleppen, von dem brennenden Gestell noch Einiges wegzureißen, um es in die Kiste zu packen, die sie denn doch zuletzt den eilenden Flammen zum Raube lassen mußten. Wie Mancher wünschte nur einen Augenblick Stillstand dem heranprasselnden Feuer, nach der Möglichkeit einer Besinnung sich umsehend, und er war mit aller seiner Habe schon ergriffen; an der einen Seite brannte, glühte schon, was an der andern noch in finsterer Nacht stand. Hartnäckige Charaktere, willenstarke Menschen widersetzten sich grimmig dem grimmigen Feinde und retteten Manches mit Verlust ihrer Augenbrauen und Haare. Leider nun erneuerte sich vor dem schönen Geiste der Fürstin der wüste Wirrwarr; nun schien der heitere morgendliche Gesichtskreis umnebelt, ihre Augen verdüstert; Wald und Wiese hatten einen wunderbaren, bänglichen Anschein.

In das friedliche Thal einreitend, seiner labenden Kühle nicht achtend, waren sie kaum einige Schritte von der lebhaften Quelle des nahen fließenden Baches herab, als die Fürstin ganz unten im Gebüsche des Wiesenthals etwas Seltsames erblickte, das sie alsobald für den Tiger erkannte; heransprangend, wie sie ihn vor Kurzem gemalt gesehen, kam er entgegen; und dieses Bild zu den furchtbaren Bildern, die sie soeben beschäftigten, machte den wundersamsten Eindruck. „Flieht, gnädige Frau," rief Honorio, „flieht!" Sie wandte das Pferd um, dem steilen Berg zu, wo sie herabgekommen waren. Der Jüngling aber, dem Unthier entgegen, zog die Pistole und schoß, als er

sich nahe genug glaubte; leider jedoch war gefehlt; der Tiger sprang seitwärts, das Pferd stutzte, das ergrimmte Thier aber verfolgte seinen Weg aufwärts unmittelbar der Fürstin nach. Sie sprengte, was das Pferd vermochte, die steile, steinige Strecke hinan, kaum fürchtend, daß ein zartes Geschöpf, solcher Anstrengung ungewohnt, sie nicht aushalten werde. Es übernahm sich, von der bedrängten Reiterin angeregt, stieß am kleinen Gerölle des Hanges an und wieder an und stürzte zuletzt nach heftigem Bestreben kraftlos zu Boden. Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich strack auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf; aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle; der ungleiche Boden, die scharfen Steine schienen seinen Antrieb zu hindern, und nur daß Honorio unmittelbar hinter ihm herflog, neben ihm gemäßigt heraufritt, schien seine Kraft aufs Neue anzuspornen und zu reizen. Beide Renner erreichten zugleich den Ort, wo die Fürstin am Pferde stand; der Ritter beugte sich herab, schoß und traf mit der zweiten Pistole das Ungeheuer durch den Kopf, daß es sogleich niederstürzte und, ausgestreckt in seiner Länge, erst recht die Macht und Furchtbarkeit sehen ließ, von der nur noch das Körperliche übriggeblieben dalag. Honorio war vom Pferde gesprungen und kniete schon auf dem Thiere, dämpfte seine letzten Bewegungen und hielt den gezogenen Hirschfänger in der rechten Hand. Der Jüngling war schön; er war herangesprengt, wie ihn die Fürstin oft im Lanzen- und Ringelspiel gesehen hatte. Ebenso traf in der Reitbahn seine Kugel im Vorbeisprengen den Türkenkopf auf dem Pfahl gerade unter dem Turban in die Stirne; ebenso spießte er, flüchtig veransprengend, mit dem blanken Säbel das Mohrenhaupt vom Boden auf. In allen solchen Künsten war er gewandt und glücklich; hier kam Beides zu Statten.

„Gebt ihm den Rest!" sagte die Fürstin; „ich fürchte, er beschädigt Euch noch mit den Krallen."

„Verzeiht!" erwiderte der Jüngling; „er ist schon todt genug, und ich mag das Fell nicht verderben, das nächsten Winter auf Eurem Schlitten glänzen soll."

„Frevelt nicht!" sagte die Fürstin; „Alles, was von Frömmigkeit im tiefen Herzen wohnt, entfaltet sich in solchem Augenblick."

„Auch ich," rief Honorio, „war nie frömmer als jetzt eben; deshalb aber denke ich ans Freudigste; ich blicke dieses Fell nur an, wie es Euch zur Last begleiten kann."

„Es würde mich immer an diesen schrecklichen Augenblick erinnern," versetzte sie.

„Ist es doch," erwiderte der Jüngling mit glühender Wange, „ein unschuldigeres Triumphzeichen, als wenn die Waffen erschlagener Feinde vor dem Sieger her zur Schau getragen wurden."

„Ich werde mich an Eure Kühnheit und Gewandtheit dabei erinnern und darf nicht hinzusetzen, daß Ihr auf meinen Dank und auf die Gnade des Fürsten lebenslänglich rechnen könnt. Aber steht auf! Schon ist kein Leben mehr im Thiere; bedenken wir das Weitere! Vor allen Dingen steht auf!"

„Da ich nun einmal kniee," versetzte der Jüngling, „da ich mich in einer Stellung befinde, die mir auf jede andere Weise untersagt wäre, so laßt mich bitten, von der Gunst, von der Gnade, die Ihr mir zuwendet, in diesem Augenblick versichert zu werden. Ich habe schon so oft Euren hohen Gemahl gebeten um Urlaub und Vergünstigung einer weitern Reise. Wer das Glück hat, an Eurer Tafel zu sitzen, wen Ihr beehrt, Eure Gesellschaft unterhalten zu dürfen, der muß die Welt gesehen haben. Reisende strömen von allen Orten her, und wenn von einer Stadt, von einem wichtigen Punkte irgend eines Welttheils gesprochen wird, ergeht an den Eurigen jedesmal die Frage, ob er daselbst gewesen sei? Niemandem traut man Verstand zu, als wer das Alles gesehen hat; es ist, als wenn man sich nur für Andere zu unterrichten hätte."

„Steht auf!" wiederholte die Fürstin; „ich möchte nicht gern gegen die Ueberzeugung meines Gemahls irgend etwas wünschen und bitten; allein wenn ich nicht irre, so ist die Ursache, warum er Euch bisher zurückhielt, bald gehoben. Seine Absicht war, Euch zum selbstständigen Edelmann herangereift zu sehen, der sich und ihm auch auswärts Ehre machte wie bisher am Hofe; und ich dächte, Eure That wäre ein so empfehlender Reisepaß, als ein junger Mann nur in die Welt mitnehmen kann."

Daß anstatt einer jugendlichen Freude eine gewisse Trauer über sein Gesicht zog, hatte die Fürstin nicht Zeit zu bemerken, noch er, seiner Empfindung Raum zu geben; denn hastig den Berg herauf, einen Knaben an der Hand, kam eine Frau geradezu auf die Gruppe los, die wir kennen; und kaum war Honorio, sich besinnend, aufgestanden, als sie sich heulend und schreiend über den Leichnam her warf und an dieser Handlung so wie an einer, obgleich reinlich anständigen, doch bunten und seltsamen Kleidung sogleich errathen ließ, sie sei die Meisterin und Wärterin dieses

dahingestreckten Geschöpfes, wie denn der schwarzaugige, schwarzlockige Knabe, der eine Flöte in der Hand hielt, gleich der Mutter weinend, weniger heftig, aber tief gerührt, neben ihr kniete.

Den gewaltsamen Ausbrüchen der Leidenschaft dieses unglücklichen Weibes folgte, zwar unterbrochen stoßweise, ein Strom von Worten, wie ein Bach sich in Absätzen von Felsen zu Felsen stürzt. Eine natürliche Sprache, kurz und abgebrochen, machte sich eindringlich und rührend; vergebens würde man sie in unseren Mundarten übersetzen wollen, den ungefähren Inhalt dürfen wir nicht verfehlen. „Sie haben Dich ermordet, armes Thier, ermordet ohne Noth! Du warst zahm und hättest Dich gern ruhig niedergelassen und auf uns gewartet; denn Deine Fußballen schmerzten Dich, und Deine Krallen hatten keine Kraft mehr. Die heiße Sonne fehlte Dir, sie zu reifen. Du warst der schönste Deinesgleichen; wer hat je einen königlichen Tiger so herrlich ausgestreckt im Schlafe gesehen, wie Du nun hier liegst, todt, um nicht wieder aufzustehen! Wenn Du des Morgens aufwachtest beim frühen Tagschein und den Rachen aufsperrtest, ausstreckend die rothe Zunge, so schienst Du uns zu lächeln, und, wenn schon brüllend, nahmst Du doch spielend Dein Futter aus den Händen einer Frau, von den Fingern eines Kindes! Wie lange begleiteten wir Dich auf Deinen Fahrten, wie lange war Deine Gesellschaft uns wichtig und fruchtbar! Uns, uns ganz eigentlich kam die Speise von den Fressern und süße Labung von den Starken. So wird es nicht mehr sein! Wehe, wehe!"

Sie hatte nicht ausgeklagt, als über die mittlere Höhe des Bergs am Schlosse herab Reiter heransprengten, die alsobald für das Jagdgefolge des Fürsten erkannt wurden, er selbst voran. Sie hatten, in den hintern Gebirgen jagend, die Brandwolken aufsteigen sehen und durch Thäler und Schluchten wie auf gewaltsam hetzender Jagd den geraden Weg nach diesem traurigen Zeichen genommen. Ueber die steinige Blöße einhersprengend, stutzten und starrten sie, nun die unerwartete Gruppe gewahr werdend, die sich auf der leeren Fläche merkwürdig auszeichnete. Nach dem ersten Erkennen verstummte man, und nach einigem Erholen ward, was der Anblick nicht selbst ergab, mit wenigen Worten erläutert. So stand der Fürst vor dem seltsamen, unerhörten Ereigniß, einen Kreis umher von Reitern und Nacheilenden zu Fuße. Unschlüssig war man nicht, was zu thun sei; anzuordnen, auszuführen war der Fürst beschäftigt,

als ein Mann sich in den Kreis drängte, groß von Gestalt, bunt und wunderlich gekleidet wie Frau und Kind. Und nun gab die Familie zusammen Schmerz und Ueberraschung zu erkennen. Der Mann aber, gefaßt, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung vor dem Fürsten und sagte: „Es ist nicht Klagenszeit; ach, mein Herr und mächtiger Jäger, auch der Löwe ist los; auch hier nach dem Gebirg ist er hin; aber schont ihn, habt Barmherzigkeit, daß er nicht umkomme wie dies gute Thier!"

„Der Löwe?" sagte der Fürst; „hast Du seine Spur?"

„Ja, Herr! Ein Bauer dort unten, der sich ohne Noth auf einen Baum gerettet hatte, wies mich weiter hier links hinauf; aber ich sah den großen Trupp Menschen und Pferde vor mir; neugierig und hilfsbedürftig eilt' ich hierher."

„Also" — beorderte der Fürst — „muß die Jagd sich auf diese Seite ziehen; Ihr, ladet Eure Gewehre, geht sachte zu Werk! Es ist kein Unglück, wenn Ihr ihn in die tiefen Wälder treibt; aber am Ende, guter Mann, werden wir Euer Geschöpf nicht schonen können; warum wart Ihr unvorsichtig genug, sie entkommen zu lassen?"

„Das Feuer brach aus," versetzte Jener, „wir hielten uns still und gespannt; es verbreitete sich schnell, aber fern von uns; wir hatten Wasser genug zu unserer Vertheidigung, aber ein Pulverschlag flog auf und warf die Brände bis an uns heran, über uns weg; wir übereilten uns und sind nun unglückliche Leute."

Noch war der Fürst mit Anordnungen beschäftigt; aber einen Augenblick schien Alles zu stocken, als oben vom alten Schloß herab eilig ein Mann heranspringend gesehen ward, den man bald für den angestellten Wächter erkannte, der die Werkstätte des Malers bewachte, indem er darin seine Wohnung nahm und die Arbeiter beaufsichtigte. Er kam außer Athem springend, doch hatte er bald mit wenigen Worten angezeigt, oben hinter der höhern Ringmauer habe sich der Löwe im Sonnenschein gelagert am Fuße einer hundertjährigen Buche und verhalte sich ganz ruhig. Aergerlich aber schloß der Mann: „Warum habe ich gestern meine Büchse in die Stadt getragen, um sie ausputzen zu lassen! Er wäre nicht wieder aufgestanden; das Fell wäre doch mein gewesen, und ich hätte mich dessen, wie billig, zeitlebens gebrüstet."

Der Fürst, dem seine militärischen Erfahrungen auch hier zu Statten kamen, da er sich wol schon in Fällen gefunden hatte, wo von mehreren Seiten unvermeidliches Uebel herandrohte,

sagte hierauf: „Welche Bürgschaft gebt Ihr mir, daß, wenn wir Eures Löwen schonen, er nicht im Lande unter den Meinigen Verderben anrichtet?"

„Hier diese Frau und dieses Kind," erwiderte der Vater hastig, „erbieten sich, ihn zu zähmen, ihn ruhig zu erhalten, bis ich den beschlagenen Kasten heraufschaffe, da wir ihn denn, unschädlich und unbeschädigt, wieder zurückbringen werden."

Der Knabe schien seine Flöte versuchen zu wollen, ein Instrument von der Art, das man sonst die sanfte süße Flöte zu nennen pflegte; sie war kurz geschnäbelt wie die Pfeifen; wer es verstand, wußte die anmuthigsten Töne daraus hervorzulocken. Indeß hatte der Fürst den Wärtel gefragt, wie der Löwe hinaufgekommen. Dieser aber versetzte: „Durch den Hohlweg, der, auf beiden Seiten vermauert, von jeher der einzige Zugang war und der einzige bleiben soll; zwei Fußpfade, die noch hinaufführten, haben wir dergestalt entstellt, daß Niemand als durch jenen ersten engen Anweg zu dem Zauberschlosse gelangen könne, wozu es Fürst Friedrich's Geist und Geschmack ausbilden will."

Nach einigem Nachdenken, wobei sich der Fürst nach dem Kinde umsah, das immer sanft gleichsam zu präludiren fortgefahren hatte, wendete er sich zu Honorio und sagte: „Du hast heute viel geleistet; vollende das Tagwerk! Besetze den schmalen Weg, haltet Eure Büchsen bereit, aber schießt nicht eher, als bis Ihr das Geschöpf nicht sonst zurückscheuchen könnt! Allenfalls macht ein Feuer an, vor dem er sich fürchtet, wenn er herunter will. Mann und Frau möge für das Uebrige stehen!" Eilig schickte Honorio sich an, die Befehle zu vollführen.

Das Kind verfolgte seine Melodie, die keine war, eine Tonfolge ohne Gesetz, und vielleicht eben deswegen so herzergreifend; die Umstehenden schienen wie bezaubert von der Bewegung einer liederartigen Weise, als der Vater mit anständigem Enthusiasmus zu reden anfing und fortfuhr:

„Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntniß, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art. Seht den Felsen, wie er fest steht und sich nicht rührt, der Witterung trotzt und dem Sonnenschein; uralte Bäume zieren sein Haupt, und so gekrönt, schaut er weit umher; stürzt aber ein Theil herunter, so will es nicht bleiben, was es war, es fällt zertrümmert in viele Stücke und bedeckt die Seite des Hanges. Aber auch da wollen sie nicht verharren; muthwillig springen sie tief hinab, der Bach nimmt sie auf, zum Flusse

trägt er sie. Nicht widerstehend, nicht widerspenstig, eckig, nein, glatt und abgerundet, gewinnen sie schneller ihren Weg und gelangen von Fluß zu Fluß, endlich zum Ocean, wo die Riesen in Schaaren daherziehen, und in der Tiefe die Zwerge wimmeln.

„Doch wer preist den Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit! Warum seht Ihr aber im Fernen umher? Betrachtet hier die Biene! Noch spät im Herbst sammelt sie emsig und baut sich ein Haus, winkel- und wagerecht, als Meister und Geselle. Schaut die Ameise da! Sie kennt ihren Weg und verliert ihn nicht, sie baut sich eine Wohnung aus Grashalmen, Erdbröslein und Kiefernadeln, sie baut es in die Höhe und wölbet es zu; aber sie hat umsonst gearbeitet, denn das Pferd stampft und scharrt Alles aus einander. Seht hin! Es zertritt ihre Balken und zerstreut ihre Planken, ungeduldig schnaubt es und kann nicht rasten; denn der Herr hat das Roß zum Gesellen des Windes gemacht und zum Gefährten des Sturms, daß es den Mann dahin trage, wohin er will, und die Frau, wohin sie begehrt. Aber im Palmenwald trat er auf, der Löwe; ernsten Schrittes durchzog er die Wüste; dort herrscht er über alles Gethier, und Nichts widersteht ihm. Doch der Mensch weiß ihn zu zähmen, und das grausamste der Geschöpfe hat Ehrfurcht vor dem Ebenbilde Gottes, wonach auch die Engel gemacht sind, die dem Herrn dienen und seinen Dienern. Denn in der Löwengrube scheute sich Daniel nicht; er blieb fest und getrost, und das wilde Brüllen unterbrach nicht seinen frommen Gesang."

Diese mit dem Ausdruck eines natürlichen Enthusiasmus gehaltene Rede begleitete das Kind hie und da mit anmuthigen Tönen; als aber der Vater geendigt hatte, fing es mit reiner Kehle, heller Stimme und geschickten Läufen zu intoniren an, worauf der Vater die Flöte ergriff, im Einklang sich hören ließ, das Kind aber sang:

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Der Vater fuhr fort, die Strophe mit der Flöte zu begleiten, die Mutter trat hie und da als zweite Stimme mit ein.

Eindringlich aber ganz besonders war, daß das Kind die Zeilen der Strophe nunmehr zu anderer Ordnung durcheinanderschob und dadurch, wo nicht einen neuen Sinn hervorbrachte, doch das Gefühl in und durch sich selbst aufregend erhöhte.

Engel schweben auf und nieder,
Uns in Tönen zu erlaben,
Welch ein himmlischer Gesang!
In den Gruben, in dem Graben
Wäre da dem Kinde bang?
Diese sanften, frommen Lieder
Lassen Unglück nicht heran;
Engel schweben hin und wieder,
Und so ist es schon gethan.

Hierauf mit Kraft und Erhebung begannen alle Drei:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Alles war still, hörte, horchte, und nur erst, als die Töne verhallten, konnte man den Eindruck bemerken und allenfalls beobachten. Alles war wie beschwichtigt, Jeder in seiner Art gerührt. Der Fürst, als wenn er erst jetzt das Unheil übersähe, das ihn vor Kurzem bedroht hatte, blickte nieder auf seine Gemahlin, die, an ihn gelehnt, sich nicht versagte, das gestickte Tüchlein hervorzuziehen und die Augen damit zu bedecken. Es that ihr wohl, die jugendliche Brust von dem Druck erleichtert zu fühlen, mit dem die vorhergehenden Minuten sie belastet hatten. Eine vollkommene Stille beherrschte die Menge; man schien die Gefahren vergessen zu haben, unten den Brand und von oben das Erstehen eines bedenklich ruhenden Löwen.

Durch einen Wink, die Pferde näher herbeizuführen, brachte der Fürst zuerst wieder in die Gruppe Bewegung; dann wendete er sich zu dem Weibe und sagte: „Ihr glaubt also, daß Ihr

den entsprungenen Löwen, wo Ihr ihn antrefft, durch Euren Gesang, durch den Gesang dieses Kindes, mit Hilfe dieser Flötentöne beschwichtigen und ihn sodann, unschädlich so wie unbeschädigt, in seinen Verschluß wieder zurückbringen könntet?" Sie bejahten es, versichernd und betheuernd; der Kastellan wurde ihnen als Wegweiser zugegeben. Nun entfernte der Fürst mit Wenigen sich eiligst, die Fürstin folgte langsamer mit dem übrigen Gefolge; Mutter aber und Sohn stiegen, von dem Wärtel, der sich eines Gewehrs bemächtigt hatte, geleitet, steiler gegen den Berg hinan.

Vor dem Eintritt in den Hohlweg, der den Zugang zu dem Schloß eröffnete, fanden sie die Jäger beschäftigt, dürres Reisig zu häufen, damit sie auf jeden Fall ein großes Feuer anzünden könnten. — „Es ist nicht Noth," sagte die Frau; „es wird ohne das Alles in Güte geschehen."

Weiter hin, auf einem Mauerstücke sitzend, erblickten sie Honorio, seine Doppelbüchse in den Schooß gelegt, auf einem Posten als wie zu jedem Ereigniß gefaßt. Aber die Herankommenden schien er kaum zu bemerken; er saß wie in tiefen Gedanken versunken, er sah umher wie zerstreut. Die Frau sprach ihn an mit Bitte, das Feuer nicht anzünden zu lassen, er schien jedoch ihrer Rede wenig Aufmerksamkeit zu schenken; sie redete lebhaft fort und rief: „Schöner junger Mann, Du hast meinen Tiger erschlagen; ich fluche Dir nicht; schone meinen Löwen, guter junger Mann! Ich segne Dich."

Honorio schaute gerad vor sich hin, dorthin, wo die Sonne auf ihrer Bahn sich zu senken begann. — „Du schaust nach Abend," rief die Frau; „Du thust wohl daran, dort giebt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, Du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde Dich selbst!" Hierauf schien er zu lächeln; die Frau stieg weiter, konnte sich aber nicht enthalten, nach dem Zurückbleibenden nochmals umzublicken; eine röthliche Sonne überschien sein Gesicht; sie glaubte, nie einen schönern Jüngling gesehen zu haben.

„Wenn Euer Kind," sagte nunmehr der Wärtel, „flötend und singend, wie Ihr überzeugt seid, den Löwen anlocken und beruhigen kann, so werden wir uns desselben sehr leicht bemeistern, da sich das gewaltige Thier ganz nah an die durchbrochenen Gewölbe hingelagert hat, durch die wir, da das Hauptthor verschüttet ist, einen Eingang in den Schloßhof gewonnen haben. Lockt ihn das Kind hinein, so kann ich die

Oeffnung mit leichter Mühe schließen, und der Knabe, wenn es ihm gut däucht, durch eine der kleinen Wendeltreppen, die er in der Ecke sieht, dem Thiere entschlüpfen. Wir wollen uns verbergen; aber ich werde mich so stellen, daß meine Kugel jeden Augenblick dem Kinde zu Hilfe kommen kann."

„Die Umstände sind alle nicht nöthig; Gott und Kunst, Frömmigkeit und Glück müssen das Beste thun."

„Es sei," versetzte der Wärtel; „aber ich kenne meine Pflichten. Erst führ' ich Euch durch einen beschwerlichen Stieg auf das Gemäuer hinauf, gerade dem Eingang gegenüber, den ich erwähnt habe; das Kind mag hinabsteigen, gleichsam in die Arena des Schauspiels, und das besänftigte Thier dort hereinlocken."

Das geschah; Wärtel und Mutter sahen versteckt von oben herab, wie das Kind die Wendeltreppen hinunter in dem klaren Hofraum sich zeigte und in der düstern Oeffnung gegenüber verschwand, aber sogleich seinen Flötenton hören ließ, der sich nach und nach verlor und endlich verstummte. Die Pause war ahnungsvoll genug; den alten, mit Gefahr bekannten Jäger beengte der seltene menschliche Fall. Er sagte sich, daß er lieber persönlich dem gefährlichen Thiere entgegenginge; die Mutter jedoch, mit heiterem Gesicht, übergebogen horchend, ließ nicht die mindeste Unruhe bemerken.

Endlich hörte man die Flöte wieder; das Kind trat aus der Höhle hervor mit glänzend befriedigten Augen, der Löwe hinter ihm drein, aber langsam und, wie es schien, mit einiger Beschwerde. Er zeigte hie und da Lust, sich niederzulegen; doch der Knabe führte ihn im Halbkreise durch die wenig entblätterten, buntbelaubten Bäume, bis er sich endlich in den letzten Strahlen der Sonne, die sie durch eine Ruinenlücke hereinsandte, wie verklärt niedersetzte und sein beschwichtigendes Lied abermals begann, dessen Wiederholung wir uns auch nicht entziehen können.

Aus den Gruben, hier im Graben
Hör' ich des Propheten Sang;
Engel schweben, ihn zu laben;
Wäre da dem Guten bang?
Löw' und Löwin hin und wieder
Schmiegen sich um ihn heran;
Ja, die sanften, frommen Lieder
Haben's ihnen angethan!

Indessen hatte sich der Löwe ganz knapp an das Kind hingelegt und ihm die schwere rechte Vordertatze auf den Schooß gehoben, die der Knabe fortsingend anmuthig streichelte, aber gar bald bemerkte, daß ein scharfer Dornzweig zwischen die Ballen eingestochen war. Sorgfältig zog er die verletzende Spitze hervor, nahm lächelnd sein buntseidenes Halstuch vom Nacken und verband die gräuliche Tatze des Unthiers, so daß die Mutter sich vor Freuden mit ausgestreckten Armen zurückbog und vielleicht angewohnter Weise Beifall gerufen und geklatscht hätte, wäre sie nicht durch einen derben Faustgriff des Wärtels erinnert worden, daß die Gefahr nicht vorüber sei.

Glorreich sang das Kind weiter, nachdem es mit wenigen Tönen vorgespielt hatte:

Denn der Ew'ge herrscht auf Erden,
Ueber Meere herrscht sein Blick;
Löwen sollen Lämmer werden,
Und die Welle schwankt zurück.
Blankes Schwert erstarrt im Hiebe;
Glaub' und Hoffnung sind erfüllt.
Wunderthätig ist die Liebe,
Die sich im Gebet enthüllt.

Ist es möglich, zu denken, daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Thierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können, so geschah es hier; und wirklich sah das Kind in seiner Verklärung aus wie ein mächtiger, siegreicher Ueberwinder, jener zwar nicht wie der Ueberwundene, denn seine Kraft blieb in ihm verborgen, aber doch wie der Gezähmte, wie der dem eigenen friedlichen Willen Anheimgegebene. Das Kind flötete und sang so weiter, nach seiner Art die Zeilen verschränkend und neue hinzufügend:

Und so geht mit guten Kindern
Sel'ger Engel gern zu Rath,
Böses Wollen zu verhindern,
Zu befördern schöne That.
So beschwören, fest zu bannen
Liebem Sohn ans zarte Knie,
Ihn, des Waldes Hochtyrannen,
Frommer Sinn und Melodie.

Die guten Weiber.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Goethe erwähnt „Die guten Frauen" in den Tag- und Jahresheften von 1800 als eines „geselligen Scherzes", den er in dem genannten Jahre verfaßt habe. Derselbe erschien zuerst in dem „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801, herausgegeben von Huber, Lafontaine, Pfeffel und Andern", zu dem auch Schiller ein Gedicht „Die Worte des Wahns" beigesteuert hatte. In dem Taschenbuch führt der Dialog den Titel „Die guten Frauen als Gegenbilder der bösen Weiber auf den Kupfern des diesjährigen Damenalmanachs." Eigentlich müßten diese Bilder auch in die Ausgabe von Goethe's Werken mit aufgenommen werden; denn das Gespräch knüpft immer von Neuem an sie an und gewinnt jedenfalls dadurch an Interesse, daß man sie vor Augen hat. So müssen wir uns indessen damit begnügen, diejenigen der zwölf Kupfer zu bezeichnen, auf welche besonders Bezug genommen wird. Auf dem ersten, „Café du beau monde" unterschrieben, findet sich die Dame mit dem Schnupftabaksfinger, auf dem dritten, „Tischgespräch" bezeichnet, die mit der Katze. Der gebückte alte Magister ist auf dem fünften, an dessen Unterschrift „Und er soll Dein Herr sein" der Dialog (S. 186) wieder anknüpft. Das sechste Bild, unter dem als Motto die Stelle aus Iffland's „Hausfrieden" steht, „Die Männer

müssen niemals müde werden", zeigt uns den Zwirnhalter und die Dame mit dem Knaul. Das Bild, welches Arbon anders dargestellt wissen will, und das Goethe selbst ausführlich beschreibt, ist das neunte. Gegenstand des zehnten, welches die Erzählung von Ferrand und Cardano veranlaßt, ist eine Thierfreundin, die einen Hund auf dem Arm hat, und der zwei andre sowie eine Katze folgen, diejenigen Exemplare noch ungerechnet, welche ein nachgehender Bedienter trägt. Das letzte endlich ist die theure Gattin (S. 183), in der Weise dargestellt, daß sie sich auch nicht einmal umwendet, als ihrem mit ihr spazierenden Gemahl von einem ihnen nachfolgenden Juden offenbar ihre Putzrechnung überreicht wird.

In die der Zeit nach nächste Ausgabe seiner Werke, die von 1807—1809 erschienene, nahm Goethe „Die guten Frauen" noch nicht auf; wir finden dieselben mit der seitdem gebliebenen Ueberschrift „Die guten Weiber" und mit einzelnen Veränderungen des Textes, über welche die Revision am Schlusse dieses Theils Auskunft giebt, erst in dem 1817 erschienenen dreizehnten Bande der 1815 beginnenden Ausgabe.

Die guten Weiber.

Henriette war mit Armidoro schon einige Zeit in dem Garten auf und ab spaziert, in welchem sich der Sommerklubb zu versammeln pflegte. Oft fanden sich diese Beiden zuerst ein; sie hegten gegen einander die heiterste Neigung und nährten bei einem reinen, gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.

Die lebhafte Henriette sah kaum in der Ferne Amalien nach dem Lusthause gehen, als sie eilte, ihre Freundin zu begrüßen. Amalie hatte sich eben im Vorzimmer an den Tisch gesetzt, auf dem Journale, Zeitungen und andere Neuigkeiten ausgebreitet lagen.

Amalie brachte hier manchen Abend mit Lesen zu, ohne sich durch das Hin- und Wiedergehen der Gesellschaft, das Klappern der Marken und die gewöhnliche laute Unterhaltung der Spieler im Saale irren zu lassen. Sie sprach wenig, außer wenn sie ihre Meinung einer andern entgegensetzte. Henriette dagegen war mit ihren Worten nicht karg, mit Allem zufrieden und mit dem Lobe frisch bei der Hand.

Ein Freund des Herausgebers, den wir Sinklair nennen wollen, trat zu den Beiden.

„Was bringen Sie Neues?" rief Henriette ihm entgegen.

„Sie ahnen es wol kaum," versetzte Sinklair, indem er sein Portefeuille herauszog. „Und wenn ich Ihnen auch sage, daß ich die Kupfer zum diesjährigen Damenkalender bringe, so werden Sie die Gegenstände derselben doch nicht errathen; ja, wenn ich weiter gehe und Ihnen eröffne, daß in zwölf Abtheilungen Frauenzimmer vorgestellt sind —"

„Nun," fiel Henriette ihm in das Wort, „es scheint, Sie wollen unserm Scharfsinne nichts übrig lassen. Sogar, wenn ich nicht irre, thun Sie mir es zum Possen, da Sie wissen, daß ich gern Charaden und Räthsel entwickele, gern das, was Einer sich denkt, ausfragen mag. Also zwölf Frauenzimmer-Charaktere oder -Begebenheiten oder -Anspielungen, oder was sonst zur Ehre unseres Geschlechts gereichen könnte?"

Sinklair schwieg und lächelte; Amalie warf ihren stillen Blick auf ihn und sagte mit der feinen, höhnischen Miene, die ihr so wohl steht: „Wenn ich sein Gesicht recht lese, so hat er etwas gegen uns in der Tasche. Die Männer wissen sich gar viel, wenn sie etwas finden können, was uns, wenigstens dem Scheine nach, herabsetzt."

Sinklair. Sie sind gleich ernst, Amalie, und drohen, bitter zu werden. Kaum wag' ich, meine Blättchen Ihnen vorzulegen.

Henriette. Nur heraus damit!

Sinklair. Es sind Karrikaturen.

Henriette. Die liebe ich besonders.

Sinklair. Abbildungen böser Weiber.

Henriette. Desto besser! Darunter gehören wir nicht. Wir wollen uns unsere leidigen Schwestern im Bilde so wenig zu Gemüthe ziehen als die in der Gesellschaft.

Sinklair. Soll ich?

Henriette. Nur immer zu!

Sie nahm ihm die Brieftasche weg, zog die Bilder heraus, breitete die sechs Blättchen vor sich auf den Tisch aus, überlief sie schnell mit dem Auge und rückte daran hin und her, wie man zu thun pflegt, wenn man die Karte schlägt. „Vortrefflich!" rief sie, „das heiß' ich nach dem Leben! Hier Diese mit dem Schnupftabaksfinger unter der Nase gleicht völlig der Madame S., die wir heute Abend sehen werden; Diese mit der Katze sieht beinahe aus wie meine Großtante; Die mit dem Knaul hat was von unserer alten Putzmacherin. Es findet sich wol zu jeder dieser häßlichen Figuren irgend ein Original, nicht weniger zu den Männern. Einen solchen gebückten Magister hab' ich irgendwo gesehen und eine Art von solchem Zwirnhalter auch. Sie sind recht lustig, diese Küpferchen, und besonders hübsch gestochen."

„Wie können Sie," versetzte ruhig Amalie, die einen kalten Blick auf die Bilder warf und ihn sogleich wieder abwendete,

„hier bestimmte Aehnlichkeiten aufsuchen! Das Häßliche gleicht dem Häßlichen so wie das Schöne dem Schönen; von jenem wendet sich unser Geist ab, zu diesem wird er hingezogen."

Sinklair. Aber Phantasie und Witz finden mehr ihre Rechnung, sich mit dem Häßlichen zu beschäftigen als mit dem Schönen. Aus dem Häßlichen läßt sich viel machen, aus dem Schönen nichts.

„Aber dieses macht uns zu Etwas, jenes vernichtet uns!" sagte Armidoro, der im Fenster gestanden und von Weitem zugehört hatte. Er ging, ohne sich dem Tische zu nähern, in das anstoßende Kabinet.

Alle Klubbgesellschaften haben ihre Epochen. Das Interesse der Gesellschaft an einander, das gute Verhältniß der Personen zu einander ist steigend und fallend. Unser Klubb hat diesen Sommer gerade seine schöne Zeit. Die Mitglieder sind meist gebildete, wenigstens mäßige und leidliche Menschen; sie schätzen wechselseitig ihren Werth und lassen den Unwerth still auf sich beruhen. Jeder findet seine Unterhaltung, und das allgemeine Gespräch ist oft von der Art, daß man gern dabei verweilen mag.

Eben kam Seyton mit seiner Frau, ein Mann, der erst in Handels-, dann in politischen Geschäften viel gereist hatte, angenehmen Umgangs, doch in größerer Gesellschaft meistens nur ein willkommner L'hombrespieler; seine Frau liebenswürdig, eine gute, treue Gattin, die ganz das Vertrauen ihres Mannes genoß. Sie fühlte sich glücklich, daß sie ungehindert eine lebhafte Sinnlichkeit heiter beschäftigen durfte. Einen Hausfreund konnte sie nicht entbehren, und Lustbarkeiten und Zerstreuungen gaben ihr allein die Federkraft zu häuslichen Tugenden.

Wir behandeln unsere Leser als Fremde, als Klubbgäste, die wir vertraulich gern in der Geschwindigkeit mit der Gesellschaft bekannt machen möchten. Der Dichter soll uns seine Personen in ihren Handlungen darstellen; der Gesprächschreiber darf sich ja wol kürzer fassen und sich und seinen Lesern durch eine allgemeine Schilderung geschwind über die Exposition weghelfen.

Seyton trat zu dem Tische und sah die Bilder an.

„Hier entsteht," sagte Henriette, „ein Streit für und gegen Karrikatur. Zu welcher Seite wollen Sie Sich schlagen? Ich erkläre mich dafür und frage: Hat nicht jedes Zerrbild etwas unwiderstehlich Anziehendes?"

Amalie. Hat nicht jede üble Nachrede, wenn sie über einen Abwesenden hergeht, etwas unglaublich Reizendes?

Henriette. Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?

Amalie. Das ist's, warum ich sie verabscheue. Ist nicht der unauslöschliche Eindruck jedes Ekelhaften eben das, was uns in der Welt so oft verfolgt, uns manche gute Speise verdirbt und manchen guten Trunk vergällt?

Henriette. Nun, so reden Sie doch, Seyton!

Seyton. Ich würde zu einem Vergleich rathen. Warum sollen Bilder besser sein als wir selbst? Unser Geist scheint auch zwei Seiten zu haben, die ohne einander nicht bestehen können. Licht und Finsterniß, Gutes und Böses, Hohes und Tiefes, Edles und Niedriges und noch so viel andere Gegensätze scheinen, nur in veränderten Portionen, die Ingredienzien der menschlichen Natur zu sein; und wie kann ich einem Maler verdenken, wenn er einen Engel weiß, licht und schön gemalt hat, daß ihm einfällt, einen Teufel schwarz, finster und häßlich zu malen?

Amalie. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nur nicht die Freunde der Verhäßlichungskunst auch das in ihr Gebiet zögen, was bessern Regionen angehört.

Seyton. Darin handeln sie, dünkt mich, ganz recht. Ziehen doch die Freunde der Verschönerungskunst auch zu sich hinüber, was ihnen kaum angehören kann.

Amalie. Und doch werde ich den Verzerrern niemals verzeihen, daß sie mir die Bilder vorzüglicher Menschen so schändlich entstellen. Ich mag es machen, wie ich will, so muß ich mir den großen Pitt als einen stumpfnäsigen Besenstiel und den in so manchem Betracht schätzenswerthen Fox als ein vollgesacktes Schwein denken.

Henriette. Das ist, was ich sagte. Alle solche Fratzenbilder drücken sich unauslöschlich ein, und ich leugne nicht, daß ich mir manchmal in Gedanken damit einen Spaß mache, diese Gespenster aufrufe und sie noch schlimmer verzerre.

Sinklair. Lassen Sie Sich doch, meine Damen, aus diesem allgemeinen Streit zur Betrachtung unserer armen Blättchen wieder herunter!

Seyton. Ich sehe, hier ist die Hundeliebhaberei nicht zum Erfreulichsten dargestellt.

Amalie. Das mag hingehen, denn mir sind diese Thiere besonders zuwider.

Sinklair. Erst gegen die Zerrbilder, dann gegen die Hunde!

Amalie. Warum nicht? Sind doch Thiere nur Zerrbilder des Menschen!

Seyton. Sie erinnern Sich wol, was ein Reisender von der Stadt Graitz erzählt, daß er darin so viele Hunde und so viele stumme, halb alberne Menschen gefunden habe. Sollte es nicht möglich sein, daß der habituelle Anblick von bellenden unvernünftigen Thieren auf die menschliche Generation einigen Einfluß haben könnte?

Sinklair. Eine Ableitung unserer Leidenschaften und Neigungen ist der Umgang mit Thieren gewiß.

Amalie. Und wenn die Vernunft nach dem gemeinen deutschen Ausdruck manchmal still stehen kann, so steht sie gewiß in Gegenwart der Hunde still.

Sinklair. Glücklicherweise haben wir in der Gesellschaft Niemand, der einen Hund begünstigte, als Madame Seyton. Sie liebt ihr artiges Windspiel besonders.

Seyton. Und dieses Geschöpf muß besonders mir, dem Gemahl, sehr lieb und wichtig sein.

Madame Seyton drohte ihrem Gemahl von ferne mit aufgehobenem Finger.

Seyton. Es beweist, was Sie vorhin sagten, Sinklair, daß solche Geschöpfe die Neigungen ableiten. Darf ich, liebes Kind (so rief er seiner Frau zu), nicht unsere Geschichte erzählen? Sie macht uns Beiden keine Schande.

Madame Seyton gab durch einen freundlichen Wink ihre Einwilligung zu erkennen, und er fing an zu erzählen: „Wir Beiden liebten uns und hatten uns vorgenommen, einander zu heirathen, ehe als wir die Möglichkeit eines Etablissements voraussahen. Endlich zeigte sich eine sichere Hoffnung; allein ich mußte noch eine Reise vornehmen, die mich länger, als ich wünschte, aufzuhalten drohte. Bei meiner Abreise ließ ich ihr mein Windspiel zurück. Es war sonst mit mir zu ihr gekommen, mit mir weggegangen, manchmal auch geblieben. Nun gehörte es ihr, war ein munterer Gesellschafter und deutete auf meine Wiederkunft. Zu Hause galt das Thier statt einer Unterhaltung; auf den Promenaden, wo wir so oft zusammen spaziert hatten, schien das Geschöpf mich aufzusuchen und, wenn es aus den Büschen sprang, mich anzukündigen. So täuschte sich meine liebe Meta eine Zeit lang mit dem Scheine meiner Gegenwart, bis endlich gerade zu der Zeit, da ich wiederzukommen hoffte, meine Ab-

wesenheit sich doppelt zu verlängern drohte, und das arme Geschöpf mit Tode abging."

Madame Seyton. Nun, liebes Männchen, hübsch redlich, artig und vernünftig erzählt!

Seyton. Es steht Dir frei, mein Kind, mich zu kontroliren. Meiner Freundin schien ihre Wohnung leer, der Spaziergang uninteressant, der Hund, der sonst neben ihr lag, wenn sie an mich schrieb, war ihr, wie das Thier in dem Bild eines Evangelisten, nothwendig geworden, die Briefe wollten nicht mehr fließen. Zufällig fand sich ein junger Mann, der den Platz des vierfüßigen Gesellschafters zu Hause und auf den Promenaden übernehmen wollte. Genug, man mag so billig denken, als man will, die Sache stand gefährlich.

Madame Seyton. Ich muß Dich nur gewähren lassen. Eine wahre Geschichte ist ohne Exageration selten erzählenswerth.

Seyton. Ein beiderseitiger Freund, den wir als stillen Menschenkenner und Herzenslenker zu schätzen wußten, war zurückgeblieben, besuchte sie manchmal und hatte die Veränderung gemerkt. Er beobachtete das gute Kind im Stillen und kam eines Tages mit einem Windspiel ins Zimmer, das dem ersten völlig glich. Die artige und herzliche Anrede, womit der Freund sein Geschenk begleitete, die unerwartete Erscheinung eines aus dem Grabe gleichsam auferstandenen Günstlings, der stille Vorwurf, den sich ihr empfängliches Herz bei diesem Anblick machte, führten mein Bild auf einmal lebhaft wieder heran; der junge menschliche Stellvertreter wurde auf eine gute Weise entfernt, und der neue Günstling blieb ein steter Begleiter. Als ich nach meiner Wiederkunft meine Geliebte wieder in meine Arme schloß, hielt ich das Geschöpf noch für das alte und verwunderte mich nicht wenig, als es mich wie einen Fremden heftig anbellte. „Die modernen Hunde müssen kein so gutes Gedächtniß haben als die antiken!" rief ich aus; „Ulyß wurde nach so langen Jahren von dem seinigen wiedererkannt, und dieser hier konnte mich in so kurzer Zeit vergessen lernen." „Und doch hat er Deine Penelope auf eine sonderbare Weise bewacht!" versetzte sie, indem sie mir versprach, das Räthsel aufzulösen. Das geschah auch bald; denn ein heiteres Vertrauen hat von jeher das Glück unserer Verbindung gemacht.

Madame Seyton. Mit dieser Geschichte mag's so bewenden. Wenn Dir's recht ist, so gehe ich noch eine Stunde

spazieren; denn Du wirst Dich nun doch an den L'hombretisch setzen.

Er nickte ihr sein Ja zu; sie nahm den Arm ihres Hausfreundes an und ging nach der Thür. „Liebes Kind, nimm doch den Hund mit!" rief er ihr nach. Die ganze Gesellschaft lächelte, und er mußte mitlächeln, als er es gewahr ward, wie dieses absichtslose Wort so artig paßte, und Jedermann darüber eine kleine, stille Schadenfreude empfand.

Sinklair. Sie haben von einem Hunde erzählt, der glücklicherweise eine Verbindung befestigte; ich kann von einem andern sagen, dessen Einfluß zerstörend war. Auch ich liebte, auch ich verreiste, auch ich ließ eine Freundin zurück, nur mit dem Unterschied, daß ihr mein Wunsch, sie zu besitzen, noch unbekannt war. Endlich kehrte ich zurück. Die vielen Gegenstände, die ich gesehn hatte, lebten immerfort vor meiner Einbildungskraft; ich mochte gern, wie Rückkehrende pflegen, erzählen, ich hoffte auf die besondere Theilnahme meiner Freundin. Vor allen andern Menschen wollte ich ihr meine Erfahrungen und meine Vergnügungen mittheilen. Aber ich fand sie sehr lebhaft mit einem Hunde beschäftigt. That sie's aus Geist des Widerspruchs, der manchmal das schöne Geschlecht beseelt, oder war es ein unglücklicher Zufall, genug, die liebenswürdigen Eigenschaften des Thiers, die artige Unterhaltung mit demselben, die Anhänglichkeit, der Zeitvertreib, kurz, was Alles dazu gehören mag, waren das einzige Gespräch, womit sie einen Menschen unterhielt, der seit Jahr und Tag eine weit' und breite Welt in sich aufgenommen hatte. Ich stockte, ich verstummte, ich erzählte so Manches Andern, was ich abwesend ihr immer gewidmet hatte; ich fühlte ein Mißbehagen, ich entfernte mich; ich hatte Unrecht und ward noch unbehaglicher. Genug, von der Zeit an ward unser Verhältniß immer kälter, und wenn es sich zuletzt gar zerschlug, so muß ich wenigstens in meinem Herzen die erste Schuld jenem Hunde beimessen.

Armidoro, der aus dem Kabinet wieder zur Gesellschaft getreten war, sagte, nachdem er diese Geschichte vernommen: „Es würde gewiß eine merkwürdige Sammlung geben, wenn man den Einfluß, den die geselligen Thiere auf den Menschen ausüben, in Geschichten darstellen wollte. In Erwartung, daß einst eine solche Sammlung gebildet werde, will ich erzählen, wie ein Hündchen zu einem tragischen Abenteuer Anlaß gab:

„Ferrand und Cardano, zwei Edelleute, hatten von Jugend auf in einem freundschaftlichen Verhältniß gelebt. Pagen an einem Hofe, Offiziere bei einem Regimente, hatten sie gar manches Abenteuer zusammen bestanden und sich aus dem Grunde kennen gelernt. Cardano hatte Glück bei den Weibern, Ferrand im Spiel. Jener nutzte das seine mit Leichtsinn und Uebermuth, Dieser mit Bedacht und Anhaltsamkeit.

Zufällig hinterließ Cardano einer Dame in dem Moment, als ein genaues Verhältniß abbrach, einen kleinen schönen Löwenhund; er schaffte sich einen neuen und schenkte diesen einer Andern, eben da er sie zu meiden gedachte; und von der Zeit an ward es Vorsatz, einer jeden Geliebten zum Abschied ein solches Hündchen zu hinterlassen. Ferrand wußte um diese Posse, ohne daß er jemals besonders aufmerksam darauf gewesen wäre.

Beide Freunde wurden eine lange Zeit getrennt und fanden sich erst wieder zusammen, als Ferrand verheirathet war und auf seinen Gütern lebte. Cardano brachte einige Zeit theils bei ihm, theils in der Nachbarschaft zu und war auf diese Weise über ein Jahr in einer Gegend geblieben, in der er viel Freunde und Verwandte hatte.

Einst sieht Ferrand bei seiner Frau ein allerliebstes Löwenhündchen; er nimmt es auf, es gefällt ihm besonders, er lobt, er streichelt es, und natürlich kommt er auf die Frage, woher sie das schöne Thier erhalten habe? „Von Cardano," war die Antwort. Auf einmal bemächtigt sich die Erinnerung voriger Zeiten und Begebenheiten, das Andenken des frechen Kennzeichens, womit Cardano seinen Wankelmuth zu begleiten pflegte, der Sinne des beleidigten Ehemanns; er fällt in Wuth, er wirft das artige Thier unmittelbar aus seinen Liebkosungen mit Gewalt gegen die Erde, verläßt das schreiende Thier und die erschrockene Frau. Ein Zweikampf und mancherlei unangenehme Folgen, zwar keine Scheidung, aber eine stille Uebereinkunft, sich abzusondern, und ein zerrüttetes Hauswesen machen den Beschluß dieser Geschichte."

Nicht ganz war diese Erzählung geendiget, als Eulalie in die Gesellschaft trat — ein Frauenzimmer, überall erwünscht, wo sie hintam, eine der schönsten Zierden dieses Klubbs, ein gebildeter Geist und eine glückliche Schriftstellerin.

Man legte ihr die bösen Weiber vor, womit sich ein geschickter Künstler an dem schönen Geschlecht versündigt

und sie ward aufgefordert, sich ihrer bessern Schwestern anzunehmen.

„Wahrscheinlich," sagte Amalie, „wird nun auch eine Auslegung dieser liebenswürdigen Bilder den Almanach zieren! Wahrscheinlich wird es einem oder dem andern Schriftsteller nicht an Witz gebrechen, um das in Worten noch recht aufzubröseln, was der bildende Künstler hier in Darstellungen zusammengewoben hat."

Sinklair als Freund des Herausgebers konnte weder die Bilder ganz fallen lassen, noch konnte er leugnen, daß hie und da eine Erklärung nöthig sei, ja, daß ein Zerrbild ohne Erklärung gar nicht bestehen könne und erst dadurch gleichsam belebt werden müsse. Wie sehr sich auch der bildende Künstler bemüht, Witz zu zeigen, so ist er doch niemals dabei auf seinem Feld. Ein Zerrbild ohne Inschriften, ohne Erklärung ist gewissermaßen stumm; es wird erst etwas durch die Sprache.

Amalie. So lassen Sie denn auch dieses kleine Bild hier durch die Sprache etwas werden! Ein Frauenzimmer ist in einem Lehnsessel eingeschlafen, wie es scheint, über dem Schreiben; ein andres, das dabei steht, reicht ihr eine Dose oder sonst ein Gefäß hin und weint. Was soll das vorstellen?

Sinklair. So soll ich also doch den Erklärer machen, obgleich die Damen weder gegen die Zerrbilder noch gegen ihre Erklärer gut gesinnt zu sein scheinen? Hier soll, wie man mir sagte, eine Schriftstellerin vorgestellt sein, welche Nachts zu schreiben pflegte, sich von ihrem Kammermädchen das Tintenfaß halten ließ und das gute Kind zwang, in dieser Stellung zu verharren, wenn auch selbst der Schlaf ihre Gebieterin überwältigt und diesen Dienst unnütz gemacht hatte. Sie wollte dann beim Erwachen den Faden ihrer Gedanken und Vorstellungen so wie Feder und Tinte sogleich wiederfinden.

Arbon, ein denkender Künstler, der mit Eulalien gekommen war, machte der Darstellung, wie sie das Blatt zeigte, den Krieg. „Wenn man," so sagte er, „ja diese Begebenheit, oder wie man es nennen will, darstellen wollte, so mußte man sich anders dabei benehmen."

Henriette. Nun lassen Sie uns das Bild geschwind aufs Neue komponiren!

Arbon. Lassen Sie uns vorher den Gegenstand genauer betrachten! Daß Jemand sich beim Schreiben das Tintenfaß halten läßt, ist ganz natürlich, wenn die Umstände von der Art

sind, daß er es nirgends hinsetzen kann. So hielt Brantome's Großmutter der Königin von Navarra das Tintenfaß, wenn diese, in ihrer Sänfte sitzend, die Geschichten aufschrieb, die wir noch mit so vielem Vergnügen lesen. Daß Jemand, der im Bette schreibt, sich das Tintenfaß halten läßt, ist abermals der Sache gemäß. Genug, schöne Henriette, die Sie so gern fragen und rathen, was mußte der Künstler vor allen Dingen thun, wenn er diesen Gegenstand behandeln wollte?

Henriette. Er mußte den Tisch verbannen, er mußte die Schlafende so setzen, daß in ihrer Nähe sich nichts befand, wo das Tintenfaß stehen konnte.

Arbon. Gut! Ich hätte sie in einem der gepolsterten Lehnsessel vorgestellt, die man, wenn ich nicht irre, sonst Bergères nannte, und zwar neben einem Kamin, so daß man sie von vorn gesehen hätte. Es wird supponirt, daß sie auf dem Knie geschrieben habe; denn gewöhnlich, wer Andern das Unbequeme zumuthet, macht sich's selbst unbequem. Das Papier entsinkt dem Schooße, die Feder der Hand, und ein hübsches Mädchen steht daneben und hält verdrießlich das Tintenfaß.

Henriette. Ganz recht! Denn hier haben wir schon ein Tintenfaß auf dem Tische. Daher weiß man auch nicht, was man aus dem Gefäß in der Hand des Mädchens machen soll. Warum sie nun gar Thränen abzuwischen scheint, läßt sich bei einer so gleichgiltigen Handlung nicht denken.

Sinklair. Ich entschuldige den Künstler. Hier hat er dem Erklärer Raum gelassen.

Arbon. Der denn auch wahrscheinlich an den beiden Männern ohne Kopf, die an der Wand hängen, seinen Witz üben soll. Mich dünkt, man sieht gerade in diesem Falle, auf welche Abwege man geräth, wenn man Künste vermischt, die nicht zusammengehören. Wüßte man nichts von erklärten Kupferstichen, so machte man keine, die einer Erklärung bedürfen. Ich habe sogar nichts dagegen, daß der bildende Künstler witzige Darstellungen versuche, ob ich sie gleich für äußerst schwer halte; aber auch alsdann bemühe er sich, sein Bild selbstständig zu machen! Ich will ihm Inschriften und Zettel aus dem Munde seiner Personen erlauben; nur sehe er zu, sein eigner Kommentator zu werden!

Sinklair. Wenn Sie ein witziges Bild zugeben, so werden Sie doch eingestehen, daß es nur für den Unterrichteten, nur für Den, der Umstände und Verhältnisse kennt, unterhaltend

und reizend sein kann; warum sollen wir also dem Kommentator nicht danken, der uns in den Stand setzt, das geistreiche Spiel zu verstehen, das vor uns aufgeführt wird?

Arbon. Ich habe nichts gegen die Erklärung des Bildes, das sich nicht selbst erklärt; nur müßte sie so kurz und schlicht sein als möglich. Jeder Witz ist nur für den Unterrichteten, jedes witzige Werk wird deshalb nicht von Allen verstanden; was von dieser Art aus fernen Zeiten und Ländern zu uns gelangt, können wir kaum entziffern. Gut! Man mache Noten dazu, wie zu Rabelais oder Hudibras; aber was würde man zu einem Schriftsteller sagen, der über ein witziges Werk ein witziges Werk schreiben wollte? Der Witz läuft schon bei seinem Ursprunge in Gefahr, zu witzeln; im zweiten und dritten Glied wird er noch schlimmer ausarten.

Sinklair. Wie sehr wünschte ich, daß wir, anstatt uns hier zu streiten, unserm Freunde, dem Herausgeber, zu Hilfe kämen, der zu diesen Bildern nun einmal eine Erklärung wünscht, wie sie hergebracht, wie sie beliebt ist.

Armidoro (indem er aus dem Kabinet kommt). Ich höre, noch immer beschäftigen diese getadelten Bilder die Gesellschaft; wären sie angenehm, ich wette, sie wären schon längst bei Seite gelegt.

Amalie. Ich stimme darauf, daß es sogleich geschehe, und zwar für immer. Dem Herausgeber muß auferlegt werden, keinen Gebrauch davon zu machen. Ein Dutzend und mehr häßliche, hassenswerthe Weiber! In einem Damenkalender! Begreift der Mann nicht, daß er seine ganze Unternehmung zu ruiniren auf dem Wege ist? Welcher Liebhaber wird es wagen, seiner Schönen, welcher Gatte seiner Frau, ja welcher Vater seiner Tochter einen solchen Almanach zu verehren, in welchem sie beim ersten Aufschlagen schon mit Widerwillen erblickt, was sie nicht ist, und was sie nicht sein soll!

Armidoro. Ich will einen Vorschlag zur Güte thun: Diese Darstellungen des Verabscheuungswerthen sind nicht die ersten, die wir in zierlichen Almanachen finden; unser wackerer Chodowiecki hat schon manche Scenen der Unnatur, der Verderbniß, der Barbarei und des Abgeschmacks in so kleinen Monatskupfern trefflich dargestellt; allein was that er? Er stellte dem Hassenswerthen sogleich das Liebenswürdige entgegen — Scenen einer gesunden Natur, die sich ruhig entwickelt, einer zweckmäßigen Bildung, eines treuen Ausdauerns, eines

gefühlten Strebens nach Werth und Schönheit. Lassen Sie uns mehr thun, als der Herausgeber wünscht, indem wir das Entgegengesetzte thun! Hat der bildende Künstler diesmal die Schattenseite gewählt, so trete der Schriftsteller, oder, wenn ich meine Wünsche aussprechen darf, die Schriftstellerin auf die Lichtseite, und so kann ein Ganzes werden. Ich will nicht länger zaudern, Eulalie, mit diesen Vorschlägen meine Wünsche laut werden zu lassen. Uebernehmen Sie die Schilderung guter Frauen! Schaffen Sie Gegenbilder zu diesen Kupfern, und gebrauchen Sie den Zauber Ihrer Feder, nicht diese kleinen Blätter zu erklären, sondern zu vernichten!

Sinklair. Thun Sie es, Eulalie! Erzeigen Sie uns den Gefallen, versprechen Sie geschwind!

Eulalie. Schriftsteller versprechen nur gar zu leicht, weil sie hoffen, dasjenige leisten zu können, was sie vermögen. Eigene Erfahrung hat mich bedächtig gemacht. Aber auch, wenn ich in dieser kurzen Zeit so viel Muße vor mir sähe, würde ich doch Bedenken finden, einen solchen Auftrag zu übernehmen. Was zu unsern Gunsten zu sagen ist, muß eigentlich ein Mann sagen, ein junger, feuriger, liebender Mann. Das Günstige vorzutragen, gehört Enthusiasmus, und wer hat Enthusiasmus für sein eigen Geschlecht?

Armidoro. Einsicht, Gerechtigkeit, Zartheit der Behandlung wären mir in diesem Falle noch willkommner.

Sinklair. Und von wem möchte man lieber über gute Frauen etwas hören als von der Verfasserin, die sich in dem Märchen, das uns gestern so sehr entzückte, so unvergleichlich bewiesen hat!

Eulalie. Das Märchen ist nicht von mir.

Sinklair. Nicht von Ihnen?

Armidoro. Das kann ich bezeugen.

Sinklair. Doch von einem Frauenzimmer?

Eulalie. Von einer Freundin.

Sinklair. So giebt es denn zwei Eulalien?

Eulalie. Wer weiß, wie viele und bessre!

Armidoro. Mögen Sie der Gesellschaft erzählen, was Sie mir vertrauten? Jedermann wird mit Verwunderung hören, auf welche sonderbare Weise diese angenehme Produktion entstanden ist.

Eulalie. Ein Frauenzimmer, das ich auf einer Reise schätzen und kennen lernte, fand sich in sonderbare Lagen ver-

setzt, die zu erzählen allzu weitläufig sein würde. Ein junger Mann, der viel für sie gethan hatte und ihr zuletzt seine Hand anbot, gewann ihre ganze Neigung, überraschte ihre Vorsicht, und sie gewährte vor der ehelichen Verbindung ihm die Rechte eines Gemahls. Neue Ereignisse nöthigten den Bräutigam, sich zu entfernen, und sie sah in einer einsamen ländlichen Wohnung nicht ohne Sorgen und Unruhe dem Glücke, Mutter zu werden, entgegen. Sie war gewohnt, mir täglich zu schreiben, mich von allen Vorfällen zu benachrichtigen. Nun waren keine Vorfälle mehr zu befürchten, sie brauchte nur Geduld; aber ich bemerkte in ihren Briefen, daß sie dasjenige, was geschehen war und geschehen konnte, in einem unruhigen Gemüth hin und wieder warf. Ich entschloß mich, sie in einem ernsthaften Briefe auf ihre Pflicht gegen sich selbst und gegen das Geschöpf zu weisen, dem sie jetzt durch Heiterkeit des Geistes zum Anfang seines Daseins eine günstige Nahrung zu bereiten schuldig war. Ich munterte sie auf, sich zu fassen, und zufällig sendete ich ihr einige Bände Märchen, die sie zu lesen gewünscht hatte. Ihr Vorsatz, sich von den kummervollen Gedanken loszureißen, und diese phantastischen Produktionen trafen auf eine sonderbare Weise zusammen. Da sie das Nachdenken über ihr Schicksal nicht ganz los werden konnte, so kleidete sie nunmehr Alles, was sie in der Vergangenheit betrübt hatte, was ihr in der Zukunft furchtbar vorkam, in abenteuerliche Gestalten. Was ihr und den Ihrigen begegnet war, Neigung, Leidenschaften und Verirrungen, das lieblich sorgliche Muttergefühl in einem so bedenklichen Zustande, Alles verkörperte sich in körperlosen Gestalten, die in einer bunten Reihe seltsamer Erscheinungen vorbeizogen. So brachte sie den Tag, ja einen Theil der Nacht mit der Feder in der Hand zu.

Amalie. Wobei sie sich wol schwerlich das Tintenfaß halten ließ.

Eulalie. Und so entstand die seltsamste Folge von Briefen, die ich jemals erhalten habe. Alles war bildlich, wunderlich und märchenhaft. Keine eigentliche Nachricht erhielt ich mehr von ihr, so daß mir wirklich manchmal für ihren Kopf bange ward. Alle ihre Zustände, ihre Entbindung, die nächste Neigung zum Säugling, Freude, Hoffnung und Furcht der Mutter, waren Begebenheiten einer andern Welt, aus der sie nur durch die Ankunft ihres Bräutigams zurückgezogen wurde. An ihrem Hochzeittage schloß sie das Märchen, das bis auf Weniges

ganz aus ihrer Feder kam, wie Sie es gestern gehört haben, und das eben den eigenen Reiz durch die wunderliche und einzige Lage erhält, in der es hervorgebracht wurde.

Die Gesellschaft konnte ihre Verwunderung über diese Geschichte nicht genug bezeigen, so daß Seyton, der seinen Platz am L'hombretische eben einem Andern überlassen hatte, herbeitrat und sich nach dem Inhalte des Gesprächs erkundigte. Man sagte ihm kurz, es sei die Rede von einem Märchen, das aus täglichen phantastischen Konfessionen eines kränkelnden Gemüthes, doch gewissermaßen vorsätzlich, entstanden sei.

„Eigentlich," sagte er, „ist es Schade, daß, so viel ich weiß, die Tagebücher abgekommen sind. Vor zwanzig Jahren waren sie stärker in der Mode, und manches gute Kind glaubte wirklich, einen Schatz zu besitzen, wenn es seine Gemüthszustände täglich zu Papiere gebracht hatte. Ich erinnere mich einer liebenswürdigen Person, der eine solche Gewohnheit bald zum Unglück ausgeschlagen wäre. Eine Gouvernante hatte sie in früher Jugend an ein solches tägliches schriftliches Bekenntniß gewöhnt, und es war ihr zuletzt fast zum unentbehrlichen Geschäft geworden. Sie versäumte es nicht als erwachsenes Frauenzimmer, sie nahm die Gewohnheit mit in den Ehestand hinüber. Solche Papiere hielt sie nicht sonderlich geheim und hatte es auch nicht Ursach; sie las manchmal Freundinnen, manchmal ihrem Manne Stellen daraus vor. Das Ganze verlangte Niemand zu sehen!

„Die Zeit verging, und es kam auch die Reihe an sie, einen Hausfreund zu besitzen.

„Mit eben der Pünktlichkeit, mit der sie sonst ihrem Papiere täglich gebeichtet hatte, setzte sie auch die Geschichte dieses neuen Verhältnisses fort. Von der ersten Regung, durch eine wachsende Neigung, bis zum Unentbehrlichen der Gewohnheit war der ganze Lebenslauf dieser Leidenschaft getreulich aufgezeichnet und gereichte dem Manne zur sonderbaren Lektüre, als er einmal zufällig über den Schreibtisch kam und ohne Argwohn und Absicht eine aufgeschlagne Seite des Tagebuchs herunterlas. Man begreift, daß er sich die Zeit nahm, vor- und rückwärts zu lesen, da er denn zuletzt noch ziemlich getröstet von dannen schied, weil er sah, daß es gerade noch Zeit war, auf eine geschickte Weise den gefährlichen Gast zu entfernen."

Henriette. Es sollte doch nach dem Wunsche meines Freundes die Rede von guten Weibern sein, und ehe man

sich's versieht, wird wieder von solchen gesprochen, die wenigstens nicht die besten sind.

Seyton. Warum denn immer bös oder gut! Müssen wir nicht mit uns selbst so wie mit Andern vorlieb nehmen, wie die Natur uns hat hervorbringen mögen, und wie sich Jeder allenfalls durch eine mögliche Bildung besser zieht?

Armidoro. Ich glaube, es würde angenehm und nicht unnütz sein, wenn man Geschichten von der Art, wie sie bisher erzählt worden, und deren uns manche im Leben vorkommen, aufsetzte und sammelte. Leise Züge, die den Menschen bezeichnen, ohne daß gerade merkwürdige Begebenheiten daraus entspringen, sind recht gut des Aufbehaltens werth. Der Romanschreiber kann sie nicht brauchen, denn sie haben zu wenig Bedeutendes; der Anekdotensammler auch nicht, denn sie haben nichts Witziges und regen den Geist nicht auf; nur Derjenige, der im ruhigen Anschauen die Menschheit gerne faßt, wird dergleichen Züge willkommen aufnehmen.

Sinklair. Fürwahr, wenn wir früher an ein so löbliches Werk gedacht hätten, so würden wir unserm Freunde, dem Herausgeber des Damenkalenders, gleich an Hand geben können und ein Dutzend Geschichten, wo nicht von fürtrefflichen, doch gewiß von guten Frauen aussuchen können, um diese bösen Weiber zu balanciren.

Amalie. Besonders wünschte ich, daß man solche Fälle zusammentrüge, da eine Frau das Haus innen erhält, wo nicht gar erschafft. Um so mehr, als auch hier der Künstler eine theure (kostspielige) Gattin zum Nachtheil unsers Geschlechts aufgestellt hat.

Seyton. Ich kann Ihnen gleich, schöne Amalie, mit einem solchen Falle aufwarten.

Amalie. Lassen Sie hören! Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Männern gewöhnlich, wenn sie die Frauen loben wollen! Sie gehen vom Lob aus und hören mit Tadel auf.

Seyton. Diesmal wenigstens brauche ich die Umkehrung meiner Absicht durch einen bösen Geist nicht zu fürchten.

Ein junger Landmann pachtete einen ansehnlichen Gasthof, der sehr gut gelegen war. Von den Eigenschaften, die zu einem Wirthe gehören, besaß er vorzüglich die Behaglichkeit, und weil es ihm von Jugend auf in den Trinkstuben wohl gewesen war, mochte er wol hauptsächlich ein Metier ergriffen haben, das ihn nothigte, den größten Theil des Tages darin zuzubringen. Er

war sorglos ohne Liederlichkeit, und sein Behagen breitete sich über alle Gäste aus, die sich bald häufig bei ihm versammelten.

Er hatte eine junge Person geheirathet, eine stille leidliche Natur. Sie versah ihre Geschäfte gut und pünktlich; sie hing an ihrem Hauswesen, sie liebte ihren Mann; doch mußte sie ihn bei sich im Stillen tadeln, daß er mit dem Gelde nicht sorgfältig genug umging. Das baare Geld nöthigte ihr eine gewisse Ehrfurcht ab; sie fühlte ganz den Werth desselben so wie die Nothwendigkeit, sich überhaupt in Besitz zu setzen, sich dabei zu erhalten. Ohne eine angeborne Heiterkeit des Gemüths hätte sie alle Anlagen zum strengen Geize gehabt. Doch ein wenig Geiz schadet dem Weibe nichts, so übel sie die Verschwendung kleidet. Freigebigkeit ist eine Tugend, die dem Mann ziemt, und festhalten ist die Tugend eines Weibes. So hat es die Natur gewollt, und unser Urtheil wird im Ganzen immer naturgemäß ausfallen.

Margarethe, so will ich meinen sorglichen Hausgeist nennen, war mit ihrem Manne sehr unzufrieden, wenn er die großen Zahlungen, die er manchmal für aufgekaufte Fourage von Fuhrleuten und Unternehmern erhielt, aufgezählt, wie sie waren, eine Zeit lang auf dem Tische liegen ließ, das Geld alsdann in Körbchen einstrich und daraus wieder ausgab und auszahlte, ohne Packete gemacht zu haben, ohne Rechnung zu führen. Verschiedene ihrer Erinnerungen waren fruchtlos, und sie sah wol ein, daß, wenn er auch nichts verschwendete, Manches in einer solchen Unordnung verschleudert werden müsse. Der Wunsch, ihn auf bessere Wege zu leiten, war so groß bei ihr, der Verdruß, zu sehen, daß Manches, was sie im Kleinen erwarb und zusammenhielt, im Großen wieder vernachlässigt wurde und aus einander floß, war so lebhaft, daß sie sich zu einem gefährlichen Versuch bewogen fühlte, wodurch sie ihm über diese Lebensweise die Augen zu öffnen gedachte. Sie nahm sich vor, ihm so viel Geld als möglich aus den Händen zu spielen, und zwar bediente sie sich dazu einer sonderbaren List. Sie hatte bemerkt, daß er das Geld, das einmal auf dem Tische aufgezählt war, wenn es eine Zeit lang gelegen hatte, nicht wieder nachzählte, ehe er es aufhob; sie bestrich daher den Boden eines Leuchters mit Talg und setzte ihn in einem Schein von Ungeschicklichkeit auf die Stelle, wo die Dukaten lagen, eine Geldsorte, der sie eine besondere Freundschaft gewidmet hatte. Sie erhaschte ein Stück und nebenbei einige kleine Münzsorten und

war mit ihrem ersten Fischfange wohl zufrieden; sie wiederholte diese Operation mehrmals, und ob sie sich gleich über ein solches Mittel zu einem guten Zweck kein Gewissen machte, so beruhigte sie sich doch über jeden Zweifel vorzüglich dadurch, daß diese Art der Entwendung für keinen Diebstahl angesehen werden könne, weil sie das Geld nicht mit den Händen weggenommen habe. So vermehrte sich nach und nach ihr heimlicher Schatz, und zwar um desto reichlicher, als sie Alles, was bei der innern Wirthschaft von baarem Gelde ihr in die Hände floß, auf das Strengste zusammenhielt.

Schon war sie beinahe ein ganzes Jahr ihrem Plane treu geblieben und hatte indessen ihren Mann sorgfältig beobachtet, ohne eine Veränderung in seinem Humor zu spüren, bis er endlich auf einmal höchst übler Laune ward. Sie suchte ihm die Ursache dieser Veränderung abzuschmeicheln und erfuhr bald, daß er in großer Verlegenheit sei. Es hätten ihm nach der letzten Zahlung, die er an Lieferanten gethan, seine Pachtgelder übrig bleiben sollen; sie fehlten aber nicht allein völlig, sondern er habe sogar die Leute nicht ganz befriedigen können. Da er Alles im Kopf rechne und wenig aufschreibe, so könne er nicht nachkommen, wo ein solcher Verstoß herrühre.

Margarethe schilderte ihm darauf sein Betragen, die Art, wie er einnehme und ausgebe, den Mangel an Aufmerksamkeit; selbst seine gutmüthige Freigebigkeit kam mit in Anschlag, und freilich ließen ihn die Folgen seiner Handelsweise, die ihn so sehr drückten, keine Entschuldigung aufbringen.

Margarethe konnte ihren Gatten nicht lange in dieser Verlegenheit lassen, um so weniger, als es ihr so sehr zur Ehre gereichte, ihn wieder glücklich zu machen. Sie setzte ihn in Verwunderung, als sie zu seinem Geburtstag, der eben eintrat, und an dem sie ihn sonst mit etwas Brauchbarem anzubinden pflegte, mit einem Körbchen voll Geldrollen ankam. Die verschiedenen Münzsorten waren besonders gepackt, und der Inhalt jedes Röllchens war mit schlechter Schrift, jedoch sorgfältig, darauf gezeichnet. Wie erstaunte nicht der Mann, als er beinahe die Summe, die ihm fehlte, vor sich sah, und die Frau ihm versicherte, das Geld gehöre ihm zu. Sie erzählte darauf umständlich, wann und wie sie es genommen, was sie ihm entzogen, und was durch ihren Fleiß erspart worden sei. Sein Verdruß ging in Entzücken über, und die Folge war, wie natürlich, daß er Ausgabe und Einnahme der Frau völlig über-

trug, seine Geschäfte vor wie nach, nur mit noch größerm Eifer, besorgte, von dem Tage an aber keinen Pfennig Geld mehr in die Hände nahm. Die Frau verwaltete das Amt eines Kassiers mit großen Ehren; kein falscher Laubthaler, ja kein verrufener Sechser ward angenommen, und die Herrschaft im Hause war, wie billig, die Folge ihrer Thätigkeit und Sorgfalt, durch die sie nach Verlauf von zehn Jahren sich in den Stand setzte, den Gasthof mit Allem, was dazu gehörte, zu kaufen und zu behaupten.

Sinklair. Also ging alle diese Sorgfalt, Liebe und Treue doch zuletzt auf Herrschaft hinaus. Ich möchte doch wissen, in wiefern man Recht hat, wenn man die Frauen überhaupt für so herrschsüchtig hält.

Amalie. Da haben wir also schon wieder den Vorwurf, der hinter dem Lobe herhinkt.

Armidoro. Sagen Sie uns doch, gute Eulalie, Ihre Gedanken darüber! Ich glaube in Ihren Schriften bemerkt zu haben, daß Sie eben nicht sehr bemüht sind, diesen Vorwurf von Ihrem Geschlecht abzulehnen.

Eulalie. Insofern es ein Vorwurf wäre, wünschte ich, daß ihn unser Geschlecht durch sein Betragen ablehnte; inwiefern wir aber auch ein Recht zur Herrschaft haben, möchte ich es uns nicht gern vergeben. Wir sind nur herrschsüchtig, insofern wir auch Menschen sind; denn was heißt Herrschen anders in dem Sinn, wie es hier gebraucht wird, als auf seine eigene Weise ungehindert thätig zu sein, seines Daseins möglichst genießen zu können? Dies fordert jeder rohe Mensch mit Willkür, jeder gebildete mit wahrer Freiheit, und vielleicht erscheint bei uns Frauen dieses Streben nur lebhafter, weil uns die Natur, das Herkommen, die Gesetze ebenso zu verkürzen scheinen, als die Männer begünstigt sind. Was diese besitzen, müssen wir erwerben, und was man erringt, behauptet man hartnäckiger als das, was man ererbt hat.

Seyton. Und doch können sich die Frauen nicht mehr beklagen; sie erben in der jetzigen Welt so viel, ja fast mehr als die Männer, und ich behaupte, daß es durchaus jetzt schwerer sei, ein vollendeter Mann zu werden als ein vollendetes Weib; der Ausspruch „Er soll Dein Herr sein" ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist. Die Männer konnten sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen; indem die Frauen sich ausbildeten, stand die Wage-

schale inne, und indem sie bildungsfähiger sind, neigt sich in der Erfahrung die Wageschale zu ihren Gunsten.

Armidoro. Es ist keine Frage, daß bei allen gebildeten Nationen die Frauen im Ganzen das Uebergewicht gewinnen müssen; bei einem wechselseitigen Einfluß muß der Mann weiblicher werden, und dann verliert er; denn sein Vorzug besteht nicht in gemäßigter, sondern in gebändigter Kraft; nimmt dagegen das Weib von dem Manne etwas an, so gewinnt sie; denn wenn sie ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, so entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommner denken läßt.

Seyton. Ich habe mich in so tiefe Betrachtungen nicht eingelassen; indessen nehme ich für bekannt an, daß eine Frau herrscht und herrschen muß; daher, wenn ich ein Frauenzimmer kennen lerne, gebe ich nur darauf Acht, wo sie herrscht; denn daß sie irgendwo herrsche, setze ich voraus.

Amalie. Und da finden Sie denn, was Sie voraussetzen?

Seyton. Warum nicht? Geht es doch den Physikern und Andern, die sich mit Erfahrungen abgeben, gewöhnlich nicht viel besser! Ich finde durchgängig, die Thätige, zum Erwerben, zum Erhalten Geschaffene ist Herr im Hause, die Schöne, leicht und oberflächlich Gebildete Herr in großen Zirkeln, die tiefer Gebildete beherrscht die kleinen Kreise.

Amalie. Und so wären wir also in drei Klassen eingetheilt.

Sinklair. Die doch alle, dünkt mich, ehrenvoll genug sind, und mit denen freilich noch nicht Alles erschöpft ist. Es giebt z. B. noch eine vierte, von der wir lieber nicht sprechen wollen, damit man uns nicht wieder den Vorwurf mache, daß unser Lob sich nothwendig in Tadel verkehren müsse.

Henriette. Die vierte Klasse also wäre zu errathen. Lassen Sie sehen!

Sinklair. Gut, unsre drei ersten Klassen waren Wirksamkeit zu Hause, in großen und in kleinen Zirkeln.

Henriette. Was wäre denn nun noch für ein Raum für unsre Thätigkeit?

Sinklair. Gar mancher; ich aber habe das Gegentheil im Sinne.

Henriette. Unthätigkeit! Und wie das? Eine unthätige Frau sollte herrschen?

Sinklair. Warum nicht?

Henriette. Und wie?

Sinklair. Durchs Verneinen! Wer aus Charakter oder Maxime beharrlich verneint, hat eine größere Gewalt, als man denkt.

Amalie. Wir fallen nun bald, fürchte ich, in den gewöhnlichen Ton, in dem man die Männer reden hört, besonders wenn sie die Pfeifen im Munde haben.

Henriette. Laß ihn doch, Amalie; es ist nichts unschädlicher als solche Meinungen, und man gewinnt immer, wenn man erfährt, was Andere von uns denken. Nun also die Verneinenden, wie wäre es mit diesen?

Sinklair. Ich darf hier wol ohne Zurückhaltung sprechen. In unserm lieben Vaterland soll es wenige, in Frankreich gar keine geben, und zwar deswegen, weil die Frauen sowol bei uns als bei unsern galanten Nachbarn einer löblichen Freiheit genießen; aber in Ländern, wo sie sehr beschränkt sind, wo der äußerliche Anstand ängstlich, die öffentlichen Vergnügungen seltner sind, sollen sie sich häufiger finden. In einem benachbarten Lande hat man sogar einen eigenen Namen, mit dem das Volk, die Menschenkenner, ja sogar die Aerzte ein solches Frauenzimmer bezeichnen.

Henriette. Nun geschwinde den Namen! Namen kann ich nicht rathen.

Sinklair. Man nennt sie, wenn es denn einmal gesagt sein soll, man nennt sie Schälke.

Henriette. Das ist sonderbar genug.

Sinklair. Es war eine Zeit, als Sie die Fragmente des schweizer Physiognomisten mit großem Antheil lesen mochten; erinnern Sie Sich nicht, auch etwas von Schälken darin gefunden zu haben?

Henriette. Es könnte sein; doch ist es mir nicht aufgefallen. Ich nahm vielleicht das Wort im gewöhnlichen Sinn und las über die Stelle weg.

Sinklair. Freilich bedeutet das Wort Schalk im gewöhnlichen Sinn eine Person, die mit Heiterkeit und Schadenfreude Jemand einen Possen spielt; hier aber bedeutet's ein Frauenzimmer, das einer Person, von der es abhängt, durch Gleichgiltigkeit, Kälte und Zurückhaltung, die sich oft in eine Art von Krankheit verhüllen, das Leben sauer macht. Es ist dies in jener Gegend etwas Gewöhnliches. Mir ist es einigemal vorgekommen, daß mir ein Einheimischer, gegen den ich diese und

jene Frau als schön pries, einwendete: „Aber sie ist ein Schalk.“ Ich hörte sogar, daß ein Arzt einer Dame, die viel von einem Kammermädchen litt, zur Antwort gab: „Es ist ein Schalk, da wird schwer zu helfen sein.“

Amalie stand auf und entfernte sich.

Henriette. Das kommt mir doch etwas sonderbar vor.

Sinklair. Mir schien es auch so, und deswegen schrieb ich damals die Symptome dieser halb moralischen, halb physischen Krankheit in einen Aufsatz zusammen, den ich das Kapitel von den Schälken nannte, weil ich es mir als einen Theil anderer anthropologischen Bemerkungen dachte; ich habe es aber bisher sorgfältig geheim gehalten.

Henriette. Sie dürfen es uns wol schon einmal sehen lassen, und wenn Sie einige hübsche Geschichten wissen, woraus wir recht deutlich sehen können, was ein Schalk ist, so sollen sie künftig auch in die Sammlung unserer neuesten Novellen aufgenommen werden.

Sinklair. Das mag Alles recht gut und schön sein, aber meine Absicht ist verfehlt, um derentwillen ich herkam; ich wollte Jemand in dieser geistreichen Gesellschaft bewegen, einen Text zu diesen Kalenderkupfern zu übernehmen oder uns Jemand zu empfehlen, dem man ein solches Geschäft übertragen könnte; anstatt dessen schelten, ja vernichten Sie mir diese Blättchen, und ich gehe fast ohne Kupfer so wie ohne Erklärung weg. Hätte ich nur indessen das, was diesen Abend hier gesprochen und erzählt worden ist, auf dem Papiere, so würde ich beinahe für das, was ich suchte und nicht fand, ein Aequivalent besitzen.

Armidoro (aus dem Kabinet tretend, wohin er manchmal gegangen war). Ich komme Ihren Wünschen zuvor. Die Angelegenheit unsers Freundes, des Herausgebers, ist auch mir nicht fremd. Auf diesem Papiere habe ich geschwind protokollirt, was gesprochen worden; ich will es ins Reine bringen, und wenn Eulalie dann übernehmen wollte, über das Ganze den Hauch ihres anmuthigen Geistes zu gießen, so würden wir, wo nicht durch den Inhalt, doch durch den Ton, die Frauen mit den schroffen Zügen, in denen unser Künstler sie beleidigen mag, wieder aussöhnen.

Henriette. Ich kann Ihre thätige Freundschaft nicht tadeln, Armidoro; aber ich wollte, Sie hätten das Gespräch nicht nachgeschrieben. Es giebt ein böses Beispiel. Wir leben

so heiter und zutraulich zusammen, und es muß uns nichts Schrecklicheres sein, als in der Gesellschaft einen Menschen zu wissen, der aufmerkt, nachschreibt und, wie jetzt gleich Alles gedruckt wird, eine zerstückelte und verzerrte Unterhaltung ins Publikum bringt.

Man beruhigte Henrietten, man versprach ihr, nur allenfalls über kleine Geschichten, die vorkommen sollten, ein öffentliches Buch zu führen.

Eulalie ließ sich nicht bereden, das Protokoll des Geschwindschreibers zu redigiren; sie wollte sich von dem Märchen nicht zerstreuen, mit dessen Bearbeitung sie beschäftigt war. Das Protokoll blieb in der Hand von Männern, die ihm denn, so gut sie konnten, aus der Erinnerung nachhalfen und es nun, wie es eben werden konnte, den guten Frauen zu weiterer Beherzigung vorlegen.

Reise der Söhne Megaprazon's.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Goethe erzählt im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" von dem Plane zu einem Roman, den er schon in sehr früher Jugend gefaßt habe. Es sollten in demselben sechs bis sieben Geschwister auftreten, „die, von einander entfernt und in der Welt zerstreut, sich wechselseitig Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilen." Die Rollen waren vertheilt — der älteste Bruder auf Reisen, eine Schwester in der Heimath, von den jüngeren Brüdern der eine als Theolog in einer Universitätsstadt, die anderen als Handlungsdiener in Hamburg und Marseille, ein fünfter als angehender Musiker in Italien, der jüngste endlich wieder zu Hause. Während Goethe diesen Plan erfunden hatte, um in die verschiedenartigen Sprachstudien, zu denen er von seinem Vater genöthigt wurde, einen größeren Reiz zu bringen — denn der Hamburger Bruder sollte Englisch, der in Marseille natürlich Französisch, der Musikus Italienisch, der Theologe Lateinisch und Griechisch schreiben, der Jüngste in Judendeutsch korrespondiren, da für ihn keine andre Sprache mehr übrig war —, benutzte er wenigstens dieselbe Einkleidung noch einmal in viel späterer Zeit, als er 1791 oder 1792 die „Reise der Söhne Megaprazon's" entwarf.

Auch hier haben wir sechs Brüder, die indessen, da sie zusammen reisen, ihre Verschiedenheit nicht aus ihrem Aufenthalte, sondern, wie schon ihre Namen andeuten, aus ihren Anlagen und Charaktereigenthümlichkeiten herleiten. So ist Epistemon der Verständige, Panurg der Listige, Euphemon der Wohlredende; Alkides — sonst der Name des Herakles als Nachkomme das Alkaeos — repräsentirt die Kraft. Der Name Alkiphron deutet, da Goethe schwerlich an den griechischen Epistolographen dieses Namens gedacht haben wird, auf einen starken muthigen Sinn, der allerdings durch seine Beschäftigung, Meerpflanzen zu trocknen, und seine Kenntniß der Medizin noch in keiner Weise an den Tag gelegt wird. Eutyches endlich ist der Glückliche, dem noch besonders Schönheit und Vollkommenheit der Sinne zugeschrieben werden. Zu ihnen kommt dann noch der Vater Megaprazon, dessen Name, wenn man sich eine leichte Veränderung der Bildung desselben (ss oder tt statt des z) gestattet, auf die Betreibung großer Unternehmungen hinweist. Was nun mit allen diesen Personen werden sollte, zeigt wenigstens zum Theil das Stück des Planes, welches Seite 213 mitgetheilt wird; aber dieses Stück zeigt auch, daß wir uns nicht zu weit in Vermuthungen darüber einlassen dürfen, was Goethe eigentlich beabsichtigt hat. Schon die zwei ersten Kapitel, von denen das erste ganz und das zweite zum Theil ausgeführt ist, enthalten in der Ausführung sehr wesentliche Abweichungen.

Wir finden übrigens sowol in diesen beiden Kapiteln als in dem nachfolgenden Fragment Motive aus dem Hauptwerke des französischen Satirikers Rabelais, dem „Pantagruel", benutzt. Nicht allein, daß Goethe diesem die Namen Epistemon und Panurg entlehnt, auch die Inseln der

Papimanen und der Papefiguen stammen von ihm her (vgl. liv. IV., chap. 45. 48 u. ff.), und nur die der Monarchomanen (vgl. S. 206) ist, wie es scheint, eine freie Erfindung Goethe's. Indessen ist trotz der eben erwähnten Benutzung keineswegs anzunehmen, daß eine eigentliche Nachahmung Rabelais' in seiner Absicht lag. Schon der Zweck Beider war ein sehr verschiedener. Rabelais hat überwiegend im allgemeinen Sinne geschrieben, seine Satire erstreckt sich gleichmäßig auf alle Stände, auf Sitten und Einrichtungen jeder Art (vgl. einen Aufsatz des Herausgebers im Archiv für neuere Literatur Bd. XIV. 149 u. ff); Goethe's Satire ist einzig politischer Natur. Es kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß er unter den Papimanen eine ultramontane Regierung, unter den Papefiguen eine ultrademokratische, unter den Monarchomanen endlich nicht allein das absolute, sondern das sich selbst an kein Gesetz bindende Königthum darstellen und die Unzulänglichkeit dieser drei Staatsformen veranschaulichen wollte, wie dies auch bereits Rosenkranz („Goethe und seine Werke" S. 296 u. ff.) und Düntzer („Studien zu Goethe's Werken" S. 1 u. ff.), wenn auch nicht in vollständiger Uebereinstimmung, nachgewiesen haben.

Die „Reise der Söhne Megaprazon's" ist zuerst 1837 in dem zweiten Bande der Quartausgabe von Goethe's Werken veröffentlicht worden. Er selbst hatte wol schwerlich die Absicht gehabt, dies zu thun; der geringe Beifall, welchen er bei seinem Aufenthalte in Pempelfort im November 1792 mit ihr gefunden hatte, mochte ihm das Ganze verleidet haben. „Ich hatte," erzählt er in der Campagne in Frankreich, „seit der Revolution, mich von dem wilden

Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen — eine Reise von sieben (in Wirklichkeit sechs) Brüdern verschiedener Art, Jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und märchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verbergend, ein Gleichniß unseres eigenen Zustandes. Man verlangte eine Vorlesung; ich ließ mich nicht viel bitten und rückte mit meinen Heften hervor; aber ich bedurfte auch nur wenig Zeit, um zu bemerken, daß Niemand davon erbaut sei. Ich ließ daher meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuskript auf sich selbst beruhen."

Reiſe der Söhne Megaprazon's.

Fragmente.

Erstes Kapitel.

Die Söhne Megaprazon's überstehen eine harte Prüfung.

Die Reise ging glücklich von Statten; schon mehrere Tage schwellte ein günstiger Wind die Segel des kleinen, wohlausgerüsteten Schiffes, und in der Hoffnung, bald Land zu sehen, beschäftigten sich die trefflichen Brüder, ein Jeder nach seiner Art. Die Sonne hatte den größten Theil ihres täglichen Laufes zurückgelegt; Epistemon saß an dem Steuerruder und betrachtete mit Aufmerksamkeit die Windrose und die Karten; Panurg strickte Netze, mit denen er schmackhafte Fische aus dem Meere hervorzuziehen hoffte; Euphemon hielt seine Schreibtafel und schrieb, wahrscheinlich eine Rede, die er bei der ersten Landung zu halten gedachte; Alkides lauerte am Vordertheil mit dem Wurfspieß in der Hand Delphinen auf, die das Schiff von Zeit zu Zeit begleiteten; Alkiphron trocknete Meerpflanzen, und Eutyches, der Jüngste, lag auf einer Matte in sanftem Schlafe.

„Wecket den Bruder," rief Epistemon, „und versammelt Euch bei mir! Unterbrecht einen Augenblick Eure Geschäfte! Ich habe Euch etwas Wichtiges vorzutragen. Eutyches, erwache! Setzt Euch nieder, schließt einen Kreis!"

Die Brüder gehorchten dem Worte des ältesten und schlossen einen Kreis um ihn. Eutyches, der Schöne, war schnell auf den Füßen, öffnete seine großen blauen Augen, schüttelte seine blonden Locken und setzte sich mit in die Reihe.

„Der Kompaß und die Karte," fuhr Epistemon fort, „deuten mir einen wichtigen Punkt unserer Fahrt an; wir sind auf die Höhe gelangt, die unser Vater beim Abschied anzeichnete, und

ich habe nun einen Auftrag auszurichten, den er mir damals anvertraute." „Wir sind neugierig, zu hören," sagten die Geschwister unter einander.

Epistemon eröffnete den Busen seines Kleides und brachte ein zusammengefaltetes buntes seidnes Tuch hervor. Man konnte bemerken, daß etwas darein gewickelt war; an allen Seiten hingen Schnüre und Franzen herunter, künstlich genug in viele Knoten geschlungen, farbig, prächtig und lieblich anzusehen.

„Es eröffne Jeder seinen Knoten," sagte Epistemon, „wie es ihn der Vater gelehrt hat." Und so ließ er das Tuch herumgehen; Jeder küßte es, Jeder öffnete den Knoten, den er allein zu lösen verstand; der Aelteste küßte es zuletzt, zog die letzte Schleife aus einander, entfaltete das Tuch und brachte einen Brief hervor, den er aus einander schlug und las:

„Megaprazon an seine Söhne. Glück und Wohlfahrt, guten Muth und frohen Gebrauch Eurer Kräfte! Die großen Güter, mit denen mich der Himmel gesegnet hat, würden mir nur eine Last sein ohne die Kinder, die mich erst zum glücklichen Manne machen. Jeder von Euch hat durch den Einfluß eines eigenen günstigen Gestirns eigene Gaben von der Natur erhalten. Ich habe Jeden nach seiner Art von Jugend auf gepflegt, ich habe es Euch an nichts fehlen lassen, ich habe den Aeltesten zur rechten Zeit eine Frau gegeben; Ihr seid wackere und brave Leute geworden. Nun habe ich Euch zu einer Wanderschaft ausgerüstet, die Euch und Euerm Hause Ehre bringen muß. Die merkwürdigen und schönen Inseln und Länder sind berühmt, die mein Urgroßvater Pantagruel theils besucht, theils entdeckt hat, als da ist die Insel der Papimanen, Papefiguen, die Laternen-Insel und das Orakel der heiligen Flasche, daß ich von den übrigen Ländern und Völkern schweige. Denn sonderbar ist es, berühmt sind jene Länder, aber unbekannt, und scheinen jeden Tag mehr in Vergessenheit zu gerathen. Alle Völker Europens schiffen aus, Entdeckungsreisen zu machen; alle Gegenden des Ozeans sind durchsucht, und auf keiner Karte finde ich die Inseln bezeichnet, deren erste Kenntniß wir meinem unermüdlichen Urgroßvater schuldig sind; entweder also gelangten die berühmtesten neuen Seefahrer nicht in jene Gegenden, oder sie haben, uneingedenk jener ersten Entdeckungen, die Küsten mit neuen Namen belegt, die Inseln umgetauft, die Sitten der Völker nur obenhin betrachtet und die Spuren veränderter Zeiten unbemerkt gelassen. Euch ist es vorbehalten, meine Söhne, eine glänzende Nachlese

zu halten, die Ehre Eures Aeltervaters wieder aufzufrischen und Euch selbst einen unsterblichen Ruhm zu erwerben. Euer kleines, künstlich gebautes Schiff ist mit Allem ausgerüstet, und Euch selbst kann es an nichts fehlen; denn vor Eurer Abreise gab ich einem Jeden zu bedenken, daß man sich auf mancherlei Art in der Fremde angenehm machen, daß man sich die Gunst der Menschen auf verschiedenen Wegen erwerben könne. Ich rieth Euch daher, wohl zu bedenken, womit Ihr außer dem Proviant, der Munition, den Schiffsgeräthschaften Euer Fahrzeug beladen, was für Waare Ihr mitnehmen, mit was für Hilfsmitteln Ihr Euch versehen wolltet. Ihr habt nachgedacht, Ihr habt mehr als eine Kiste auf das Schiff getragen; ich habe nicht gefragt, was sie enthalten. — — Zuletzt verlangtet Ihr Geld zur Reise, und ich ließ Euch sechs Fäßchen einschiffen; Ihr nahmt sie in Verwahrung und fuhrt unter meinen Segenswünschen, unter den Thränen Eurer Mutter und Eurer Frauen, in Hoffnung glücklicher Rückkehr, mit günstigem Winde davon.

„Ihr habt, hoffe ich, den langweiligsten Theil Eurer Fahrt durch das hohe Meer glücklich zurückgelegt; Ihr naht Euch den Inseln, auf denen ich Euch freundlichen Empfang wie meinem Urgroßvater wünsche.

„Nun aber verzeiht mir, meine Kinder, wenn ich Euch einen Augenblick betrübe — es ist zu Euerm Besten."

Epistemon hielt inne, die Brüder horchten auf.

„Daß ich Euch nicht mit Ungewißheit quäle, so sei es gerade herausgesagt: Es ist kein Geld in den Fäßchen."

„Kein Geld!" riefen die Brüder wie mit einer Stimme.

„Es ist kein Geld in den Fäßchen," wiederholte Epistemon mit halber Stimme und ließ das Blatt sinken. Stillschweigend sahen sie einander an, und Jeder wiederholte in seinem eignen Accente: „Kein Geld! Kein Geld!"

Epistemon nahm das Blatt wieder auf und las weiter: „Kein Geld! ruft Ihr aus, und kaum halten Eure Lippen einen harten Tadel Eures Vaters zurück. Faßt Euch! Geht in Euch, und Ihr werdet die Wohlthat preisen, die ich Euch erzeige. Es steht Geld genug in meinen Gewölben; da mag es stehen, bis Ihr zurückkommt und der Welt gezeigt habt, daß Ihr der Reichthümer werth seid, die ich Euch hinterlasse."

Epistemon las wol noch eine halbe Stunde, denn der Brief war lang; er enthielt die trefflichsten Gedanken, die richtigsten Bemerkungen, die heilsamsten Ermahnungen, die schönsten Aus-

sichten; aber nichts war im Stande, die Aufmerksamkeit der Geschwister an die Worte des Vaters zu fesseln; die schöne Beredsamkeit ging verloren, Jeder kehrte in sich selbst zurück, Jeder überlegte, was er zu thun, was er zu erwarten habe.

Die Vorlesung war noch nicht geendigt, als schon die Absicht des Vaters erfüllt war; Jeder hatte schon bei sich die Schätze gemustert, womit ihn die Natur ausgerüstet, Jeder fand sich reich genug; Einige glaubten sich mit Waaren und anderen Hilfsmitteln wohl versehen; man bestimmte schon den Gebrauch voraus, und als nun Epistemon den Brief zusammenfaltete, ward das Gespräch laut und allgemein; man theilte einander Plane, Projekte mit, man widersprach, man fand Beifall, man erdichtete Märchen, man ersann Gefahren und Verlegenheiten, man schwätzte bis tief in die Nacht, und eh man sich niederlegte, mußte man gestehen, daß man sich auf der ganzen Reise noch nicht so gut unterhalten hatte.

Zweites Kapitel.

Man entdeckt zwei Inseln; es entsteht ein Streit, der durch Mehrheit der Stimmen beigelegt wird.

Des andern Tages war Eutyches kaum erwacht und hatte seinen Brüdern einen guten Morgen geboten, als er ausrief: „Ich sehe Land."

„Wo?" riefen die Geschwister.

„Dort," sagte er, „dort!" und deutete mit dem Finger nach Nordosten. Der schöne Knabe war vor seinen Geschwistern, ja vor allen Menschen, mit scharfen Sinnen begabt; und so machte er überall, wo er war, ein Fernrohr entbehrlich.

„Bruder," versetzte Epistemon, „Du siehst recht; erzähle uns weiter, was Du gewahr wirst!"

„Ich sehe zwei Inseln," fuhr Eutyches fort, „eine rechts, lang, flach, in der Mitte scheint sie gebirgig zu sein; die andre links zeigt sich schmäler und hat höhere Berge."

„Richtig!" sagte Epistemon und rief die übrigen Brüder an die Karte. „Sehet, diese Insel rechter Hand ist die Insel der Papimanen, eines frommen, wohlthätigen Volkes. Möchten wir

bei ihnen eine so gute Aufnahme als unser Aeltervater Pantagruel erleben! Nach unseres Vaters Befehl landen wir zuerst daselbst, erquicken uns mit frischem Obste, Feigen, Pfirschen, Trauben, Pomeranzen, die zu jeder Jahrszeit daselbst wachsen; wir genießen des guten frischen Wassers, des köstlichen Weines; wir verbessern unsre Säfte durch schmackhafte Gemüse, Blumenkohl, Broccoli, Artischocken und Karden; denn Ihr müßt wissen, daß durch die Gnade des göttlichen Statthalters auf Erden nicht allein alle gute Frucht von Stunde zu Stunde reift, sondern daß auch Unkraut und Disteln eine zarte und saftige Speise werden."

„Glückliches Land!" riefen sie aus, „wohlversorgtes, wohlbelohntes Volk! Glückliche Reisende, die in diesem irdischen Paradiese eine gute Aufnahme finden!"

„Haben wir uns nun völlig erholt und wiederhergestellt, alsdann besuchen wir im Vorbeigehen die andere, leider auf ewig verwünschte und unglückliche Insel der Papefiguen, wo wenig wächst und das Wenige noch von bösen Geistern zerstört oder verzehrt wird."

„Sagt uns nichts von dieser Insel," rief Panurg, „nichts von ihren Kohlrüben und Kohlrabis, nichts von ihren Weibern! Ihr verderbt uns den Appetit, den Ihr uns soeben erregt habt."

Und so lenkte sich das Gespräch wieder auf das selige Wohlleben, das sie auf der Insel der Papimanen zu finden hofften; sie lasen in den Tagebüchern ihres Aeltervaters, was ihm dort begegnet, wie er fast göttlich verehrt worden war, und schmeichelten sich ähnlicher glücklicher Begebenheiten.

Indessen hatte Eutyches von Zeit zu Zeit nach den Inseln hingeblickt, und als sie nun auch den andern Brüdern sichtbar waren, konnte er schon die Gegenstände genau und immer genauer darauf unterscheiden, je näher man ihnen kam. Nachdem er beide Inseln lange genau betrachtet und mit einander verglichen, rief er aus: „Es muß ein Irrthum obwalten, meine Brüder. Die beiden Landstrecken, die ich vor mir sehe, kommen keineswegs mit der Beschreibung überein, die Bruder Epistemon davon gemacht hat; vielmehr finde ich gerade das Umgekehrte, und mich dünkt, ich sehe gut."

„Wie meinst Du das, Bruder?" sagte Einer und der Andere.

„Die Insel zur rechten Seite, auf die wir zuschiffen," fuhr Eutyches fort, „ist ein langes, flaches Land mit wenigen Hügeln

und scheint mir gar nicht bewohnt; ich sehe weder Wälder auf den Höhen noch Bäume in den Gründen, keine Dörfer, keine Gärten, keine Saaten, keine Heerden an den Hügeln, die doch der Sonne so schön entgegen liegen."

„Ich begreife das nicht," sagte Epistemon.

Eutyches fuhr fort: „Hie und da seh' ich ungeheure Steinmassen, von denen ich mich nicht zu sagen unterfange, ob es Städte oder Felsenwände sind. Es thut mir herzlich leid, daß wir nach einer Küste fahren, die so wenig verspricht."

„Und jene Insel zur Linken?" rief Alkides. — „Sie scheint ein kleiner Himmel, ein Elysium, ein Wohnsitz der zierlichsten, häuslichsten Götter. Alles ist grün, Alles gebaut, jedes Eckchen und Winkelchen genutzt. Ihr solltet die Quellen sehen, die aus den Felsen sprudeln, Mühlen treiben, Wiesen wässern, Teiche bilden. Büsche auf den Felsen, Wälder auf den Bergrücken, Häuser in den Gründen, Gärten, Weinberge, Aecker und Ländereien in der Breite, wie ich nur sehen und sehen mag."

Man stutzte, man zerbrach sich den Kopf. Endlich rief Panurg: „Wie können sich ein halb Dutzend kluge Leute so lang' bei einem Schreibfehler aufhalten! Weiter ist es nichts. Der Kopist hat die Namen der beiden Inseln auf der Karte verwechselt; jenes ist Papimanie, diese da ist Papefigue, und ohne das gute Gesicht unseres Bruders waren wir im Begriff, einen schnöden Irrthum zu begehen. Wir verlangen nach der gesegneten Insel und nicht nach der verwünschten; laßt uns also den Lauf dahin richten, wo uns Fülle und Fruchtbarkeit zu empfangen verspricht!"

Epistemon wollte nicht sogleich seine Karten eines so groben Fehlers beschuldigen lassen, er brachte viel zum Beweise ihrer Genauigkeit vor; die Sache war aber den Uebrigen zu wichtig; es war die Sache des Gaumens und des Magens, die Jeder vertheidigte. Man bemerkte, daß man mit dem gegenwärtigen Winde noch bequem nach beiden Inseln kommen könne, daß man aber, wenn er anhielte, nur schwer von der ersten zur zweiten segeln würde. Man bestand darauf, daß man das Sichere für das Unsichere nehmen und nach der fruchtbaren Insel fahren müsse.

Epistemon gab der Mehrheit der Stimmen nach, ein Gesetz, das ihnen der Vater vorgeschrieben hatte.

„Ich zweifle gar nicht," sagte Panurg, „daß meine Meinung die richtige ist, und daß man auf der Karte die Namen

verwechselt hat. Laßt uns fröhlich sein! Wir schiffen nach der Insel der Papimanen. Laßt uns vorsichtig sein und die nöthigen Anstalten treffen!"

Er ging nach einem Kasten, den er öffnete und allerlei Kleidungsstücke daraus hervorholte. Die Brüder sahen ihm mit Verwunderung zu und konnten sich des Lachens nicht erwehren, als er sich auskleidete und, wie es schien, Anstalt zu einer Maskerade machte. Er zog ein Paar violetseidne Strümpfe an, und als er die Schuhe mit großen silbernen Schnallen geziert hatte, kleidete er sich übrigens ganz in schwarze Seide. Ein kleiner Mantel flog um seine Schultern, einen zusammengedrückten Hut mit einem violet- und goldnen Bande nahm er in die Hände, nachdem er seine Haare in runde Locken gekräuselt hatte. Er begrüßte die Gesellschaft ehrerbietig, die in ein lautes Gelächter ausbrach.

Ohne sich aus der Fassung zu geben, besuchte er den Kasten zum zweiten Male. Er brachte eine rothe Uniform hervor mit weißem Kragen, Aufschlägen und Klappen; ein großes weißes Kreuz sah man auf der linken Brust. Er verlangte, Bruder Alkides solle diese Uniform anziehen, und da sich Dieser weigerte, fing er folgendergestalt zu reden an: „Ich weiß nicht, was Ihr Uebrigen in den Kasten gepackt und verwahrt haltet, die Ihr von Hause mitnahmt, als der Vater unserer Klugheit überließ, womit wir uns den Völkern angenehm machen wollten; so viel kann ich Euch gegenwärtig sagen, daß meine Ladung vorzüglich in alten Kleidern besteht, die, hoffe ich, uns nicht geringe Dienste leisten sollen. Ich habe drei bankerutte Schauspielunternehmer, zwei aufgehobne Klöster, sechs Kammerdiener und sieben Trödler ausgekauft, und zwar habe ich mit den letzten nur getauscht und meine Doubletten weggegeben. Ich habe mit der größten Sorgfalt meine Garderobe kompletirt, ausgebessert, gereinigt und geräuchert" — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — - - —

Der Papimane erzählt, was in ihrer Nachbarschaft vorgegangen.

„So sehr uns diese Uebel quälten, schienen wir sie doch eine Zeit lang über die wunderbaren und schrecklichen Naturbegebenheiten zu vergessen, die sich in unserer Nachbarschaft zutrugen

Ihr habt von der großen und merkwürdigen Insel der Monarchomanen gehört, die eine Tagreise von uns nordwärts gelegen war."

„Wir haben nichts davon gehört," sagte Epistemon, „und es wundert mich um so mehr, als einer unserer Ahnherren in diesen Meeren auf Entdeckungen ausging. Erzählt uns von dieser Insel, was Ihr wißt, damit wir beurtheilen, ob es der Mühe werth ist, selbst hinzusegeln und uns nach ihr und ihrer Verfassung zu erkundigen."

„Es wird schwer sein, sie zu finden," versetzte der Papimane.

„Ist sie versunken?" fragte Alkiphron.

„Sie hat sich auf und davon gemacht," versetzte Jener.

„Wie ist das zugegangen?" fragten die Brüder fast mit einer Stimme.

„Die Insel der Monarchomanen," fuhr der Erzähler fort, „war eine der schönsten, merkwürdigsten und berühmtesten Inseln unseres Archipelagus; man konnte sie füglich in drei Theile theilen, auch sprach man gewöhnlich nur von der Residenz, der steilen Küste und dem Lande. Die Residenz, ein Wunder der Welt, war auf dem Vorgebirge angelegt, und alle Künste hatten sich vereinigt, dieses Gebäude zu verherrlichen. Sahet Ihr seine Fundamente, so waret Ihr zweifelhaft, ob es auf Mauern oder auf Felsen stand; so oft und viel hatten Menschenhände der Natur nachgeholfen. Sahet Ihr seine Säulen, so glaubtet Ihr, alle Tempel der Götter wären hier symmetrisch zusammengestellt, um alle Völker zu einer Wallfahrt hierher einzuladen. Betrachtetet Ihr seine Gipfel und Zinnen, so mußtet Ihr denken, die Riesen hätten hier zum zweiten Mal Anstalt gemacht, den Himmel zu ersteigen; man konnte es eine Stadt, ja man konnte es ein Reich nennen. Hier thronte der König in seiner Herrlichkeit, und Niemand schien ihm auf der ganzen Erde gleich zu sein.

„Nicht weit von da fing die steile Küste an sich zu erstrecken; auch hier war die Kunst der Natur mit unendlichen Bemühungen zu Hilfe gekommen, auch hier hatte man Felsen gebauet, um Felsen zu verbinden, die ganze Höhe war terrassenweise eingeschnitten, man hatte fruchtbar Erdreich auf Maulthieren hingeschafft. Alle Pflanzen, besonders der Wein, Citronen und Pomeranzen, fanden ein glückliches Gedeihen; denn die Küste lag der Sonne wohl ausgesetzt. Hier wohnten die Vornehmen des Reichs und bauten Paläste; der Schiffer verstummte, der sich der Küste näherte.

„Der dritte Theil und der größte war meistentheils Ebene und fruchtbarer Boden; diesen bearbeitete das Landvolk mit vieler Sorgfalt.

„Es war ein altes Reichsgesetz, daß der Landmann für seine Mühe einen Theil der erzeugten Früchte, wie billig, genießen sollte; es war ihm aber bei schwerer Strafe untersagt, sich satt zu essen, und so war diese Insel die glücklichste von der Welt. Der Landmann hatte immer Appetit und Lust zur Arbeit. Die Vornehmen, deren Magen sich meist in schlechten Umständen befanden, hatten Mittel genug, ihren Gaumen zu reizen, und der König that oder glaubte wenigstens immer zu thun, was er wollte.

„Diese paradiesische Glückseligkeit ward auf eine Weise gestört, die höchst unerwartet war, ob man sie gleich längst hätte vermuthen sollen. Es war den Naturforschern bekannt, daß die Insel vor alten Zeiten durch die Gewalt des unterirdischen Feuers sich aus dem Meer emporgehoben hatte. So viel Jahre auch vorüber sein mochten, fanden sich doch noch häufige Spuren ihres alten Zustandes, Schlacken, Bimsstein, warme Quellen und dergleichen Kennzeichen mehr; auch mußte die Insel von innerlichen Erschütterungen oft Vieles leiden. Man sah hier und dort an der Erde bei Tage Dünste schweben, bei Nacht Feuer hüpfen, und der lebhafte Charakter der Einwohner ließ auf die feurigen Eigenschaften des Bodens ganz natürlich schließen.

„Es sind nun einige Jahre, daß nach wiederholten Erdbeben an der Mittagsseite des Landes zwischen der Ebene und der steilen Küste ein gewaltsamer Vulkan ausbrach, der viele Monate die Nachbarschaft verwüstete, die Insel im Innersten erschütterte und sie ganz mit Asche bedeckte.

„Wir konnten von unserm Ufer bei Tag den Rauch, bei Nacht die Flamme gewahr werden. Es war entsetzlich anzusehen, wenn in der Finsterniß ein brennender Himmel über ihrem Horizont schwebte; das Meer war in ungewöhnlicher Bewegung, und die Stürme sausten mit fürchterlicher Wuth.

„Ihr könnt Euch die Größe unseres Erstaunens denken, als wir eines Morgens, nachdem wir in der Nacht ein entsetzlich Gepraſſel gehört und Himmel und Meer gleichsam in Feuer gesehn, ein großes Stück Land auf unsere Insel zuschwimmend erblickten. Es war, wie wir uns bald überzeugen konnten, die steile Küste selbst, die auf uns zukam. Wir konnten bald ihre

Paläste, Mauern und Gärten erkennen, und wir fürchteten, daß sie an unsere Küste, die an jener Seite sehr sandig und untief ist, stranden und zu Grunde gehen möchte. Glücklicherweise erhob sich ein Wind und trieb sie etwas mehr nordwärts. Dort läßt sie sich, wie ein Schiffer erzählt, bald da, bald dorten sehen, hat aber noch keinen festen Stand gewinnen können.

„Wir erfuhren bald, daß in jener schrecklichen Nacht die Insel der Monarchomanen sich in drei Theile gespalten, daß sich diese Theile gewaltsam einander abstoßen, und daß die beiden andern Theile, die Residenz und das Land, nun gleichfalls auf dem offenen Meere herumschwämmen und von allen Stürmen wie ein Schiff ohne Steuer hin und wieder getrieben würden. Von dem Lande, wie man es nennt, haben wir nie etwas wieder gesehen; die Residenz aber konnten wir noch vor einigen Tagen in Nordosten sehr deutlich am Horizont erkennen."

Es läßt sich denken, daß unsere Reisenden durch diese Erzählung sehr in Feuer gesetzt wurden. Ein wichtiges Land, das ihr Ahnherr unentdeckt gelassen, ob er gleich so nahe vorbei gekommen, in dem sonderbarsten Zustande von der Welt stückweise aufzusuchen, war ein Unternehmen, das ihnen von mehr als einer Seite Nutzen und Ehre versprach. Man zeigte ihnen von Weitem die Residenz am Horizont als eine große blaue Masse, und zu ihrer größten Freude ließ sich westwärts in der Entfernung ein hohes Ufer sehen, welches die Papimanen sogleich für die steile Küste erkannten, die mit günstigem Wind, obgleich langsam, gegen die Residenz zu ihre Richtung zu nehmen schien. Man faßte daher den Entschluß, gleichfalls dahin zu steuern, zu sehen, ob man nicht die schöne Küste unterweges abschneiden und in ihrer Gesellschaft oder wol gar in einem der schönen Paläste den Weg nach der Residenz vollenden könne. Man nahm von den Papimanen Abschied, hinterließ ihnen einige Rosenkränze, Skapuliere und Agnus Dei, die von ihnen, ob sie gleich deren genug hatten, mit großer Ehrfurcht und Dankbarkeit angenommen wurden.

Die Brüder saßen friedlich bei einander; sie unterhielten sich von den neuesten Begebenheiten, die sie erlebt, von den neuesten Geschichten, die sie erfahren hatten. Das Gespräch wandte sich auf einen seltsamen Krieg der Kraniche mit den Pygmäen; Jeder machte eine Anmerkung über die Ursachen dieser Händel

und über die Folgen, welche aus der Hartnäckigkeit der Pygmäen entstehen könnten. Jeder ließ sich von seinem Eifer hinreißen, so daß in kurzer Zeit die Menschen, die wir bisher so einträchtig kannten, sich in zwei Parteien spalteten, die aufs Heftigste gegen einander zu Felde zogen. Altides, Alkiphron, Eutyches behaupteten, die Zwerge seien eben ein so häßliches als unverschämtes Geschöpf; es sei in der Natur doch einmal Eins für das Andre geschaffen; die Wiese bringe Gras und Kräuter hervor, damit sie der Stier genieße, und der Stier werde, wie billig, wieder vom edlern Menschen verzehrt. So sei es denn auch ganz wahrscheinlich, daß die Natur den Zwerg zum Heil des Kranichs hervorgebracht habe, welches sich um so weniger leugnen lasse, als der Kranich durch den Genuß des sogenannten eßbaren Goldes um so viel vollkommener werde.

Die andern Brüder dagegen behaupteten, daß solche Beweise, aus der Natur und von ihren Absichten hergenommen, sehr ein geringes Gewicht hätten, und daß deswegen ein Geschöpf nicht geradezu für das andere gemacht sei, weil eines bequem fände, sich des anderen zu bedienen.

Diese mäßigen Argumente wurden nicht lange gewechselt, als das Gespräch heftig zu werden anfing, und man von beiden Seiten mit Scheingründen erst, dann mit anzüglichem bitterm Spott die Meinung zu vertheidigen suchte, welcher man zugethan war. Ein wilder Schwindel ergriff die Brüder, von ihrer Sanftmuth und Verträglichkeit erschien keine Spur mehr in ihrem Betragen; sie unterbrachen sich, erhoben die Stimmen, schlugen auf den Tisch, die Bitterkeit wuchs, man enthielt sich kaum jählicher Schimpfreden, und in wenigen Augenblicken mußte man fürchten das kleine Schiff als einen Schauplatz trauriger Feindseligkeiten zu erblicken.

Sie hatten in der Lebhaftigkeit ihres Wortwechsels nicht bemerkt, daß ein anderes Schiff von der Größe des ihrigen, aber von ganz verschiedener Form, sich nahe an sie gelegt hatte; sie erschraken daher nicht wenig, als ihnen wie mitten aus dem Meere eine ernsthafte Stimme zurief: „Was giebt's, meine Herren? — Wie können Männer, die in einem Schiffe wohnen, sich bis auf diesen Grad entzweien?"

Ihre Streitsucht machte einen Augenblick Pause. Allein welche seltsame Erscheinung! Weder der überraschende Anblick des fremdartigen Schiffes noch die ehrwürdige Gestalt dieses Mannes konnte einen neuen Ausbruch verhindern. Man

ernannte ihn zum Schiedsrichter, und jede Partei suchte schon eifrig, ihn auf ihre Seite zu ziehen, noch ehe sie ihm die Streitsache selbst deutlich gemacht hatten. Er bat sie alsdann lächelnd um einen Augenblick Gehör, und sobald er es erlangt hatte, sagte er zu ihnen: „Die Sache ist von der größten Wichtigkeit, und Sie werden mir erlauben, daß ich erst morgen früh meine Meinung darüber eröffne. Trinken Sie mit mir vor Schlafengehen noch eine Flasche Madera, den ich sehr ächt mit mir führe, und der Ihnen gewiß wohl bekommen wird."

Die Brüder, ob sie gleich aus einer der Familien waren, die den Wein nicht verschmähen, hätten dennoch lieber Wein und Schlaf und Alles entbehrt, um die Materie nochmals von vorn durchzusprechen; allein der Fremde wußte ihnen seinen Wein so artig aufzudringen, daß sie sich unmöglich erwehren konnten, ihm Bescheid zu thun. Kaum hatten sie die letzten Gläser von den Lippen gesetzt, als sie schon Alle ein stilles Vergessen ihrer selbst ergriff, und eine angenehme Hinfälligkeit sie auf die unbereiteten Lager ausstreckte. Sie verschliefen das herrliche Schauspiel der aufgehenden Sonne und wurden endlich durch den Glanz und die Wärme ihrer Strahlen aus dem Schlaf geweckt. Sie sahen ihren Nachbar beschäftigt, an seinem Schiffe etwas auszubessern; sie grüßten einander, und er erinnerte sie lächelnd an den Streit des vorigen Abends. Sie wußten sich kaum noch darauf zu besinnen und schämten sich, als er in ihrem Gedächtniß die Umstände, wie er sie gefunden, nach und nach hervorrief.

„Ich will meiner Arzenei," fuhr er fort, „nicht mehr Werth geben, als sie hat, die ich Ihnen gestern in der Gestalt einiger Gläser Madera beibrachte; aber Sie können von Glück sagen, daß Sie so schnell einer Sorge losgeworden, von der so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind."

„Sind wir krank gewesen?" fragte Einer; „das ist doch sonderbar."

„Ich kann Sie versichern," versetzte der fremde Schiffer, „Sie waren vollkommen angesteckt; ich traf Sie in einer heftigen Krisis."

„Und was für eine Krankheit wäre es denn gewesen?" fragte Alkiphron; „ich verstehe mich doch auch ein Wenig auf die Medizin."

„Es ist das Zeitfieber," sagte der Fremde, „das Einige auch das Fieber der Zeit nennen, indem sie glauben, sich noch

bestimmter auszudrücken; Andere nennen es das Zeitungsfieber, denen ich auch nicht entgegen sein will. Es ist eine böse ansteckende Krankheit, die sich sogar durch die Luft mittheilt; ich wollte wetten, Sie haben sie gestern Abend in der Atmosphäre der schwimmenden Inseln gefangen."

„Was sind denn die Symptome dieses Uebels?" fragte Alkiphron.

„Sie sind sonderbar und traurig genug," versetzte der Fremde. „Der Mensch vergißt sogleich seine nächsten Verhältnisse, er mißkennt seine wahrsten, seine klarsten Vortheile, er opfert Alles, ja seine Neigungen und Leidenschaften einer Meinung auf, die nun zur größten Leidenschaft wird. Kommt man nicht bald zu Hilfe, so hält es gewöhnlich sehr schwer; es setzt sich die Meinung im Kopfe fest und wird gleichsam die Achse, um die sich der blinde Wahnsinn herumdreht. Nun vergißt der Mensch die Geschäfte, die sonst den Seinigen und dem Staate nutzen; er sieht Vater und Mutter, Brüder und Schwestern nicht mehr. Ihr, die Ihr so friedfertige, vernünftige Menschen schienet, ehe Ihr in dem Falle waret" —

Kaum befanden sich unsere Brüder in dem leidlichen Zustande, in welchem wir sie gesehen haben, als sie bald empfanden, daß ihnen gerade noch das Beste fehlte, um ihren Tag fröhlich hinzubringen und zu enden. Alkides errieth ihre Gesinnungen aus den seinigen und sagte: „So wohl es uns auch geht, meine Brüder, besser, als Reisende sich nur wünschen dürfen, so können wir doch nicht undankbar gegen das Schicksal und unsern Wirth genannt werden, wenn wir frei gestehen, daß wir in diesem königlichen Schlosse, an dieser üppigen Tafel einen Mangel fühlen, der desto unleidlicher ist, je mehr uns die übrigen Umstände begünstigt haben. Auf Reisen, im Lager, bei Geschäften und Handelschaften und was sonst den unternehmenden Geist der Männer zu beschäftigen pflegt, vergessen wir eine Zeit lang der liebenswürdigen Gespielinnen unseres Lebens, und wir scheinen die unentbehrliche Gegenwart der Schönen einen Augenblick nicht zu vermissen. Haben wir aber nur wieder Grund und Boden erreicht, bedeckt uns ein Dach, schließt uns ein Saal in seine vier Wände, gleich entdecken wir, was uns fehlt, — ein freundliches Auge der Gebie-

terin, eine Hand, die sich traulich mit der unsern zusammenschließt."

„Ich habe," sagte Panurg, „den alten Wirth über diesen Punkt erst auf die feinste Weise sondirt und, da er nicht hören wollte, auf die gradeste Weise befragt, und ich habe nichts von ihm erfahren können. Er leugnet, daß ein weibliches Geschöpf in dem Palaste sei. Die Geliebte des Königs sei mit ihm; ihre Frauen seien ihr gefolgt, und die übrigen ermordet oder entflohen."

„Er redet nicht wahr," versetzte Epistemon; „die traurigen Reste, die uns den Eingang der Burg verwehrten, waren die Leichname tapferer Männer, und er sagte ja selbst, daß noch Niemand weggeschafft oder begraben sei."

„Weit entfernt," sagte Panurg, „seinen Worten zu trauen, habe ich das Schloß und seine vielen Flügel betrachtet und im Zusammenhange überlegt. Gegen die rechte Seite, wo die hohen Felsen senkrecht aus dem Meere hervorstehen, liegt ein Gebäude, das mir so prächtig als fest zu sein scheint; es hängt mit der Residenz durch einen Gang zusammen, der auf ungeheuern Bogen steht. Der Alte, da er uns Alles zu zeigen schien, hat uns immer von dieser Seite weggehalten, und ich wette, dort findet sich die Schatzkammer, an deren Eröffnung uns viel gelegen wäre."

Die Brüder wurden einig, daß man den Weg dahin suchen solle. Um kein Aufsehen zu erregen, ward Panurg und Alkiphron abgesandt, die in weniger als einer Stunde mit glücklichen Nachrichten zurückkamen. Sie hatten nach jener Seite zu geheime Tapetenthüren entdeckt, die ohne Schlüssel durch künstlich angewandten Druck sich eröffneten. Sie waren in einige große Vorzimmer gekommen, hatten aber Bedenken getragen, weiter zu gehen, und kamen, um den Brüdern, was sie ausgerichtet, anzuzeigen.

Ein vorgefundenes Stück des Planes.

Megaprazon erwacht und ruft Epistemon. Nachricht von den Söhnen. Sie kommen an. Anrede. Sie haben sich proviantirt. Lobrede auf die Häuslichen. Es wird Alles eingeschifft. Man geht zu Schiffe.

Golfo von Neapel. Weitere Reise. Fäßchen und Rede des Megaprazon. Gedanken der sechs Brüder. Megaprazon wirft das Fäßchen ins Meer. Entsetzen. Weitere Reise. Der Steuermann behauptet, sie seien bei der Insel Papimanie. Streit darüber. Entscheidung.

Sie fahren nach der anderen Insel. Panurg's Vorschlag. Wird bewundert. Er steigt aus, mit ihm X und Y. Er kriegt Schläge. X rettet ihn; entschuldigt ihn. Man entdeckt den Irrthum. Sie werden gut aufgenommen. Die Papefiguen erzählen den Zustand ihrer Insel. Offerte, ob sie bleiben wollen. Bedingungen; gefallen nicht. Gehen ab.

Fahrt nach Papimanie. Kommen Nachts an. Steigen aus. Maskerade. Machen sich auf den Weg. Nacht. Fangen den Pygmäen. Bringen ihn ans Feuer. Erzählung des Pygmäen. Morgens nach Papimanie. Werden feindselig empfangen. Die Maskerade trägt nichts ein. Erkundigen sich nach der nähern Insel. Erzählung von der Insel der Monarchomanen. Vulkan. Zerspalten der Insel in drei schwimmende Theile. Residenz. Man zeigt sie von fern. Abschied.

Sie fahren fort, legen sich bei Windstille vor Anker. Politisiren des Nachts. Schlafen ein. Erwachen, sehen die Insel nicht mehr. Schwimmende Einsiedler. Erzählung. Versuche. Anzeige der Residenz. Abschied.

Finden die Residenz. Beschrieben. Tafel des Lebens ꝛc. Absteigen. Kadavers. Kastellan. Besehen sich. Unleidlicher Gestank. Einfall Panurg's. Werden in die See geworfen. Die Residenz gereinigt. Man genießt.

Entdeckung Panurg's. Charis. Eifersucht der Brüder. Prätension. Bedingung des Vaters. Sechse bereiten sich. Morgen. Entdeckung. Beschreibung. Venus und Mars. Trost der Andern.

Briefe aus der Schweiz.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Die erste Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" stammt nach der Angabe in der Quart-Ausgabe von 1837 aus dem Jahre 1775; indessen ist etwas Genaueres über die Veranlassung zu denselben und die besondere Stimmung, aus der sie hervorgegangen sind, nicht bekannt. Eine Aeußerung Lessing's in einem Briefe an J. J. Eschenburg, mit dem Goethe allerdings schon während seiner Universitätszeit in Leipzig Umgang hatte, kann füglich kaum zu seinen Ohren gekommen sein und stimmt eigentlich auch nicht im Mindesten zu dem Inhalte dieser Briefe. Lessing schreibt nämlich bei Gelegenheit einiger Bemerkungen, die er über den ihm von Eschenburg zugesandten „Werther" macht, am 26. Oktober 1774: „Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede (nach dem Original des Briefes „noch eine andre Art Schlußrede") haben müßte?" Und an einer späteren Stelle: „Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je cynischer,

je besser!" (Vgl. Lessing's Briefe im 12. Theile der Lachmann'schen Ausgabe. S. 420.)

Ebenso wenig läßt sich aus demjenigen entnehmen, was Riemer in seinen „Mittheilungen" (II. 536 und 537) berichtet. „Goethe wollte im Werther'schen Geschmack eine Reisebeschreibung durch die Schweiz liefern und die Briefe unter Mehrere vertheilen, um objektiv zu werden, wie er mir sagte, als wir zusammen diese Briefe durchgingen, um sie in die Ausgabe von 1806 zum ersten Mal aufzunehmen." Wenn wir dadurch auch wieder an die bei Goethe beliebte Form der Einkleidung erinnert werden, wie er sie ja auch für die „Reise der Söhne Megaprazon's" beabsichtigt hatte, so erfahren wir daraus doch nichts Anderes, als was wir ohnehin wissen, nämlich daß er jenen Plan nicht ausgeführt hat, und können höchstens soviel schließen, daß, wenn er ausgeführt worden wäre, etwas der subjektiven Haltung dieser Briefe vollständig Entgegengesetztes hätte entstehen müssen.

Auch an der einen Stelle, an der Goethe selbst über die erste Abtheilung dieser Briefe spricht — in dem erst 1831 ausgearbeiteten 19. Buche von „Dichtung und Wahrheit" — bleibt Einiges dunkel. Allerdings wird daselbst ausdrücklich gesagt, daß einzelne Schilderungen in den Briefen mit jenen Extravaganzen zusammenhängen, denen sich auf seiner ersten Schweizerreise im Juni und Juli 1775 (vgl. unsre Biographie S. XCVI) namentlich seine Gefährten hinzugeben pflegten. „In dem Fragment von Werther's Reisen," sagt er, „habe ich diesen Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem solchen im jugendlichen Wahn geforderten Naturleben zu schildern gesucht." Er fügt aber noch hinzu, weil man Alles,

was der Dichter unbewunden darstelle, sogleich als entschiedene Meinung, als didaktischen Tadel aufzunehmen pflege, so wären die Schweizer deshalb sehr unwillig gewesen, und er hätte die intentionirte Fortsetzung unterlassen. Zu welcher Zeit wurde dieser Unwille ausgesprochen? Veröffentlicht wurden diese Briefe zuerst 1808 (im 11. Bande der 1806 begonnenen Ausgabe). Wenn wir also nicht annehmen wollen, daß diese Briefe in der Schweiz bereits zur Zeit ihres Entstehens oder wenig später handschriftlich bekannt geworden sind, so kommen wir zu dem Schlusse, daß Goethe noch in späten Jahren „Werther" so zu sagen motiviren oder, nach seinen eigenen Worten, sein Herankommen bis zu der Epoche wo seine Leiden geschildert sind, darstellen wollte.

Nimmt man hiezu noch die einleitenden Worte, welche vor dem Texte der Briefe stehen, ferner die Erwähnung der verlassenen Eleonore am Anfange von „Werther's Leiden", so kann kein Zweifel darüber sein, in welchem Sinne wenigstens Goethe selbst diese Briefe aufgefaßt wissen will, und ebenso ist ersichtlich, daß in ihnen nur die Anfänge eines nicht weiter ausgeführten Unternehmens vorliegen.

Während die eben besprochenen Briefe in direkter Verbindung mit „Werther" stehen und deshalb auch in den meisten Ausgaben unmittelbar auf denselben folgen, gehört die zweite Abtheilung der „Briefe aus der Schweiz" streng genommen unter die biographischen Schriften, und ihr Platz hinter jenen ersteren hat eigentlich nur eine traditionelle Berechtigung durch das von Goethe selbst beobachtete Verfahren und durch den äußeren Umstand, daß beide die gleiche Bezeichnung führen.

Unter den zahlreichen Briefen nämlich, die Goethe wäh-

rend seiner zweiten Schweizerreise im Spätherbste des Jahres 1779 (vgl. unsre Biographie S. CXII u. ff.) an Knebel, Lavater, Merck, Frau von Stein u. A. schrieb, enthielten die an die Letztere gerichteten eine vollständige Beschreibung der ganzen Reise und erregten in Weimar auch in weiteren Kreisen ein besonderes Interesse. Namentlich war dies mit der Beschreibung des Zuges durch Wallis über die Furka und den St. Gotthard der Fall, über die Wieland am 16. April 1780 an Merck, (Briefe an J. H. Merck, Bd. 1, S. 235 u. ff.), nachdem er am 7. einer Vorlesung derselben bei der Herzogin Amalie beigewohnt hatte, schreibt, „sie sei ihm in ihrer Art ebenso lieb als Xenophon's Anabasis." Allerdings folgt auf diese Anerkennung ein Lob, das ebenso zweideutig ist, als es von unrichtiger Auffassung zeugt. „Die Zuhörerinnen," fährt Wieland fort, „enthusiasmirten sich über die Natur in diesem Stücke; mir war die schlaue Kunst in der Komposition noch lieber, wovon Jene nichts sahen. Es ist ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist. Das Besondere aber, was Goethe auch hier, wie fast in allen seinen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß der Ich, der Ille ego, überall durchschimmert, wiewol ohne alle Faktanz und mit unendlicher Feinheit." Wir möchten im Gegentheil sagen, daß diese Briefe verhältnißmäßig recht objektiv gehalten sind und gerade in dieser Beziehung gegen die Briefe der ersten Abtheilung einen deutlichen Kontrast bilden.

Da eine Redaktion der Schweizerbriefe schon zum Zwecke jener Vorlesung stattgefunden hatte, so glaubte Goethe dieselbe, die er als ein Ganzes und jedenfalls in ganz anderm Sinne als Wieland allerdings auch selbst „sehr subjektiv"

nennt, nicht weiter durchsehen zu dürfen, als er sie sechzehn Jahre später, am 12. Februar 1796, an Schiller zur Benutzung für die Horen schickte. Er schlug ihm nur vor, die einzelnen ausführlichen Tableaus, z. B. das Münsterthal, die Aussicht vom Jura u. a., herauszuziehen und stellte als selbstverständliche Bedingung fest, daß Alles, was die Personen bezeichne, getilgt werden müsse. So mußte denn der Herzog in einen „Grafen" verwandelt werden; der Oberforstmeister von Wedell wird meistens nur als „der Freund" bezeichnet, und manche andre Bemerkungen, aus denen man die Reisenden hätte errathen können, wie der Erwähnung der Abstammung Karl August's von Friedrich dem Weisen, fielen weg. Schiller, der sich auch noch später (vgl. den Brief vom 23. Oktober 1796) freute, daß er Goethe die Schweizerbriefe habe „abjagen" können, traf die Auswahl und machte jene Veränderungen, so daß der erste Abdruck dieser Briefe, wie er in dem 7. Bande der Horen (VIII. Stück, S. 29—94) unter der Ueberschrift „Briefe auf einer Reise nach dem Gotthardt," gegeben wird, nicht unbedeutende Abweichungen von dem späteren Texte enthält.

Als Goethe 1806 die Schweizerreise zum Zweck der Aufnahme in seine Werke durchsah, ging er auf sein Manuskript zurück, und obgleich er vorzugsweise das in den Horen bereits Gedruckte zur Aufnahme bestimmte, so fügte er doch noch Einzelnes aus jenem und wol auch einiges Neue hinzu und war auch nicht mehr so ängstlich besorgt, alles Persönliche auszuscheiden. — Eine Umarbeitung dieses zweiten Textes, der 1808 gedruckt wurde, hat nicht weiter stattgefunden; indessen ist man in den Ausgaben von 1817 und

1830, ebenso wie in einzelnen späteren, mit einigem Erfolge bemüht gewesen, die ziemlich zahlreichen Fehler desselben zu verbessern. Leider sind in den „Briefen an Frau von Stein", die uns sonst die sicherste Quelle für die Herstellung des Textes gewähren würden, die bereits in den Ausgaben befindlichen Briefe nicht wieder abgedruckt. Was übrigens die mit den Briefen der zweiten Abtheilung gleichzeitig aufgenommenen der ersten anbetrifft, so zeigt der Text derselben nur unbedeutende Varianten und Fehler.

Briefe aus der Schweiz.

Erste Abtheilung.

Als vor mehreren Jahren uns nachstehende Briefe abschriftlich mitgetheilt wurden, behauptete man, sie unter Werther's Papieren gefunden zu haben, und wollte wissen, daß er vor seiner Bekanntschaft mit Lotten in der Schweiz gewesen. Die Originale haben wir niemals gesehen und mögen übrigens dem Gefühl und Urtheil des Lesers auf keine Weise vorgreifen; denn wie dem auch sei, so wird man die wenigen Blätter nicht ohne Theilnahme durchlaufen können.

Wie ekeln mich meine Beschreibungen an, wenn ich sie wieder lese! Nur Dein Rath, Dein Geheiß, Dein Befehl können mich dazu vermögen. Ich las auch so viele Beschreibungen dieser Gegenstände, ehe ich sie sah. Gaben sie mir denn ein Bild oder nur irgend einen Begriff? Vergebens arbeitete meine Einbildungskraft, sie hervorzubringen, vergebens mein Geist, etwas dabei zu denken. Nun steh' ich und schaue diese Wunder, und wie wird mir dabei? Ich denke nichts, ich empfinde nichts und möchte so gern etwas dabei denken und empfinden. Diese herrliche Gegenwart regt mein Innerstes auf, fordert mich zur Thätigkeit auf, und was kann ich thun, was thue ich! Da setz' ich mich hin und schreibe und beschreibe. So geht denn hin, Ihr Beschreibungen! Betriegt meinen Freund, macht ihn glauben, daß ich etwas thue, daß er etwas sieht und liest! —

Frei wären die Schweizer, frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten, frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weis machen kann, besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt! Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immer fort; man hört bis zum Ueberdruß, sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter

ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draußen auf den Felsen ist's auch wol der Mühe werth, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr vom Schnee wie ein Murmelthier gefangen gehalten wird!

Pfui, wie sieht so ein Menschenwerk und so ein schlechtes, nothgedrungenes Menschenwerk, so ein schwarzes Städtchen, so ein Schindel- und Steinhaufen mitten in der großen, herrlichen Natur aus! Große Kiesel- und andere Steine auf den Dächern, daß ja der Sturm ihnen die traurige Decke nicht vom Kopfe wegführe, und den Schmutz, den Mist! und staunende Wahnsinnige! — Wo man den Menschen nur wieder begegnet, möchte man von ihnen und ihren kümmerlichen Werken gleich davon fliehen.

Daß in den Menschen so viele geistige Anlagen sind, die sie im Leben nicht entwickeln können, die auf eine bessere Zukunft, auf ein harmonisches Dasein deuten, darin sind wir einig, mein Freund, und meine andere Grille kann ich auch nicht aufgeben, ob Du mich gleich schon oft für einen Schwärmer erklärt hast. Wir fühlen auch die Ahnung körperlicher Anlagen, auf deren Entwickelung wir in diesem Leben Verzicht thun müssen; so ist es ganz gewiß mit dem Fliegen. So wie mich sonst die Wolken schon reizten, mit ihnen fort in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte wegzogen, so steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsenspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorbeiziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen! Mit welchem Verlangen hol' ich tiefer und tiefer Athem, wenn der Adler in dunkler, blauer Tiefe unter mir über Felsen und Wäldern schwebt und in Gesellschaft eines Weibchens um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertrauet hat, große Kreise in sanfter Eintracht zieht! Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, am höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben und, wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schaudern und vor dem Falle zittern?

Mit welchen sonderbaren Eigenheiten sind wir doch geboren! Welches unbestimmte Streben wirkt in uns! Wie seltsam wirken Einbildungskraft und körperliche Stimmungen gegen einander! Sonderbarkeiten meiner frühen Jugend kommen wieder hervor. Wenn ich einen langen Weg vor mich hingehe, und der Arm an meiner Seite schlenkert, greif' ich manchmal zu, als wenn ich einen Wurfspieß fassen wollte; ich schleudre ihn, ich weiß nicht, auf wen, ich weiß nicht, auf was; dann kommt ein Pfeil gegen mich angeflogen und durchbohrt mir das Herz; ich schlage mit der Hand auf die Brust und fühle eine unaussprechliche Süßigkeit, und kurz darauf bin ich wieder in meinem natürlichen Zustande. Woher kommt mir die Erscheinung? Was soll sie heißen, und warum wiederholt sie sich immer ganz mit denselben Bildern, derselben körperlichen Bewegung, derselben Empfindung?

Man sagt mir wieder, daß die Menschen, die mich unterwegs gesehen haben, sehr wenig mit mir zufrieden sind. Ich will es gern glauben; denn auch Niemand von ihnen hat zu meiner Zufriedenheit beigetragen. Was weiß ich, wie es zugeht, daß die Gesellschaften mich drücken, daß die Höflichkeit mir unbequem ist, daß das, was sie mir sagen, mich nicht interessirt, daß das, was sie mir zeigen, mir entweder gleichgiltig ist oder mich ganz anders aufregt. Seh' ich eine gezeichnete, eine gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten, die Finger der Hände bewegen sich krampfhaft, ich beiße in die Lippen, und es mag schicklich oder unschicklich sein, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich werth bleibt, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen hat. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stätigkeit? Ruft mich's zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen? Man schickte uns neulich einen Korb mit Obst; ich war entzückt wie von

einem himmlischen Anblick; dieser Reichthum, diese Fülle, diese Mannichfaltigkeit und Verwandtschaft! Ich konnte mich nicht überwinden, eine Beere abzupflücken, eine Pfirsche, eine Feige aufzubrechen. Gewiß, dieser Genuß des Auges und des innern Sinnes ist höher, des Menschen würdiger; er ist vielleicht der Zweck der Natur, wenn die hungrigen und durstigen Menschen glauben, für ihren Gaum habe sich die Natur in Wundern erschöpft. Ferdinand kam und fand mich in meinen Betrachtungen; er gab mir Recht und sagte dann lächelnd mit einem tiefen Seufzer: „Ja, wir sind nicht werth, diese herrlichen Naturprodukte zu zerstören; wahrlich, es wäre Schade! Erlaube mir, daß ich sie meiner Geliebten schicke!" Wie gern sah ich den Korb wegtragen! Wie liebte ich Ferdinanden! Wie dankte ich ihm für das Gefühl, das er in mir erregte, über die Aussicht, die er mir gab! Ja, wir sollen das Schöne kennen, wir sollen es mit Entzücken betrachten und uns zu ihm, zu seiner Natur zu erheben suchen; und um das zu vermögen, sollen wir uns uneigennützig erhalten, wir sollen es uns nicht zueignen, wir sollen es lieber mittheilen, es Denen aufopfern, die uns lieb und werth sind.

Was bildet man nicht immer an unserer Jugend! Da sollen wir bald diese, bald jene Unart ablegen, und doch sind die Unarten meist ebenso viel Organe, die dem Menschen durch das Leben helfen. Was ist man nicht hinter dem Knaben her, dem man einen Funken Eitelkeit abmerkt! Was ist der Mensch für eine elende Kreatur, wenn er alle Eitelkeit abgelegt hat! Wie ich zu dieser Reflektion gekommen bin, will ich Dir sagen. Vorgestern gesellte sich ein junger Mensch zu uns, der mir und Ferdinanden äußerst zuwider war. Seine schwachen Seiten waren so herausgekehrt, seine Leerheit so deutlich, seine Sorgfalt fürs Aeußere so auffallend, wir hielten ihn so weit unter uns, und überall war er besser aufgenommen als wir. Unter andern Thorheiten trug er eine Unterweste von rothem Atlas, die am Halse so zugeschnitten war, daß sie wie ein Ordensband aussah. Wir konnten unsern Spott über diese Albernheit nicht verbergen; er ließ Alles über sich ergehen, zog den besten Vortheil hervor und lachte uns wahrscheinlich heimlich aus. Denn Wirth und Wirthin, Kutscher, Knecht und Mägde, sogar einige Passagiere ließen sich durch diese Scheinzierde betriegen, begegneten

ihm höflicher als uns; er ward zuerst bedient, und zu unserer größten Demüthigung sahen wir, daß die hübschen Mädchen im Haus besonders nach ihm schielten. Zuletzt mußten wir die durch sein vornehmes Wesen theurer gewordene Zeche zu gleichen Theilen tragen. Wer war nun der Narr im Spiel? Er wahrhaftig nicht!

Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Oefen antrifft. Hier hast Du die Zeichnung von einem solchen Lehrbild, das mich besonders ansprach. Ein Pferd, mit dem Hinterfuße an einen Pfahl gebunden, graf't umher, so weit es ihm der Strick zuläßt; unten steht geschrieben: „Laß mich mein bescheiden Theil Speise dahinnehmen!" So wird es ja wol auch bald mit mir werden, wenn ich nach Hause komme und nach Euerm Willen wie das Pferd in der Mühle meine Pflicht thue und dafür wie das Pferd hier am Ofen einen wohl abgemessenen Unterhalt empfahe. Ja, ich komme zurück, und was mich erwartet, war wol der Mühe werth, diese Berghöhen zu erklettern, diese Thäler zu durchirren und diesen blauen Himmel zu sehen, zu sehen, daß es eine Natur giebt, die durch eine ewige stumme Nothwendigkeit besteht, die unbedürftig, gefühllos und göttlich ist, indeß wir in Flecken und Städten unser kümmerliches Bedürfniß zu sichern haben und nebenher Alles einer verworrenen Willkür unterwerfen, die wir Freiheit nennen.

Ja, ich habe die Furka, den Gotthard bestiegen! Diese erhabenen, unvergleichlichen Naturscenen werden immer vor meinem Geiste stehen; ja, ich habe die Römische Geschichte gelesen, um bei der Vergleichung recht lebhaft zu fühlen, was für ein armseliger Schlucker ich bin.

Es ist mir nie so deutlich geworden wie die letzten Tage, daß ich in der Beschränkung glücklich sein könnte, so gut glücklich sein könnte wie jeder Andere, wenn ich nur ein Geschäft wüßte, ein rühriges, das aber keine Folge auf den Morgen hätte, das Fleiß und Bestimmtheit im Augenblick erforderte, ohne Vorsicht und Rücksicht zu verlangen. Jeder Handwerker

scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu thun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Thier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischer hinter seiner Hobelbank!

Der Ackerbau gefällt mir nicht; diese erste und nothwendige Beschäftigung der Menschen ist mir zuwider; man äfft die Natur nach, die ihre Samen überall ausstreut, und will nun auf diesem besondern Feld diese besondre Frucht hervorbringen. Das geht nun nicht so; das Unkraut wächst mächtig, Kälte und Nässe schadet der Saat, und Hagelwetter zerstört sie. Der arme Landmann harrt das ganze Jahr, wie etwa die Karten über den Wolken fallen mögen, ob er sein Paroli gewinnt oder verliert. Ein solcher ungewisser, zweideutiger Zustand mag den Menschen wol angemessen sein in unserer Dumpfheit, da wir nicht wissen, woher wir kommen, noch wohin wir gehen. Mag es denn auch erträglich sein, seine Bemühungen dem Zufall zu übergeben; hat doch der Pfarrer Gelegenheit, wenn es recht schlecht aussieht, seiner Götter zu gedenken und die Sünden seiner Gemeine mit Naturbegebenheiten zusammenzuhängen!

So habe ich denn Ferdinanden nichts vorzuwerfen! Auch mich hat ein liebes Abenteuer erwartet. Abenteuer? Warum brauche ich das alberne Wort! Es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer; und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!

Wir waren bei dem Herrn Tüdou eingeführt, und wir fanden uns in der Familie sehr glücklich — reiche, offne, gute, lebhafte Menschen, die das Glück des Tages, ihres Vermögens, der herrlichen Lage mit ihren Kindern sorglos und anständig genießen. Wir jungen Leute waren nicht genöthigt, wie es in so vielen steifen Häusern geschieht, uns um der Alten willen am Spieltisch aufzuopfern. Die Alten gesellten sich vielmehr

zu uns, Vater, Mutter und Tante, wenn wir kleine Spiele aufbrachten, in denen Zufall, Geist und Witz durch einander wirken. Eleonore, denn ich muß sie nun doch einmal nennen, die zweite Tochter, — ewig wird mir ihr Bild gegenwärtig sein, — eine schlanke, zarte Gestalt, eine reine Bildung, ein heiteres Auge, eine blasse Farbe, die bei Mädchen dieses Alters eher reizend als abschreckend ist, weil sie auf eine heilbare Krankheit deutet, im Ganzen eine unglaublich angenehme Gegenwart. Sie schien fröhlich und lebhaft, und man war so gern mit ihr. Bald, ja, ich darf sagen gleich, gleich den ersten Abend gesellte sie sich zu mir, setzte sich neben mich, und wenn uns das Spiel trennte, wußte sie mich doch wiederzufinden. Ich war froh und heiter; die Reise, das schöne Wetter, die Gegend, Alles hatte mich zu einer unbedingten, ja, ich möchte fast sagen, zu einer aufgespannten Fröhlichkeit gestimmt; ich nahm sie von Jedem auf und theilte sie Jedem mit, sogar Ferdinand schien einen Augenblick seiner Schönen zu vergessen. Wir hatten uns in abwechselnden Spielen erschöpft, als wir endlich aufs Heirathen fielen, das als Spiel lustig genug ist. Die Namen von Männern und Frauen werden in zwei Hüte geworfen und so die Ehen gegen einander gezogen. Auf jede, die herauskommt, macht eine Person in der Gesellschaft, an der die Reihe ist, das Gedicht. Alle Personen in der Gesellschaft, Vater, Mutter und Tanten mußten in die Hüte, alle bedeutenden Personen, die wir aus ihrem Kreise kannten; und um die Zahl der Kandidaten zu vermehren, warfen wir noch die bekanntesten Personen der politischen und literarischen Welt mit hinein. Wir fingen an, und es wurden gleich einige bedeutende Paare gezogen. Nicht Jedermann konnte mit den Versen sogleich nach. Sie, Ferdinand und ich und eine von den Tanten, die sehr artige französische Verse macht, wir theilten uns bald in das Sekretariat. Die Einfälle waren meist gut und die Verse leidlich; besonders hatten die ihrigen ein Naturell, das sich vor allen andern auszeichnete, eine glückliche Wendung, ohne eben geistreich zu sein, Scherz ohne Spott, und einen guten Willen gegen Jedermann. Der Vater lachte herzlich und glänzte vor Freuden, als man die Verse seiner Tochter neben den unsern für die besten anerkennen mußte. Unser unmäßiger Beifall freute ihn hoch; wir lobten, wie man das Unerwartete preist, wie man preist, wenn uns der Autor bestochen hat. Endlich kam auch mein Loos, und der Himmel hatte mich

ehrenvoll bedacht; es war Niemand weniger als die russische Kaiserin, die man mir zur Gefährtin meines Lebens herausgezogen hatte. Man lachte herzlich, und Eleonore behauptete, auf ein so hohes Beilager müßte sich die ganze Gesellschaft angreifen. Alle griffen sich an; einige Federn waren zerkaut; sie war zuerst fertig, wollte aber zuletzt lesen, die Mutter und die eine Tante brachten gar nichts zu Stande, und obgleich der Vater ein Wenig geradezu, Ferdinand schalkhaft und die Tante zurückhaltend gewesen war, so konnte man doch durch Alles ihre Freundschaft und gute Meinung sehen. Endlich kam es an sie; sie holte tief Athem, ihre Heiterkeit und Freiheit verließ sie, sie las nicht, sie lispelte es nur und legte es vor mich hin zu den andern. Ich war erstaunt, erschrocken: so bricht die Knospe der Liebe in ihrer größten Schönheit und Bescheidenheit auf! Es war mir, als wenn ein ganzer Frühling auf einmal seine Blüthen auf mich herunter schüttelte. Jedermann schwieg; Ferdinanden verließ seine Gegenwart des Geistes nicht, er rief: „Schön, sehr schön! Er verdient das Gedicht so wenig als ein Kaiserthum.“ „Wenn wir es nur verstanden hätten!“ sagte der Vater. Man verlangte, ich sollte es noch einmal lesen. Meine Augen hatten bisher auf diesen köstlichen Worten geruht, ein Schauder überlief mich vom Kopf bis auf die Füße; Ferdinand merkte meine Verlegenheit, nahm das Blatt weg und las; sie ließ ihn kaum endigen, als sie schon ein anderes Loos zog. Das Spiel dauerte nicht lange mehr, und das Essen ward aufgetragen.

Soll ich oder soll ich nicht? Ist es gut, Dir etwas zu verschweigen, dem ich so viel, dem ich Alles sage? Soll ich Dir etwas Bedeutendes verschweigen, indessen ich Dich mit so vielen Kleinigkeiten unterhalte, die gewiß Niemand lesen möchte als Du, der Du eine so große und wunderbare Vorliebe für mich gefaßt hast; oder soll ich etwas verschweigen, weil es Dir einen falschen, einen üblen Begriff von mir geben könnte? Nein, Du kennst mich besser, als ich mich selbst kenne; Du wirst auch das, was Du mir nicht zutraust, zurecht legen, wenn ich's thun konnte; Du wirst mich, wenn ich tadelnswerth bin, nicht verschonen, mich leiten und führen, wenn meine Sonderbarkeiten mich vom rechten Wege abführen sollten.

Meine Freude, mein Entzücken an Kunstwerken, wenn sie

wahr, wenn sie unmittelbar geistreiche Aussprüche der Natur sind, macht jedem Besitzer, jedem Liebhaber die größte Freude. Diejenigen, die sich Kenner nennen, sind nicht immer meiner Meinung; nun, geht mich doch ihre Kennerschaft nichts an, wenn ich glücklich bin! Drückt sich nicht die lebendige Natur lebhaft dem Sinne des Auges ein, bleiben die Bilder nicht fest vor meiner Stirn, verschönern sie sich nicht und freuen sie sich nicht, den durch Menschengeist verschönerten Bildern der Kunst zu begegnen? Ich gestehe Dir, darauf beruht bisher meine Liebe zur Natur, meine Liebhaberei zur Kunst, daß ich jene so schön, so schön, so glänzend und so entzückend sah, daß mich das Nachstreben des Künstlers, das unvollkommene Nachstreben, fast wie ein vollkommenes Vorbild hinriß. Geistreiche, gefühlte Kunstwerke sind es, die mich entzücken. Das kalte Wesen, das sich in einen beschränkten Zirkel einer gewissen dürftigen Manier, eines kümmerlichen Fleißes einschränkt, ist mir ganz unerträglich. Du siehst daher, daß meine Freude, meine Neigung bis jetzt nur solchen Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände mir bekannt waren, die ich mit meinen Erfahrungen vergleichen konnte. Ländliche Gegenden mit dem, was in ihnen lebt und webt, Blumen- und Fruchtstücke, gothische Kirchen, ein der Natur unmittelbar abgewonnenes Portrait, das konnt' ich erkennen, fühlen und, wenn Du willst, gewissermaßen beurtheilen. Der wackre M*** hatte seine Freude an meinem Wesen und trieb, ohne daß ich es übel nehmen konnte, seinen Scherz mit mir. Er übersieht mich so weit in diesem Fache, und ich mag lieber leiden, daß man lehrreich spottet, als daß man unfruchtbar lobt. Er hatte sich abgemerkt, was mir zunächst auffiel, und verbarg mir nach einiger Bekanntschaft nicht, daß in den Dingen, die mich entzückten, noch manches Schätzenswerthe sein möchte, das mir erst die Zeit entdecken würde. Ich lasse das dahingestellt sein und muß denn doch, meine Feder mag auch noch so viele Umschweife nehmen, zur Sache kommen, die ich Dir, obwol mit einigem Widerwillen, vertraue. Ich sehe Dich in Deiner Stube, in Deinem Hausgärtchen, wo Du bei einer Pfeife Tabak den Brief erbrechen und lesen wirst. Können mir Deine Gedanken in die freie und bunte Welt folgen? Werden Deiner Einbildungskraft die Verhältnisse und die Umstände so deutlich sein? Und wirst Du gegen einen abwesenden Freund so nachsichtig bleiben, als ich Dich in der Gegenwart oft gefunden habe?

Nachdem mein Kunstfreund mich näher kennen gelernt, nachdem er mich werth hielt, stufenweis bessere Stücke zu sehen, brachte er, nicht ohne geheimnißvolle Miene, einen Kasten herbei, der, eröffnet, mir eine Danae in Lebensgröße zeigte, die den goldnen Regen in ihrem Schooße empfängt. Ich erstaunte über die Pracht der Glieder, über die Herrlichkeit der Lage und Stellung, über das Große der Zärtlichkeit und über das Geistreiche des sinnlichsten Gegenstandes; und doch stand ich nur in Betrachtung davor; es erregte nicht jenes Entzücken, jene Freude, jene unaussprechliche Lust in mir. Mein Freund, der mir Vieles von den Verdiensten dieses Bildes vorsagte, bemerkte über sein eignes Entzücken meine Kälte nicht und war erfreut, mir an diesem trefflichen Bilde die Vorzüge der italienischen Schule deutlich zu machen. Der Anblick dieses Bildes hatte mich nicht glücklich, er hatte mich unruhig gemacht. Wie, sagte ich zu mir selbst, in welchem besondern Falle finden wir uns, wir bürgerlich eingeschränkten Menschen! Ein bemooster Fels, ein Wasserfall hält meinen Blick so lange gefesselt, ich kann ihn auswendig; seine Höhen und Tiefen, seine Lichter und Schatten, seine Farben, Halbfarben und Widerscheine, Alles stellt sich mir im Geiste dar, so oft ich nur will; Alles kommt mir aus einer glücklichen Nachbildung ebenso lebhaft wieder entgegen; und vom Meisterstücke der Natur, vom menschlichen Körper, von dem Zusammenhang, der Zusammenstimmung seines Gliederbaues habe ich nur einen allgemeinen Begriff, der eigentlich gar kein Begriff ist. Meine Einbildungskraft stellt mir diesen herrlichen Bau nicht lebhaft vor, und wenn mir ihn die Kunst darbietet, bin ich nicht im Stande, weder etwas dabei zu fühlen, noch das Bild zu beurtheilen. Nein, ich will nicht länger in dem stumpfen Zustande bleiben; ich will mir die Gestalt des Menschen eindrücken wie die Gestalt der Trauben und Pfirschen.

Ich veranlaßte Ferdinanden, zu baden im See. Wie herrlich ist mein junger Freund gebildet! Welch ein Ebenmaaß aller Theile! Welch eine Fülle der Form, welch ein Glanz der Jugend! Welch ein Gewinn für mich, meine Einbildungskraft mit diesem vollkommenen Muster der menschlichen Natur bereichert zu haben! Nun bevölkere ich Wälder, Wiesen und Höhen mit so schönen Gestalten; ihn seh' ich als Adonis dem Eber folgen, ihn als Narziß sich in der Quelle bespiegeln.

Noch aber fehlt mir leider Venus, die ihn zurückhält, Venus, die seinen Tod betrauert, die schöne Echo, die noch einen Blick

auf den kalten Jüngling wirst, ehe sie verschwindet. Ich nahm mir fest vor, es koste, was es wolle, ein Mädchen in dem Naturzustande zu sehen, wie ich meinen Freund gesehen hatte. Wir kamen nach Genf. Sollten in dieser großen Stadt, dachte ich, nicht Mädchen sein, die sich für einen gewissen Preis dem Mann überlassen, und sollte nicht Eine darunter schön und willig genug sein, meinen Augen ein Fest zu geben? Ich horchte an dem Lohnbedienten, der sich mir, jedoch nur langsam und auf eine kluge Weise, näherte. Natürlich sagte ich ihm nichts von meiner Absicht; er mochte von mir denken, was er wollte; denn man will lieber Jemandem lasterhaft als lächerlich erscheinen. Er führte mich Abends zu einem alten Weibe; sie empfing mich mit viel Vorsicht und Bedenklichkeiten; es sei, meinte sie, überall und besonders in Genf gefährlich, der Jugend zu dienen. Ich erklärte mich sogleich, was ich für einen Dienst von ihr verlange. Mein Märchen glückte mir, und die Lüge ging mir geläufig vom Munde. Ich war ein Maler, hatte Landschaften gezeichnet, die ich nun durch die Gestalten schöner Nymphen zu heroischen Landschaften erheben wolle. Ich sagte die wunderlichsten Dinge, die sie ihr Lebtag nicht gehört haben mochte. Sie schüttelte dagegen den Kopf und versicherte mir, es sei schwer, meinen Wunsch zu befriedigen. Ein ehrbares Mädchen werde sich nicht leicht dazu entschließen; es werde mich was kosten; sie wolle sehen. „Was?" rief ich aus, „ein ehrbares Mädchen ergiebt sich für einen leidlichen Preis einem fremden Mann —"

„Allerdings."

„Und sie will nicht nackend vor seinen Augen erscheinen?"

„Keineswegs; dazu gehört viel Entschließung."

„Selbst, wenn sie schön ist?"

„Auch dann. Genug, ich will sehen, was ich für Sie thun kann; Sie sind ein junger, artiger, hübscher Mann, für den man sich schon Mühe geben muß."

Sie klopfte mir auf die Schultern und auf die Wangen. „Ja!" rief sie aus, „ein Maler, das muß es wol sein; denn Sie sind weder alt noch vornehm genug, um dergleichen Scenen zu bedürfen."

Sie bestellte mich auf den folgenden Tag, und so schieden wir aus einander.

Ich kann heute nicht vermeiden, mit Ferdinand in eine große Gesellschaft zu gehen, und auf den Abend steht mir das Aben-

teuer bevor. Es wird einen schönen Gegensatz geben. Schon kenne ich diese verwünschte Gesellschaft, wo die alten Weiber verlangen, daß man mit ihnen spielen, die jungen, daß man mit ihnen liebäugeln soll, wo man dann dem Gelehrten zuhören, den Geistlichen verehren, dem Edelmann Platz machen muß, wo die vielen Lichter kaum eine leidliche Gestalt beleuchten, die noch dazu hinter einen barbarischen Putz versteckt ist. Soll ich Französisch reden, eine fremde Sprache, in der man immer albern erscheint, man mag sich stellen, wie man will, weil man immer nur das Gemeine, nur die groben Züge und noch dazu stockend und stotternd ausdrücken kann? Denn was unterscheidet den Dummkopf vom geistreichen Menschen, als daß dieser das Zarte, Gehörige der Gegenwart schnell, lebhaft und eigenthümlich ergreift und mit Leichtigkeit ausdrückt, als daß jene, gerade wie wir es in einer fremden Sprache thun, sich mit schon gestempelten hergebrachten Phrasen bei jeder Gelegenheit behelfen müssen. Heute will ich mit Ruhe ein paar Stunden die schlechten Späße ertragen in der Aussicht auf die sonderbare Scene, die meiner wartet.

Mein Abenteuer ist bestanden, vollkommen nach meinen Wünschen, über meine Wünsche, und doch weiß ich nicht, ob ich mich darüber freuen, oder ob ich mich tadeln soll. Sind wir denn nicht gemacht, das Schöne rein zu beschauen, ohne Eigennutz das Gute hervorzubringen? Fürchte nichts und höre mich! Ich habe mir nichts vorzuwerfen; der Anblick hat mich nicht aus meiner Fassung gebracht; aber meine Einbildungskraft ist entzündet, mein Blut erhitzt. O, stünd' ich nur schon den großen Eismassen gegenüber, um mich wieder abzukühlen! Ich schlich mich aus der Gesellschaft und, in meinen Mantel gewickelt, nicht ohne Bewegung zur Alten.

„Wo haben Sie Ihr Portefeuille?" rief sie aus.

„Ich hab' es diesmal nicht mitgebracht. Ich will heute nur mit den Augen studiren."

„Ihre Arbeiten müssen Ihnen gut bezahlt werden, wenn Sie so theure Studien machen können. Heute werden Sie nicht wohlfeil davonkommen. Das Mädchen verlangt ***, und mir können Sie auch für meine Bemühung unter ** nicht geben. (Du verzeihst mir, wenn ich Dir den Preis nicht gestehe.) Dafür sind Sie aber auch bedient, wie Sie es wünschen können. Ich hoffe, Sie sollen meine Vorsorge loben; so einen Augen-

schmaus haben Sie noch nicht gehabt und ... das Anfühlen haben Sie umsonst."

Sie brachte mich darauf in ein kleines, artig möblirtes Zimmer; ein sauberer Teppich deckte den Fußboden, in einer Art von Nische stand ein sehr reinliches Bett, zu der Seite des Hauptes eine Toilette mit aufgestelltem Spiegel und zu den Füßen ein Gueridon mit einem dreiarmigen Leuchter, auf dem schöne helle Kerzen brannten; auch auf der Toilette brannten zwei Lichter. Ein erloschenes Kaminfeuer hatte die Stube durchaus erwärmt. Die Alte wies mir einen Sessel an, dem Bette gegenüber am Kamin, und entfernte sich. Es währte nicht lange, so kam zu der entgegengesetzten Thüre ein großes, herrlich gebildetes, schönes Frauenzimmer heraus; ihre Kleidung unterschied sich nicht von der gewöhnlichen. Sie schien mich nicht zu bemerken, warf ihren schwarzen Mantel ab und setzte sich vor die Toilette. Sie nahm eine große Haube, die ihr Gesicht bedeckt hatte, vom Kopfe; eine schöne regelmäßige Bildung zeigte sich, braune Haare mit vielen und großen Locken rollten auf die Schultern herunter. Sie fing an, sich auszukleiden; welch eine wunderliche Empfindung, da ein Stück nach dem andern herabfiel, und die Natur, von der fremden Hülle entkleidet, mir als fremd erschien und beinahe, möcht' ich sagen, mir einen schauerlichen Eindruck machte! Ach, mein Freund, ist es nicht mit unsern Meinungen, unsern Vorurtheilen, Einrichtungen, Gesetzen und Grillen auch so? Erschrecken wir nicht, wenn eine von diesen fremden, ungehörigen, unwahren Umgebungen uns entzogen wird, und irgend ein Theil unserer wahren Natur entblößt dastehen soll? Wir schaudern, wir schämen uns; aber vor keiner wunderlichen und abgeschmackten Art, uns durch äußern Zwang zu entstellen, fühlen wir die mindeste Abneigung. Soll ich Dir's gestehen: ich konnte mich ebenso wenig in den herrlichen Körper finden, da die letzte Hülle herabfiel, als vielleicht Freund L. sich in seinen Zustand finden wird, wenn ihn der Himmel zum Anführer der Mohawks machen sollte. Was sehen wir an den Weibern? Was für Weiber gefallen uns, und wie confundiren wir alle Begriffe? Ein kleiner Schuh sieht gut aus, und wir rufen: „Welch ein schöner kleiner Fuß!" Ein schmaler Schnürleib hat etwas Elegantes, und wir preisen die schöne Taille.

Ich beschreibe Dir meine Reflektionen, weil ich Dir mit Worten die Reihe von entzückenden Bildern nicht darstellen kann, die mich das schöne Mädchen mit Anstand und Artigkeit sehen

ließ. Alle Bewegungen folgten so natürlich auf einander, und doch schienen sie so studirt zu sein. Reizend war sie, indem sie sich entkleidete, schön, herrlich schön, als das letzte Gewand fiel. Sie stand, wie Minerva vor Paris mochte gestanden haben; bescheiden bestieg sie ihr Lager, unbedeckt versuchte sie in verschiedenen Stellungen sich dem Schlafe zu übergeben; endlich schien sie entschlummert. In der anmuthigsten Stellung blieb sie eine Weile; ich konnte nur staunen und bewundern. Endlich schien ein leidenschaftlicher Traum sie zu beunruhigen, sie seufzte tief, veränderte heftig die Stellung, stammelte den Namen eines Geliebten und schien ihre Arme gegen ihn auszustrecken. „Komm," rief sie endlich mit vernehmlicher Stimme, „komm, mein Freund, in meine Arme, oder ich schlafe wirklich ein." In dem Augenblick ergriff sie die seidne durchnähte Decke, zog sie über sich her, und ein allerliebstes Gesicht sah unter ihr hervor.

Briefe aus der Schweiz.

Zweite Abtheilung.

Münster, den 3. Oktober 1779. Sonntag Abends.

Von Basel erhalten Sie ein Packet, das die Geschichte unserer bisherigen Reise enthält, indessen wir unsern Zug durch die Schweiz nun ernstlich fortsetzen. Auf dem Wege nach Biel ritten wir das schöne Birsch-Thal herauf und kamen endlich an den engen Paß, der hierher führt.

Durch den Rücken einer hohen und breiten Gebirgkette hat die Birsch, ein mäßiger Fluß, sich einen Weg von Uralters gesucht. Das Bedürfniß mag nachher durch ihre Schluchten ängstlich nachgeklettert sein. Die Römer erweiterten schon den Weg, und nun ist er sehr bequem durchgeführt. Das über Felsstücke rauschende Wasser und der Weg gehen neben einander hin und machen an den meisten Orten die ganze Breite des Passes, der auf beiden Seiten von Felsen beschlossen ist, die ein gemächlich aufgehobenes Auge fassen kann. Hinterwärts heben Gebirge sanft ihre Rücken, deren Gipfel uns vom Nebel bedeckt waren.

Bald steigen aneinanderhängende Wände senkrecht auf, bald streichen gewaltige Lagen schief nach dem Fluß und dem Weg ein, breite Massen sind auf einander gelegt, und gleich daneben stehen scharfe Klippen abgesetzt. Große Klüfte spalten sich aufwärts, und Platten von Mauerstärke haben sich von dem übrigen Gesteine losgetrennt. Einzelne Felsstücke sind heruntergestürzt, andere hängen noch über und lassen nach ihrer Lage fürchten, daß sie dereinst gleichfalls hereinkommen werden.

Bald rund, bald spitz, bald bewachsen, bald nackt sind die Firsten der Felsen, wo oft noch oben drüber ein einzelner Kopf

kahl und kühn herüber sieht, und an Wänden und in der Tiefe schmiegen sich ausgewitterte Klüfte hinein.

Mir machte der Zug durch diese Enge eine große, ruhige Empfindung. Das Erhabene giebt der Seele die schöne Ruhe, sie wird ganz dadurch ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen! Mein Auge und meine Seele konnten die Gegenstände fassen, und da ich rein war, diese Empfindung nirgends falsch widerstieß, so wirkten sie, was sie sollten. Vergleicht man solch ein Gefühl mit jenem, wenn wir uns mühselig im Kleinen umtreiben, Alles aufbieten, diesem so viel als möglich zu borgen und aufzuflicken und unserm Geist durch seine eigne Kreatur Freude und Futter zu bereiten, so sieht man erst, wie ein armseliger Behelf es ist.

Ein junger Mann, den wir von Basel mitnahmen, sagte, es sei ihm lange nicht wie das erste Mal, und gab der Neuheit die Ehre. Ich möchte aber sagen: „Wenn wir einen solchen Gegenstand zum ersten Mal erblicken, so weitet sich die ungewohnte Seele erst aus, und es macht dies ein schmerzlich Vergnügen, eine Ueberfülle, die die Seele bewegt und uns wollüstige Thränen ablockt. Durch diese Operation wird die Seele in sich größer, ohne es zu wissen, und ist jener ersten Empfindung nicht mehr fähig. Der Mensch glaubt verloren zu haben, er hat aber gewonnen; was er an Wollust verliert, gewinnt er an innerm Wachsthum. Hätte mich nur das Schicksal in irgend einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen wie aus einem lieblichen Thal Geduld und Stille."

Am Ende der Schlucht stieg ich ab und kehrte einen Theil allein zurück. Ich entwickelte mir noch ein tiefes Gefühl, durch welches das Vergnügen auf einen hohen Grad für den aufmerksamen Geist vermehrt wird. Man ahnet im Dunkeln die Entstehung und das Leben dieser seltsamen Gestalten. Es mag geschehen sein, wie und wann es wolle, so haben sich diese Massen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile groß und einfach zusammengesetzt. Was für Revolutionen sie nachher bewegt, getrennt, gespalten haben, so sind auch diese noch nur einzelne Erschütterungen gewesen, und selbst der Gedanke einer so ungeheuren Bewegung giebt ein hohes Gefühl von ewiger Festigkeit. Die Zeit hat auch, gebunden an die ewigen Gesetze, bald mehr, bald weniger auf sie gewirkt.

Sie scheinen innerlich von gelblicher Farbe zu sein; allein das Wetter und die Luft verändern die Oberfläche in Graublau, daß nur hier und da in Streifen und in frischen Spalten die erste Farbe sichtbar ist. Langsam verwittert der Stein selbst und rundet sich an den Ecken ab, weichere Flecken werden weggezehrt, und so giebt's gar zierlich ausgeschweifte Höhlen und Löcher, die, wann sie mit scharfen Kanten und Spitzen zusammentreffen, sich seltsam zeichnen. Die Vegetation behauptet ihr Recht; auf jedem Vorsprung, Fläche und Spalt fassen Fichten Wurzel, Moos und Kräuter säumen die Felsen. Man fühlt tief: hier ist nichts Willkürliches, hier wirkt ein Alles langsam bewegendes, ewiges Gesetz, und nur von Menschenhand ist der bequeme Weg, über den man durch diese seltsamen Gegenden durchschleicht.

Genf, den 27. Oktober 1779.

Die große Bergkette, die von Basel bis Genf Schweiz und Frankreich scheidet, wird, wie Ihnen bekannt ist, der Jura genannt. Die größten Höhen davon ziehen sich über Lausanne bis ungefähr über Rolle und Nyon. Auf diesem höchsten Rücken ist ein merkwürdiges Thal von der Natur eingegraben — ich möchte sagen eingeschwemmt, da auf allen diesen Kalkhöhen die Wirkungen der uralten Gewässer sichtbar sind — das La Vallée de Joux genannt wird, welcher Name, da Joux in der Landsprache einen Felsen oder Berg bedeutet, deutsch das Bergthal hieße. Eh ich zur Beschreibung unsrer Reise fortgehe, will ich mit Wenigem die Lage desselben geographisch angeben. Seine Länge streicht, wie das Gebirg selbst, ziemlich von Mittag gegen Mitternacht und wird an jener Seite von den Septmoncels, an dieser von der Dent de Vaulion, welche nach der Döle der höchste Gipfel des Jura ist, begrenzt und hat nach der Sage des Landes neun kleine, nach unserer ungefähren Reiserechnung aber sechs starke Stunden. Der Berg, der es die Länge hin an der Morgenseite begrenzt und auch von dem flachen Land herauf sichtbar ist, heißt Le noir Mont. Gegen Abend streicht der Risou hin und verliert sich allmählig gegen die Franche-Comté. Frankreich und Bern theilen sich ziemlich gleich in dieses Thal, so daß jenes die obere schlechte Hälfte und dieses die untere bessere besitzt, welche letztere eigentlich La Vallée du Lac de Joux genannt wird. Ganz oben in dem Thal gegen

den Fuß der Septmoncels liegt der Lac des Rousses, der keinen sichtlichen einzelnen Ursprung hat, sondern sich aus quelligem Boden und den überall auslaufenden Brunnen sammelt. Aus demselben fließt die Orbe, durchstreicht das ganze französische und einen großen Theil des Berner Gebiets, bis sie wieder unten gegen die Dent de Vaulion sich zum Lac de Joux bildet, der seitwärts in einen kleinen See abfällt, woraus das Wasser endlich sich unter der Erde verlieret. Die Breite des Thals ist verschieden, oben beim Lac des Rousses etwa eine halbe Stunde; alsdann verengert sich's und läuft wieder unten aus einander, wo etwa die größte Breite anderthalb Stunden wird. So viel zum bessern Verständniß des Folgenden, wobei ich Sie einen Blick auf die Karte zu thun bitte, ob ich sie gleich alle, was diese Gegend betrifft, unrichtig gefunden habe.

Den 24. Oktober ritten wir in Begleitung eines Hauptmanns und Oberforstmeisters dieser Gegenden erstlich Mont hinan, einen kleinen zerstreuten Ort, der eigentlicher eine Kette von Reb- und Landhäusern genennt werden könnte. Das Wetter war sehr hell; wir hatten, wenn wir uns umkehrten, die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer- und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebel auch die Gegend von Genf. Der Montblanc, der über alle Gebirge des Faucigny ragt, kam immer mehr hervor. Die Sonne ging klar unter; es war so ein großer Anblick, daß ein menschlich Auge nicht dazu hinreicht. Der fast volle Mond kam herauf, und wir immer höher. Durch Fichtenwälder stiegen wir weiter den Jura hinan und sahen den See in Duft und den Widerschein des Mondes darin. Es wurde immer heller. Der Weg ist eine wohlgemachte Chaussee, nur angelegt, um das Holz aus dem Gebirg bequemer in das Land herunterzubringen. Wir waren wol drei Stunden gestiegen, als es hinterwärts sachte wieder hinabzugehen anfing. Wir glaubten, unter uns einen großen See zu erblicken, indem ein tiefer Nebel das ganze Thal, was wir übersehen konnten, ausfüllte. Wir kamen ihm endlich näher, sahen einen weißen Bogen, den der Mond darin bildete, und wurden bald ganz vom Nebel eingewickelt. Die Begleitung des Hauptmanns verschaffte uns Quartier in einem Hause, wo man sonst nicht Fremde aufzunehmen pflegt. Es unterschied sich in der innern Bauart von gewöhnlichen Gebäuden in nichts, als daß der große Raum mitten inne zugleich Küche, Versammlungsplatz, Vorsaal ist, und man von da in die Zimmer

gleicher Erde und auch die Treppe hinaufgeht. Auf der einen Seite war an dem Boden auf steinernen Platten das Feuer angezündet, davon ein weiter Schornstein, mit Brettern dauerhaft und sauber ausgeschlagen, den Rauch aufnahm. In der Ecke waren die Thüren zu den Backöfen, der ganze Fußboden übrigens gedielet bis auf ein kleines Eckchen am Fenster um den Spülstein, das gepflastert war, übrigens rings herum, auch in der Höhe über den Balken, eine Menge Hausrath und Geräthschaften in schöner Ordnung angebracht, Alles nicht unreinlich gehalten.

Den 25. Morgens war helles, kaltes Wetter, die Wiesen bereift, hier und da zogen leichte Nebel; wir konnten den untern Theil des Thals ziemlich übersehen, unser Haus lag am Fuß des östlichen Noir Mont. Gegen Achte ritten wir ab, und, um der Sonne gleich zu genießen, an der Abendseite hin. Der Theil des Thals, an dem wir hinritten, besteht in abgetheilten Wiesen, die gegen den See zu etwas sumpfichter werden. Die Orbe fließt in der Mitte durch. Die Einwohner haben sich theils in einzelnen Häusern an der Seite angebaut, theils sind sie in Dörfern näher zusammengerückt, die einfache Namen von ihrer Lage führen. Das erste, wodurch wir kamen, war Le Sentier. Wir sahen von Weitem die Dent de Vaulion über einem Nebel, der auf dem See stand, hervorblicken. Das Thal ward breiter, wir kamen hinter einem Felsgrat, der uns den See verdeckte, durch ein ander Dorf, Le Lieu genannt; die Nebel stiegen und fielen wechselsweise vor der Sonne. Hier nahebei ist ein kleiner See, der keinen Zu- und Abfluß zu haben scheint. Das Wetter klärte sich völlig auf, und wir kamen gegen den Fuß der Dent de Vaulion und trafen hier ans nördliche Ende des großen Sees, der, indem er sich westwärts wendet, in den kleinen durch einen Damm unter einer Brücke weg seinen Ausfluß hat. Das Dorf drüben heißt Le Pont. Die Lage des kleinen Sees ist wie in einem eigenen kleinen Thal, was man niedlich sagen kann. An dem westlichen Ende ist eine merkwürdige Mühle in einer Felskluft angebracht, die ehemals der kleine See ausfüllte; nunmehr ist er abgedämmt, und die Mühle in die Tiefe gebaut. Das Wasser läuft durch Schleusen auf die Räder, es stürzt sich von da in Felsritzen, wo es eingeschluckt wird und erst eine Stunde von da in Valorbe hervorkommt, wo es wieder den Namen des Orbeflusses führet. Diese Abzüge (entonnoirs) müssen rein gehalten werden; sonst würde das Wasser steigen, die Kluft wieder ausfüllen und über die Mühle

weg gehen, wie es schon mehr geschehen ist. Sie waren stark in der Arbeit begriffen, den morschen Kalkfelsen theils wegzuschaffen, theils zu befestigen. Wir ritten zurück über die Brücke nach Pont, nahmen einen Wegweiser auf La Dent. Im Aufsteigen sahen wir nunmehr den großen See völlig hinter uns. Ostwärts ist der Noir Mont seine Grenze, hinter dem der kahle Gipfel der Dôle hervorkommt; westwärts hielt ihn der Felsrücken, der gegen den See ganz nackt ist, zusammen. Die Sonne schien heiß, es war zwischen Elf und Mittag. Nach und nach übersahen wir das ganze Thal, konnten in der Ferne den Lac des Rousses erkennen und weiter her bis zu unsern Füßen die Gegend, durch die wir gekommen waren, und den Weg, der uns rückwärts noch überblieb. Im Aufsteigen wurde von der großen Strecke Landes und den Herrschaften, die man oben unterscheiden könnte, gesprochen, und in solchen Gedanken betraten wir den Gipfel; allein uns war ein ander Schauspiel zubereitet. Nur die hohen Gebirgketten waren unter einem klaren und heitern Himmel sichtbar, alle niedern Gegenden mit einem weißen wolkigen Nebelmeer überdeckt, das sich von Genf bis nordwärts an den Horizont erstreckte und in der Sonne glänzte. Daraus stieg ostwärts die ganze reine Reihe aller Schnee- und Eisgebirge ohne Unterschied von Namen der Völker und Fürsten, die sie zu besitzen glauben, nur einem großen Herrn und dem Blick der Sonne unterworfen, der sie schön röthete. Der Montblanc gegen uns über schien der höchste, die Eisgebirge des Wallis und des Oberlandes folgten, zuletzt schlossen niedere Berge des Kantons Bern. Gegen Abend war an einem Platze das Nebelmeer unbegrenzt; zur Linken in der weitsten Ferne zeigten sich sodann die Gebirge von Solothurn, näher die von Neufchâtel, gleich vor uns einige Häuser von Vaulion, dahin die Dent gehört und daher den Namen hat. Gegen Abend schließt die Franche-Comté mit flachstreichenden, waldigen Bergen den ganzen Horizont, wovon ein einziger ganz in der Ferne gegen Nordwest sich unterschied. Grad ab war ein schöner Anblick. Hier ist die Spitze, die diesem Gipfel den Namen eines Zahns giebt. Er geht steil und eher etwas einwärts hinunter, in der Tiefe schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen; gleich drüber liegt das Thal, Valorbe genannt, wo man die Orbe aus dem Felsen kommen sieht und rückwärts zum kleinen See ihren unterirdischen Lauf in Gedanken verfolgen kann. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem

Thal. Ungern schieden wir. Einige Stunden längeren Aufenthalts, indem der Nebel um diese Zeit sich zu zerstreuen pflegt, hätten uns das tiefere Land mit dem See entdecken lassen; so aber mußte, damit der Genuß vollkommen werde, noch etwas zu wünschen übrig bleiben. Abwärts hatten wir unser ganzes Thal in aller Klarheit vor uns, stiegen bei Pont zu Pferde, ritten an der Ostseite den See hinauf, kamen durch L'Abbaye de Joux, welches jetzt ein Dorf ist, ehemals aber ein Sitz der Geistlichen war, denen das ganze Thal zugehörte. Gegen Viere langten wir in unserm Wirthshaus an und fanden ein Essen, wovon uns die Wirthin versicherte, daß es um Mittag gut gewesen sei, aber auch übergar trefflich schmeckte.

Daß ich noch Einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge! Wie ich eben erwähnte, soll ehedem das Thal Mönchen gehört haben, die es dann wieder vereinzelt, und zu Zeiten der Reformation mit den Uebrigen ausgetrieben worden. Jetzt gehört es zum Kanton Bern, und sind die Gebirge umher die Holzkammer von dem Pays de Vaud. Die meisten Hölzer sind Privatbesitzungen, werden unter Aufsicht geschlagen und so ins Land gefahren. Auch werden hier die Dauben zu fichtenen Fässern geschnitten, Eimer, Bottiche und allerlei hölzerne Gefäße verfertiget. Die Leute sind gut gebildet und gesittet. Neben dem Holzverkauf treiben sie die Viehzucht; sie haben kleines Vieh und machen gute Käse. Sie sind geschäftig, und ein Erdschollen ist ihnen viel werth. Wir fanden Einen, der die wenige aus einem Gräbchen aufgeworfene Erde mit Pferd und Karren in einige Vertiefungen ebenderselben Wiese führte. Die Steine legen sie sorgfältig zusammen und bringen sie auf kleine Haufen. Es sind viele Steinschleifer hier, die für Genfer und andere Kaufleute arbeiten, mit welchem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder beschäftigen. Die Häuser sind dauerhaft und sauber gebaut, die Form und Einrichtung nach dem Bedürfniß der Gegend und der Bewohner; vor jedem Hause läuft ein Brunnen, und durchaus spürt man Fleiß, Rührigkeit und Wohlstand. Ueber Alles aber muß man die schönen Wege preisen, für die in diesen entfernten Gegenden der Stand Bern wie durch den ganzen übrigen Kanton sorgt. Es geht eine Chaussee um das ganze Thal herum, nicht übermäßig breit, aber wohl unterhalten, so daß die Einwohner mit der größten Bequemlichkeit ihr Gewerbe treiben, mit kleinen Pferden und leichten Wagen fortkommen können. Die Luft ist sehr rein und gesund.

Den 26. ward beim Frühstück überlegt, welchen Weg man zurück nehmen wolle. Da wir hörten, daß die Dôle, der höchste Gipfel des Jura, nicht weit von dem obern Ende des Thals liege, da das Wetter sich auf das Herrlichste anließ, und wir hoffen konnten, was uns gestern noch gefehlt, heute vom Glück Alles zu erlangen, so wurde dahin zu gehen beschlossen. Wir packten einem Boten Käse, Butter, Brod und Wein auf und ritten gegen Achte ab. Unser Weg ging nun durch den obern Theil des Thals in dem Schatten des Noir Mont hin. Es war sehr kalt, hatte gereift und gefroren; wir hatten noch eine Stunde im Bernischen zu reiten, wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird. Durch einen kleinen Fichtenwald rückten wir ins französische Gebiet ein. Hier verändert sich der Schauplatz sehr. Was wir zuerst bemerkten, waren die schlechten Wege. Der Boden ist sehr steinig, überall liegen sehr große Haufen zusammengelesen; wieder ist er eines Theils sehr morastig und quellig; die Waldungen umher sind sehr ruinirt; den Häusern und Einwohnern sieht man, ich will nicht sagen, Mangel, aber doch bald ein sehr enges Bedürfniß an. Sie gehören fast als Leibeigene an die Kanonici von St. Claude, sie sind an die Erde gebunden, viele Abgaben liegen auf ihnen (sujets à la main morte et au droit de la suite), wovon mündlich ein Mehreres, wie auch von dem neuesten Edikt des Königs, wodurch das droit de la suite aufgehoben wird, die Eigenthümer und Besitzer aber eingeladen werden, gegen ein gewisses Geld der main morte zu entsagen. Doch ist auch dieser Theil des Thals sehr angebaut. Sie nähren sich mühsam und lieben doch ihr Vaterland sehr, stehlen gelegentlich den Bernern Holz und verkaufen's wieder ins Land. Der erste Sprengel heißt Le Bois d'Amont, durch den wir in das Kirchspiel Les Rousses kamen, wo wir den kleinen Lac des Rousses und Les sept Moncels, sieben kleine, verschieden gestaltete und verbundene Hügel, die mittägige Grenze des Thals, vor uns sahen. Wir kamen bald auf die neue Straße, die aus dem Pays de Vaud nach Paris führt; wir folgten ihr eine Weile abwärts und waren nunmehr von unserm Thale geschieden; der kahle Gipfel der Dôle lag vor uns, wir stiegen ab, unsre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergues, und wir stiegen die Dôle hinan. Es war gegen Mittag, die Sonne schien heiß; aber es wechselte ein kühler Mittagswind. Wenn wir auszuruhen uns umsahen, hatten wir Les sept Moncels

hinter uns, wir sahen noch einen Theil des Lac des Rousses und um ihn die zerstreuten Häuser des Kirchspiels; der Noir Mont deckte uns das übrige ganze Thal, höher sahen wir wieder ungefähr die gestrige Aussicht in die Franche-Comté und näher bei uns gegen Mittag die letzten Berge und Thäler des Jura. Sorgfältig hüteten wir uns, nicht durch einen Bug der Hügel uns nach der Gegend umzusehen, um derentwillen wir eigentlich heraufstiegen. Ich war in einiger Sorge wegen des Nebels, doch zog ich aus der Gestalt des obern Himmels einige gute Vorbedeutungen. Wir betraten endlich den obern Gipfel und sahen mit größtem Vergnügen uns heute gegönnt, was uns gestern versagt war. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter uns, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Wir waren so hoch, daß die Höhen und Vertiefungen des vordern Landes gar nicht erschienen. Dörfer, Städtchen, Landhäuser, Weinberge, und höher herauf, wo Wald und Alpen angehen, Sennhütten, meistens weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne. Vom Lemaner-See hatte sich der Nebel schon zurückgezogen, wir sahen den nächsten Theil an der diesseitigen Küste deutlich; den sogenannten kleinen See, wo sich der große verenget und gegen Genf zu geht, dem wir gegenüber waren, überblickten wir ganz, und gegenüber klärte sich das Land auf, das ihn einschließt. Vor Allem aber behauptete der Anblick über die Eis- und Schneeberge seine Rechte. Wir setzten uns vor der kühlen Luft in Schutz hinter Felsen, ließen uns von der Sonne bescheinen, das Essen und Trinken schmeckte trefflich. Wir sahen dem Nebel zu, der sich nach und nach verzog; Jeder entdeckte etwas oder glaubte etwas zu entdecken. Wir sahen nach und nach Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß von Chillon ganz deutlich, das Gebirg, das uns den Eingang vom Wallis verdeckte, bis in den See, von da, an der savoyer Küste, Evian, Ripaille, Tonon, Dörfchen und Häuschen zwischen inne; Genf kam endlich rechts auch aus dem Nebel; aber weiter gegen Mittag, gegen den Mont-crédo und Mont-vouache, wo das Fort l'Ecluse inne liegt, zog er sich gar nicht weg. Wendeten wir uns wieder links, so lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Die nähern Berge und Höhen, auch Alles, was weiße Häuser hatte, konnten wir erkennen; man zeigte uns das Schloß Chanvan blinken, das vom Neuburgersee links liegt, woraus

wir seine Lage muthmaßen, ihn aber in dem blauen Duft nicht erkennen konnten. Es sind keine Worte für die Größe und Schöne dieses Anblicks; man ist sich im Augenblick selbst kaum bewußt, daß man sieht; man ruft sich nur gern die Namen und alten Gestalten der bekannten Städte und Orte zurück und freut sich in einer taumelnden Erkenntniß, daß das eben die weißen Punkte sind, die man vor sich hat.

Und immer wieder zog die Reihe der glänzenden Eisgebirge das Aug' und die Seele an sich. Die Sonne wendete sich mehr gegen Abend und erleuchtete ihre größern Flächen gegen uns zu. Schon was vom See auf für schwarze Felsrücken, Zähne, Thürme und Mauern in vielfachen Reihen vor ihnen aufsteigen, wilde, ungeheure, undurchdringliche Vorhöfe bilden! Wenn sie dann erst selbst in der Reinheit und Klarheit in der freien Luft mannichfaltig daliegen! Man giebt da gern jede Prätension ans Unendliche auf, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Gedanken fertig werden kann.

Vor uns sahen wir ein fruchtbares, bewohntes Land; der Boden, worauf wir standen, ein hohes, kahles Gebirge, trägt noch Gras, Futter für Thiere, von denen der Mensch Nutzen zieht. Das kann sich der einbildische Herr der Welt noch zueignen; aber jene sind wie eine heilige Reihe von Jungfrauen, die der Geist des Himmels in unzugänglichen Gegenden vor unsern Augen für sich allein in ewiger Reinheit aufbewahrt. Wir blieben und reizten einander wechselsweise, Städte, Berge und Gegenden bald mit bloßem Auge, bald mit dem Teleskop zu entdecken, und gingen nicht eher abwärts, als bis die Sonne im Weichen den Nebel seinen Abendhauch über den See breiten ließ. Wir kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergues. Auch näher am Thal waren unsre Augen nur auf die Eisgebirge gegenüber gerichtet. Die letzten, links im Oberland, schienen in einen leichten Feuerdampf aufzuschmelzen; die nächsten standen noch mit wohl bestimmten rothen Seiten gegen uns; nach und nach wurden jene weiß, grün, graulich. Es sah fast ängstlich aus. Wie ein gewaltiger Körper von außen gegen das Herz zu abstirbt, so erblaßten alle langsam gegen den Montblanc zu, dessen weiter Busen noch immer roth herüber glänzte und zuletzt uns noch einen röthlichen Schein zu behalten schien, wie man den Tod des Geliebten nicht gleich bekennen und den Augenblick, wo der Puls zu schlagen aufhört, nicht abschneiden will. Auch nun

gingen wir ungern weg. Die Pferde fanden wir in St. Cergues, und daß nichts fehle, stieg der Mond auf und leuchtete uns nach Nyon, indeß unterweges unsere angespannten Sinne sich wieder lieblich entfalteten, wieder freundlich wurden, um mit frischer Luft aus den Fenstern des Wirthshauses den breit schwimmenden Widerglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Hier und da auf der ganzen Reise ward so viel von der Merkwürdigkeit der savoyer Eisgebirge gesprochen, und wie wir nach Genf kamen, hörten wir, es werde immer mehr Mode, dieselben zu sehen, daß der Graf eine sonderliche Lust kriegte, unsern Weg dahin zu leiten, von Genf aus über Cluse und Sallanches ins Thal Chamouny zu gehen, die Wunder zu betrachten, dann über Vallorcine und Trient nach Martinach ins Wallis zu fallen. Dieser Weg, den die meisten Reisenden nehmen, schien wegen der Jahrszeit etwas bedenklich. Der Herr de Saussure*) wurde deswegen auf seinem Landgute besucht und um Rath gefragt. Er versicherte, daß man ohne Bedenken den Weg machen könne: „Es liege auf den mittlern Bergen noch kein Schnee, und wenn wir in der Folge aufs Wetter und auf den guten Rath der Landleute achten wollten, der niemals fehlschlage, so könnten wir mit aller Sicherheit diese Reise unternehmen." Hier ist die Abschrift eines sehr eiligen Tageregisters.

Cluse in Savoyen, den 3. November 1779.

Heute beim Abscheiden von Genf theilte sich die Gesellschaft; der Graf, mit mir und einem Jäger, zog nach Savoyen zu; Freund W. mit den Pferden durchs Pays de Vaud ins Wallis. Wir, in einem leichten Kabriolet mit vier Rädern, fuhren erst, Hubern**) auf seinem Landgute zu besuchen, den Mann, dem

*) Horace Benedikt de Saussure (1740—1799), hatte gerade in dem Jahre, als Goethe ihn besuchte, den Druck seines großen Werkes „Voyages dans les Alpes, précédés d'un essai sur l'histoire naturelle des environs de Genève," 4. vol. 1779—1796, begonnen.

**) Ueber Huber, an den der Herzog im folgenden Jahre auch Knebel empfahl (Knebel's literarischer Nachlaß I, 115, 116, 121), vergleiche man die Briefe an Frau von Stein I, S. 270, Anmerkung 5. Er lebte sonst in Genf als Kunstliebhaber und wurde besonders durch mannichfache Bildnisse seines Freundes Voltaire und seine Gemälde aus Virgil's Aeneis berühmt.

Geist, Imagination, Nachahmungsbegierde zu allen Gliedern heraus will, einen der wenigen ganzen Menschen, die wir angetroffen haben. Er setzte uns auf den Weg, und wir fuhren sodann, die hohen Schneegebirge, an die wir wollten, vor Augen, weiter. Vom Genfersee laufen die vordern Bergketten gegen einander, bis da, wo Bonneville zwischen der Möle, einem ansehnlichen Berge, und der Arve inne liegt. Da aßen wir zu Mittag. Hinter der Stadt schließt sich das Thal an, obgleich noch sehr breit; die Arve fließt sachte durch, die Mittagseite ist sehr angebaut, und durchaus der Boden benutzt. Wir hatten seit früh etwas Regen, wenigstens auf die Nacht, befürchtet; aber die Wolken verließen nach und nach die Berge und theilten sich in Schäfchen, die uns schon mehr ein gutes Zeichen gewesen. Die Luft war so warm wie Anfang Septembers und die Gegend sehr schön, noch viele Bäume grün, die meisten braungelb, wenige ganz kahl, die Saat hochgrün, die Berge im Abendroth rosenfarb ins Violette, und diese Farben auf großen, schönen, gefälligen Formen der Landschaft. Wir schwatzten viel Gutes. Gegen Fünfe kamen wir nach Cluse, wo das Thal sich schließt und nur einen Ausgang läßt, wo die Arve aus dem Gebirge kommt, und wir morgen hineingehen. Wir stiegen auf einen hohen Berg und sahen unter uns die Stadt an einen Fels gegenüber mit der einen Seite angelehnt, die andere mehr in die Fläche des Thals hingebaut, das wir mit vergnügten Blicken durchliefen und, auf abgestürzten Granitstücken sitzend, die Ankunft der Nacht mit ruhigen und mannichfaltigen Gesprächen erwarteten. Gegen Sieben, als wir hinabstiegen, war es noch nicht kühler, als es im Sommer um neun Uhr zu sein pflegt. In einem schlechten Wirthshaus bei muntern und willigen Leuten, an deren Patois man sich erlustigt, erschlafen wir nun den morgenden Tag, vor dessen Anbruch wir schon unsern Stab weiter setzen wollen.

Abends gegen Zehn.

Sallanches, den 4. Nov. 1779. Mittags.

Bis ein schlechtes Mittagessen von sehr willigen Händen wird bereitet sein, versuche ich, das Merkwürdigste von heute früh aufzuschreiben. Mit Tagesanbruch gingen wir zu Fuße von Cluse ab den Weg nach Balme. Angenehm frisch war's

im Thal, das letzte Mondviertel ging vor der Sonne hell auf und erfreute uns, weil man es selten so zu sehen gewohnt ist. Leichte, einzelne Nebel stiegen aus den Felsritzen aufwärts, als wenn die Morgenluft junge Geister aufweckte, die Luft fühlten, ihre Brust der Sonne entgegenzutragen und sie an ihren Blicken zu vergülden. Der obere Himmel war ganz rein, nur wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin. Balme ist ein elendes Dorf, unfern vom Wege, wo sich eine Felsschlucht wendet. Wir verlangten von den Leuten, daß sie uns zur Höhle führen sollten, von der der Ort seinen Ruf hat. Da sahen sich die Leute unter einander an und sagten Einer zum Andern: „Nimm Du die Leiter, ich will den Strick nehmen; kommt Ihr Herren nur mit!“ Diese wunderbare Einladung schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen. Zuerst ging der Stieg durch abgestürzte Kalkfelsenstücke hinauf, die durch die Zeit vor die steile Felswand aufgestufet worden und mit Hasel- und Buchenbüschen durchwachsen sind. Auf ihnen kommt man endlich an die Schicht der Felswand, wo man mühselig und leidig auf der Leiter und Felsstufen mit Hilfe übergebogener Nußbaumäste und dran befestigter Stricke hinaufklettern muß; dann steht man freilich in einem Portal, das in den Felsen eingewittert ist, übersieht das Thal und das Dorf unter sich. Wir bereiteten uns zum Eingang in die Höhle, zündeten Lichter an und luden eine Pistole, die wir losschießen wollten. Die Höhle ist ein langer Gang, meist ebenen Bodens, auf einer Schicht, bald zu einem, bald zu zwei Menschen breit, bald über Mannshöhe, dann wieder zum Bücken und auch zum Durchkriechen. Gegen die Mitte steigt eine Kluft aufwärts und bildet einen spitzigen Dom. In einer Ecke schiebt eine Kluft abwärts, wo wir immer gelassen Siebzehn bis Neunzehn gezählt haben, eh ein Stein mit verschiedentlich widerschallenden Sprüngen endlich in die Tiefe kam. An den Wänden sintert ein Tropfstein, doch ist sie an den wenigsten Orten feucht; auch bilden sich lange nicht die reichen, wunderbaren Figuren wie in der Baumanns-Höhle. Wir drangen so weit vor, als es die Wasser zuließen, schossen im Herausgehen die Pistole los, davon die Höhle mit einem starken, dumpfen Klang erschüttert wurde und um uns wie eine Glocke summte. Wir brauchten eine starke Viertelstunde, wieder herauszugehen, machten uns die Felsen wieder hinunter, fanden unsern Wagen und fuhren weiter. Wir sahen einen schönen Wasserfall auf Staubbach's Art; er war weder sehr hoch

noch sehr reich, doch sehr interessant, weil die Felsen um ihn wie eine runde Nische bilden, in der er herabstürzt, und weil die Kalkschichten an ihm, in sich selbst umgeschlagen, neue und ungewohnte Formen bilden. Bei hohem Sonnenschein kamen wir hier an, nicht hungrig genug, das Mittagessen, das aus einem aufgewärmten Fisch, Kuhfleisch und hartem Brod bestehet, gut zu finden. Von hier geht weiter ins Gebirg kein Fuhrweg für eine so stattliche Reisekutsche, wie wir haben; diese geht nach Genf zurück, und ich nehme Abschied von Ihnen, um den Weg weiter fortzusetzen. Ein Maulesel mit dem Gepäck wird uns auf dem Fuße folgen.

Chamouny, den 4. Nov. 1779. Abends gegen Neun.

Nur daß ich mit diesem Blatt Ihnen um so viel näher rücken kann, nehme ich die Feder; sonst wäre es besser, meine Geister ruhen zu lassen. Wir ließen Sallanches in einem schönen, offnen Thale hinter uns; der Himmel hatte sich während unsrer Mittagrast mit weißen Schäfchen überzogen, von denen ich hier eine besondre Anmerkung machen muß. Wir haben sie so schön und noch schöner an einem heitern Tag von den Berner Eisbergen aufsteigen sehen. Auch hier schien es uns wieder so, als wenn die Sonne die leisesten Ausdünstungen von den höchsten Schneegebirgen gegen sich aufzöge, und diese ganz feinen Dünste von einer leichten Luft wie eine Schaumwolle durch die Atmosphäre gekämmt würden. Ich erinnere mich nie, in den höchsten Sommertagen bei uns, wo dergleichen Lufterscheinungen auch vorkommen, etwas so Durchsichtiges, Leichtgewobenes gesehen zu haben. Schon sahen wir die Schneegebirge, von denen sie aufsteigen, vor uns; das Thal fing an zu stocken, die Arve schoß aus einer Felskluft hervor; wir mußten einen Berg hinan und wanden uns, die Schneegebirge rechts vor uns, immer höher. Abwechselnde Berge, alte Fichtenwälder zeigten sich uns rechts, theils in der Tiefe, theils in gleicher Höhe mit uns. Links über uns waren die Gipfel des Berges kahl und spitzig. Wir fühlten, daß wir einem stärkern und mächtigern Satz von Bergen immer näher rückten. Wir kamen über ein breites, trocknes Bett von Kieseln und Steinen, das die Wasserfluthen die Länge des Berges hinab zerreißen und wieder füllen, von da in ein sehr angenehmes, rundgeschlossenes,

flaches Thal, worin das Dörfchen Serves liegt. Von da geht der Weg um einige sehr bunte Felsen wieder gegen die Arve. Wenn man über sie weg ist, steigt man einen Berg hinan; die Massen werden hier immer größer, die Natur hat hier mit sachter Hand das Ungeheure zu bereiten angefangen. Es wurde dunkler, wir kamen dem Thale Chamouny näher und endlich darein. Nur die großen Massen waren uns sichtbar. Die Sterne gingen nach einander auf, und wir bemerkten über den Gipfeln der Berge rechts vor uns ein Licht, das wir nicht erklären konnten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange unsre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da wir unsern Standpunkt änderten, wie eine Pyramide, von einem innern geheimnißvollen Lichte durchzogen, das dem Schein eines Johanniswurms am Besten verglichen werden kann, über den Gipfeln aller Berge hervorragte und uns gewiß machte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Es war die Schönheit dieses Anblicks ganz außerordentlich; denn da er mit den Sternen, die um ihn herum standen, zwar nicht in gleich raschem Licht, doch in einer breitern zusammenhängendern Masse leuchtete, so schien er den Augen zu einer höhern Sphäre zu gehören, und man hatte Müh, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen. Vor ihm sahen wir eine Reihe von Schneegebirgen dämmernder auf den Rücken von schwarzen Fichtenbergen liegen und ungeheure Gletscher zwischen den schwarzen Wäldern herunter ins Thal steigen.

Meine Beschreibung fängt an, unordentlich und ängstlich zu werden; auch brauchte es eigentlich immer zwei Menschen, einen, der's sähe, und einen, der's beschriebe.

Wir sind hier in dem mittelsten Dorfe des Thals, Le Prieuré genannt, wohl logirt in einem Hause, das eine Wittwe den vielen Fremden zu Ehren vor einigen Jahren erbauen ließ. Wir sitzen am Kamin und lassen uns den Muskatellerwein aus der Vallée d'Aost besser schmecken als die Fastenspeisen, die uns aufgetischt werden.

Den 5. Nov. 1779 Abends.

Es ist immer eine Resolution, als wie wenn man ins kalte Wasser soll, ehe ich die Feder nehmen mag, zu schreiben. Hier

hätt' ich nun gerade Lust, Sie auf die Beschreibung der savoyischen Eisgebirge, die Bourrit, ein passionirter Kletterer, herausgegeben hat, zu verweisen.

Erfrischt durch einige Gläser guten Wein und den Gedanken, daß diese Blätter eher als die Reisenden und Bourrit's Buch*) bei Ihnen ankommen werden, will ich mein Möglichstes thun. Das Thal Chamouny, in dem wir uns befinden, liegt sehr hoch in den Gebirgen, ist etwa sechs bis sieben Stunden lang und gehet ziemlich von Mittag gegen Mitternacht. Der Charakter, der mir es vor andern auszeichnet, ist, daß es in seiner Mitte fast gar keine Fläche hat, sondern das Erdreich wie eine Mulde sich gleich von der Arve aus gegen die höchsten Gebirge anschmiegt. Der Montblanc und die Gebirge, die von ihm herabsteigen, die Eismassen, die diese ungeheuren Klüfte ausfüllen, machen die östliche Wand aus, an der die ganze Länge des Thals hin sieben Gletscher, einer größer als der andere, herunterkommen. Unsere Führer, die wir gedingt hatten, das Eismeer zu sehen, kamen bei Zeiten. Der eine ist ein rüstiger junger Bursche, der andere ein älterer und sich klug dünkender, der mit allen gelehrten Fremden Verkehr gehabt hat, von der Beschaffenheit der Eisberge sehr wohl unterrichtet und ein sehr tüchtiger Mann. Er versicherte uns, daß seit achtundzwanzig Jahren — so lange führ' er Fremde auf die Gebirge — er zum ersten Mal so spät im Jahr, nach Allerheiligen, Jemand hinaufbringe, und doch sollten wir Alles ebenso gut wie im August sehen. Wir stiegen, mit Speise und Wein gerüstet, den Mont-Anvert hinan, wo uns der Anblick des Eismeers überraschen sollte. Ich würde es, um die Backen nicht so voll zu nehmen, eigentlich das Eisthal oder den Eisstrom nennen; denn die ungeheuren Massen von Eis dringen aus einem tiefen Thal, von oben anzusehn, in ziemlicher Ebene hervor. Gerad hinten endigt ein spitziger Berg, von dessen beiden Seiten Eiswogen in den Hauptstrom hereinstarren. Es lag noch nicht der mindeste Schnee auf der zackigen Fläche, und die blauen Spalten glänzten gar schön hervor. Das Wetter fing nach und nach an sich zu überziehen, und ich sah wogige graue Wolken, die Schnee anzudeuten schienen, wie ich sie niemals gesehn. In

*) Vermuthlich die „Schilderungen seiner Reise nach den savoyischen Eisgebirgen", entweder das französische Original oder die 1775 erschienene deutsche Uebersetzung.

der Gegend, wo wir standen, ist die kleine von Steinen zusammengelegte Hütte für das Bedürfniß der Reisenden, zum Scherz das Schloß von Mont-Anvert genannt. Monsieur Blaire, ein Engländer, der sich zu Genf aufhält, hat eine geräumigere an einem schicklichern Ort etwas weiter hinauf erbauen lassen, wo man, am Feuer sitzend, zu einem Fenster hinaus das ganze Eisthal übersehen kann. Die Gipfel der Felsen gegenüber und auch in die Tiefe des Thals hin sind sehr spitzig ausgezackt. Es kommt daher, weil sie aus einer Gesteinart zusammengesetzt sind, deren Wände fast ganz perpendikular in die Erde einschießen. Wittert eine leichter aus, so bleibt die andere spitz in die Luft stehen. Solche Zacken werden Nadeln genennet, und die Aiguille du Dru ist eine solche hohe merkwürdige Spitze grade dem Mont-Anvert gegenüber. Wir wollten nunmehr auch das Eismeer betreten und diese ungeheuren Massen auf ihnen selbst beschauen. Wir stiegen den Berg hinunter und machten einige hundert Schritte auf den wogigen Krystallklippen herum. Es ist ein ganz trefflicher Anblick, wenn man, auf dem Eise selbst stehend, den oberwärts sich herabdrängenden und durch seltsame Spalten geschiedenen Massen entgegensieht. Doch wollt' es uns nicht länger auf diesem schlüpfrigen Boden gefallen; wir waren weder mit Fußeisen noch mit beschlagenen Schuhen gerüstet; vielmehr hatten sich unsere Absätze durch den langen Marsch abgerundet und geglättet. Wir machten uns also wieder zu den Hütten hinauf und nach einigem Ausruhen zur Abreise fertig. Wir stiegen den Berg hinab und kamen an den Ort, wo der Eisstrom stufenweis bis hinunter ins Thal dringt, und traten in die Höhle, in der er sein Wasser ausgießt. Sie ist weit, tief, von dem schönsten Blau, und es steht sich sichrer im Grund als vorn an der Mündung, weil an ihr sich immer große Stücke Eis schmelzend ablösen. Wir nahmen unsern Weg nach dem Wirthshause zu, bei der Wohnung zweier Blondins*) vorbei — Kinder von zwölf bis vierzehn Jahren, die sehr weiße Haut, weiße, doch schroffe Haare, rothe und bewegliche Augen wie die Kaninchen haben. Die tiefe Nacht, die im Thale liegt, lädt mich zeitig zu Bette, und ich habe kaum noch so viel Munterkeit, Ihnen zu sagen, daß wir einen jungen zahmen Steinbock gesehen haben, der sich unter den Ziegen ausnimmt wie der natürliche Sohn eines großen Herrn, dessen Erziehung in

*) Albino, Kakerlak.

der Stille einer bürgerlichen Familie aufgetragen ist. Von unsern Diskursen geht's nicht an, daß ich etwas außer der Reihe mittheile. An Graniten, Gneißen, Lärchen- und Zirbelbäumen finden Sie auch keine große Erbauung; doch sollen Sie ehestens merkwürdige Früchte von unserm Botanisiren zu sehen kriegen. Ich bilde mir ein, sehr schlaftrunken zu sein, und kann nicht eine Zeile weiter schreiben.

Chamouny, den 6. Nov. 1779. Früh.

Zufrieden mit dem, was uns die Jahrszeit zu sehen erlaubte, sind wir reisefertig, noch heute ins Wallis durchzudringen. Das ganze Thal ist über und über bis an die Hälfte der Berge mit Nebel bedeckt, und wir müssen erwarten, was Sonne und Wind zu unserm Vortheil thun werden. Unser Führer schlägt uns einen Weg über den Col de Balme vor — ein hoher Berg, der an der nördlichen Seite des Thals gegen Wallis zu liegt, auf dem wir, wenn wir glücklich sind, das Thal Chamouny mit seinen meisten Merkwürdigkeiten noch auf einmal von seiner Höhe übersehen können. Indem ich Dieses schreibe, geschieht an dem Himmel eine herrliche Erscheinung: Die Nebel, die sich bewegen und sich an einigen Orten brechen, lassen wie durch Tagelöcher*) den blauen Himmel sehen und zugleich die Gipfel der Berge, die oben über unsrer Dunstdecke von der Morgensonne beschienen werden. Auch ohne die Hoffnung eines schönen Tags ist dieser Anblick dem Aug' eine rechte Weide. Erst jetzo hat man einiges Maaß für die Höhe der Berge. Erst in einer ziemlichen Höhe vom Thal auf streichen die Nebel an dem Berg hin; hohe Wolken steigen von da auf, und alsdann sieht man noch über ihnen die Gipfel der Berge in der Verklärung schimmern. Es wird Zeit! Ich nehme zugleich von diesem geliebten Thal und von Ihnen Abschied.

Martinach im Wallis, den 6. Nov. 1779. Abends.

Glücklich sind wir herüber gekommen, und so wäre auch dieses Abenteuer bestanden. Die Freude über unser gutes Schicksal wird mir noch eine halbe Stunde die Feder lebendig erhalten.

---

*) Oeffnungen, durch die das Licht einfällt, ohne daß es wirkliche Fenster sind.

Unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, zogen wir heute früh gegen Neune von Prieuré aus. Die Wolken wechselten, daß die Gipfel der Berge bald erschienen, bald verschwanden, bald die Sonne streifweis ins Thal dringen konnte, bald die Gegend wieder verdeckt wurde. Wir gingen das Thal hinauf, den Ausguß des Eisthals vorbei, ferner den Glacier d'Argentière hin, den höchsten von allen, dessen oberster Gipfel uns aber von Wolken bedeckt war. In der Gegend wurde Rath gehalten, ob wir den Stieg über den Col de Balme unternehmen und den Weg über Vallorcine verlassen wollten. Der Anschein war nicht der vortheilhafteste; doch da hier nichts zu verlieren und viel zu gewinnen war, traten wir unsern Weg keck gegen die dunkle Nebel- und Wolkenregion an. Als wir gegen den Glacier du Tour kamen, rissen sich die Wolken aus einander, und wir sahen auch diesen schönen Gletscher in völligem Lichte. Wir setzten uns nieder, tranken eine Flasche Wein aus und aßen etwas Weniges. Wir stiegen nunmehr immer den Quellen der Arve auf rauhen Matten und schlecht berasten Flecken entgegen und kamen dem Nebelkreis immer näher, bis er uns endlich völlig aufnahm. Wir stiegen eine Weile geduldig fort, als es auf einmal, indem wir aufschritten, wieder über unsern Häuptern helle zu werden anfing. Kurze Zeit dauerte es, so traten wir aus den Wolken heraus, sahen sie in ihrer ganzen Last unter uns auf dem Thale liegen und konnten die Berge, die es rechts und links einschließen, außer dem Gipfel des Montblanc, der mit Wolken bedeckt war, sehen, deuten und mit Namen nennen. Wir sahen einige Gletscher von ihren Höhen bis zu der Wolkentiefe herabsteigen, von andern sahen wir nur die Plätze, indem uns die Eismassen durch die Bergschrunden verdeckt wurden. Ueber die ganze Wolkenfläche sahen wir außerhalb dem mittägigen Ende des Thales ferne Berge im Sonnenschein. Was soll ich Ihnen die Namen von den Gipfeln, Spitzen, Nadeln, Eis- und Schneemassen vorerzählen, die Ihnen doch kein Bild, weder vom Ganzen noch vom Einzelnen, in die Seele bringen! Merkwürdiger ist's, wie die Geister der Luft sich unter uns zu streiten schienen. Kaum hatten wir eine Weile gestanden und uns an der großen Aussicht ergetzt, so schien eine feindselige Gährung in dem Nebel zu entstehen, der auf einmal aufwärts strich und uns aufs Neue einzuwickeln drohte. Wir stiegen stärker den Berg hinan, ihm nochmals zu entgehn; allein er überflügelte uns

und hüllte uns ein. Wir stiegen immer frisch aufwärts, und bald kam uns ein Gegenwind vom Berge selbst zu Hilfe, der durch den Sattel, der zwei Gipfel verbindet, hereinstrich und den Nebel wieder ins Thal zurücktrieb. Dieser wundersame Streit wiederholte sich öfter, und wir langten endlich glücklich auf dem Col de Balme an. Es war ein seltsamer, eigener Anblick. Der höchste Himmel über den Gipfeln der Berge war überzogen, unter uns sahen wir durch den manchmal zerrissenen Nebel ins ganze Thal Chamouny, und zwischen diesen beiden Wolkenschichten waren die Gipfel der Berge alle sichtbar. Auf der Ostseite waren wir von schroffen Gebirgen eingeschlossen, auf der Abendseite sahen wir in ungeheure Thäler, wo doch auf einigen Matten sich menschliche Wohnungen zeigten. Vorwärts lag uns das Wallisthal, wo man mit einem Blick bis Martinach und weiter hinein mannichfaltig über einander geschlungene Berge sehen konnte. Auf allen Seiten von Gebirgen umschlossen, die sich weiter gegen den Horizont immer zu vermehren und aufzuthürmen schienen, so standen wir auf der Grenze von Savoyen und Wallis. Einige Kontrebandiers kamen mit Mauleseln den Berg herauf und erschraken vor uns, da sie an dem Platz jetzo Niemand vermutheten. Sie thaten einen Schuß, als ob sie sagen wollten: „Damit Ihr seht, daß sie geladen sind," und Einer ging voraus, um uns zu rekognosciren. Da er unsern Führer erkannte und unsere harmlosen Figuren sah, rückten die Andern auch näher, und wir zogen mit wechselseitigen Glückwünschen an einander vorbei. Der Wind ging scharf, und es fing ein Wenig an zu schneien. Nunmehr ging es einen sehr rauhen und wilden Stieg abwärts durch einen alten Fichtenwald, der sich auf Felsplatten von Gneiß eingewurzelt hatte. Vom Wind über einander gerissen, verfaulten hier die Stämme mit ihren Wurzeln, und die zugleich losgebrochenen Felsen lagen schroff durch einander. Endlich kamen wir ins Thal, wo der Trientfluß aus einem Gletscher entspringt, ließen das Dörfchen Trient ganz nahe rechts liegen und folgten dem Thale durch einen ziemlich unbequemen Weg, bis wir endlich gegen Sechse hier in Martinach auf flachem Wallisboden angekommen sind, wo wir uns zu weitern Unternehmungen ausruhen wollen.

Martinach, den 6. Nov. 1779. Abends.

Wie unsre Reise ununterbrochen fortgeht, knüpft sich auch ein Blatt meiner Unterhaltung mit Ihnen ans andre, und kaum hab' ich das Ende unsrer savoyer Wanderungen gefaltet und bei Seite gelegt, nehm' ich schon wieder ein andres Papier, um Sie mit dem bekannt zu machen, was wir zunächst vorhaben.

Zu Nacht sind wir in ein Land getreten, nach welchem unsere Neugier schon lange gespannt ist. Noch haben wir nichts als die Gipfel der Berge, die das Thal von beiden Seiten einschließen, in der Abenddämmerung gesehen. Wir sind im Wirthshause untergekrochen, sehen zum Fenster hinaus die Wolken wechseln; es ist uns so heimlich und so wohl, daß wir ein Dach haben, als Kindern, die sich aus Stühlen, Tischblättern und Teppichen eine Hütte am Ofen machen und sich darin bereden, es regne und schneie draußen, um angenehme eingebildete Schauer in ihren kleinen Seelen in Bewegung zu bringen. So sind wir in der Herbstnacht in einem fremden, unbekannten Lande. Aus der Karte wissen wir, daß wir in dem Winkel eines Ellenbogens sitzen, von wo aus der kleinere Theil des Wallis, ungefähr von Mittag gegen Mitternacht, die Rhone hinunter sich an den Genfersee anschließt, der andre aber und längste von Abend gegen Morgen die Rhone hinauf bis an ihren Ursprung, die Furka, streicht. Das Wallis selbst zu durchreisen, macht uns eine angenehme Aussicht; nur wie wir oben hinaus kommen werden, erregt einige Sorge. Zuvörderst ist festgesetzt, daß wir, um den untern Theil zu sehen, morgen bis St. Maurice gehen, wo der Freund, der mit den Pferden durch das Pays de Vaud gegangen, eingetroffen sein wird. Morgen Abend gedenken wir wieder hier zu sein, und übermorgen soll es das Land hinauf. Wenn es nach dem Rath des Herrn de Saussure geht, so machen wir den Weg bis an die Furka zu Pferde, sodann wieder bis Brieg zurück über den Simpelberg,*) wo bei jeder Witterung eine gute Passage ist, über Domo d'Ossola, den Lago maggiore, über Bellinzona und dann den Gotthard hinauf. Der Weg soll gut und durchaus für Pferde praktikabel sein. Am Liebsten gingen wir über die Furka auf den Gotthard, der Kürze wegen und weil der Schwanz durch die italienischen Provinzen von Anfang an nicht in unserm Plane war; allein wo mit den Pferden hin, die sich nicht über

*) Simplon.

die Furka schleppen lassen, wo vielleicht gar schon Fußgängern der Weg durch Schnee versperrt ist? Wir sind darüber ganz ruhig und hoffen, von Augenblick zu Augenblick wie bisher von den Umständen selbst guten Rath zu nehmen. Merkwürdig ist in diesem Wirthshause eine Magd, die bei einer großen Dummheit alle Manieren einer sich empfindsam zierenden deutschen Fräulein hat. Es gab ein großes Gelächter, als wir uns die müden Füße mit rothem Wein und Kleien auf Anrathen unseres Führers badeten und sie von dieser annehmlichen Dirne abtrocknen ließen.

Nach Tische.

Am Essen haben wir uns nicht sehr erholt und hoffen, daß der Schlaf besser schmecken soll.

Den 7. Nov. 1779. St. Maurice, gegen Mittag.

Unterweges ist es meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, daß ich mir meine abwesenden Freunde wechselsweise herbeirufe und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirthshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben Eins, wenn schon manchmal die allzu sehr ausgespannte Seele lieber in sich selbst zusammenfiele und mit einem halben Schlaf sich erholte. Heute früh gingen wir in der Dämmerung von Martinach weg; ein frischer Nordwind ward mit dem Tage lebendig, wir kamen an einem alten Schlosse vorbei, das auf der Ecke steht, wo die beiden Arme des Wallis ein Y machen. Das Thal ist eng und wird auf beiden Seiten von mannichfaltigen Bergen beschlossen, die wieder zusammen von eigenem, erhaben lieblichem Charakter sind. Wir kamen dahin, wo der Trientstrom um enge und gerade Felsenwände herum in das Thal dringt, daß man zweifelhaft ist, ob er nicht unter den Felsen hervorkomme. Gleich dabei steht die alte, vorm Jahr durch den Fluß beschädigte Brücke, unweit welcher ungeheure Felsstücke vor kurzer Zeit vom Gebirge herab die Landstraße verschüttet haben. Diese Gruppe zusammen würde ein außerordentlich schönes Bild machen. Nicht weit davon hat man eine neue hölzerne Brücke gebaut und ein ander Stück Landstraße eingeleitet. Wir wußten, daß wir uns dem berühmten Wasserfall der Pisse-vache näherten, und wünschten einen Sonnenblick, wozu uns die wechselnden Wolken einige

Hoffnung machten. An dem Wege betrachteten wir die vielen Granit- und Gneißstücke, die bei ihrer Verschiedenheit doch alle eines Ursprungs zu sein schienen. Endlich traten wir vor den Wasserfall, der seinen Ruhm vor vielen andern verdient. In ziemlicher Höhe schießt aus einer Felskluft ein starker Bach flammend herunter in ein Becken, wo er in Staub und Schaum sich weit und breit im Wind herumtreibt. Die Sonne trat hervor und machte den Anblick doppelt lebendig. Unten im Wasserstaube hat man einen Regenbogen hin und wieder, wie man geht, ganz nahe vor sich. Tritt man weiter hinauf, so sieht man noch eine schönere Erscheinung. Die luftigen schäumenden Wellen des obern Strahls, wenn sie gischend und flüchtig die Linien berühren, wo in unsern Augen der Regenbogen entstehet, färben sich flammend, ohne daß die an einander hängende Gestalt eines Bogens erschiene; und so ist an dem Platze immer eine abwechselnde feurige Bewegung. Wir kletterten dran herum, setzten uns dabei nieder und wünschten, ganze Tage und gute Stunden des Lebens dabei zubringen zu können. Auch hier wieder, wie so oft auf dieser Reise, fühlten wir, daß große Gegenstände im Vorübergehen gar nicht empfunden und genossen werden können. Wir kamen in ein Dorf, wo lustige Soldaten waren, und tranken daselbst neuen Wein, den man uns gestern auch schon vorgesetzt hatte. Er sieht aus wie Seifenwasser, doch mag ich ihn lieber trinken als ihren sauren jährigen und zweijährigen. Wenn man durstig ist, bekommt Alles wohl. Wir sahen St. Maurice von Weitem, wie es just an einem Platze liegt, wo das Thal sich zu einem Passe zusammendrückt. Links über der Stadt sahen wir an einer Felsenwand eine kleine Kirche mit einer Einsiedelei angeflickt, wo wir noch hinaufzusteigen denken. Hier im Wirthshause fanden wir ein Billet vom Freunde, der zu Bex, drei Viertelstunden von hier, geblieben ist. Wir haben ihm einen Boten geschickt. Der Graf ist spazieren gegangen, vorwärts die Gegend noch zu sehen; ich will einen Bissen essen, um alsdann auch nach der berühmten Brücke und dem Paß zu gehn.

Nach Eins.

Ich bin wieder zurück von dem Fleckchen, wo man Tage lang sitzen, zeichnen, herumschleichen und, ohne müde zu werden, sich mit sich selbst unterhalten könnte. Wenn ich Jemandem

einen Weg ins Wallis rathen sollte, so wär' es dieser vom Genfersee die Rhone herauf. Ich bin auf dem Weg nach Bex zu über die große Brücke gegangen, wo man gleich ins Berner Gebiet eintritt. Die Rhone fließt dort hinunter, und das Thal wird nach dem See zu etwas weiter. Wie ich mich umkehrte, sah ich die Felsen sich bei St. Maurice zusammendrücken und über die Rhone, die unten durchrauscht, in einem hohen Bogen eine schmale, leichte Brücke kühn hinübergesprengt. Die mannichfaltigen Erker und Thürme einer Burg schließen drüben gleich an, und mit einem einzigen Thore ist der Eingang ins Wallis gesperrt. Ich ging über die Brücke nach St. Maurice zurück, suchte noch vorher einen Gesichtspunkt, den ich bei Hubern gezeichnet gesehn habe und auch ungefähr fand.

Der Graf ist wieder gekommen; er war den Pferden entgegengegangen und hat sich auf seinem Braunen voraus gemacht. Er sagt, die Brücke sei so schön und leicht gebaut, daß es aussehe, als wenn ein Pferd flüchtig über einen Graben setzt. Der Freund kommt auch an, zufrieden von seiner Reise. Er hat den Weg am Genfersee her bis Bex in wenigen Tagen zurückgelegt, und es ist eine allgemeine Freude, sich wiederzusehen.

Martinach, gegen Neun.

Wir sind tief in die Nacht geritten, und der Herweg hat uns länger geschienen als der Hinweg, wo wir von einem Gegenstand zu dem andern gelockt worden sind. Auch habe ich aller Beschreibungen und Reflektionen für heute herzlich satt, doch will ich zwei schöne noch geschwind in der Erinnerung festsetzen. An der Pisse-vache kamen wir in tiefer Dämmerung wieder vorbei. Die Berge, das Thal und selbst der Himmel waren dunkel und dämmernd. Graulich und mit stillem Rauschen sah man den herabschießenden Strom von allen andern Gegenständen sich unterscheiden, man bemerkte fast gar keine Bewegung. Es war immer dunkler geworden. Auf einmal sahen wir den Gipfel einer sehr hohen Klippe, völlig wie geschmolzen Erz im Ofen, glühen und rothen Dampf davon aufsteigen. Dieses sonderbare Phänomen wirkte die Abendsonne, die den Schnee und den davon aufsteigenden Nebel erleuchtete.

Sion, den 8. Nov. 1779. Nach drei Uhr.

Wir haben heute früh einen Fehltritt gethan und uns wenigstens um drei Stunden versäumet. Wir ritten vor Tag von Martinach weg, um bei Zeiten in Sion zu sein. Das Wetter war außerordentlich schön, nur daß die Sonne wegen ihres niedern Standes von den Bergen gehindert war, den Weg, den wir ritten, zu bescheinen; und der Anblick des wunderschönen Wallisthals machte manchen guten und muntern Gedanken rege. Wir waren schon drei Stunden die Landstraße hinan, die Rhone uns linker Hand, geritten; wir sahen Sion vor uns liegen und freuten uns auf das bald zu veranstaltende Mittagsessen, als wir die Brücke, die wir zu passiren hatten, abgetragen fanden. Es blieb uns nach Angabe der Leute, die dabei beschäftigt waren, nichts übrig, als entweder einen kleinen Fußpfad, der an den Felsen hinging, zu wählen oder eine Stunde wieder zurückzureiten und alsdann über einige andere Brücken der Rhone zu gehen. Wir wählten das Letzte und ließen uns von keinem üblen Humor anfechten, sondern schrieben diesen Unfall wieder auf Rechnung eines guten Geistes, der uns bei der schönsten Tageszeit durch ein so interessantes Land spazieren führen wollte. Die Rhone macht überhaupt in diesem engen Lande böse Händel. Wir mußten, um zu den andern Brücken zu kommen, über anderthalb Stunden durch die sandigen Flecke reiten, die sie durch Ueberschwemmungen sehr oft zu verändern pflegt, und die nur zu Erlen und Weidengebüschen zu benutzen sind. Endlich kamen wir an die Brücken, die sehr bös, schwankend, lang und von falschen Klüppeln zusammengesetzt sind. Wir mußten einzeln unsere Pferde nicht ohne Sorge darüber führen. Nun ging es an der linken Seite des Wallis wieder nach Sion zu. Der Weg an sich war meistentheils schlecht und steinig; doch zeigte uns jeder Schritt eine Landschaft, die eines Gemäldes werth gewesen wäre. Besonders führte er uns auf ein Schloß hinauf, wo herunter sich eine der schönsten Aussichten zeigte, die ich auf dem ganzen Wege gesehen habe. Die nächsten Berge schossen auf beiden Seiten mit ihren Lagen in die Erde ein und verjüngten durch ihre Gestalt die Gegend gleichsam perspektivisch. Die ganze Breite des Wallis von Berg zu Berg lag bequem anzusehen unter uns; die Rhone kam mit ihren mannichfaltigen Krümmen und Buschwerken bei Dörfern, Wiesen und angebauten Hügeln vorbeigeflossen; in der Entfernung sah man die Burg von Sion und die verschiedenen Hügel, die sich

dahinter zu erheben anfingen; die letzte Gegend ward wie mit einem Amphitheaterbogen durch eine Reihe von Schneegebirgen geschlossen, die wie das übrige Ganze von der hohen Mittagssonne erleuchtet standen. So unangenehm und steinig der Weg war, den wir zu reiten hatten, so erfreulich fanden wir die noch ziemlich grünen Reblauben, die ihn bedeckten. Die Einwohner, denen jedes Fleckchen Erdreich kostbar ist, pflanzen ihre Weinstöcke gleich an ihre Mauern, die ihre Güter von dem Wege scheiden; sie wachsen zu außerordentlicher Dicke und werden vermittelst Pfählen und Latten über den Weg gezogen, so daß er fast eine an einander hangende Laube bildet. In dem untern Theile war meistens Wiesewachs, doch fanden wir auch, da wir uns Sion näherten, einigen Feldbau. Gegen diese Stadt zu wird die Gegend durch wechselnde Hügel außerordentlich mannichfaltig, und man wünschte eine längere Zeit des Aufenthalts genießen zu können. Doch unterbricht die Häßlichkeit der Städte und der Menschen die angenehmen Empfindungen, welche die Landschaft erregt, gar sehr. Die scheußlichen Kröpfe haben mich ganz und gar übeln Humors gemacht. Unsern Pferden dürfen wir wol heute nichts mehr zumuthen und denken deswegen zu Fuße nach Seyters*) zu gehen. Hier in Sion ist das Wirthshaus abscheulich, und die Stadt hat ein widriges schwarzes Ansehn.

Seyters, den 8. Nov. 1779. Nachts.

Da wir bei einbrechendem Abend erst von Sion weggegangen, sind wir bei Nacht unter einem hellen Sternhimmel hier angekommen. Wir haben einige schöne Aussichten darüber verloren, merk' ich wol. Besonders wünschten wir das Schloß Tourbillon,**) das bei Sion liegt, erstiegen zu haben; es muß von da aus eine ganz ungemein schöne Aussicht sein. Ein Bote, den wir mitnahmen, brachte uns glücklich durch einige böse Flecke, wo das Wasser ausgetreten war. Bald erreichten wir die Höhe und hatten die Rhone immer rechts unter uns. Mit verschiedenen astronomischen Gesprächen verkürzten wir den Weg und sind bei guten Leuten, die ihr Bestes thun werden, uns zu bewirthen,

---

*) Nach neueren Karten Siders (französisch Sierre).

**) Neun Jahre später wurde dies Schloß durch eine Feuersbrunst zerstört.

eingekehret. Wenn man zurückdenkt, kommt Einem so ein durchlebter Tag wegen der mancherlei Gegenstände fast wie eine Woche vor. Es fängt mir an recht leid zu thun, daß ich nicht Zeit und Geschick habe, die merkwürdigsten Gegenden auch nur linienweise zu zeichnen; es ist immer besser als alle Beschreibungen für einen Abwesenden.

Seyters, den 9. Nov. 1779.

Noch ehe wir aufbrechen, kann ich Ihnen einen guten Morgen bieten. Der Graf wird mit mir links ins Gebirg nach dem Leukerbad zu gehen, der Freund indessen die Pferde hier erwarten und uns morgen in Leuk wieder antreffen.

Leukerbad, den 9. Nov. 1779, am Fuß des Gemmiberges.

In einem kleinen bretternen Haus, wo wir von sehr braven Leuten gar freundlich aufgenommen worden, sitzen wir in einer schmalen und niedrigen Stube, und ich will sehen, wie viel von unserer heutigen sehr interessanten Tour durch Worte mitzutheilen ist. Von Seyters stiegen wir heute früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwasser unterweges angetroffen hatten. Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit Alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen und Gärten, die denn nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls noch möglich ist, von den Leuten wiederhergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannichfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint Alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meist das offene Wallisthal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick ins Gebirg vor uns aufthat.

Ich muß, um anschaulicher zu machen, was ich beschreiben will, etwas von der geographischen Lage der Gegend, wo wir uns befinden, sagen. Wir waren nun schon drei Stunden aufwärts in das ungeheure Gebirg gestiegen, das Wallis von Bern trennet. Es ist eben der Stock von Bergen, der in Einem fort

vom Genfersee bis auf den Gotthard läuft, und auf dem sich in dem Berner Gebiet die großen Eis- und Schneemassen eingenistet haben. Hier sind oben und unten relative Worte des Augenblicks. Ich sage, unter mir auf einer Fläche liegt ein Dorf, und eben diese Fläche liegt vielleicht wieder an einem Abgrund, der viel höher ist als mein Verhältniß zu ihr.

Wir sahen, als wir um eine Ecke herum kamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte von der Landschaft liegen. Ueber der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts, gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe, die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an, die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie im Brennpunkt von so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften dastand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gehauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist dieses kein gefährlicher, aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrunde gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben uns hinabstieg, faßte sein Thier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hilfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gut Glas rothen Wein und Brod zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirthshäuser haben. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen und das Leukerbad an seinem Fuß zwischen andern hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen Drei, als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier. Es ist zwar kein Gasthof hier, aber alle Leute sind so ziemlich wegen der vielen Badegäste, die hierher kommen, eingerichtet. Unsere Wirthin liegt seit gestern in den Wochen, und ihr Mann macht mit einer alten Mutter und der Magd ganz artig die Ehre des Hauses. Wir bestellten etwas zu essen und

ließen uns die warmen Quellen zeigen, die an verschiedenen Orten sehr stark aus der Erde hervorkommen und reinlich eingefaßt sind. Außer dem Dorfe, gegen das Gebirg zu, sollen noch einige stärkere sein. Es hat dieses Wasser nicht den mindesten schwefelichten Geruch, setzt, wo es quillt und wo es durchfließt, nicht den mindesten Oker noch sonst irgend etwas Mineralisches oder Irdisches an, sondern läßt wie ein anderes reines Wasser keine Spur zurück. Es ist, wenn es aus der Erde kommt, sehr heiß und wegen seiner guten Kräfte berühmt. Wir hatten noch Zeit zu einem Spaziergang gegen den Fuß des Gemmi, der uns ganz nah zu liegen schien. Ich muß hier wieder bemerken, was schon so oft vorgekommen, daß, wenn man mit Gebirgen umschlossen ist, Einem alle Gegenstände so außerordentlich nahe scheinen. Wir hatten eine starke Stunde über heruntergestürzte Felsstücke und dazwischengeschwemmten Kies hinaufzusteigen, bis wir uns an dem Fuß des ungeheuren Gemmibergs, wo der Weg an steilen Klippen aufwärts gehet, befanden. Es ist dies der Uebergang ins Berner Gebiet, wo alle Kranken sich müssen in Sänften heruntertragen lassen. Hieß' uns die Jahrszeit nicht eilen, so würde wahrscheinlicher Weise morgen ein Versuch gemacht werden, diesen so merkwürdigen Berg zu besteigen; so aber werden wir uns mit der bloßen Ansicht für diesmal begnügen müssen. Wie wir zurückgingen, sahen wir dem Gebräude der Wolken zu, das in der jetzigen Jahrszeit in diesen Gegenden äußerst interessant ist. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; es ist auch, wie man uns im Bernschen voraussagte, hier der Herbst sehr gefällig. Die frühen Abende und Schnee verkündende Wolken erinnern uns aber doch manchmal, daß wir tief in der Jahrszeit sind. Das wunderbare Wehen, das sie heute Abend verführten, war außerordentlich schön. Als wir vom Fuß des Gemmiberges zurückkamen, sahen wir aus der Schlucht von Inden herauf leichte Nebelwolken sich mit großer Schnelligkeit bewegen. Sie wechselten bald rückwärts, bald vorwärts und kamen endlich aufsteigend dem Leukerbad so nah, daß wir wol sahen, wir mußten unsere Schritte verdoppeln, um bei hereinbrechender Nacht nicht in Wolken eingewickelt zu werden. Wir kamen auch glücklich zu Hause an, und während ich Dieses hinschreibe, legen sich wirklich die Wolken ganz ernstlich in einen kleinen artigen Schnee aus einander. Es ist dieser der erste, den wir haben, und wenn

wir auf unsere gestrige warme Reise von Martinach nach Sion, auf die noch ziemlich belaubten Rebengeländer zurückdenken, eine sehr schnelle Abwechselung.

Ich bin in die Thüre getreten, ich habe dem Wesen der Wolken eine Weile zugesehen, das über alle Beschreibung schön ist. Eigentlich ist es noch nicht Nacht, aber sie verhüllen abwechselnd den Himmel und machen dunkel. Aus den tiefen Felsschluchten steigen sie herauf, bis sie an die höchsten Gipfel der Berge reichen; von diesen angezogen, scheinen sie sich zu verdicken und, von der Kälte gepackt, in Gestalt des Schnees niederzufallen. Es ist eine unaussprechliche Einsamkeit, hier oben in so großer Höhe doch noch wie in einem Brunnen zu sein, wo man nur vorwärts durch die Abgründe einen Fußpfad hinaus vermuthet. Die Wolken, die sich hier in diesem Sacke stoßen, die ungeheuren Felsen bald zudecken und in eine undurchdringliche, öde Dämmerung verschlingen, bald Theile davon wieder als Gespenster sehen lassen, geben dem Zustand ein trauriges Leben. Man ist voller Ahnung bei diesen Wirkungen der Natur. Die Wolken, eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man in dem platten Lande doch nur als etwas Fremdes, Ueberirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.

Auf die Nebel, die bei uns eben diese Wirkungen hervorbringen, giebt man weniger Acht; auch weil sie uns weniger vors Auge gedrängt sind, ist ihre Wirthschaft schwerer zu beobachten. Bei allen diesen Gegenständen wünscht man nur länger sich verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können; ja, ist man ein Liebhaber von dergleichen Betrachtungen, so wird der Wunsch immer lebhafter, wenn man bedenkt, daß jede Jahrszeit, Tageszeit und Witterung neue Erscheinungen, die man gar nicht erwartet, hervorbringen muß. Und wie in jedem Menschen, auch selbst dem gemeinen, sonderbare Spuren übrig bleiben, wenn er bei großen, ungewöhnlichen Handlungen etwa einmal gegenwärtig gewesen ist, wie er sich von diesem einen Flecke gleichsam größer fühlt, unermüdlich eben-

dasselbe erzählend wiederholt und so auf jene Weise einen Schatz für sein ganzes Leben gewonnen hat, so ist es auch dem Menschen, der solche große Gegenstände der Natur gesehen und mit ihnen vertraut geworden ist. Er hat, wenn er diese Eindrücke zu bewahren, sie mit andern Empfindungen und Gedanken, die in ihm entstehen, zu verbinden weiß, gewiß einen Vorrath von Gewürz, womit er den unschmackhaften Theil des Lebens verbessern und seinem ganzen Wesen einen durchziehenden guten Geschmack geben kann.

Ich bemerke, daß ich in meinem Schreiben der Menschen wenig erwähne; sie sind auch unter diesen großen Gegenständen der Natur, besonders im Vorbeigehen, minder merkwürdig. Ich zweifle nicht, daß man bei längerm Aufenthalt gar interessante und gute Leute finden würde. Eins glaub' ich überall zu bemerken: Je weiter man von der Landstraße und dem größern Gewerbe der Menschen abkömmt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren, desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armuth hab' ich sie gefunden.

Leukerbad, den 10. Nov. 1779.

Wir machen uns bei Licht zurechte, um mit Tages Anbruch wieder hinunterzugehen. Diese Nacht habe ich ziemlich unruhig zugebracht. Ich lag kaum im Bette, so kam mir vor, als wenn ich über und über mit einer Nesselsucht befallen wäre; doch merkte ich bald, daß es ein großes Heer hüpfender Insekten war, die den neuen Ankömmling blutdürstig überfielen. Diese Thiere erzeugen sich in den hölzernen Häusern in großer Menge. Die Nacht ward mir sehr lang, und ich war zufrieden, als man uns den Morgen Licht brachte.

Leuk, gegen 10 Uhr.

Wir haben nicht viel Zeit; doch will ich, eh wir hier weggehen, die merkwürdige Trennung unserer Gesellschaft melden, die hier vorgegangen ist, und was sie veranlaßt hat. Wir gingen mit Tages Anbruch heute von Leukerbad aus und hatten im frischen Schnee einen schlüpfrigen Weg über die Matten zu

machen. Wir kamen bald nach Inden, wo wir dann den steilen Weg, den wir gestern heruntergekommen, zur Rechten über uns ließen und auf der Matte nach der Schlucht, die uns nunmehr links lag, hinabstiegen. Es ist diese wild und mit Bäumen verwachsen; doch geht ein ganz leidlicher Weg hinunter. Durch diese Felsklüfte hat das Wasser, das vom Leukerbad kommt, seine Abflüsse ins Wallisthal. Wir sahen in der Höhe an der Seite des Felsens, den wir gestern heruntergekommen waren, eine Wasserleitung gar künstlich eingehauen, wodurch ein Bach erst daran her, dann durch eine Höhle aus dem Gebirge in das benachbarte Dorf geleitet wird. Wir mußten nunmehr wieder einen Hügel hinauf und sahen dann bald das offne Wallis und die garstige Stadt Leuk unter uns liegen. Es sind diese Städtchen meist an die Berge angeflickt, die Dächer mit groben gerissnen Schindeln unzierlich gedeckt, die durch die Jahrszeit ganz schwarz gefault und vermoost sind. Wie man auch nur hineintritt, so ekelt's Einem; denn es ist überall unsauber; Mangel und ängstlicher Erwerb dieser privilegirten und freien Bewohner kommt überall zum Vorschein. Wir fanden den Freund, der die schlimme Nachricht brachte, daß es nunmehr mit den Pferden sehr beschwerlich weiter zu gehen anfinge. Die Ställe werden kleiner und enger, weil sie nur auf Maulesel und Saumrosse eingerichtet sind; der Haber fängt auch an sehr selten zu werden, ja, man sagt, daß weiter hin ins Gebirg gar keiner mehr anzutreffen sei. Ein Beschluß war bald gefaßt: Der Freund sollte mit den Pferden das Wallis wieder hinunter über Bex, Vevay, Lausanne, Freiburg und Bern auf Luzern gehen, der Graf und ich wollten unsern Weg das Wallis hinauf fortsetzen, versuchend, wo wir auf den Gotthard hinaufdringen könnten, alsdann durch den Kanton Uri über den Vierwaldstädtersee gleichfalls in Luzern eintreffen. Man findet in dieser Gegend überall Maulthiere, die auf solchen Wegen immer besser sind als Pferde, und zu Fuße zu gehen ist am Ende doch immer das Angenehmste. Wir haben unsere Sachen getrennet. Der Freund ist fort, unser Mantelsack wird auf ein Maulthier, das wir gemiethet haben, gepackt, und so wollen wir aufbrechen und unsern Weg zu Fuße nach Brieg nehmen. Am Himmel sieht es bunt aus; doch ich denke, das gute Glück, das uns bisher begleitet und uns so weit gelockt hat, soll uns auf dem Platze nicht verlassen, wo wir es am Nöthigsten brauchen.

Brieg, den 10. Nov. 1779. Abends.

Von unserm heutigen Weg kann ich wenig erzählen, ausgenommen, wenn Sie mit einer weitläufigen Wettergeschichte Sich wollen unterhalten lassen. Wir gingen in Gesellschaft eines schwäbischen Metzgerknechtes, der sich hierher verloren, in Leuk Kondition gefunden hatte und eine Art von Hanswurst machte, unser Gepäck auf ein Maulthier geladen, das sein Herr vor sich hertrieb, gegen Elf von Leuk ab. Hinter uns, so weit wir in das Wallisthal hineinsehen konnten, lag es mit dicken Schneewolken bedeckt, die das Land herauf gezogen kamen. Es war wirklich ein trüber Anblick, und ich befürchtete in der Stille, daß, ob es gleich so hell vor uns aufwärts war als wie im Lande Gosen, uns doch die Wolken bald einholen, und wir vielleicht im Grunde des Wallis an beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, von Wolken zugedeckt und in einer Nacht eingeschneit sein könnten. So flüsterte die Sorge, die sich meistentheils des einen Ohrs bemeistert. Auf der andern Seite sprach der gute Muth mit weit zuverlässigerer Stimme, verwies mir meinen Unglauben, hielt mir das Vergangene vor und machte mich auch auf die gegenwärtigen Lufterscheinungen aufmerksam. Wir gingen dem schönen Wetter immer entgegen; die Rhone hinauf war Alles heiter, und so stark der Abendwind das Gewölk hinter uns her trieb, so konnte es uns doch niemals erreichen. Die Ursache war diese: In das Wallisthal gehen, wie ich schon so oft gesagt, sehr viele Schluchten des benachbarten Gebirges aus und ergießen sich wie kleine Bäche in den großen Strom, wie denn auch alle ihre Gewässer in der Rhone zusammenlaufen. Aus jeder solchen Oeffnung streicht ein Zugwind, der sich in den innern Thälern und Krümmungen erzeugt. Wie nun der Hauptzug der Wolken das Thal herauf an so eine Schlucht kommt, so läßt die Zugluft die Wolken nicht vorbei, sondern kämpft mit ihnen und dem Winde, der sie trägt, hält sie auf und macht ihnen wol stundenlang den Weg streitig. Diesem Kampf sahen wir oft zu, und wenn wir glaubten, von ihnen überzogen zu werden, so fanden sie wieder ein solches Hinderniß, und wenn wir eine Stunde gegangen waren, konnten sie noch kaum vom Fleck. Gegen Abend war der Himmel außerordentlich schön. Als wir uns Brieg näherten, trafen die Wolken fast zu gleicher Zeit mit uns ein; doch mußten sie, weil die Sonne untergegangen war und ihnen nunmehr ein packender Morgenwind entgegenkam, stille stehen

und machten von einem Berge zum andern einen großen halben Mond über das Thal. Sie waren von der kalten Luft zur Konsistenz gebracht und hatten da, wo sich ihr Saum gegen den blauen Himmel zeichnete, schöne, leichte und muntere Formen. Man sah, daß sie Schnee enthielten; doch scheint uns die frische Luft zu verheißen, daß diese Nacht nicht viel fallen soll. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus und, was uns zu großem Vergnügen dient, in einer geräumigen Stube ein Kamin angetroffen; wir sitzen am Feuer und machen Rathschläge wegen unserer weitern Reise. Hier in Brieg geht die gewöhnliche Straße über den Simplon nach Italien; wenn wir also unsern Gedanken, über die Furka auf den Gotthard zu gehen, aufgeben wollten, so gingen wir mit gemietheten Pferden und Maulthieren auf Domo d'Ossola, Margozzo, führen den Lago maggiore hinaufwärts, dann auf Bellinzona und so weiter den Gotthard hinauf über Airolo zu den Kapuzinern. Dieser Weg ist den ganzen Winter über gebahnt und mit Pferden bequem zu machen, doch scheint er unserer Vorstellung, da er in unserm Plane nicht war und uns fünf Tage später als unsern Freund nach Luzern führen würde, nicht reizend. Wir wünschen vielmehr das Wallis bis an sein oberes Ende zu sehen, dahin wir morgen Abend kommen werden; und wenn das Glück gut ist, so sitzen wir übermorgen um diese Zeit in Realp in dem Ursener Thal, welches auf dem Gotthard nahe bei dessen höchstem Gipfel ist. Sollten wir nicht über die Furka kommen, so bleibt uns immer der Weg hierher unverschlossen, und wir werden alsdann das aus Noth ergreifen, was wir aus Wahl nicht gerne thun. Sie können Sich vorstellen, daß ich hier schon wieder die Leute examiniret habe, ob sie glauben, daß die Passage über die Furka offen ist; denn das ist der Gedanke, mit dem ich aufstehe, schlafen gehe, mit dem ich den ganzen Tag über beschäftigt bin. Bisher war es einem Marsch zu vergleichen, den man gegen einen Feind richtet, und nun ist's, als wenn man sich dem Flecke nähert, wo er sich verschanzt hat und man sich mit ihm herumschlagen muß. Außer unserm Maulthier sind zwei Pferde auf morgen früh bestellt.

Münster, den 11. Nov. 1779. Abends 6 Uhr.

Wieder einen glücklichen und angenehmen Tag zurückgelegt! Heute früh, als wir von Brieg bei guter Tagszeit ausritten,

sagte uns der Wirth noch auf den Weg, wenn der Berg — so nennen sie hier die Furka — gar zu grimmig wäre, so möchten wir wieder zurückkehren und einen andern Weg suchen. Mit unsern zwei Pferden und einem Maulesel kamen wir nun bald über angenehme Matten, wo das Thal so eng wird, daß es kaum einige Büchsenschüsse breit ist. Es hat daselbst eine schöne Weide, worauf große Bäume stehen, und Felsstücke, die sich von benachbarten Bergen abgelöst haben, zerstreut liegen. Das Thal wird immer enger, man wird genöthiget, an den Bergen seitwärts hinaufzusteigen, und hat nunmehr die Rhone in einer schroffen Schlucht immer rechts unter sich. In der Höhe aber breitet sich das Land wieder recht schön aus; auf mannichfaltig gebogenen Hügeln sind schöne, nahrhafte Matten, liegen hübsche Oerter, die mit ihren dunkelbraunen hölzernen Häusern gar wunderlich unter dem Schnee hervorgucken. Wir gingen viel zu Fuß und thaten's uns einander wechselseitig zu Gefallen. Denn ob man gleich auf den Pferden sicher ist, so sieht es doch immer gefährlich aus, wenn ein Anderer auf so schmalen Pfaden, von so einem schwachen Thiere getragen, an einem schroffen Abgrund vor Einem herreitet. Weil nun kein Vieh auf der Weide sein kann, indem die Menschen alle in den Häusern stecken, so sieht eine solche Gegend sehr einsam aus, und der Gedanke, daß man immer enger und enger zwischen ungeheuren Gebirgen eingeschlossen wird, giebt der Imagination graue und unangenehme Bilder, die Einen, der nicht recht fest im Sattel säße, gar leicht herabwerfen könnten. Der Mensch ist niemals ganz Herr von sich selbst. Da er die Zukunft nicht weiß, da ihm sogar der nächste Augenblick verborgen ist, so hat er oft, wenn er etwas Ungemeines vornimmt, mit unwillkürlichen Empfindungen, Ahnungen, traumartigen Vorstellungen zu kämpfen, über die man kurz hinterdrein wol lachen kann, die aber oft in dem Augenblicke der Entscheidung höchst beschwerlich sind. In unserm Mittagsquartier begegnete uns was Angenehmes. Wir traten bei einer Frau ein, in deren Hause es ganz rechtlich aussah. Ihre Stube war nach hiesiger Landesart ausgetäfelt, die Betten mit Schnitzwerk gezieret, die Schränke, Tische und was sonst von kleinen Repositorien an den Wänden und in den Ecken befestigt war, hatte artige Zierathen von Drechsler- und Schnitzwerk. An den Portraits, die in der Stube hingen, konnte man bald sehen, daß Mehrere aus dieser Familie sich dem geistlichen Stand gewidmet hatten. Wir

bemerkten auch eine Sammlung wohl eingebundener Bücher über der Thür, die wir für eine Stiftung eines dieser Herren hielten. Wir nahmen die Legenden der Heiligen herunter und lasen drin, während das Essen vor uns zubereitet wurde. Die Wirthin fragte uns einmal, als sie in die Stube trat, ob wir auch die Geschichte des heiligen Alexis gelesen hätten. Wir sagten Nein, nahmen aber weiter keine Notiz davon, und Jeder las in seinem Kapitel fort. Als wir uns zu Tische gesetzt hatten, stellte sie sich zu uns und fing wieder von dem heiligen Alexis an zu reden. Wir fragten, ob es ihr Patron oder der Patron ihres Hauses sei, welches sie verneinte, dabei aber versicherte, daß dieser heilige Mann so viel aus Liebe zu Gott ausgestanden habe, daß ihr seine Geschichte erbärmlicher vorkomme als viele der Uebrigen. Da sie sah, daß wir gar nicht unterrichtet waren, fing sie an, uns zu erzählen: „Es sei der heilige Alexis der Sohn vornehmer, reicher und gottesfürchtiger Eltern in Rom gewesen, sei ihnen, die den Armen außerordentlich viel Gutes gethan, in Ausübung guter Werke mit Vergnügen gefolgt; doch habe ihm dieses noch nicht genug gethan, sondern er habe sich in der Stille Gott ganz und gar geweiht und Christo eine ewige Keuschheit angelobet. Als ihn in der Folge seine Eltern an eine schöne und treffliche Jungfrau verheirathen wollen, habe er zwar sich ihrem Willen nicht widersetzt, die Trauung sei vollzogen worden; er habe sich aber, anstatt sich zu der Braut in die Kammer zu begeben, auf ein Schiff, das er bereit gefunden, gesetzt und sei damit nach Asien übergefahren. Er habe daselbst die Gestalt eines schlechten Bettlers angezogen und sei dergestalt unkenntlich geworden, daß ihn auch die Knechte seines Vaters, die man ihm nachgeschickt, nicht erkannt hätten. Er habe sich daselbst an der Thüre der Hauptkirche gewöhnlich aufgehalten, dem Gottesdienst beigewohnt und sich von geringen Almosen der Gläubigen genährt. Nach drei oder vier Jahren seien verschiedene Wunder geschehen, die ein besonderes Wohlgefallen Gottes angezeigt. Der Bischof habe in der Kirche eine Stimme gehört, daß er den frömmsten Mann, dessen Gebet vor Gott am Angenehmsten sei, in die Kirche rufen und an seiner Seite den Dienst verrichten sollte. Da Dieser hierauf nicht gewußt, wer gemeint sei, habe ihm die Stimme den Bettler angezeigt, den er denn auch zu großem Erstaunen des Volks hereingeholt. Der heilige Alexis, betroffen, daß die Aufmerksamkeit der Leute auf ihn rege geworden,

habe sich in der Stille davon und auf ein Schiff gemacht, Willens, weiter sich in die Fremde zu begeben. Durch Sturm aber und andere Umstände sei er genöthiget worden, in Italien zu landen. Der heilige Mann habe hierin einen Wink Gottes gesehen und sich gefreut, eine Gelegenheit zu finden, wo er die Selbstverleugnung im höchsten Grade zeigen konnte. Er sei daher geradezu auf seine Vaterstadt losgegangen, habe sich als ein armer Bettler vor seiner Eltern Hausthür gestellt; diese, ihn auch dafür haltend, haben ihn nach ihrer frommen Wohlthätigkeit gut aufgenommen und einem Bedienten aufgetragen, ihn mit Quartier im Schloß und den nöthigen Speisen zu versehen. Dieser Bediente, verdrießlich über die Mühe und unwillig über seiner Herrschaft Wohlthätigkeit, habe diesen anscheinenden Bettler in ein schlechtes Loch unter der Treppe gewiesen und ihm daselbst geringes und sparsames Essen gleich einem Hunde vorgeworfen. Der heilige Mann, anstatt sich dadurch irre machen zu lassen, habe darüber erst Gott recht in seinem Herzen gelobt, und nicht allein dieses, was er so leicht ändern können, mit gelassenem Gemüthe getragen, sondern auch die andauernde Betrübniß der Eltern und seiner Gemahlin über die Abwesenheit ihres so geliebten Alexis mit unglaublicher und übermenschlicher Standhaftigkeit ausgehalten. Denn seine vielgeliebten Eltern und seine schöne Gemahlin hat er des Tags wol hundertmal seinen Namen ausrufen hören, sich nach ihm sehnen und über seine Abwesenheit ein kummervolles Leben verzehren sehen. An dieser Stelle konnte sich die Frau der Thränen nicht mehr enthalten, und ihre beiden Mädchen, die sich während der Erzählung an ihren Rock angehängt, sahen unverwandt an die Mutter hinauf. „Ich weiß mir keinen erbärmlichern Zustand vorzustellen," sagte sie, „und keine größere Marter, als was dieser heilige Mann bei den Seinigen und aus freiem Willen ausgestanden hat. Aber Gott hat ihm seine Beständigkeit aufs Herrlichste vergolten und bei seinem Tode die größten Zeichen der Gnade vor den Augen der Gläubigen gegeben. Denn als dieser heilige Mann, nachdem er einige Jahre in diesem Zustande gelebt, täglich mit größter Inbrunst dem Gottesdienste beigewohnet, so ist er endlich krank geworden, ohne daß Jemand sonderlich auf ihn Acht gegeben. Als darnach an einem Morgen der Papst in Gegenwart des Kaisers und des ganzen Adels selbst hohes Amt gehalten, haben auf einmal die Glocken der ganzen Stadt Rom wie zu einem vornehmen

Todtengeläute zu läuten angefangen; wie nun Jedermänniglich darüber erstaunt, so ist dem Papste eine Offenbarung geschehen, daß dieses Wunder den Tod des heiligsten Mannes in der ganzen Stadt anzeige, der in dem Hause des Patrizii * * * soeben verschieden sei. Der Vater des Alexis fiel auf Befragen selbst auf den Bettler. Er ging nach Hause und fand ihn unter der Treppe wirklich todt. In den zusammengefalteten Händen hatte der heilige Mann ein Papier stecken, welches ihm der Alte, wiewol vergebens, herauszuziehen suchte. Er brachte diese Nachricht dem Kaiser und Papst in die Kirche zurück, die alsdann mit dem Hofe und der Klerisei sich aufmachten, um selbst den heiligen Leichnam zu besuchen. Als sie angelangt, nahm der heilige Vater ohne Mühe das Papier dem Leichnam aus den Händen, überreichte es dem Kaiser, der es sogleich von seinem Kanzler vorlesen ließ. Es enthielt dieses Papier die bisherige Geschichte dieses Heiligen. Da hätte man nun erst den übergroßen Jammer der Eltern und der Gemahlin sehen sollen, die ihren theuren Sohn und Gatten so nahe bei sich gehabt und ihm nichts zu Gute thun können und nunmehr erst erfuhren, wie übel er behandelt worden. Sie fielen über den Körper her, klagten so wehmüthig, daß Niemand von allen Umstehenden sich des Weinens enthalten konnte. Auch waren unter der Menge Volks, die sich nach und nach zudrängte, viele Kranke, die zu dem heiligen Körper gelassen und durch dessen Berührung gesund wurden." Die Erzählerin versicherte nochmals, indem sie ihre Augen trocknete, daß sie eine erbärmlichere Geschichte niemals gehört habe; und mir kam selbst ein so großes Verlangen zu weinen an, daß ich große Mühe hatte, es zu verbergen und zu unterdrücken. Nach dem Essen suchte ich im Pater Cochem*) die Legende selbst auf und fand, daß die gute Frau den ganzen reinen menschlichen Faden der Geschichte behalten und alle abgeschmackten Anwendungen dieses Schriftstellers rein vergessen hatte.

Wir gehen fleißig ins Fenster und sehen uns nach der Witterung um; denn wir sind jetzt sehr im Fall, Winde und Wolken anzubeten. Die frühe Nacht und die allgemeine Stille ist das Element, worin das Schreiben recht gut gedeiht, und

*) Martin von Cochem (1630—1712), ein Kapuziner und Verfasser vieler Erbauungsschriften; hier dürfte an seine „Legenden der Heiligen" zu denken sein

ich bin überzeugt, wenn ich mich nur einige Monate an so einem Orte inne halten könnte und müßte, so würden alle meine angefangenen Dramen eins nach dem andern aus Noth fertig. Wir haben schon verschiedene Leute vorgehabt und sie nach dem Uebergange über die Furka gefragt; aber auch hier können wir nichts Bestimmtes erfahren, ob der Berg gleich nur zwei Stunden entfernt ist. Wir müssen uns also darüber beruhigen und morgen mit Anbruch des Tages selbst rekognosciren und sehen, wie sich unser Schicksal entscheidet. So gefaßt ich auch sonst bin, so muß ich gestehen, daß mir's höchst verdrießlich wäre, wenn wir zurückgeschlagen würden. Glückt es, so sind wir morgen Abend in Realp auf dem Gotthard und übermorgen zu Mittage auf dem Gipfel des Bergs bei den Kapuzinern; mißlingt's, so haben wir nur zwei Wege zur Retirade offen, wovon keiner sonderlich besser ist als der andere — durchs ganze Wallis zurück und den bekannten Weg über Bern auf Luzern, oder auf Brieg zurück und erst durch einen großen Umweg auf den Gotthard! Ich glaube, ich habe Ihnen das in diesen wenigen Blättern schon dreimal gesagt. Freilich ist es für uns von der größten Wichtigkeit. Der Ausgang wird entscheiden, ob unser Muth und Zutrauen, daß es gehen müsse, oder die Klugheit einiger Personen, die uns diesen Weg mit Gewalt widerrathen wollen, Recht behalten wird. So viel ist gewiß, daß beide, Klugheit und Muth, das Glück über sich erkennen müssen. Nachdem wir vorher nochmals das Wetter examinirt, die Luft kalt, den Himmel heiter und ohne Disposition zu Schnee gesehen haben, legen wir uns ruhig zu Bette.

Münster, den 12. November 1779. Früh 6 Uhr.

Wir sind schon fertig, und Alles ist eingepackt, um mit Tages Anbruch von hier wegzugehen. Wir haben zwei Stunden bis Oberwald, und von da rechnet man gewöhnlich sechs Stunden auf Realp. Unser Maulthier geht mit dem Gepäck nach, so weit wir es bringen können.

Realp, den 12. November 1779. Abends.

Mit einbrechender Nacht sind wir hier angekommen. Es ist überstanden, und der Knoten, der uns den Weg verstrickte, entzwei geschnitten. Eh ich Ihnen sage, wo wir eingekehrt sind,

ch ich Ihnen das Wesen unserer Gastfreunde beschreibe, lassen Sie mich mit Vergnügen den Weg in Gedanken zurück machen, den wir mit Sorgen vor uns liegen sahen, und den wir glücklich, doch nicht ohne Beschwerde, zurückgelegt haben. Um Sieben gingen wir von Münster weg und sahen das beschneite Amphitheater der hohen Gebirge vor uns zugeschlossen, hielten den Berg, der hinten quer vorsteht, für die Furka; allein wir irrten uns, wie wir nachmals erfuhren; sie war durch Berge, die uns links lagen, und durch hohe Wolken bedeckt. Der Morgenwind blies stark und schlug sich mit einigen Schneewolken herum und jagte abwechselnd leichte Gestöber an den Bergen und durch das Thal. Desto stärker trieben aber die Windweben an dem Boden hin und machten uns etlichemal den Weg verfehlen, ob wir gleich, auf beiden Seiten von Bergen eingeschlossen, Oberwald am Ende doch finden mußten. Nach Neune trafen wir daselbst an und sprachen in einem Wirthshaus ein, wo sich die Leute nicht wenig wunderten, solche Gestalten in dieser Jahrszeit erscheinen zu sehen. Wir fragten, ob der Weg über die Furka noch gangbar wäre. Sie antworteten, daß ihre Leute den größten Theil des Winters drüber gingen; ob wir aber hinüberkommen würden, das wüßten sie nicht. Wir schickten sogleich nach solchen Führern; es kam ein untersetzter, starker Mann, dessen Gestalt ein gutes Zutrauen gab, dem wir unsern Antrag thaten: Wenn er den Weg für uns noch praktikabel hielte, so sollt' er's sagen, noch einen oder mehr Kameraden zu sich nehmen und mit uns kommen. Nach einigem Bedenken sagte er's zu, ging weg, um sich fertig zu machen und den Andern mitzubringen. Wir zahlten indessen unserm Mauleseltreiber seinen Lohn, den wir mit seinem Thiere nunmehr nicht weiter brauchen konnten, aßen ein Weniges Käs und Brod, tranken ein Glas rothen Wein und waren sehr lustig und wohlgemuth, als unser Führer wiederkam und noch einen größern und stärker aussehenden Mann, der die Stärke und Tapferkeit eines Rosses zu haben schien, hinter sich hatte. Einer hockte den Mantelsack auf den Rücken, und nun ging der Zug zu Fünfen zum Dorfe hinaus, da wir denn in kurzer Zeit den Fuß des Berges, der uns links lag, erreichten und allmählig in die Höhe zu steigen anfingen. Zuerst hatten wir noch einen betretenen Fußpfad, der von einer benachbarten Alpe herunterging; bald aber verlor sich dieser, und wir mußten im Schnee den Berg hinaufsteigen. Unsere Führer wanden sich durch die Felsen, um die sich der

bekannte Fußpfad schlingt, sehr geschickt herum, obgleich Alles überein zugeschneit war. Noch ging der Weg durch einen Fichtenwald; wir hatten die Rhone in einem engen, unfruchtbaren Thal unter uns. Nach einer kleinen Weile mußten wir selbst hinab in dieses Thal, kamen über einen kleinen Steg und sahen nunmehr den Rhonegletscher vor uns. Es ist der ungeheuerste, den wir so ganz übersehen haben. Er nimmt den Sattel eines Berges in sehr großer Breite ein, steigt ununterbrochen herunter bis da, wo unten im Thal die Rhone aus ihm herausfließt. An diesem Ausflusse hat er, wie die Leute erzählen, verschiedene Jahre her abgenommen; das will aber gegen die übrige ungeheure Masse gar nichts sagen. Obgleich Alles voll Schnee lag, so waren doch die schroffen Eisklippen, wo der Wind so leicht keinen Schnee haften läßt, mit ihren vitriolblauen Spalten sichtbar, und man konnte deutlich sehen, wo der Gletscher aufhört und der beschneite Felsen anhebt. Wir gingen ganz nahe daran hin; er lag uns linker Hand. Bald kamen wir wieder auf einen leichten Steg über ein kleines Bergwasser, das in einem muldenförmigen unfruchtbaren Thal nach der Rhone zu floß. Vom Gletscher aber rechts und links und vorwärts sieht man nun keinen Baum mehr; Alles ist öde und wüste. Keine schroffen und überstehenden Felsen, nur lang gedehnte Thäler, sacht geschwungene Berge, die nun gar im Alles vergleichenden Schnee die einfachen, ununterbrochenen Flächen uns entgegenwiesen. Wir stiegen nunmehr links den Berg hinan und sanken in tiefen Schnee. Einer von unsern Führern mußte voran und brach, indem er herzhaft durchschritt, die Bahn, in der wir folgten. Es war ein seltsamer Anblick, wenn man einen Moment seine Aufmerksamkeit von dem Wege ab und auf sich selbst und die Gesellschaft wendete, in der ödesten Gegend der Welt und in einer ungeheuren, einförmigen, schneebedeckten Gebirgswüste, wo man rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebendige Seele weiß, wo man auf beiden Seiten die weiten Tiefen verschlungener Gebirge hat, eine Reihe Menschen zu sehen, deren Einer in des Andern tiefe Fußtapfen tritt, und wo in der ganzen glatt überzogenen Weite nichts in die Augen fällt als die Furche, die man gezogen hat. Die Tiefen, aus denen man herkommt, liegen grau und endlos in Nebel hinter Einem. Die Wolken wechseln über die blasse Sonne, breitflockiger Schnee stiebt in der Tiefe und zieht über Alles einen ewig beweglichen Flor. Ich bin überzeugt, daß

Einer, über den auf diesem Weg seine Einbildungskraft nur einigermaßen Herr würde, hier ohne anscheinende Gefahr vor Angst und Furcht vergehen müßte. Eigentlich ist auch hier keine Gefahr des Sturzes, sondern nur die Lawinen, wenn der Schnee stärker wird, als er jetzt ist, und durch seine Last zu rollen anfängt, sind gefährlich. Doch erzählten uns unsere Führer, daß sie den ganzen Winter durch drüber gingen, um Ziegenfelle aus dem Wallis auf den Gotthard zu tragen, womit ein starker Handel getrieben wird. Sie gehen alsdann, um die Lawinen zu vermeiden, nicht da, wo wir gingen, den Berg allmählig hinauf, sondern bleiben eine Weile unten im breitern Thal und steigen alsdann den steilen Berg gerade hinauf. Der Weg ist da sicherer, aber auch viel unbequemer. Nach viertehalb Stunden Marsch kamen wir auf dem Sattel der Furka an beim Kreuz, wo sich Wallis und Uri scheiden. Auch hier ward uns der doppelte Gipfel der Furka, woher sie ihren Namen hat, nicht sichtbar. Wir hofften nunmehr einen bequemern Hinabstieg; allein unsere Führer verkündigten uns einen noch tiefern Schnee, den wir auch bald fanden. Unser Zug ging wie vorher hinter einander fort, und der Vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel darin. Die Geschicklichkeit der Leute und die Leichtigkeit, womit sie die Sache traktirten, erhielt auch unsern guten Muth; und ich muß sagen, daß ich für meine Person so glücklich gewesen bin, den Weg ohne große Mühseligkeit zu überstehen, ob ich gleich damit nicht sagen will, daß es ein Spaziergang sei. Der Jäger Hermann versicherte, daß er auf dem Thüringerwalde auch schon so tiefen Schnee gehabt habe; doch ließ er sich am Ende verlauten, die Furka sei ein S***r. Es kam ein Lämmergeier mit unglaublicher Schnelle über uns hergeflogen; er war das einzige Lebende, was wir in diesen Wüsten antrafen, und in der Ferne sahen wir die Berge des Ursener Thals im Sonnenschein. Unsere Führer wollten in einer verlassenen, steinernen und zugeschneiten Hirtenhütte einkehren und etwas essen; allein wir trieben sie fort, um in der Kälte nicht stille zu stehen. Hier schlingen sich wieder andere Thäler ein, und endlich hatten wir den offenen Anblick ins Ursener Thal. Wir gingen schärfer, und nach viertehalb Stunden Wegs vom Kreuz an sahen wir die zerstreuten Dächer von Realp. Wir hatten unsere Führer schon verschiedentlich gefragt, was für ein Wirthshaus und besonders was für Wein wir in Realp zu erwarten hätten. Die

Hoffnung, die sie uns gaben, war nicht sonderlich; doch versicherten sie, daß die Kapuziner daselbst, die zwar nicht wie die auf dem Gotthard ein Hospitium hätten, dennoch manchmal Fremde aufzunehmen pflegten. Bei Diesen würden wir einen guten rothen Wein und besseres Essen als im Wirthshaus finden. Wir schickten Einen deswegen voraus, daß er die Patres disponiren und uns Quartier machen sollte. Wir säumten nicht ihm nachzugehen und kamen bald nach ihm an, da uns denn ein großer, ansehnlicher Pater an der Thür empfing. Er hieß uns mit großer Freundlichkeit eintreten und bat noch auf der Schwelle, daß wir mit ihnen vorlieb nehmen möchten, da sie eigentlich, besonders in jetziger Jahrszeit, nicht eingerichtet wären, solche Gäste zu empfangen. Er führte uns sogleich in eine warme Stube und war sehr geschäftig, uns, indem wir unsere Stiefeln auszogen und Wäsche wechselten, zu bedienen. Er bat uns ein Mal über das andere, wir möchten ja völlig thun, als ob wir zu Hause wären. Wegen des Essens müßten wir, sagte er, in Geduld stehen, indem sie in ihrer langen Fasten begriffen wären, die bis Weihnachten dauert. Wir versicherten ihm, daß eine warme Stube, ein Stück Brod und ein Glas Wein unter gegenwärtigen Umständen alle unsere Wünsche erfülle. Er reichte uns das Verlangte, und wir hatten uns kaum ein Wenig erholt, als er uns ihre Umstände und ihr Verhältniß hier auf diesem öden Flecke zu erzählen anfing. „Wir haben," sagte er, „kein Hospitium wie die Patres auf dem Gotthard; wir sind hier Pfarrherrn und unser Drei: Ich habe das Predigtamt auf mir, der zweite Pater die Schullehre und der Bruder die Haushaltung." Er fuhr fort zu erzählen, wie beschwerlich ihre Geschäfte seien, am Ende eines einsamen, von aller Welt abgesonderten Thales zu liegen und für sehr geringe Einkünfte viele Arbeit zu thun. Es sei sonst diese, wie die übrigen dergleichen Stellen, von einem Weltgeistlichen versehen worden, der aber, als einstens eine Schneelawine einen Theil des Dorfs bedeckt, sich mit der Monstranz geflüchtet, da man ihn denn abgesetzt und sie, denen man mehr Resignation zutraue, an dessen Stelle eingeführt habe. Ich habe mich, um Dieses zu schreiben, in eine obere Stube begeben, die durch ein Loch von unten auf geheizt wird. Es kommt die Nachricht, daß das Essen fertig ist, die, ob wir gleich schon Einiges vorgearbeitet haben, sehr willkommen klingt.

Nach Neum.

Die Patres, Herren, Knechte und Träger haben alle zusammen an einem Tische gegessen; nur der Frater, der die Küche besorgte, war erst ganz gegen Ende der Tafel sichtbar. Er hatte aus Eiern, Milch und Mehl gar mannichfaltige Speisen zusammengebracht, die wir uns eine nach der andern sehr wohl schmecken ließen. Die Träger, die eine große Freude hatten, von unserer glücklich vollbrachten Expedition zu reden, lobten unsere seltene Geschicklichkeit im Gehen und versicherten, daß sie es nicht mit einem Jeden unternehmen würden. Sie gestanden uns nun, daß heute früh, als sie aufgefordert wurden, erst Einer gegangen sei, uns zu rekognosciren, um zu sehen, ob wir wol die Miene hätten, mit ihnen fortzukommen; denn sie hüteten sich sehr, alte oder schwache Leute in dieser Jahrszeit zu begleiten, weil es ihre Pflicht sei, Denjenigen, dem sie einmal zugesagt, ihn hinüberzubringen, im Fall er matt oder krank würde, zu tragen und, selbst wenn er stürbe, nicht liegen zu lassen, außer wenn sie in augenscheinliche Gefahr ihres eigenen Lebens kämen. Es war nunmehr durch dieses Geständniß die Schleuse der Erzählung aufgezogen, und nun brachte Einer nach dem Andern Geschichten von beschwerlichen oder verunglückten Bergwanderungen hervor, worin die Leute hier gleichsam wie in einem Elemente leben, so daß sie mit der größten Gelassenheit Unglücksfälle erzählen, denen sie täglich selbst unterworfen sind. Der Eine brachte eine Geschichte vor, wie er auf dem Kandersteg, um über den Gemmi zu gehen, mit noch einem Kameraden, der denn auch immer mit Vor- und Zunamen genennt wird, in tiefem Schnee eine arme Familie angetroffen, die Mutter sterbend, den Knaben halbtodt und den Vater in einer Gleichgiltigkeit, die dem Wahnsinne ähnlich gewesen. Er habe die Frau aufgehockt, sein Kamerade den Sohn, und so haben sie den Vater, der nicht vom Flecke gewollt, vor sich hergetrieben. Beim Absteigen vom Gemmi sei die Frau ihm auf dem Rücken gestorben, und er habe sie noch todt bis hinunter ins Leukerbad gebracht. Auf Befragen, was es für Leute gewesen seien, und wie sie in dieser Jahrszeit auf die Gebirge gekommen, sagte er, es seien arme Leute aus dem Kanton Bern gewesen, die, von Mangel getrieben, sich in unschicklicher Jahrszeit auf den Weg gemacht, um Verwandte im Wallis oder den italienischen Provinzen aufzusuchen, und seien von der Witterung übereilt worden. Sie erzählten ferner Geschichten, die ihnen be-

gegnen, wenn sie Winters Ziegenfelle über die Furka tragen, wo sie aber immer gesellschaftsweise zusammen gingen. Der Pater machte dazwischen viele Entschuldigungen wegen seines Essens, und wir verdoppelten unsere Versicherungen, daß wir nicht mehr wünschten, und erfuhren, da er das Gespräch auf sich und seinen Zustand lenkte, daß er noch nicht sehr lange an diesem Platze sei. Er fing an, vom Predigtamte zu sprechen und von dem Geschick, das ein Prediger haben müsse; er verglich ihn mit einem Kaufmann, der seine Waare wohl herauszustreichen und durch einen gefälligen Vortrag den Leuten angenehm zu machen habe. Er setzte nach Tisch die Unterredung fort, und indem er, aufgestanden, die linke Hand auf den Tisch stemmte, mit der rechten seine Worte begleitete und von der Rede selbst rednerisch redete, so schien er in dem Augenblick uns überzeugen zu wollen, daß er selbst der geschickte Kaufmann sei. Wir gaben ihm Beifall, und er kam von dem Vortrage auf die Sache selbst. Er lobte die katholische Religion. „Eine Regel des Glaubens müssen wir haben," sagte er, „und daß diese so fest und unveränderlich als möglich sei, ist ihr größter Vorzug. Die Schrift haben wir zum Fundamente unsers Glaubens; allein dies ist nicht hinreichend. Dem gemeinen Manne dürfen wir sie nicht in die Hände geben; denn so heilig sie ist und von dem Geiste Gottes auf allen Blättern zeugt, so kann doch der irdisch gesinnte Mensch dieses nicht begreifen, sondern findet überall leicht Verwirrung und Anstoß. Was soll ein Laie Gutes aus den schändlichen Geschichten, die darin vorkommen, und die doch zu Stärkung des Glaubens für geprüfte und erfahrne Kinder Gottes von dem heiligen Geiste aufgezeichnet worden, was soll ein gemeiner Mann daraus Gutes ziehen, der die Sachen nicht in ihrem Zusammenhange betrachtet? Wie soll er sich aus den hier und da anscheinenden Widersprüchen, aus der Unordnung der Bücher, aus der mannichfaltigen Schreibart herauswickeln, da es den Gelehrten selbst so schwer wird, und die Gläubigen über so viele Stellen ihre Vernunft gefangen nehmen müssen? Was sollen wir also lehren? Eine auf die Schrift gegründete, mit der besten Schriftauslegung bewiesene Regel! — Und wer soll die Schrift auslegen? Wer soll diese Regel festsetzen? Etwa ich oder ein anderer einzelner Mensch? — Mit Nichten! Jeder hängt die Sache auf eine andere Art zusammen, stellt sie sich nach seinem Konzepte vor. Das würde ebenso viele Lehren als Köpfe geben und unsägliche Verwirrungen hervorbringen, wie es auch schon gethan hat. Nein, es

bleibt der allerheiligsten Kirche allein, die Schrift auszulegen und die Regel zu bestimmen, wornach wir unsere Seelenführung einzurichten haben. Und wer ist diese Kirche? Es ist nicht etwa ein oder das andere Oberhaupt, ein oder das andere Glied derselben, nein, es sind die heiligsten, gelehrtesten, erfahrensten Männer aller Zeiten, die sich zusammen vereiniget haben, nach und nach unter dem Beistand des heiligen Geistes dieses übereinstimmende, große und allgemeine Gebäude aufzuführen, die auf den großen Versammlungen ihre Gedanken einander mitgetheilet, sich wechselseitig erbauet, die Irrthümer verbannt und eine Sicherheit, eine Gewißheit unserer allerheiligsten Religion gegeben, deren sich keine andere rühmen kann, ihr einen Grund gegraben und eine Brustwehr aufgeführet, die die Hölle selbst nicht überwältigen kann. Ebenso ist es auch mit dem Texte der heiligen Schrift. Wir haben die Vulgata, wir haben eine approbirte Uebersetzung der Vulgata und zu jedem Spruche eine Auslegung, welche von der Kirche gebilliget ist. Daher kommt diese Uebereinstimmung, die einen Jeden erstaunen muß. Ob Sie mich hier reden hören an diesem entfernten Winkel der Welt oder in der größten Hauptstadt in einem entferntesten Lande, den Ungeschicktesten oder den Fähigsten, Alle werden eine Sprache führen, ein katholischer Christ wird immer Dasselbige hören, überall auf dieselbe Weise unterrichtet und erbauet werden; und das ist's, was die Gewißheit unsers Glaubens macht, was uns die süße Zufriedenheit und Versicherung giebt, in der wir Einer mit dem Andern fest verbunden leben und in der Gewißheit, uns glücklicher wiederzufinden, von einander scheiden können." Er hatte diese Rede, wie im Diskurs, Eins auf das Andre folgen lassen, mehr in dem innern behaglichen Gefühl, daß er sich uns von einer vortheilhaften Seite zeige als mit dem Ton einer bigotten Belehrungssucht. Er wechselte theils mit den Händen dabei ab, schob sie einmal in die Kuttenärmel zusammen, ließ sie über dem Bauch ruhen, bald holte er mit gutem Anstand seine Dose aus der Kapuze und warf sie nach dem Gebrauch wieder hinein. Wir hörten ihm aufmerksam zu, und er schien mit unserer Art, seine Sachen aufzunehmen, sehr vergnügt zu sein. Wie sehr würde er sich gewundert haben, wenn ihm ein Geist im Augenblicke offenbaret hätte, daß er seine Peroration an einen Nachkommen Friedrich's des Weisen*) richte!

*) Friedrich der Weise von Thüringen-Sachsen (1486—1525), der bekannte Beschützer Luther's.

Den 13. Nov. 1779. Oben auf dem Gipfel des Gotthard's bei den Kapuzinern. Morgens um Zehn.

Endlich sind wir auf dem Gipfel unserer Reise glücklich angelangt! Hier, ist's beschlossen, wollen wir stille stehen und uns wieder nach dem Vaterlande zuwenden. Ich komme mir sehr wunderbar hier oben vor, wo ich mich vor vier Jahren mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in einer andern Jahreszeit, einige Tage aufhielt und, mein künftiges Schicksal unvorahnend, durch ein ich weiß nicht was bewegt, Italien den Rücken zukehrte und meiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegenging. Ich erkannte das Haus nicht wieder. Vor einiger Zeit ist es durch eine Schneelawine stark beschädigt worden; die Patres haben diese Gelegenheit ergriffen und eine Beisteuer im Lande eingesammelt, um ihre Wohnung zu erweitern und bequemer zu machen. Beide Patres, die hier oben wohnen, sind nicht zu Hause, doch, wie ich höre, noch ebendieselben, die ich vor vier Jahren antraf. Pater Seraphim, der schon dreizehn Jahre auf diesem Posten aushält, ist gegenwärtig in Mailand; den Andern erwarten sie noch heute von Airolo herauf. In dieser reinen Luft ist eine ganz grimmige Kälte. Sobald wir gegessen haben, will ich weiter fortfahren; denn vor die Thüre, merk' ich schon, werden wir nicht viel kommen.

Nach Tische.

Es wird immer kälter, man mag gar nicht von dem Ofen weg; ja, es ist die größte Lust, sich oben drauf zu setzen, welches in diesen Gegenden, wo die Oefen von steinernen Platten zusammengesetzt sind, gar wohl angeht. Zuvörderst also wollen wir an den Abschied von Realp und unsern Weg hierher.

Noch gestern Abend, ehe wir zu Bette gingen, führte uns der Pater in sein Schlafzimmer, wo Alles auf einen sehr kleinen Platz zusammengestellt war. Sein Bett, das aus einem Strohsack und einer wollenen Decke bestand, schien uns, die wir uns an ein gleiches Lager gewöhnt, gerade nichts Verdienstliches zu haben. Er zeigte uns Alles mit großem Vergnügen und innerer Zufriedenheit, seinen Bücherschrank und andere Dinge. Wir lobten ihm Alles und schieden sehr zufrieden von einander, um zu Bette zu gehen. Bei der Einrichtung des Zimmers hatte man, um zwei Betten an eine Wand anzubringen, beide kleiner als gehörig

gemacht. Diese Unbequemlichkeit hielt mich vom Schlaf ab, bis ich mir durch zusammengestellte Stühle zu helfen suchte. Erst heute früh bei hellem Tage erwachten wir wieder und gingen hinunter, da wir denn durchaus vergnügte und freundliche Gesichter antrafen. Unsere Führer, im Begriff, den lieblichen gestrigen Weg wieder zurückzumachen, schienen es als Epoche anzusehn und als Geschichte, mit der sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu Gute thun könnten, und da sie gut bezahlt wurden, schien bei ihnen der Begriff von Abenteuer vollkommen zu werden. Wir nahmen noch ein starkes Frühstück zu uns und schieden. Unser Weg ging nunmehr durchs Urseuer Thal, das merkwürdig ist, weil es in so großer Höhe schöne Matten und Viehzucht hat. Es werden hier Käse gemacht, denen ich einen besondern Vorzug gebe. Hier wachsen keine Bäume; Büsche von Salweiden fassen den Bach ein, und an den Gebirgen flechten sich kleine Sträucher durch einander. Mir ist's unter allen Gegenden, die ich kenne, die liebste und interessanteste, es sei nun, daß alte Erinnerungen sie werth machen, oder daß mir das Gefühl von so viel zusammengeketteten Wundern der Natur ein heimliches und unnennbares Vergnügen erregt. Ich setze zum Voraus, die ganze Gegend, durch die ich Sie führe, ist mit Schnee bedeckt, Fels und Matte und Weg sind alle überein verschneit. Der Himmel war ganz klar ohne irgend eine Wolke, das Blau viel tiefer, als man es in dem platten Lande gewohnt ist, die Rücken der Berge, die sich weiß davon abschnitten, theils hell im Sonnenlicht, theils blaulich im Schatten. In anderthalb Stunden waren wir in Hospital, ein Oertchen, das noch im Urseuer Thal am Weg auf den Gotthard liegt. Hier betrat ich zum ersten Mal wieder die Bahn meiner vorigen Reise. Wir kehrten ein, bestellten uns auf morgen ein Mittagessen und stiegen den Berg hinauf. Ein großer Zug von Maulesseln machte mit seinen Glocken die ganze Gegend lebendig. Es ist ein Ton, der alle Bergerinnerungen rege macht. Der größte Theil war schon vor uns aufgestiegen und hatte den glatten Weg mit den scharfen Eisen schon ziemlich aufgehauen. Wir fanden auch einige Wegeknechte, die bestellt sind, das Glatteis mit Erde zu überfahren, um den Weg praktikabel zu erhalten. Der Wunsch, den ich in vorigen Zeiten gethan hatte, diese Gegend einmal im Schnee zu sehen, ist mir nun auch gewährt. Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzenden Reuß hinauf, und die Wasserfälle bilden hier die

schönsten Formen. Wir verweilten lange bei der Schönheit des einen, der über schwarze Felsen in ziemlicher Breite herunterkam. Hier und da hatten sich in den Ritzen und auf den Flächen Eismassen angesetzt, und das Wasser schien über schwarz und weiß gesprengten Marmor herzulaufen. Das Eis blinkte wie Krystalladern und Strahlen in der Sonne, und das Wasser lief rein und frisch dazwischen hinunter. Auf den Gebirgen ist keine beschwerlichere Reisegesellschaft als Maulthiere. Sie halten einen ungleichen Schritt, indem sie durch einen sonderbaren Instinkt unten an einem steilen Ort erst stehen bleiben, dann denselben schnell hinaufschreiten und oben wieder ausruhen. Sie halten auch auf graden Flächen, die hier und da vorkommen, manchmal inne, bis sie durch den Treiber oder durch die nachfolgenden Thiere vom Platze bewegt werden. Und so, indem man einen gleichen Schritt hält, drängt man sich an ihnen auf dem schmalen Wege vorbei und gewinnt über solche ganze Reihen den Vortheil. Steht man still, um etwas zu betrachten, so kommen sie Einem wieder zuvor, und man ist von dem betäubenden Laut ihrer Klingeln und von ihrer breit auf die Seite stehenden Bürde beschwert. So langten wir endlich auf dem Gipfel des Berges an, den Sie Sich wie einen kahlen Scheitel, mit einer Krone umgeben, denken müssen. Man ist hier auf einer Fläche, ringsum wieder von Gipfeln umgeben, und die Aussicht wird in der Nähe und Ferne von kahlen und auch meistens mit Schnee bedeckten Rippen und Klippen eingeschränkt.

Man kann sich kaum erwärmen, besonders da sie nur mit Reisig heizen können und auch dieses sparen müssen, weil sie es fast drei Stunden heraufzuschleppen haben und oberwärts, wie gesagt, fast gar kein Holz wächst.

Der Pater ist von Airolo heraufgekommen, so erfroren, daß er bei seiner Ankunft kein Wort hervorbringen konnte. Ob sie gleich hier oben sich bequemer als die Uebrigen vom Orden tragen dürfen, so ist es doch immer ein Anzug, der für dieses Klima nicht gemacht ist. Er war von Airolo herauf den sehr glatten Weg gegen den Wind gestiegen; der Bart war ihm eingefroren, und es währte eine ganze Weile, bis er sich besinnen konnte. Wir unterhielten uns von der Beschwerlichkeit dieses Aufenthalts; er erzählte, wie es ihnen das Jahr über zu gehen pflege, ihre Bemühungen und häuslichen Umstände. Er sprach nichts als Italienisch, und wir fanden hier Gelegenheit, von den Uebungen, die wir uns das Frühjahr in dieser Sprache gegeben,

Gebrauch zu machen. Gegen Abend traten wir einen Augenblick vor die Hausthüre heraus, um uns vom Pater denjenigen Gipfel zeigen zu lassen, den man für den höchsten des Gotthard's hält; wir konnten aber kaum einige Minuten dauern, so durchdringend und angreifend kalt ist es. Wir bleiben also wol für diesmal in dem Hause eingeschlossen, bis wir morgen fortgehen, und haben Zeit genug, das Merkwürdige dieser Gegend in Gedanken zu durchreisen.

Aus einer kleinen geographischen Beschreibung werden Sie sehen, wie merkwürdig der Punkt ist, auf dem wir uns jetzt befinden. Der Gotthard ist zwar nicht das höchste Gebirg der Schweiz, und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um sehr Vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle andere, weil die größten Gebirgketten bei ihm zusammenlaufen und sich an ihn lehnen. Ja, wenn ich mich nicht irre, so hat mir Herr Wyttenbach*) zu Bern, der von dem höchsten Gipfel die Spitzen der übrigen Gebirge gesehen, erzählt, daß sich diese alle gleichsam gegen ihn zu neigen schienen. Die Gebirge von Schwyz und Unterwalden, gekettet an die von Uri, steigen von Mitternacht, von Morgen die Gebirge des Graubündter Landes, von Mittag die der italienischen Vogteien herauf, und von Abend drängt sich durch die Furka das doppelte Gebirg, welches Wallis einschließt, an ihn heran. Nicht weit vom Hause hier sind zwei kleine Seen, davon der eine den Tessin durch Schluchten und Thäler nach Italien, der andere gleicherweise die Reuß nach dem Vierwaldstädtersee ausgießt. Nicht fern von hier entspringt der Rhein und läuft gegen Morgen, und wenn man alsdann die Rhone dazu nimmt, die an einem Fuß der Furka entspringt und nach Abend durch das Wallis läuft, so befindet man sich hier auf einem Kreuzpunkte, von dem aus Gebirge und Flüsse in alle vier Himmelsgegenden auslaufen.

---

*) Jakob Samuel Wyttenbach, Hospitalprediger zu Bern.

Das Römische Karneval.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Schon wenige Monate nach seiner Rückkehr aus Italien begann Goethe im „Teutschen Merkur" manche Arbeiten zu veröffentlichen, zu denen ihn der Aufenthalt in jenem Lande angeregt, und die er zum Theil auch schon dort ausgearbeitet hatte. Auf diese Weise erschienen von Oktober 1788 bis März 1789 eine Reihe von Aufsätzen, zwar unter dem gemeinsamen Titel „Auszüge aus einem Reise-Journal", aber doch zum Theil in der Art abgefaßt, daß in ihnen die betreffenden Gegenstände in allgemeinerer und objektiver Weise behandelt wurden. Alle diese Arbeiten wurden später in der „Italienischen Reise" zusammengestellt, deren zwei ersten Bände (unabhängig von der 1815 begonnenen Gesammtausgabe der Werke) 1816 und 1817 erschienen, und zwar als zweite Abtheilung des Werkes „Aus meinem Leben." Erst 12 Jahre später, im Jahre 1829, wurde der Schluß der „Italienischen Reise" unter dem Titel „Zweiter Aufenthalt in Rom" von Goethe in dem 29. Band der Werke, Ausg. letzter Hand, veröffentlicht und daselbst „Das Römische Karneval", welches bereits 1789 als Einzelschrift (vergl. später) erschienen war, in den Text eingeschaltet.

Wenn diese Anordnung, die seitdem immer befolgt worden ist, von uns wieder verlassen wird, indem wir „Das Römische Karneval" aus jener Verbindung herausnehmen,

so sind es zwei Gründe, die uns vorzugsweise dazu bestimmt haben, erstens Goethe's eigenes Verfahren, von dem er, wie bemerkt, nur zuletzt abgewichen ist, zweitens der Umstand, daß die genannte Schrift ein vollständig in sich abgeschlossenes Ganze bildet.

Das Interesse, welches Goethe am Karneval in Rom genommen hat, ist in den beiden Jahren seiner Anwesenheit daselbst nicht gleich groß und nicht gleicher Art gewesen. Am Aschermittwoch des Jahres 1787 schreibt er, nachdem bereits ein früherer Brief mit der Zeitbestimmung „Nach verklungener Karnevalsthorheit" datirt ist: „Nun ist der Narrheit ein Ende!... Das Karneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig los zu werden, es je wiederzusehen. Zu schreiben ist davon gar nichts; bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend sein." — Indessen hatte er doch auch schon damals Masken des Karnevals und Römische alterthümliche Trachten wenigstens für die Kinder der Weimarer Freunde gezeichnet oder zeichnen lassen, und als im nächsten Jahre dieselbe Zeit wiederkehrte, widmete er dem Karneval eine große Aufmerksamkeit, die indessen jetzt natürlich mehr sachlicher Art war, als daß er selbst noch ein besonderes Vergnügen von dem Treiben dieses Festes erwartet hätte. In diesem Sinne erwähnt er desselben in Briefen vom Januar und Februar 1788 z. B. an C. G. von Voigt und Friedrich von Stein, und auch in dem Februarberichte in der „Italienischen Reise", die allerdings viel späteren Ursprungs ist, äußerte er sich ähnlich: „Es mußte mir bald auffallen, daß dieses Volksfest, wie ein anderes wiederkehrendes Leben und Weben, seinen entschiedenen Verlauf hatte. Dadurch ward ich nun mit

dem Getümmel versöhnt, ich sah es an als ein anderes bedeutendes Naturerzeugniß und Nationalereigniß; ich interessirte mich dafür in diesem Sinne, bemerkte genau den Gang der Thorheiten, und wie das Alles doch in einer gewissen Form und Schicklichkeit ablief."

Dem entsprechend faßte Goethe offenbar schon in Italien den Plan zu seiner Schrift. Er schrieb schon während des Karnevals Alles auf, was er für bemerkenswerth hielt, und veranlaßte seinen Hausgenossen und Landsmann, den in der „Italienischen Reise" öfters erwähnten Portrait- und Historienmaler Georg Schütz, die einzelnen Masken flüchtig zu zeichnen und zu koloriren; mit der Vignette wurde der Maler Heinrich Lips in Rom beauftragt, die Radirungen endlich für die Umrisse der Zeichnungen und die Ausführung des Kolorirens im Einzelnen besorgte Kraus, der Direktor der Zeichenschule in Weimar. Anfangs war das Ganze (vergl. Intelligenzblatt der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung vom 4. Februar 1789) für das von Bertuch und Kraus redigirte „Journal des Luxus und der Moden" bestimmt; da aber der Text zu umfangreich war, so gab Goethe Beiden die Erlaubniß, denselben mit den Kupfern als ein besonderes Werk erscheinen zu lassen. Als ein solches, in dem zugleich die höchste typographische Schönheit erreicht werden sollte, wird es denn auch bereits am 2. Januar 1789 in der obengenannten Zeitschrift, in der übrigens später auch noch eine Beurtheilung desselben gegeben wurde, und im März desselben Jahres im „Teutschen Merkur" angekündigt. Demnach erschien „Das Römische Karneval, Berlin, gedruckt bei Johann Friedrich Unger. Weimar und Gotha. In Kommission bei Carl Wilhelm Ettinger. 1789."

Die Zahl der gedruckten Exemplare kann nicht groß gewesen sein; denn Goethe äußerte später zu Eckermann (III, 196), daß er auf einer Auktion vergeblich einen bedeutenden Preis auf ein solches geboten habe, wie er denn in der That viele Einzel- und Gesammtausgaben seiner Werke nicht besaß; jedenfalls aber nahmen die Herausgeber daraus Veranlassung, im Januar 1790 den Text der Abhandlung in ihrem Journal besonders abdrucken zu lassen. Zwei Jahre später nahm Goethe denselben gleichfalls ohne Kupfer als eine besondere Abhandlung in den ersten Band der 1792 beginnenden Ausgabe seiner Werke auf, indem er nur diejenigen Stellen des ersten Druckes, welche sich unmittelbar auf die in demselben vorhandenen Abbildungen beziehen, wegließ und in sprachlicher Hinsicht Einzelnes änderte. Das Letztere geschah auch noch, wiewol in sehr geringem Maaße, bei den späteren Ausgaben von 1808, 1817 und 1829.

Für die Textes-Revision haben wir selbstverständlich den Abdruck in dem „Journal des Luxus und der Moden" unberücksichtigt gelassen, nicht aus dem Grunde, weil derselbe sehr ungenau ist und viele Abweichungen zeigt, sondern weil Goethe selbst an der Redaktion desselben sicherlich keinen Antheil hat; dagegen schien es zweckmäßig, außer den genannten und den späteren Ausgaben noch das Werk von Christian Schuchardt „Goethe's Italienische Reise. Stuttgart, 2 Bde, 1862—1863" zu diesem Zwecke zu benutzen.

Das Römiſche Karneval.

Indem wir eine Beschreibung des Römischen Karnevals unternehmen, müssen wir den Einwurf befürchten, daß eine solche Feierlichkeit eigentlich nicht beschrieben werden könne. Eine so große, lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen und von einem Jeden nach seiner Art angeschaut und gefaßt werden.

Noch bedenklicher wird diese Einwendung, wenn wir selbst gestehen müssen, daß das Römische Karneval einem fremden Zuschauer, der es zum ersten Mal sieht und nur sehen will und kann, weder einen ganzen noch einen erfreulichen Eindruck gebe, weder das Auge sonderlich ergetze noch das Gemüth befriedige.

Die lange und schmale Straße, in welcher sich unzählige Menschen hin und wieder wälzen, ist nicht zu übersehen; kaum unterscheidet man etwas in dem Bezirk des Getümmels, den das Auge fassen kann. Die Bewegung ist einförmig, der Lärm betäubend, das Ende der Tage unbefriedigend. Allein diese Bedenklichkeiten sind bald gehoben, wenn wir uns näher erklären; und vorzüglich wird die Frage sein, ob uns die Beschreibung selbst rechtfertigt.

Das Römische Karneval ist ein Fest, das dem Volke eigentlich nicht gegeben wird, sondern das sich das Volk selbst giebt.

Der Staat macht wenig Anstalten, wenig Aufwand dazu. Der Kreis der Freuden bewegt sich von selbst, und die Polizei regiert ihn nur mit gelinder Hand.

Hier ist nicht ein Fest, das, wie die vielen geistlichen Feste Rom's, die Augen der Zuschauer blendete; hier ist kein Feuer-

werk, das von dem Kastell Sankt Angelo einen einzigen überraschenden Anblick gewährte; hier ist keine Erleuchtung der Peters-Kirche und Kuppel, welche so viel Fremde aus allen Landen herbeilockt und befriedigt; hier ist keine glänzende Prozession, bei deren Annäherung das Volk beten und staunen soll; hier wird vielmehr nur ein Zeichen gegeben, daß Jeder so thöricht und toll sein dürfe, als er wolle, und daß außer Schlägen und Messerstichen fast Alles erlaubt sei.

Der Unterschied zwischen Hohen und Niedern scheint einen Augenblick aufgehoben; Alles nähert sich einander, Jeder nimmt, was ihm begegnet, leicht auf, und die wechselseitige Frechheit und Freiheit wird durch eine allgemeine gute Laune im Gleichgewicht erhalten.

In diesen Tagen freuet sich der Römer noch zu unsern Zeiten, daß die Geburt Christi das Fest der Saturnalien und seiner Privilegien wol um einige Wochen verschieben, aber nicht aufheben konnte.

Wir werden uns bemühen, die Freuden und den Taumel dieser Tage vor die Einbildungskraft unserer Leser zu bringen. Auch schmeicheln wir uns, solchen Personen zu dienen, welche dem Römischen Karneval selbst einmal beigewohnt und sich nun mit einer lebhaften Erinnerung jener Zeiten vergnügen mögen, nicht weniger solchen, welchen jene Reise noch bevorsteht, und denen diese wenigen Blätter Uebersicht und Genuß einer überdrängten und vorbeirauschenden Freude verschaffen können.

Der Korso.

Das Römische Karneval versammelt sich in dem Korso. Diese Straße beschränkt und bestimmt die öffentliche Feierlichkeit dieser Tage. An jedem andern Platz würde es ein ander Fest sein; und wir haben daher vor allen Dingen den Korso zu beschreiben.

Er führt den Namen, wie mehrere lange Straßen italienischer Städte, von dem Wettrennen der Pferde, womit zu Rom sich jeder Karnevalsabend schließt, und womit an andern Orten andere Feierlichkeiten, als das Fest eines Schutzpatrons, ein Kirchweihfest, geendigt werden.

Die Straße geht von der Piazza del Popolo schnurgerade bis an den Venetianischen Palast. Sie ist ungefähr viertehalbtausend Schritte lang und von hohen, meistentheils prächtigen Gebäuden eingefaßt. Ihre Breite ist gegen ihre Länge und gegen die Höhe der Gebäude nicht verhältnißmäßig. An beiden Seiten nehmen Pflastererhöhungen für die Fußgänger ungefähr sechs bis acht Fuß weg. In der Mitte bleibt für die Wagen an den meisten Orten nur der Raum von zwölf bis vierzehn Schritten, und man sieht also leicht, daß höchstens drei Fuhrwerke sich in dieser Breite neben einander bewegen können.

Der Obelisk auf der Piazza del Popolo ist im Karneval die unterste Grenze dieser Straße, der Venetianische Palast die obere.

Spazierfahrt im Korso.

Schon alle Sonn- und Festtage eines Jahres ist der Römische Korso belebt. Die vornehmern und reichern Römer fahren hier eine oder anderthalb Stunden vor Nacht in einer sehr zahlreichen Reihe spazieren; die Wagen kommen vom Venetianischen Palast herunter, halten sich an der linken Seite, fahren, wenn es schön Wetter ist, an dem Obelisk vorbei zum Thore hinaus und auf den Flaminischen Weg, manchmal bis Ponte molle.

Die früher oder später Umkehrenden halten sich an die andere Seite; so ziehen die beiden Wagenreihen in der besten Ordnung an einander hin.

Die Gesandten haben das Recht, zwischen beiden Reihen auf- und niederzufahren; dem Prätendenten, der sich unter dem Namen eines Herzogs von Albanien in Rom aufhielt, war es gleichfalls zugestanden.

Sobald die Nacht eingeläutet wird, ist diese Ordnung unterbrochen; Jeder wendet, wo es ihm beliebt, und sucht seinen nächsten Weg, oft zur Unbequemlichkeit vieler andern Equipagen, welche in dem engen Raum dadurch gehindert und aufgehalten werden.

Diese Abendspazierfahrt, welche in allen großen italienischen Städten brillant ist und in jeder kleinen Stadt, wäre es auch nur mit einigen Kutschen, nachgeahmt wird, lockt viele Fußgänger in den Korso; Jedermann kommt, um zu sehen oder gesehen zu werden.

Das Karneval ist, wie wir bald bemerken können, eigentlich nur eine Fortsetzung oder vielmehr der Gipfel jener gewöhnlichen sonn- und festtägigen Freuden; es ist nichts Neues, nichts Fremdes, nichts Einziges, sondern es schließt sich nur an die Römische Lebensweise ganz natürlich an.

Klima, geistliche Kleidungen.

Ebenso wenig fremd wird es uns scheinen, wenn wir nun bald eine Menge Masken in freier Luft sehen, da wir so manche Lebensscene unter dem heitern, frohen Himmel das ganze Jahr durch zu erblicken gewohnt sind.

Bei einem jeden Feste bilden ausgehängte Teppiche, gestreute Blumen, übergespannte Tücher die Straßen gleichsam zu großen Sälen und Galerien um.

Keine Leiche wird ohne vermummte Begleitung der Brüderschaften zu Grabe gebracht; die vielen Mönchskleidungen gewöhnen das Auge an fremde und sonderbare Gestalten; es scheint das ganze Jahr Karneval zu sein, und die Abbaten in schwarzer Kleidung scheinen unter den übrigen geistlichen Masken die edlern Tabarros vorzustellen.

Erste Zeit.

Schon von dem neuen Jahre an sind die Schauspielhäuser eröffnet, und das Karneval hat seinen Anfang genommen. Man sieht hie und da in den Logen eine Schöne, welche als Offizier ihre Epauletten mit größter Selbstzufriedenheit dem Volke zeigt. Die Spazierfahrt im Korso wird zahlreicher; doch die allgemeine Erwartung ist auf die letzten acht Tage gerichtet.

Vorbereitungen auf die letzten Tage.

Mancherlei Vorbereitungen verkündigen dem Publikum diese paradiesischen Stunden.

Der Korso, eine von den wenigen Straßen in Rom, welche das ganze Jahr rein gehalten werden, wird nun sorgfältiger gekehrt und gereiniget. Man ist beschäftigt, das schöne, aus kleinen, viereckig zugehauenen, ziemlich gleichen Basaltstücken zusammengesetzte Pflaster, wo es nur einigermaßen abzuweichen scheint, auszuheben und die Basaltkeile wieder neu in Stand zu setzen.

Außer diesem zeigen sich auch lebendige Vorboten. Jeder Karnevalsabend schließt sich, wie wir schon erwähnt haben, mit einem Wettrennen. Die Pferde, welche man zu diesem Endzweck unterhält, sind meistentheils klein und werden wegen fremder Herkunft der besten unter ihnen „Barberi" genennt.

Ein solches Pferdchen wird mit einer Decke von weißer Leinwand, welche am Kopf, Hals und Leib genau anschließt und auf den Nähten mit bunten Bändern besetzt ist, vor dem Obelisk an die Stelle gebracht, wo es in der Folge auslaufen soll. Man gewöhnt es, den Kopf gegen den Korso gerichtet, eine Zeit lang still zu stehen, führt es alsdann sachte die Straße hin und giebt ihm oben am Venetianischen Palast ein wenig Hafer, damit es ein Interesse empfinde, seine Bahn desto geschwinder zu durchlaufen.

Da diese Uebung mit den meisten Pferden, deren oft funfzehn bis zwanzig an der Zahl sind, wiederholt, und eine solche Promenade immer von einer Anzahl lustig schreiender Knaben

begleitet wird, so giebt es schon einen Vorschmack von einem größern Lärm und Jubel, der bald folgen soll.

Ehemals nährten die ersten Römischen Häuser dergleichen Pferde in ihren Marställen; man schätzte sich es zur Ehre, wenn ein solches den Preis davontragen konnte. Es wurden Wetten angestellt, und der Sieg durch ein Gastmahl verherrlicht.

In den letzten Zeiten hingegen hat diese Liebhaberei sehr abgenommen, und der Wunsch, durch seine Pferde Ruhm zu erlangen, ist in die mittlere, ja in die unterste Klasse des Volks herabgestiegen.

Aus jenen Zeiten mag sich noch die Gewohnheit herschreiben, daß der Trupp Reiter, welcher, von Trompetern begleitet, in diesen Tagen die Preise in ganz Rom herumzeigt, in die Häuser der Vornehmen hineinreitet und nach einem geblasenen Trompeterstückchen ein Trinkgeld empfängt.

Der Preis bestehet aus einem etwa drittehalb Ellen langen und nicht gar eine Elle breiten Stück Gold- oder Silberstoff, das an einer bunten Stange, wie eine Flagge befestigt, schwebt, und an dessen unterm Ende das Bild einiger rennenden Pferde quer eingewirkt ist.

Es wird dieser Preis „Palio" genannt, und so viel Tage das Karneval dauert, so viele solcher Quasistandarten werden von dem erst erwähnten Zug durch die Straßen von Rom aufgezeigt.

Inzwischen fängt auch der Korso an, seine Gestalt zu verändern; der Obelisk wird nun die Grenze der Straße. Vor demselben wird ein Gerüste mit vielen Sitzreihen über einander aufgeschlagen, welches gerade in den Korso hineinsieht. Vor dem Gerüste werden die Schranken errichtet, zwischen welche man künftig die Pferde zum Ablaufen bringen soll.

An beiden Seiten werden ferner große Gerüste gebaut, welche sich an die ersten Häuser des Korso anschließen und auf diese Weise die Straße in den Platz herein verlängern. An beiden Seiten der Schranken stehen kleine, erhöhte und bedeckte Bogen für die Personen, welche das Ablaufen der Pferde reguliren sollen.

Den Korso hinauf sieht man vor manchen Häusern ebenfalls Gerüste aufgerichtet. Die Plätze von Sankt Karlo und der Antoninischen Säule werden durch Schranken von der Straße abgesondert, und Alles bezeichnet genug, daß die ganze Feierlichkeit sich in dem langen und schmalen Korso einschränken solle und werde.

Zuletzt wird die Straße in der Mitte mit Puzzolane bestreut, damit die wettrennenden Pferde auf dem glatten Pflaster nicht so leicht ausgleiten mögen.

Signal der vollkommnen Karnevalsfreiheit.

So findet die Erwartung sich jeden Tag genährt und beschäftigt, bis endlich eine Glocke vom Kapitol bald nach Mittage das Zeichen giebt, es sei erlaubt, unter freiem Himmel thöricht zu sein.

In diesem Augenblick legt der ernsthafte Römer, der sich das ganze Jahr sorgfältig vor jedem Fehltritt hütet, seinen Ernst und seine Bedächtigkeit auf einmal ab.

Die Pflasterer, die bis zum letzten Augenblicke gekläppert haben, packen ihr Werkzeug auf und machen der Arbeit scherzend ein Ende. Alle Balkone, alle Fenster werden nach und nach mit Teppichen behängt, auf den Pflastererhöhungen zu beiden Seiten der Straße werden Stühle herausgesetzt, die geringern Hausbewohner, alle Kinder sind auf der Straße, die nun aufhört, eine Straße zu sein; sie gleicht vielmehr einem großen Festsaal, einer ungeheuren ausgeschmückten Galerie.

Denn wie alle Fenster mit Teppichen behängt sind, so stehen auch alle Gerüste mit alten gewirkten Tapeten beschlagen; die vielen Stühle vermehren den Begriff von Zimmer, und der freundliche Himmel erinnert selten, daß man ohne Dach sei.

So scheint die Straße nach und nach immer wohnbarer. Indem man aus dem Hause tritt, glaubt man nicht im Freien und unter Fremden, sondern in einem Saale unter Bekannten zu sein.

Wache.

Indessen daß der Korso immer belebter wird, und unter den vielen Personen, die in ihren gewöhnlichen Kleidern spazieren, sich hier und da ein Pulzinell zeigt, hat sich das Militär vor der Porta del Popolo versammelt. Es zieht, angeführt von dem General zu Pferde, in guter Ordnung und neuer Montur mit klingendem Spiel den Korso herauf und besetzt sogleich alle Eingänge in denselben, errichtet ein paar Wachen auf den Hauptplätzen und übernimmt die Sorge für die Ordnung der ganzen Anstalt.

Die Verleiher der Stühle und Gerüste rufen nun emsig den Vorbeigehenden an: „Luoghi, Luoghi, Patroni, Luoghi!“

Masken.

Nun fangen die Masken an, sich zu vermehren. Junge Männer, geputzt, in Festtagskleidern der Weiber aus der untersten Klasse, mit entblößtem Busen und frecher Selbstgenügsamkeit, lassen sich meist zuerst sehen. Sie liebkosen die ihnen begegnenden Männer, thun gemein und vertraut mit den Weibern als mit Ihresgleichen, treiben sonst, was ihnen Laune, Witz oder Unart eingeben.

Wir erinnern uns unter Andern eines jungen Menschen, der die Rolle einer leidenschaftlichen, zanksüchtigen und auf keine Weise zu beruhigenden Frau vortrefflich spielte und so sich den ganzen Korso hinab zankte, Jedem etwas anhängte, indeß seine Begleiter sich alle Mühe zu geben schienen, ihn zu besänftigen.

Hier kommt ein Pulzinell gelaufen, dem ein großes Horn an bunten Schnüren um die Hüften gaukelt. Durch eine geringe Bewegung, indem er sich mit den Weibern unterhält, weiß er die Gestalt des alten Gottes der Gärten in dem heiligen Rom keklich nachzuahmen, und seine Leichtfertigkeit erregt mehr Lust als Unwillen. Hier kommt ein Anderer Seinesgleichen, der, bescheidner und zufriedner, seine schöne Hälfte mit sich bringt.

Da die Frauen ebenso viel Lust haben, sich in Mannskleidern zu zeigen, als die Männer, sich in Frauenskleidern sehen zu lassen, so haben sie die beliebte Tracht des Pulzinells sich anzupassen nicht verfehlt, und man muß bekennen, daß es ihnen gelingt, in dieser Zwittergestalt oft höchst reizend zu sein.

Mit schnellen Schritten, deklamirend wie vor Gericht, drängt sich ein Advokat durch die Menge; er schreit an die Fenster hinauf, packt maskirte und unmaskirte Spaziergänger an, droht einem Jeden mit einem Prozeß, macht bald Jenem eine lange Geschichtserzählung von lächerlichen Verbrechen, die er begangen haben soll, bald Diesem eine genaue Spezifikation seiner Schulden. Die Frauen schilt er wegen ihrer Cicisbeen, die Mädchen wegen ihrer Liebhaber; er beruft sich auf ein Buch, das er bei sich führt, produzirt Dokumente, und das Alles mit einer durchdringenden Stimme und geläufigen Zunge. Er sucht Jedermann zu beschämen und konfus zu machen. Wenn man denkt, er höre auf, so fängt er erst recht an; denkt man, er gehe weg,

so kehrt er um; auf den Einen geht er gerade los und spricht ihn nicht an; er packt einen Andern, der schon vorbei ist; kommt nun gar ein Mitbruder ihm entgegen, so erreicht die Tollheit ihren höchsten Grad.

Aber lange können sie die Aufmerksamkeit des Publikums nicht auf sich ziehen; der tollste Eindruck wird gleich von Menge und Mannichfaltigkeit wieder verschlungen.

Besonders machen die Quacqueri zwar nicht so viel Lärm, doch ebenso viel Aufsehen als die Advokaten. Die Maske der Quacqueri scheint so allgemein geworden zu sein durch die Leichtigkeit, auf dem Trödel altfränkische Kleidungsstücke finden zu können.

Die Haupterfordernisse dieser Maske sind, daß die Kleidung zwar altfränkisch, aber wohlerhalten und von edlem Stoff sei. Man sieht sie selten anders als mit Sammt oder Seide bekleidet; sie tragen brokatene oder gestickte Westen, und der Natur nach muß der Quacquero dickleibig sein; seine Gesichtsmaske ist ganz, mit Pausbacken und kleinen Augen; seine Perrücke hat wunderliche Zöpfchen; sein Hut ist klein und meistens bordirt.

Man siehet, daß sich diese Figur sehr dem Buffo caricato der komischen Oper nähert, und wie dieser meistentheils einen läppischen, verliebten, betrogenen Thoren vorstellt, so zeigen sich auch diese als abgeschmackte Stutzer. Sie hüpfen mit großer Leichtigkeit auf den Zehen hin und her, führen große schwarze Ringe ohne Glas statt der Lorgnetten, womit sie in alle Wagen hineingucken, nach allen Fenstern hinaufblicken. Sie machen gewöhnlich einen steifen, tiefen Bückling, und ihre Freude, besonders wenn sie sich einander begegnen, geben sie dadurch zu erkennen, daß sie mit gleichen Füßen mehrmals gerade in die Höhe hüpfen und einen hellen, durchdringenden, unartikulirten Laut von sich geben, der mit den Konsonanten brr verbunden ist.

Oft geben sie sich durch diesen Ton das Zeichen, und die Nächsten erwidern das Signal, so daß in kurzer Zeit dieses Geschrille den ganzen Korso hin und wieder läuft.

Muthwillige Knaben blasen indeß in große gewundene Muscheln und beleidigen das Ohr mit unerträglichen Tönen.

Man sieht bald, daß bei der Enge des Raums, bei der Aehnlichkeit so vieler Maskenkleidungen (denn es mögen immer einige hundert Pulzinelle und gegen hundert Quacqueri im Korso

auf und nieder laufen) Wenige die Absicht haben können, Aufsehn zu erregen oder bemerkt zu werden. Auch müssen diese früh genug im Korso erscheinen. Vielmehr geht ein Jeder nur aus, sich zu vergnügen, seine Tollheit auszulassen und der Freiheit dieser Tage auf das Beste zu genießen.

Besonders suchen und wissen die Mädchen und Frauen sich in dieser Zeit nach ihrer Art lustig zu machen. Jede sucht nur aus dem Hause zu kommen, sich, auf welche Art es sei, zu vermummen, und weil die Wenigsten in dem Fall sind, viel Geld aufwenden zu können, so sind sie erfinderisch genug, allerlei Arten auszudenken, wie sie sich mehr verstecken als zieren.

Sehr leicht sind die Masken von Bettlern und Bettlerinnen zu schaffen; schöne Haare werden vorzüglich erfordert, dann eine ganz weiße Gesichtsmaske, ein irdenes Töpfchen an einem farbigen Bande, ein Stab und ein Hut in der Hand. Sie treten mit demüthiger Geberde unter die Fenster und vor Jeden hin und empfangen statt Almosen Zuckerwerk, Nüsse und was man ihnen sonst Artiges geben mag.

Andere machen sich es noch bequemer, hüllen sich in Pelze oder erscheinen in einer artigen Haustracht nur mit Gesichtsmasken. Sie gehen meistentheils ohne Männer und führen als Off- und Defensiv-Waffe ein Besenchen, aus der Blüthe eines Rohrs gebunden, womit sie theils die Ueberlästigen abwehren, theils auch muthwillig genug Bekannten und Unbekannten, die ihnen ohne Masken entgegenkommen, im Gesicht herumfahren.

Wenn Einer, auf den sie es gemünzt haben, zwischen vier oder fünf solcher Mädchen hineinkommt, weiß er sich nicht zu retten. Das Gedränge hindert ihn zu fliehen, und wo er sich hinwendet, fühlt er die Besenchen unter der Nase. Sich ernstlich gegen diese oder andere Neckereien zu wehren, würde sehr gefährlich sein, weil die Masken unverletzlich sind, und jede Wache ihnen beizustehen beordert ist.

Ebenso müssen die gewöhnlichen Kleidungen aller Stände als Masken dienen. Stallknechte mit ihren großen Bürsten kommen, einem Jeden, wenn es ihnen beliebt, den Rücken auszukehren. Vetturine bieten ihre Dienste mit ihrer gewöhnlichen Zudringlichkeit an. Zierlicher sind die Masken der Landmädchen, Fraskatanerinnen, Fischer, Neapolitaner Schiffer, Neapolitanischer Sbirren und Griechen.

Manchmal wird eine Maske vom Theater nachgeahmt.

Einige machen sich's sehr bequem, indem sie sich in Teppiche oder Leintücher hüllen, die sie über dem Kopfe zusammenbinden.

Die weiße Gestalt pflegt gewöhnlich Andern in den Weg zu treten und vor ihnen zu hüpfen und glaubt auf diese Weise ein Gespenst vorzustellen. Einige zeichnen sich durch sonderbare Zusammensetzungen aus, und der Tabarro wird immer für die edelste Maske gehalten, weil sie sich gar nicht auszeichnet.

Witzige und satirische Masken sind sehr selten, weil diese schon Endzweck haben und bemerkt sein wollen. Doch sah man einen Pulzinell als Hahnrei. Die Hörner waren beweglich; er konnte sie wie eine Schnecke heraus- und hineinziehen. Wenn er unter ein Fenster vor Neuverheirathete trat und ein Horn nur wenig sehen ließ, oder vor einem Andern beide Hörner recht lang streckte und die an den obern Spitzen befestigten Schellen recht wacker klingelten, entstand auf Augenblicke eine heitere Aufmerksamkeit des Publikums und manchmal ein großes Gelächter.

Ein Zauberer mischt sich unter die Menge, läßt das Volk ein Buch mit Zahlen sehn und erinnert es an seine Leidenschaft zum Lottospiel.

Mit zwei Gesichtern steckt Einer im Gedränge; man weiß nicht, welches sein Vordertheil, welches sein Hintertheil ist, ob er kommt, ob er geht.

Der Fremde muß sich auch gefallen lassen, in diesen Tagen verspottet zu werden. Die langen Kleider der Nordländer, die großen Knöpfe, die wunderlichen runden Hüte fallen den Römern auf, und so wird ihnen der Fremde eine Maske.

Weil die fremden Maler, besonders die, welche Landschaften und Gebäude studiren, in Rom überall öffentlich sitzen und zeichnen, so werden sie auch unter der Karnevalsmenge emsig vorgestellt und zeigen sich mit großen Portefeuillen, langen Surtouts und kolossalischen Reißfedern sehr geschäftig.

Die deutschen Bäckerknechte zeichnen sich in Rom gar oft betrunken aus, und sie werden auch mit einer Flasche Wein in ihrer eigentlichen oder auch etwas verzierten Tracht taumelnd vorgestellt.

Wir erinnern uns einer einzigen anzüglichen Maske.

Es sollte ein Obelisk vor der Kirche Trinità del monte aufgerichtet werden. Das Publikum war nicht sehr damit zufrieden, theils weil der Platz eng ist, theils weil man dem kleinen Obelisk, um ihn in eine gewisse Höhe zu bringen, ein sehr hohes

Piedestal unterbauen mußte. Es nahm daher Einer den Anlaß, ein großes, weißes Piedestal als Mütze zu tragen, auf welchem oben ein ganz kleiner röthlicher Obelisk befestigt war. An dem Piedestal standen große Buchstaben, deren Sinn vielleicht nur Wenige erriethen.

Kutschen.

Indessen die Masken sich vermehren, fahren die Kutschen nach und nach in den Korso hinein in derselben Ordnung, wie wir sie oben beschrieben haben, als von der sonn- und festtägigen Spazierfahrt die Rede war, nur mit dem Unterschied, daß gegenwärtig die Fuhrwerke, welche vom Venetianischen Palast an der linken Seite herunterfahren, da, wo die Straße des Korso aufhört, wenden und sogleich an der andern Seite wieder herauffahren.

Wir haben schon oben angezeigt, daß die Straße, wenn man die Erhöhungen für die Fußgänger abrechnet, an den meisten Orten wenig über drei Wagenbreiten hat.

Die Seitenerhöhungen sind alle mit Gerüsten versperrt, mit Stühlen besetzt, und viele Zuschauer haben schon ihre Plätze eingenommen. An Gerüsten und Stühlen geht ganz nahe eine Wagenreihe hinunter und an der andern Seite hinauf. Die Fußgänger sind in eine Breite von höchstens acht Fuß zwischen den beiden Reihen eingeschlossen; Jeder drängt sich hin- und herwärts, so gut er kann, und von allen Fenstern und Balkonen sieht wieder eine gedrängte Menge auf das Gedränge herunter.

In den ersten Tagen sieht man meist nur die gewöhnlichen Equipagen; denn Jeder verspart auf die folgenden, was er Zierliches oder Prächtiges allenfalls aufführen will. Gegen Ende des Karnevals kommen mehr offene Wagen zum Vorschein, deren einige sechs Sitze haben; zwei Damen sitzen erhöht gegen einander über, so daß man ihre ganze Gestalt sehen kann, vier Herren nehmen die vier übrigen Sitze der Winkel ein, Kutscher und Bediente sind maskirt, die Pferde mit Flor und Blumen geputzt.

Oft steht ein schöner, weißer, mit rosenfarbnen Bändern gezierter Pudel dem Kutscher zwischen den Füßen, an dem Geschirre klingen Schellen, und die Aufmerksamkeit des Publikums wird einige Augenblicke auf diesen Aufzug geheftet.

Man kann leicht denken, daß nur schöne Frauen sich so vor dem ganzen Volke zu erhöhen wagen, und daß nur die Schönste ohne Gesichtsmaske sich sehen läßt. Wo sich denn aber auch der Wagen nähert, der gewöhnlich langsam genug fahren muß, sind alle Augen darauf gerichtet, und sie hat die Freude, von manchen Seiten zu hören: „O quanto è bella!“

Ehemals sollen diese Prachtwagen weit häufiger und kostbarer, auch durch mythologische und allegorische Vorstellungen interessanter gewesen sein; neuerdings aber scheinen die Vornehmern, es sei nun, aus welchem Grunde es wolle, verloren in dem Ganzen, das Vergnügen, das sie noch bei dieser Feierlichkeit finden, mehr genießen als sich vor Andern auszeichnen zu wollen.

Je weiter das Karneval vorrückt, desto lustiger sehen die Equipagen aus.

Selbst ernsthafte Personen, welche unmaskirt in den Wagen sitzen, erlauben ihren Kutschern und Bedienten, sich zu maskiren. Die Kutscher wählen meistentheils die Frauentracht, und in den letzten Tagen scheinen nur Weiber die Pferde zu regieren. Sie sind oft anständig, ja reizend gekleidet; dagegen macht denn auch ein breiter, häßlicher Kerl in völlig neumodischem Putz, mit hoher Frisur und Federn, eine große Karikatur; und wie jene Schönheiten ihr Lob zu hören hatten, so muß er sich gefallen lassen, daß ihm Einer unter die Nase tritt und ihm zuruft: „O fratello mio, che brutta puttana sei!“

Gewöhnlich erzeigt der Kutscher einer oder einem paar seiner Freundinnen den Dienst, wenn er sie im Gedränge antrifft, sie auf den Bock zu heben. Diese sitzen denn gewöhnlich in Mannstracht an seiner Seite, und oft gaukeln dann die niedlichen Pulzinellbeinchen mit kleinen Füßchen und hohen Absätzen den Vorübergehenden um die Köpfe.

Ebenso machen es die Bedienten und nehmen ihre Freunde und Freundinnen hinten auf den Wagen, und es fehlt nichts, als daß sie sich noch wie auf die englischen Landkutschen oben auf den Kasten setzten.

Die Herrschaften selbst scheinen es gerne zu sehen, wenn ihre Wagen recht bepackt sind; Alles ist in diesen Tagen vergönnt und schicklich.

Gedränge.

Man werfe nun einen Blick über die lange und schmale Straße, wo von allen Balkonen und aus allen Fenstern über lang herabhängende bunte Teppiche gedrängte Zuschauer auf die mit Zuschauern angefüllten Gerüste, auf die langen Reihen besetzter Stühle an beiden Seiten der Straße herunterschauen. Zwei Reihen Kutschen bewegen sich langsam in dem mittlern Raum, und der Platz, den allenfalls eine dritte Kutsche einnehmen könnte, ist ganz mit Menschen ausgefüllt, welche nicht hin und wieder gehen, sondern sich hin und wieder schieben. Da die Kutschen, so lang' als es nur möglich ist, sich immer ein Wenig von einander ab halten, um nicht bei jeder Stockung gleich auf einander zu fahren, so wagen sich viele der Fußgänger, um nur einigermaßen Luft zu schöpfen, aus dem Gedränge der Mitte zwischen die Räder des vorausfahrenden und die Deichsel und Pferde des nachfahrenden Wagens, und je größer die Gefahr und Beschwerlichkeit der Fußgänger wird, desto mehr scheint ihre Laune und Kühnheit zu steigen.

Da die meisten Fußgänger, welche zwischen den beiden Kutschenreihen sich bewegen, um ihre Glieder und Kleidungen zu schonen, die Räder und Achsen sorgfältig vermeiden, so lassen sie gewöhnlich mehr Platz zwischen sich und den Wagen, als nöthig ist; wer nun mit der langsamen Masse sich fortzubewegen nicht länger ausstehen mag und Muth hat, zwischen den Rädern und Fußgängern, zwischen der Gefahr und Dem, der sich davor fürchtet, durchzuschlüpfen, der kann in kurzer Zeit einen großen Weg zurücklegen, bis er sich wieder durch ein anderes Hinderniß aufgehalten sieht.

Schon gegenwärtig scheint unsere Erzählung außer den Grenzen des Glaubwürdigen zu schreiten, und wir würden kaum wagen fortzufahren, wenn nicht so Viele, die dem Römischen Karneval beigewohnt, bezeugen könnten, daß wir uns genau an der Wahrheit gehalten, und wenn es nicht ein Fest wäre, das sich jährlich wiederholt, und das von Manchem mit diesem Buche in der Hand künftig betrachtet werden wird.

Denn was werden unsere Leser sagen, wenn wir ihnen erklären, alles bisher Erzählte sei nur gleichsam der erste Grad des Gedränges, des Getümmels, des Lärmens und der Ausgelassenheit?

Zug des Gouverneurs und Senators.

Indem die Kutschen sachte vorwärts rücken und, wenn es eine Stockung giebt, stille halten, werden die Fußgänger auf mancherlei Weise geplagt.

Einzeln reitet die Garde des Papstes durch das Gedränge hin und wieder, um die zufälligen Unordnungen und Stockungen der Wagen ins Geleis zu bringen, und indem Einer den Kutschpferden ausweicht, fühlt er, ehe er sich's versieht, den Kopf eines Reitpferdes im Nacken; allein es folgt eine größere Unbequemlichkeit.

Der Gouverneur fährt in einem großen Staatswagen mit einem Gefolge von mehreren Kutschen durch die Mitte zwischen den beiden Reihen der übrigen Wagen durch. Die Garde des Papstes und die vorausgehenden Bedienten warnen und machen Platz, und dieser Zug nimmt für den Augenblick die ganze Breite ein, die kurz vorher den Fußgängern noch übrig blieb. Sie drängen sich, so gut sie können, zwischen die übrigen Wagen hinein und auf eine oder die andere Weise bei Seite. Und wie das Wasser, wenn ein Schiff durchfährt, sich nur einen Augenblick trennt und hinter dem Steuerruder gleich wieder zusammenstürzt, so strömt auch die Masse der Masken und der übrigen Fußgänger hinter dem Zuge gleich wieder in Eins zusammen. Nicht lange, so stört eine neue Bewegung die gedrängte Gesellschaft.

Der Senator rückt mit einem ähnlichen Zuge heran; sein großer Staatswagen und die Wagen seines Gefolges schwimmen wie auf den Köpfen der erdrückten Menge, und wenn jeder Einheimische und Fremde von der Liebenswürdigkeit des gegenwärtigen Senators, des Prinzen Rezzonico, eingenommen und bezaubert wird, so ist vielleicht dieses der einzige Fall, wo eine Masse von Menschen sich glücklich preist, wenn er sich entfernt.

Wenn diese beiden Züge der ersten Gerichts- und Polizeiherren von Rom, nur um das Karneval feierlich zu eröffnen, den ersten Tag durch den Korso gedrungen waren, fuhr der Herzog von Albanien täglich zu großer Unbequemlichkeit der Menge gleichfalls diesen Weg und erinnerte zur Zeit der allgemeinen Mummerei die alte Beherrscherin der Könige an das Fastnachtsspiel seiner königlichen Prätensionen.

Die Gesandten, welche das gleiche Recht haben, bedienen sich dessen sparsam und mit einer humanen Diskretion.

Schöne Welt am Palast Ruspoli.

Aber nicht allein durch diese Züge wird die Zirkulation des Korso unterbrochen und gehindert; am Palast Ruspoli und in dessen Nähe, wo die Straße um nichts breiter wird, sind die Pflasterwege an beiden Seiten mehr erhöht. Dort nimmt die schöne Welt ihren Platz, und alle Stühle sind bald besetzt oder besprochen. Die schönsten Frauenzimmer der Mittelklasse, reizend maskirt, umgeben von ihren Freunden, zeigen sich dort dem vorübergehenden neugierigen Auge. Jeder, der in die Gegend kommt, verweilt, um die angenehmen Reihen zu durchschauen; Jeder ist neugierig, unter den vielen männlichen Gestalten, die dort zu sitzen scheinen, die weiblichen herauszusuchen und vielleicht in einem niedlichen Offizier den Gegenstand seiner Sehnsucht zu entdecken. Hier an diesem Flecke stockt die Bewegung zuerst; denn die Kutschen verweilen, so lange sie können, in dieser Gegend, und wenn man zuletzt halten soll, will man doch lieber in dieser angenehmen Gesellschaft bleiben.

Konfetti.

Wenn unsere Beschreibung bisher nur den Begriff von einem engen, ja beinahe ängstlichen Zustande gegeben hat, so wird sie einen noch sonderbarern Eindruck machen, wenn wir ferner erzählen, wie diese gedrängte Lustbarkeit, durch eine Art von kleinem, meist scherzhaftem, oft aber nur allzu ernstlichem Kriege in Bewegung gesetzt wird.

Wahrscheinlich hat einmal zufällig eine Schöne ihren vorbeigehenden guten Freund, um sich ihm unter der Menge und Maske bemerklich zu machen, mit verzuckerten Körnern angeworfen, da denn nichts natürlicher ist, als daß der Getroffene sich umkehre und die lose Freundin entdecke. Dieses ist nun ein allgemeiner Gebrauch, und man sieht oft nach einem Wurfe ein paar freundliche Gesichter sich einander begegnen. Allein man ist theils zu haushälterisch, um wirkliches Zuckerwerk zu verschwenden, theils hat der Mißbrauch desselben einen größern und wohlfeilern Vorrath nöthig gemacht.

Es ist nun ein eignes Gewerbe, Gipszeltlein, durch den Trichter gemacht, die den Schein von Dragéen haben, in großen Körben zum Verkauf mitten durch die Menge zu tragen.

Niemand ist vor einem Angriff sicher, Jedermann ist im Vertheidigungsstande, und so entsteht aus Muthwillen oder

Nothwendigkeit bald hier, bald da ein Zweikampf, ein Scharmützel oder eine Schlacht. Fußgänger, Kutschenfahrer, Zuschauer aus Fenstern, von Gerüsten oder Stühlen greifen einander wechselsweise an und vertheidigen sich wechselsweise.

Die Damen haben vergoldete und versilberte Körbchen voll dieser Körner, und die Begleiter wissen ihre Schönen sehr wacker zu vertheidigen. Mit niedergelassenen Kutschenfenstern erwartet man den Angriff, man scherzt mit seinen Freunden und wehrt sich hartnäckig gegen Unbekannte.

Nirgends aber wird dieser Streit ernstlicher und allgemeiner als in der Gegend des Palastes Ruspoli. Alle Masken, die sich dort niedergelassen haben, sind mit Körbchen, Säckchen, zusammengebundenen Schnupftüchern versehen. Sie greifen öfter an, als sie angegriffen werden; keine Kutsche fährt ungestraft vorbei, ohne daß ihr nicht wenigstens einige Masken etwas anhängen. Kein Fußgänger ist vor ihnen sicher; besonders wenn sich ein Abbate im schwarzen Rocke sehen läßt, werfen Alle von allen Seiten auf ihn, und weil Gips und Kreide, wohin sie treffen, abfärben, so sieht ein Solcher bald über und über weiß und grau punktirt aus. Oft aber werden die Händel sehr ernsthaft und allgemein, und man sieht mit Erstaunen, wie Eifersucht und persönlicher Haß sich freien Lauf lassen.

Unbemerkt schleicht sich eine vermummte Figur heran und trifft mit einer Hand voll Konfetti eine der ersten Schönheiten so heftig und so gerade, daß die Gesichtsmaske widerschallt, und ihr schöner Hals verletzt wird. Ihre Begleiter zu beiden Seiten werden heftig aufgereizt, aus ihren Körbchen und Säckchen stürmen sie gewaltig auf den Angreifenden los; er ist aber so gut vermummt, zu stark geharnischt, als daß er ihre wiederholten Würfe empfinden sollte. Je sicherer er ist, desto heftiger setzt er seinen Angriff fort; die Vertheidiger decken das Frauenzimmer mit den Tabarros zu, und weil der Angreifende in der Heftigkeit des Streits auch die Nachbarn verletzt und überhaupt durch seine Grobheit und Ungestüm Jedermann beleidigt, so nehmen die Umhersitzenden Theil an diesem Streit, sparen ihre Gipskörner nicht und haben meistentheils auf solche Fälle eine etwas größere Munition, ungefähr wie verzuckerte Mandeln, in Reserve, wodurch der Angreifende zuletzt so zugedeckt und von allen Seiten her überfallen wird, daß ihm nichts als die Retraite übrig bleibt, besonders wenn er sich verschossen haben sollte.

Gewöhnlich hat Einer, der auf ein solches Abenteuer ausgeht,

einen Sekundanten bei sich, der ihm Munition zusteckt, inzwischen daß die Männer, welche mit solchen Gipskonfetti handeln, während des Streits mit ihren Körben geschäftig sind und einem Jeden, so viel Pfund er verlangt, eilig zuwiegen.

Wir haben selbst einen solchen Streit in der Nähe gesehn, wo zuletzt die Streitenden aus Mangel an Munition sich die vergoldeten Körbchen an die Köpfe warfen und sich durch die Warnungen der Wachen, welche selbst heftig mit getroffen wurden, nicht abhalten ließen.

Gewiß würde mancher solche Handel mit Messerstichen sich endigen, wenn nicht die an mehreren Ecken aufgezogenen Korden, die bekannten Strafwerkzeuge italienischer Polizei, Jeden mitten in der Lustbarkeit erinnerten, daß es in diesem Augenblicke sehr gefährlich sei, sich gefährlicher Waffen zu bedienen.

Unzählig sind diese Händel und die meisten mehr lustig als ernsthaft.

So kommt z. E. ein offener Wagen voll Pulzinellen gegen Ruspoli heran. Er nimmt sich vor, indem er bei den Zuschauern vorbeifährt, alle nach einander zu treffen; allein unglücklicher Weise ist das Gedränge zu groß, und er bleibt in der Mitte stecken. Die ganze Gesellschaft wird auf einmal eines Sinnes, und von allen Seiten hagelt es auf den Wagen los. Die Pulzinelle verschießen ihre Munition und bleiben eine gute Weile dem kreuzenden Feuer von allen Seiten ausgesetzt, so daß der Wagen, am Ende ganz wie mit Schnee und Schlossen bedeckt, unter einem allgemeinen Gelächter und von Tönen des Mißbilligens begleitet, sich langsam entfernt.

Dialog am obern Ende des Korso.

Indessen in dem Mittelpunkte des Korso diese lebhaften und heftigen Spiele einen großen Theil der schönen Welt beschäftigen, findet ein anderer Theil des Publikums an dem obern Ende des Korso eine andere Art von Unterhaltung.

Unweit der französischen Akademie tritt in spanischer Tracht, mit Federhut, Degen und großen Handschuhen, unversehens mitten aus den von einem Gerüste zuschauenden Masken der sogenannte Kapitano des italienischen Theaters auf und fängt an, seine großen Thaten zu Land und Wasser in emphatischem Ton zu erzählen. Es währt nicht lange, so erhebt sich gegen ihm über ein Pulzinell, bringt Zweifel und Einwendungen vor,

und indem er ihm Alles zuzugeben scheint, macht er die Großsprecherei jenes Helden durch Wortspiele und eingeschobene Plattheiten lächerlich.

Auch hier bleibt jeder Vorbeigehende stehen und hört dem lebhaften Wortwechsel zu.

Pulzinellen-König.

Ein neuer Aufzug vermehret oft das Gedränge. Ein Dutzend Pulzinelle thun sich zusammen, erwählen einen König, krönen ihn, geben ihm ein Scepter in die Hand, begleiten ihn mit Musik und führen ihn unter lautem Geschrei auf einem verzierten Wägelchen den Korso herauf. Alle Pulzinelle springen herbei, wie der Zug vorwärts geht, vermehren das Gefolge und machen sich mit Geschrei und Schwenken der Hüte Platz.

Alsdann bemerkt man erst, wie Jeder diese allgemeine Maske zu vermannichfaltigen sucht.

Der Eine trägt eine Perrücke, der Andere eine Weiberhaube zu seinem schwarzen Gesicht, der Dritte hat statt der Mütze einen Käfig auf dem Kopfe, in welchem ein paar Vögel, als Abbate und Dame gekleidet, auf den Stängelchen hin und wieder hüpfen.

Nebenstraßen.

Das entsetzliche Gedränge, das wir unsern Lesern so viel als möglich zu vergegenwärtigen gesucht haben, zwingt natürlicher Weise eine Menge Masken aus dem Korso hinaus in die benachbarten Straßen. Da gehen verliebte Paare ruhiger und vertrauter zusammen, da finden lustige Gesellen Platz, allerlei tolle Schauspiele vorzustellen.

Eine Gesellschaft Männer in der Sonntagstracht des gemeinen Volkes, in kurzen Wämmsern mit goldbesetzten Westen darunter, die Haare in ein lang herunterhängendes Netz gebunden, gehen mit jungen Leuten, die sich als Weiber verkleidet haben, hin und wieder spazieren. Eine von den Frauen scheint hochschwanger zu sein, sie gehen friedlich auf und nieder. Auf einmal entzweien sich die Männer, es entstehet ein lebhafter Wortwechsel, die Frauen mischen sich hinein, der Handel wird immer ärger, endlich ziehen die Streitenden große Messer von versilberter Pappe und fallen einander an. Die Weiber halten

sie mit gräßlichem Geschrei aus einander, man zieht den Einen da, den Andern dort hin, die Umstehenden nehmen Theil, als wenn es Ernst wäre, man sucht jede Partei zu besänftigen.

Indessen befindet sich die hochschwangere Frau durch den Schrecken übel; es wird ein Stuhl herbeigebracht, die übrigen Weiber stehen ihr bei, sie geberdet sich jämmerlich, und ehe man sich's versieht, bringt sie zu großer Erlustigung der Umstehenden irgend eine unförmliche Gestalt zur Welt. Das Stück ist aus, und die Truppe zieht weiter, um dasselbe oder ein ähnliches Stück an einem andern Platze vorzustellen.

So spielt der Römer, dem die Mordgeschichten immer vor der Seele schweben, gern bei jedem Anlaß mit den Ideen von Ammazziren. Sogar die Kinder haben ein Spiel, das sie „Chiesa" nennen, welches mit unserm „Frischauf in allen Ecken" übereinkommt, eigentlich aber einen Mörder vorstellt, der sich auf die Stufe einer Kirche geflüchtet hat; die Uebrigen stellen die Sbirren vor und suchen ihn auf allerlei Weise zu fangen, ohne jedoch den Schutzort betreten zu dürfen.

So geht es denn in den Seitenstraßen, besonders der Strada Babuina und auf dem Spanischen Platze, ganz lustig zu.

Auch kommen die Quacqueri zu Schaaren, um ihre Galanterien freier anzubringen.

Sie haben ein Manöver, welches Jeden zu lachen macht. Sie kommen zu zwölf Mann hoch ganz strack auf den Zehen mit kleinen und schnellen Schritten anmarschirt, formiren eine sehr gerade Fronte; auf einmal, wenn sie auf einen Platz kommen, bilden sie mit rechts oder links um eine Kolonne und trippeln nun hinter einander weg. Auf einmal wird mit rechts um die Fronte wiederhergestellt, und so geht's eine Straße hinein; dann, ehe man sich's versieht, wieder links um; die Kolonne ist wie an einen Spieß zu einer Hausthüre hineingeschoben, und die Thoren sind verschwunden.

Abend.

Nun geht es nach dem Abend zu, und Alles drängt sich immer mehr in den Korso hinein. Die Bewegung der Kutschen stockt schon lange; ja, es kann geschehen, daß zwei Stunden vor Nacht schon kein Wagen mehr von der Stelle kann.

Die Garde des Papstes und die Wachen zu Fuß sind nun beschäftigt, alle Wagen, so weit es möglich, von der Mitte ab

und in eine ganz gerade Reihe zu bringen, und es giebt bei der Menge hier mancherlei Unordnung und Verdruß. Da wird gehuft, geschoben, gehoben, und indem Einer huft, müssen Alle hinter ihm auch zurückweichen, bis Einer zuletzt so in die Klemme kommt, daß er mit seinen Pferden in die Mitte hineinlenken muß. Alsdann geht das Schelten der Garde, das Fluchen und Drohen der Wache an.

Vergebens, daß der unglückliche Kutscher die augenscheinliche Unmöglichkeit darthut; es wird auf ihn hineingescholten und gedroht, und entweder, es muß sich wieder fügen, oder, wenn ein Nebengäßchen in der Nähe ist, muß er ohne Verschulden aus der Reihe hinaus. Gewöhnlich sind die Nebengäßchen auch mit haltenden Kutschen besetzt, die zu spät kamen und, weil der Umgang der Wagen schon ins Stocken gerathen war, nicht mehr einrücken konnten.

Vorbereitung zum Wettrennen.

Der Augenblick des Wettrennens der Pferde nähert sich nun immer mehr, und auf diesen Augenblick ist das Interesse so vieler tausend Menschen gespannt.

Die Verleiher der Stühle, die Unternehmer der Gerüste vermehren nun ihr anbietendes Geschrei: „Luoghi! Luoghi avanti! Luoghi nobili! Luoghi, Padroni!“ Es ist darum zu thun, daß ihnen wenigstens in diesen letzten Augenblicken, auch gegen ein geringeres Geld, alle Plätze besetzt werden.

Und glücklich, daß hier und da noch Platz zu finden ist; denn der General reitet nunmehr mit einem Theil der Garde den Korso zwischen den beiden Reihen Kutschen herunter und verdrängt die Fußgänger von dem einzigen Raum, der ihnen noch übrig blieb. Jeder sucht alsdann noch einen Stuhl, einen Platz auf einem Gerüste, auf einer Kutsche, zwischen den Wagen oder bei Bekannten an einem Fenster zu finden, die denn nun alle von Zuschauern über und über strotzen.

Indessen ist der Platz vor dem Obelisk ganz vom Volke gereiniget worden und gewährt vielleicht einen der schönsten Anblicke, welche in der gegenwärtigen Welt gesehen werden können.

Die drei mit Teppichen behängten Façaden der oben beschriebenen Gerüste schließen den Platz ein. Viele tausend Köpfe schauen über einander hervor und geben das Bild eines alten

Amphitheaters oder Circus. Ueber dem mittelsten Gerüste steigt die ganze Länge des Obelisken in die Luft; denn das Gerüste bedeckt nur sein Piedestal, und man bemerkt nun erst seine ungeheure Höhe, da er der Maaßstab einer so großen Menschenmasse wird.

Der freie Platz läßt dem Auge eine schöne Ruhe, und man sieht die leeren Schranken mit dem vorgespannten Seile voller Erwartung.

Nun kommt der General den Korso herab zum Zeichen, daß er gereiniget ist, und hinter ihm erlaubt die Wache Niemandem, aus der Reihe der Kutschen hervorzutreten. Er nimmt auf einer der Logen Platz.

Abrennen.

Nun werden die Pferde nach gelooster Ordnung von geputzten Stallknechten in die Schranken hinter das Seil geführt. Sie haben kein Zeug noch sonst eine Bedeckung auf dem Leibe. Man heftet ihnen hier und da Stachelkugeln mit Schnüren an den Leib und bedeckt die Stelle, wo sie spornen sollen, bis zum Augenblicke mit Leder; auch klebt man ihnen große Blätter Rauschgold an.

Sie sind meist schon wild und ungeduldig, wenn sie in die Schranken gebracht werden, und die Reitknechte brauchen alle Gewalt und Geschicklichkeit, um sie zurückzuhalten.

Die Begierde, den Lauf anzufangen, macht sie unbändig, die Gegenwart so vieler Menschen macht sie scheu. Sie hauen oft in die benachbarte Schranke hinüber, oft über das Seil, und diese Bewegung und Unordnung vermehrt jeden Augenblick das Interesse der Erwartung.

Die Stallknechte sind im höchsten Grade gespannt und aufmerksam, weil in dem Augenblicke des Abrennens die Geschicklichkeit des Loslassenden so wie zufällige Umstände zum Vortheile des einen oder des andern Pferdes entscheiden können.

Endlich fällt das Seil, und die Pferde rennen los.

Auf dem freien Platze suchen sie noch einander den Vorsprung abzugewinnen; aber wenn sie einmal in den engen Raum zwischen die beiden Reihen Kutschen hineinkommen, wird meist aller Wetteifer vergebens.

Ein paar sind gewöhnlich voraus, die alle Kräfte anstrengen. Ungeachtet der gestreuten Puzzolane giebt das Pflaster Feuer,

die Mähnen fliegen, das Rauschgold rauscht, und kaum, daß man sie erblickt, sind sie vorbei. Die übrige Heerde hindert sich unter einander, indem sie sich drängt und treibt; spät kommt manchmal noch eins nachgesprengt, und die zerrissenen Stücke Rauschgold flattern einzeln auf der verlassenen Spur. Bald sind die Pferde allem Nachschauen verschwunden, das Volk drängt zu und füllt die Laufbahn wieder aus.

Schon warten andere Stallknechte am Venetianischen Palaste auf die Ankunft der Pferde. Man weiß sie in einem eingeschlossenen Bezirk auf gute Art zu fangen und festzuhalten. Dem Sieger wird der Preis zuerkannt.

So endigt sich diese Feierlichkeit mit einem gewaltsamen, blitzschnellen, augenblicklichen Eindruck, auf den so viele tausend Menschen eine ganze Weile gespannt waren, und Wenige können sich Rechenschaft geben, warum sie den Moment erwarteten, und warum sie sich daran ergetzten.

Nach der Folge unserer Beschreibung sieht man leicht ein, daß dieses Spiel den Thieren und Menschen gefährlich werden könne. Wir wollen nur einige Fälle anführen. Bei dem engen Raume zwischen den Wagen darf nur ein Hinterrad ein Wenig herauswärts stehen, und zufälliger Weise hinter diesem Wagen ein etwas breiterer Raum sein. Ein Pferd, das mit den andern gedrängt herbeieilt, sucht den erweiterten Raum zu nutzen, springt vor und trifft gerade auf das herausstehende Rad.

Wir haben selbst einen Fall gesehen, wo ein Pferd von einem solchen Choc niederstürzte, drei der folgenden über das erste hinausfielen, sich überschlugen und die letzten glücklich über die gefallenen wegsprangen und ihre Reise fortsetzten.

Oft bleibt ein solches Pferd auf der Stelle todt, und mehrmals haben Zuschauer unter solchen Umständen ihr Leben eingebüßt. Ebenso kann ein großes Unheil entstehen, wenn die Pferde umkehren.

Es ist vorgekommen, daß boshafte, neidische Menschen einem Pferde, das einen großen Vorsprung hatte, mit dem Mantel in die Augen schlugen und es dadurch umzukehren und an die Seite zu rennen zwangen. Noch schlimmer ist es, wenn die Pferde auf dem Venetianischen Platze nicht glücklich aufgefangen werden; sie kehren alsdann unaufhaltsam zurück, und weil die Laufbahn vom Volke schon wieder ausgefüllt ist, richten sie manches Unheil an, das man entweder nicht erfährt oder nicht achtet.

Aufgehobne Ordnung.

Gewöhnlich laufen die Pferde mit einbrechender Nacht erst ab. Sobald sie oben bei dem Venetianischen Palast angelangt sind, werden kleine Mörser gelöst; dieses Zeichen wird in der Mitte des Korso wiederholt und in der Gegend des Obelisken das letzte Mal gegeben.

In diesem Augenblicke verläßt die Wache ihren Posten, die Ordnung der Kutschenreihen wird nicht länger gehalten, und gewiß ist dieses selbst für den Zuschauer, der ruhig an seinem Fenster steht, ein ängstlicher und verdrießlicher Zeitpunkt, und es ist werth, daß man einige Bemerkungen darüber mache.

Wir haben schon oben gesehen, daß die Epoche der einbrechenden Nacht, welche so Vieles in Italien entscheidet, auch die gewöhnlichen sonn- und festtägigen Spazierfahrten auflöset. Dort sind keine Wachen und keine Garden, es ist ein altes Herkommen, eine allgemeine Konvention, daß man in gebührender Ordnung auf- und abfahre; aber sobald Ave Maria geläutet wird, läßt sich Niemand sein Recht nehmen, umzukehren, wann und wie er will. Da nun die Umfahrt im Karneval in derselben Straße und nach ähnlichen Gesetzen geschieht, obgleich hier die Menge und andere Umstände einen großen Unterschied machen, so will sich doch Niemand sein Recht nehmen lassen, mit einbrechender Nacht aus der Ordnung zu lenken.

Wenn wir nun auf das ungeheure Gedränge in dem Korso zurückblicken und die für einen Augenblick nur gereinigte Rennbahn gleich wieder mit Volk überschwemmt sehen, so scheinet uns Vernunft und Billigkeit das Gesetz einzugeben, daß eine jede Equipage nur suchen solle, in ihrer Ordnung das nächste ihr bequeme Gäßchen zu erreichen und so nach Hause zu eilen.

Allein es lenken gleich nach abgeschossenen Signalen einige Wagen in die Mitte hinein, hemmen und verwirren das Fußvolk, und weil in dem engen Mittelraume es Einem einfällt, hinunter-, dem Andern, hinaufzufahren, so können Beide nicht von der Stelle und hindern oft die Vernünftigern, die in der Reihe geblieben sind, auch vom Platz zu kommen.

Wenn nun gar ein zurückkehrendes Pferd auf einen solchen Knoten trifft, so vermehrt sich Gefahr, Unheil und Verdruß von allen Seiten.

Nacht.

Und doch entwickelt sich diese Verwirrung, zwar später, aber meistens glücklich. Die Nacht ist eingetreten, und ein Jedes wünscht sich zu einiger Ruhe Glück.

Theater.

Alle Gesichtsmasken sind von dem Augenblick an abgelegt, und ein großer Theil des Publikums eilt nach dem Theater. Nur in den Logen sieht man allenfalls noch Tabarros und Damen in Maskenkleidern; das ganze Parterre zeigt sich wieder in bürgerlicher Tracht.

Die Theater Aliberti und Argentina geben ernsthafte Opern mit eingeschobenen Balletten, Valle und Capranica Komödien und Tragödien mit komischen Opern als Intermezzo; Pace ahmt ihnen, wiewol unvollkommen, nach, und so giebt es bis zum Puppenspiel und zur Seiltänzerbude herunter noch manche subordinirte Schauspiele.

Das große Theater Tordenone, das einmal abbrannte und, da man es wieder aufgebauet hatte, gleich zusammenstürzte, unterhält nun leider das Volk nicht mehr mit seinen Haupt- und Staatsaktionen und andern wunderbaren Vorstellungen.

Die Leidenschaft der Römer für das Theater ist groß und war ehemals in der Karnevalszeit noch heftiger, weil sie in dieser einzigen Epoche befriedigt werden konnte. Gegenwärtig ist wenigstens ein Schauspielhaus auch im Sommer und Herbst offen, und das Publikum kann seine Lust den größten Theil des Jahres durch einigermaßen befriedigen.

Es würde uns hier zu sehr von unserm Zwecke abführen, wenn wir uns in eine umständliche Beschreibung der Theater, und was die Römischen allenfalls Besonderes haben möchten, hier einlassen wollten. Unsere Leser erinnern sich, daß an andern Orten von diesem Gegenstande gehandelt worden.

Festine.

Gleichfalls werden wir von den sogenannten Festinen wenig zu erzählen haben; es sind dieses große maskirte Bälle, welche in dem schön erleuchteten Theater Aliberti einigemal gegeben werden.

Auch hier werden Tabarros sowol von den Herren als Damen für die anständigste Maske gehalten, und der ganze Saal ist mit schwarzen Figuren angefüllt; wenige bunte Charaktermasken mischen sich drunter.

Desto größer ist die Neugierde, wenn sich einige edle Gestalten zeigen, die, wiewol seltener, aus den verschiedenen Kunstepochen ihre Masken erwählen und verschiedene Statuen, welche sich in Rom befinden, meisterlich nachahmen.

So zeigen sich hier ägyptische Gottheiten, Priesterinnen, Bacchus und Ariadne, die tragische Muse, die Muse der Geschichte, eine Stadt, Vestalinnen, ein Konsul, mehr oder weniger gut und nach dem Kostüme ausgeführt.

Tanz.

Die Tänze bei diesen Festen werden gewöhnlich in langen Reihen nach Art der englischen getanzt; nur unterscheiden sie sich dadurch, daß sie in ihren wenigen Touren meistentheils etwas Charakteristisches pantomimisch ausdrücken, zum Beispiel: Es entzweien und versöhnen sich zwei Liebende, sie scheiden und finden sich wieder.

Die Römer sind durch die pantomimischen Ballette an stark gezeichnete Gestikulation gewöhnt; sie lieben auch in ihren gesellschaftlichen Tänzen einen Ausdruck, der uns übertrieben und affektirt scheinen würde. Niemand wagt leicht zu tanzen, als wer es kunstmäßig gelernt hat; besonders wird der Menuet ganz eigentlich als ein Kunstwerk betrachtet und nur von wenigen Paaren gleichsam aufgeführt. Ein solches Paar wird dann von der übrigen Gesellschaft in einen Kreis eingeschlossen, bewundert und am Ende applaudirt.

Morgen.

Wenn die galante Welt sich auf diese Weise bis an den Morgen erlustiget, so ist man bei anbrechendem Tage schon wieder in dem Korso beschäftiget, denselben zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Besonders sorgt man, daß die Puzzolane in der Mitte der Straße gleich und reinlich ausgebreitet werde.

Nicht lange, so bringen die Stallknechte das Rennpferd, das sich gestern am Schlechtesten gehalten, vor den Obelisk. Man setzt einen kleinen Knaben darauf, und ein anderer Reiter

mit einer Peitsche treibt es vor sich her, so daß es alle seine Kräfte anstrengt, um seine Bahn so geschwind als möglich zurückzulegen.

Ungefähr zwei Uhr Nachmittag nach dem gegebenen Glockenzeichen beginnt jeden Tag der schon beschriebene Zirkel des Festes. Die Spaziergänger finden sich ein, die Wache zieht auf, Balkone, Fenster, Gerüste werden mit Teppichen behängt, die Masken vermehren sich und treiben ihre Thorheiten, die Kutschen fahren auf und nieder, und die Straße ist mehr oder weniger gedrängt, je nachdem die Witterung oder andere Umstände günstig oder ungünstig ihren Einfluß zeigen. Gegen das Ende des Karnevals vermehren sich, wie natürlich, die Zuschauer, die Masken, die Wagen, der Putz und der Lärm. Nichts aber reicht an das Gedränge, an die Ausschweifungen des letzten Tages und Abends.

Letzter Tag.

Meist halten die Kutschenreihen schon zwei Stunden vor Nacht stille, kein Wagen kann mehr von der Stelle, keiner aus den Seitengassen mehr hereinrücken. Die Gerüste und Stühle sind früher besetzt, obgleich die Plätze theurer gehalten werden; Jeder sucht aufs Baldigste unterzukommen, und man erwartet das Ablaufen der Pferde mit mehrerer Sehnsucht als jemals.

Endlich rauscht auch dieser Augenblick vorbei, die Zeichen werden gegeben, daß das Fest geendigt sei; allein weder Wagen noch Masken noch Zuschauer weichen aus der Stelle.

Alles ist ruhig, Alles still, indem die Dämmerung sachte zunimmt.

Moccoli.

Kaum wird es in der engen und hohen Straße düster, so siehet man hie und da Lichter erscheinen, an den Fenstern, auf den Gerüsten sich bewegen und in kurzer Zeit die Zirkulation des Feuers dergestalt sich verbreiten, daß die ganze Straße von brennenden Wachskerzen erleuchtet ist.

Die Balkone sind mit durchscheinenden Papierlaternen verziert, Jeder hält seine Kerze zum Fenster heraus, alle Gerüste sind erhellt, und es sieht sich gar artig in die Kutschen hinein, an deren Decken oft kleine krystallne Armleuchter die Gesellschaft erhellen, indessen in einem andern Wagen die Damen mit bunten

Kerzen in den Händen zur Betrachtung ihrer Schönheit gleichsam einzuladen scheinen.

Die Bedienten bekleben den Rand des Kutschendeckels mit Kerzchen, offne Wagen mit bunten Papierlaternen zeigen sich, unter den Fußgängern erscheinen Manche mit hohen Lichterpyramiden auf den Köpfen, Andere haben ihr Licht auf zusammengebundene Rohre gesteckt und erreichen mit einer solchen Ruthe oft die Höhe von zwei, drei Stockwerken.

Nun wird es für einen Jeden Pflicht, ein angezündetes Kerzchen in der Hand zu tragen, und die Favoritverwünschung der Römer „Sia ammazzato" hört man von allen Ecken und Enden wiederholen.

„Sia ammazzato chi non porta moccolo!" „Ermordet werde, der kein Lichtstümpfchen trägt!" ruft Einer dem Andern zu, indem er ihm das Licht auszublasen sucht. Anzünden und Ausblasen und ein unbändiges Geschrei „Sia ammazzato" bringt nun bald Leben und Bewegung und wechselseitiges Interesse unter die ungeheure Menge.

Ohne Unterschied, ob man Bekannte oder Unbekannte vor sich habe, sucht man nur immer das nächste Licht auszublasen oder das seinige wieder anzuzünden und bei dieser Gelegenheit das Licht des Anzündenden auszulöschen. Und je stärker das Gebrüll „Sia ammazzato" von allen Enden widerhallt, desto mehr verliert das Wort von seinem fürchterlichen Sinn, desto mehr vergißt man, daß man in Rom sei, wo diese Verwünschung um einer Kleinigkeit willen in Kurzem an Einem und dem Andern erfüllt werden kann.

Die Bedeutung des Ausdrucks verliert sich nach und nach gänzlich, und wie wir in andern Sprachen oft Flüche und unanständige Worte zum Zeichen der Bewunderung und Freude gebrauchen hören, so wird „Sia ammazzato" diesen Abend zum Losungswort, zum Freudengeschrei, zum Refrain aller Scherze, Neckereien und Komplimente.

So hören wir spotten: „Sia ammazzato il Signore Abbate che fa l'amore," oder einen vorbeigehenden guten Freund anrufen: „Sia ammazzato il Signore Filippo," oder Schmeichelei und Kompliment damit verbinden: „Sia ammazzata la bella Principessa!" „Sia ammazata la Signora Angelica, la prima pittrice del secolo."

Alle diese Phrasen werden heftig und schnell mit einem langen haltenden Ton auf der vorletzten oder drittletzten Silbe

ausgerufen. Unter diesem unaufhörlichen Geschrei geht das Ausblasen und Anzünden der Kerzen immer fort. Man begegne Jemandem im Haus, auf der Treppe, es sei eine Gesellschaft im Zimmer beisammen, aus einem Fenster ans benachbarte, überall sucht man über den Andern zu gewinnen und ihm das Licht auszulöschen.

Alle Stände und Alter toben gegen einander, man steigt auf die Tritte der Kutschen, kein Hängeleuchter, kaum die Laternen sind sicher, der Knabe löscht dem Vater das Licht aus und hört nicht auf zu schreien: „Sia ammazzato il Signore Padre!“ Vergebens, daß ihm der Alte diese Unanständigkeit verweist, der Knabe behauptet die Freiheit dieses Abends und verwünscht nur seinen Vater desto ärger. Wie nun an beiden Enden des Korso sich bald das Getümmel verliert, desto unbändiger häuft sich's nach der Mitte zu, und dort entstehet ein Gedränge, das alle Begriffe übersteigt, ja, das selbst die lebhafteste Erinnerungskraft sich nicht wieder vergegenwärtigen kann.

Niemand vermag sich mehr von dem Platze, wo er steht oder sitzt, zu rühren; die Wärme so vieler Menschen, so vieler Lichter, der Dampf so vieler immer wieder ausgeblasenen Kerzen, das Geschrei so vieler Menschen, die nur um desto heftiger brüllen, je weniger sie ein Glied rühren können, machen zuletzt selbst den gesundesten Sinn schwindeln; es scheint unmöglich, daß nicht manches Unglück geschehe, daß die Kutschpferde nicht wild, nicht Manche gequetscht, gedrückt oder sonst beschädigt werden sollten.

Und doch, weil sich endlich Jeder weniger oder mehr hinwegsehnt, Jeder ein Gäßchen, an das er gelangen kann, einschlägt oder auf dem nächsten Platze freie Luft und Erholung sucht, löst sich diese Masse auch auf, schmilzt von den Enden nach der Mitte zu, und dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.

Das Volk eilt nun, sich bei einem wohlbereiteten Schmause an dem bald verbotenen Fleische bis Mitternacht zu ergetzen, die feinere Welt nach den Schauspielhäusern, um dort von den sehr abgekürzten Theaterstücken Abschied zu nehmen, und auch diesen Freuden macht die herannahende Mitternachtsstunde ein Ende.

Aschermittwoch.

So ist denn ein ausschweifendes Fest wie ein Traum, wie ein Märchen vorüber, und es bleibt dem Theilnehmer vielleicht weniger davon in der Seele zurück als unsern Lesern, vor deren Einbildungskraft und Verstand wir das Ganze in seinem Zusammenhange gebracht haben.

Wenn uns während des Laufs dieser Thorheiten der rohe Pulzinell ungebührlich an die Freuden der Liebe erinnert, denen wir unser Dasein zu danken haben, wenn eine Baubo auf öffentlichem Platze die Geheimnisse der Gebärerin entweiht, wenn so viele nächtlich angezündete Kerzen uns an die letzte Feierlichkeit erinnern, so werden wir mitten unter dem Unsinne auf die wichtigsten Scenen unsers Lebens aufmerksam gemacht.

Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Theilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske, vom Balkon oder vom Gerüste, nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße nur Schritt für Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Dürfen wir fortfahren, ernsthafter zu sprechen, als es der Gegenstand zu erlauben scheint, so bemerken wir, daß die lebhaftesten und höchsten Vergnügen, wie die vorbeifliegenden Pferde, nur einen Augenblick uns erscheinen, uns rühren und kaum eine Spur in der Seele zurücklassen, daß Freiheit und Gleichheit nur in dem Taumel des Wahnsinns genossen werden können, und daß die größte Lust nur dann am Höchsten reizt, wenn sie sich ganz nahe an die Gefahr drängt und lüstern ängstlich-süße Empfindungen in ihrer Nähe genießet.

Und so hätten wir, ohne selbst daran zu denken, auch unser Karneval mit einer Aschermittwochsbetrachtung geschlossen, wodurch wir keinen unsrer Leser traurig zu machen fürchten. Vielmehr wünschen wir, daß Jeder mit uns, da das Leben im Ganzen, wie das Römische Karneval, unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibt, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft gering scheinenden Lebensgenusses erinnert werden möge.

Verzeichniß der Stellen,

in denen unser Text von anderen Drucken und Ausgaben abweicht.

Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

Die „Horen", in denen die „Unterhaltungen" zuerst gedruckt sind, bezeichnen wir mit H; außerdem möge hier sogleich die Bemerkung Platz finden, daß in verschiedenen Ausgaben der Titel dieser Schrift im Inhaltsverzeichnisse mit der Ueberschrift an der betreffenden Stelle nicht übereinstimmt. In den „Horen" und in der Ausgabe 4, welche indessen kein Inhaltsverzeichniß hat, ist der Titel wie oben; in 6 und 6a steht im Inhaltsverzeichniß „Die Ausgewanderten", in 11 und 11a „Unterhaltungen deutscher Auswanderer"; wir sind dem Beispiel von 5, 8, 9 und 12 gefolgt, die an beiden Stellen die obige Bezeichnung haben.

Seite Zeile

27. 6. ausgezeichneten, nach 6, 11, 11a und 12; — H und die übrigen Ausgaben ausgezeichnete.
11. von, nach 4 bis 9; — in 11, 11a und 12 ist die Lesart von H in wieder aufgenommen.
18. in Stand, nach 4 und den folgenden Ausgaben; — H in den Stand.
20. verstand; — H wußte.

28. 4. in, nach H und den Ausgaben 9 bis 12; —4 bis 8 und.
6. traurigen; — H traurige, ebenso S. 30. Z. 25. alberne, S. 39. Z. 20. stille, S. 43. Z. 23. innere u. dergl. m.
7. hatte. So lesen H und sämmtliche Ausgaben bis 8 inkl.; — die Verbesserung von 9 hätte, der auch 11, 11a und 12 folgen, scheint nicht nothwendig.
19. von Abwesenheit; — H von völligen Abwesenheit.
20. und, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H und 4 ja.

29. 22. Deßungeachtet, nach ebendenselben Ausg.; — H Demohngeachtet, 4 Demungeachtet; ebenso auf S. 53. Z. 33, S. 58. Z. 9, S. 122. Z. 33. u. 34, S. 127. Z. 40 u. a. a. Stellen.

30. 29. von; — H und.

31. 23. Denkweise; — H Denkungsweise.
24. im; — H in.

32. 11. ward, nach H; — sämmtliche Ausgaben war. Es ist nicht anzunehmen, daß die Beziehung auf die Gegenwart, welche in der erstern Form liegt, von Goethe selbst absichtlich getilgt sein sollte.

Seite Zeile
32. 31. hoffte; — H und 4 hofften.
33. 4. fielen; — H auffielen.
19. seiner selbst; — H sein selbst.
20. u. 31. solche Leute; — H sie.
32. alsdann; — H beidemal alsdenn.
41. darinne, nach H und den Ausgaben bis 11 inkl.; — 11a und 12 darin.
34. 14. Gutes; — H Gute.
28. der; — H die.
29. u. 30. gelang es nicht; — H suchte vergebens.
30. um so weniger; — H das ihr um so weniger gelang.
35. 5. hoffte, nach 4 bis 8; — H sowie 9 bis 12 hoffe. Nach unsrer Ansicht ist die Veränderung in 4 absichtlich gewesen, wenn sie auch nicht unbedingt nothwendig war.
39. drüber, nach H bis 6a und 9; — 8, 11, 11a und 12 darüber.
36. 5. gegen; — H und 4 auf.
35. losbringen; — 8 losdrängen.
35. u. 36. so nicht an Euch selbst; — H an euch selbst nicht so.
36. und Euch; — H und ihr euch.
37. 18. unentbehrlich; — 4 entbehrlich.
19. nicht Einen; — H keinen.
38. 18. Auf Euern Zimmern, nach H und 4, denen auch 11, 11a und 12 folgen; — 5 bis 9 haben die gewiß von Goethe nicht beabsichtigte Aenderung Auf eurem Zimmer.
21. die Freude, nach 4 bis 9; — H der Freude, welches 11, 11a und 12 wieder in den Text aufgenommen haben.
29. das zu leisten; — H zu leisten.
39. 4. jetzo, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 willkürlich jetzt.
diesem; — 11a und 12 diesen.
23. wohlmeinende; — H wohlgemeynte.
40. 23. dargeboten, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H und 4 darboten. Es ist allerdings sehr fraglich, ob hier eine absichtliche oder zufällige Veränderung stattgefunden hat.
28. drunter und drüber. — In H sowie in 4 bis 6a steht drunter oder drüber; indessen scheint die obige Verbesserung von 8, der sich auch 9 bis 12 anschließen, durch den Sprachgebrauch geboten.
42. 1. interessanter Materien, nach 6 bis 12; — H einer interessanten Materie, 4 und 5 interessanter Materie.
4. heruntersetzt, nach H und 4, denen auch 8 bis 12 folgen; — 5, 6 und 6a heruntergesetzt.
17. Tücke und Schadenfreude; — H Tück- und Schadenfreude.
35. andere; — H andern (Druckfehler).
43. 19. Publikum; — H Publiko.
44. 2. öfter; — H öfters.
24. ernstlich, nach 5, 6 und 6a, denen sich auch 8, 11a und 12 anschließen; — während H, 4, 9 und 11 erstlich haben. Abgesehen davon, daß das von uns gewählte Wort gut zu dem eben auch von Seiten des Alten bitter werdenden Ton der Konversation paßt, würde man im andern Falle noch mehrere Motive von Seiten des Letzteren erwarten; diese folgen indessen weder, noch lassen sie sich mit Leichtigkeit denken.
29. Braut; — H eine Braut.
45. 18. Probestück, nach 6, also der Ausgabe, die die größte Autorität hat; — die Horen und alle übrigen (auch 6a, der 8 gewöhnlich zu folgen pflegt) Probstück.

Seite Zeile
45. 31. wiederzukennen; — 11 wieder zu erkennen (ohne Autorität).
46. 21. in Zweifel, nach 4 bis 9; — H sowie 11, 11a und 12 im Zweifel.
47. 3. Noch Andere; — H andere dagegen.
16. ohne dabei aus der Fassung zu kommen; — H ohne daß sie dabey aus der Fassung kam.
17. u. 18. jungen, vornehmen, reichen, nach H, 4, 6 und 11; — die übrigen Ausgaben junge, vornehme, reiche; ebenso schreiben wir S. 113. Z. 9 äußeren, S. 123. Z. 8 gegenwärtigen u. dergl. m.
48. 1. wichtigen, nach H bis 5, denen auch 11, 11a und 12 folgen; — 6, 6a, 8 und 9 wichtiger.
10. mißliche; — H gefährliche.
13. einen Anstrich; — H einen äußern Anstrich.
14. und; — H und der.
16. einer; — 4 eine.
49. 12. diese; — H dieser.
50. 8. wie; — H und wie.
10. endlich hatte; — H und.
11. u. 13. ihr nicht . . . . gegeben; — H gab ihr nicht.
19. In dem Maaße; — H In der Masse.
39. und sah sie nicht wieder; — H um sie nicht wieder zu sehen.
51. 4. verloren; — H war verloren.
9. glücklichern, nach H und 4, denen auch 11, 11a und 12 folgen; — 5 bis 9 glücklichen.
22. auf einmal; — H auf einmal, mitten unter uns.
52. 7. weitläufig, die bei Goethe seit 5 allein übliche Form; — H und 4 weitläuftig.
15. gleichfalls ganz in unmittelbarer Nähe; — H auf das deutlichste.
32. Phänomen; — H Phänomenon.
53. 25. Doch hatte leider; — H nur hatte.
26. bald; — H noch.
54. 6. und rechnete; — H und man rechnete.
25. Mondschein; — 4 Mondenschein.
32. hob, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H und 4 hier und an andern Stellen, z. B. S. 63. Z. 27 hub.
55. 26. sogleich; — H gleich.
29. für; — H gegen.
56. 2. jenseits, nach 4 bis 6a; — H sowie 8 bis 12 jenseit.
25. Geschäfte halber; — H Geschäfts halber.
25. hier; — 11, 11a und 12 hie, ebenso auch an vielen andern Stellen.
57. 1. einige; — H die.
15. zuschrieben, nach H und 6, denen 9, 11, 11a und 12 folgen; — 4, 5, 6a und 8 zuschreiben.
58. 10. Röntgen's, nach 6 und 6a; — H Rautchen's, 4 und 5 Röntchen's.
22. einen Hygrometer, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 ein Hygrometer.
30. jedoch nicht wisse; — H man könne aber nicht wissen.
59. 2. fürchte, mich nicht. Diese allein dem Sinne entsprechende Lesart von H ist erst in 11 wieder aufgenommen; — 4 bis 9 haben fürchte nicht mich.
10. mögt; — 4 möcht (Druckfehler).
16. diesem; — H dem.
60. 12. erbauet; — H gebauet
30. wollte; — H wolle.

Seite Zeile
60. 41. ungefähr nach 5 und 6; — H und 4 hier und an anderen Stellen, z. B. S. 67. Z. 14 ohngefähr.
62. 20. sah, sowie 11, 11a und 12; — H bis 9 sahe.
63. 17. in tiefem; — H im tiefen.
21. Klagen; — H und 4 Klage.
64. 13. Uebrigen, nach 6, welcher Ausgabe nur 11, 11a und 12 folgen; — H, 4, 5, 6a, 8 und 9 übrige.
30. 32. 33. ist, steht, bewegt, übereilt; — H und 4 sei, stehe, bewege, übereile.
65. 25. weiter; — H nicht weiter.
30. den; — H dem.
66. 7. viel Gefahren; — H viele Gefahren.
9. voller, nach H und 4; — 5 bis 12 voll. Es war kein Grund, hier diese Form zu ändern, die Goethe sonst oft genug braucht, wie denn z. B. auch S. 98. Z. 22 alle Ausgaben dieselbe haben.
18. Diesem; — H, 11a und 12 diesen.
29. glücklichen; — H glückliche.
40. spätern; — H späten.
67. 14. ungefähr; — H und 4, aber auch 5 und 6a ohngefähr.
68. 4. und; — H und er.
7. zu vertauschen; — H vertauschen zu wollen.
21. u. 22. an; — H von.
69. 5. lässest; — H läßt.
70. 11. meinetwegen; — H um meinetwegen.
71. 10. Frau; — H Frauen.
27. ganze; — H ganz.
72. 5. woher sie kämen; — diese in H stehenden und dem Sinne nach unentbehrlichen Worte fehlen in 4 bis 8, sind aber in 9 wieder in den Text gesetzt.
74. 30. zuletzt; — H endlich.
76. 1. mir; — H mich.
27. Einer; — H ein solcher.
33. u. 34. muß ich es um so mehr für natürlich und billig halten; — H find ich um so mehr natürlich und billig.
77. 14. Schulter; — H Schultern.
78. 8. meinem, nach H; — der Fehler einem findet sich in 4, 5, 6, 6a, 8 und 11 und ist nur in 9, 11a und 12 verbessert.
19. ungeachtet; — H ohnerachtet, ebenso S. 80. Z. 6, S. 112. Z. 25 u. a. a. O.
23. u. 24. vorübergehen; — H vorbei gehen.
34. Gutes; — H Guts.
41. Genaueste; — H Genauste, ebenso S. 79. Z. 3.
79. 39. Mitleiden; — 11a und 12 Mitleid, ebenso S. 94. Z. 12.
80. 10. gezwungen; — H genöthigt.
21. noch; — H nach (Druckfehler).
81. 3. gewinnt; — H erhält.
12. Vaterlandes; — H und 11 Vaterlands.
23. noch mehr; — H mehr.
39. etwas; — H was.
82. 7. eigenes; — H und 4 eigen.
22. ausgedrückt; — H und 4 ausgedruckt. Ebenso variiren drückte und druckte S. 88. Z. 25, eingedrückt und eingedruckt S. 100. Z. 37, S. 113. Z. 2, gedrückt und gedruckt S. 120. Z. 28, drückten und druckten S. 123. Z. 8.
40. wünschten; — H und 4 wünschen.

Seite Zeile
83. 9. im Orient; — fehlt in H.
18. gewillfahrt; — H willfahrt.
28. an sich tragen; — H zu haben scheinen.
84. 7. Epoche; — H Epoke.
14. niemals; — H niemal.
23. wornach; — H wonach.
29. meistentheils; — H meistens.
35. Niemandem; — H sowie 4 bis 9 Niemanden, 11, 11a und 12 Niemand, ebenso S. 88. Z. 34 u. a. a. O.
85. 11. mußte sie; — H war.
16. u. 17. in ihrer Haushaltung gedrängter sein als jemals; anstatt also; — H die Mutter in ihrer Haushaltung gedrängter als jemals, und anstatt.
24. entgegengewachsen, nach H; — sämmtliche Ausgaben entgegen, während die nothwendige Ergänzung des Wortes gewachsen doch zum Mindesten durch Bindestriche hätte ausgedrückt werden müssen.
86. 12. einen so; — H den.
28. Jener; — H jeder.
31. denen, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 den.
41. solche; — H die.
87. 3. willkürlich etwas Kostspieliges; — H etwas willkürlich kostspieliges.
5. während; — H indem.
aller; — H allerley.
13. es mir nicht; — H mir es nicht.
38. u. 39. nach seiner Meinung überall im Wege stand; — H überall im Wege zu stehen schien.
88. 8. geradezu; — H willkührlich.
10. Gemüthsstimmung; — H Gemüthsart.
23. und; — H oder.
41. auf; — H an.
89. 9. zugleich, nach H, 4 und 5; — in allen späteren Ausgaben fehlt das in 6 gewiß nur aus Versehen weggelassene Wort.
20. die sie erhalten hatte; — diese unentbehrlichen Worte, die in H stehen, sind schon in 4 weggelassen und fehlen seitdem in allen Ausgaben.
25. u. 26. beschwor; — H und 4 beschwur.
90. 3. mache; — H machen.
7. ehe; — H und 4 eh.
93. 13. denken; — H gedenken.
41. sonst; — H sonsten.
94. 10. ruchbar; — 11, 11a und 12 ruchtbar.
31. Ferdinand; — 11, 11a und 12 Ferdinanden.
96. 19. alles Uebrigen; — H des übrigen alles.
28. Mit gerührtem Herzen verließ sie ihn; — H Sie verließ ihn mit gerührtem Herzen.
34. allem Dem; — 11, 11a und 12 alle dem.
97. 5. habe; — H hatte.
37. wovon er wußte, daß es; — H was er wußte, daß.
39. ernste; — H ernsthafte.
98. 3. soeben, nach H und 4; — die seit 5 allgemein befolgte Umstellung ebenso scheint ein fortgepflanzter Druckfehler zu sein.
21. so zusammengedrängt, nach H und dem Vorgange von 11, 11a und 12; — in den übrigen Ausgaben fehlt so.

Seite Zeile

98. 36. gegen sie. Die gewiß nothwendigen Worte stehen in H und 4, sind aber in 5 ausgelassen und erst in 11 wieder in den Text gesetzt.
99. 38. er; — H er es.
100. 6. reichlicher. Das Wort ist erst in 9 in den Text gesetzt; — H und alle früheren Ausgaben haben den nicht in den Sinn passenden Ausdruck rechtlicher.
16. hielte; — H und 4 hielt.
23. ebenso; — H so.
29. um so mehr; — H mehr.
101. 18. Sie; — H Ihnen.
19. diese, nach H und 4; — alle übrigen Ausgaben entschieden unrichtig die.
25. Baronesse; — H hier und öfters Baroneß.
41. eben diesem, nach H, 4 und 5; — das Wort eben, welches seit 6 in allen Ausgaben fehlt, ist kaum zu entbehren.
102. 8. erhalten; — H gehabt.
103. 8. ihm; — H und 11 ihn.
23. Goldstücke; H und 4 Goldstücken.
104. 16. gebirgigen; H und 4 gebirgigten.
35. Niemanden; — 11, 11a und 12 Niemand.
41. von Weitem; — H von weiten, ebenso S. 115. Z. 23.
105. 22. deß, nach 6 bis 9; — H und die übrigen Ausgaben das.
38. darnach; — 11 danach.
106. 37. Schattens; — H Schatten.
107. 10. seltsame; — H sonderbare.
109. 8. er; — H es.
9. leicht, nach H; — das Wort, welches in allen Ausgaben fehlt, ist unentbehrlich; denn die Zusammensetzung des ehernen Königs wird ja doch erkannt.
110. 40. im; — 8 am.
111. 21. doch nicht; — H nicht.
24. Gemüs; — 11, 11a und 12 Gemüse.
112. 10. ihr; — H sie.
36. säh'; — 11, 11a und 12 sähe.
113. 9. abzustumpfen; — H abzustümpfen.
16. vortreffliche; — 4 vortrefflichste.
114. 32. am jenseitigen; — H an jenseitigem.
115. 10. um; — H nun (Druckfehler).
30. könntest. — Allerdings haben die Horen und sämmtliche Ausgaben konntest; indessen zeigt der Zusammenhang, daß, wenn wir hier nicht eine seltene latinisirende Ausdrucksweise annehmen wollen, unsre kleine Aenderung nothwendig ist.
116. 1. fühl' ich, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 fühle ich, ebenso Z. 16 und 17 mußte ich, Z. 20 bringe ich.
11. Vorboten. — Auch hier scheint ein fortgepflanzter Druckfehler vorzuliegen; die Horen und alle Ausgaben haben Vorbote, obgleich der Sinn unbedingt den Akkusativ erfordert.
23. fucheſt; — 11a fuchſt, ebenso S. 117. Z. 29 verzeihet statt verzeiht und öfters in ähnlichen Fällen.
36. hub, nach H bis 9; — 11, 11a und 12 hob.
119. 20. u. 21. mit dem freundlichsten Betragen; — H durch das freundlichste Betragen.
39. Augenblick; — 11a Augenblicke.
120. 23. elfenbeinernen; — H elfenbeinernem (Druckfehler).
25. feuerfarbigen; — H feuerfarbenen.

Seite Zeile
121. 7. Korbe; — 11a Korb.
12. keine; — H kein.
24. der Bäume des Dickichts; — Die Ausgaben, aber nicht die Horen, haben hinter Bäume ein Komma, welches den Sinn entschieden stört.
34. vor; — H für.
38. Schlittschuhen nach 4 bis 9; — H, 11, 11a und 12 Schrittschuhen. Goethe sagt selbst im funfzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit", daß er auf gut Oberdeutsch stets den Ausdruck „Schlittschuhe", nicht, wie Klopstock wollte, „Schrittschuhe" gebraucht habe.
122. 21. wechselsweise, nach H bis 8; — 9 bis 12 ohne Autorität wechselseitig.
123. 17. Schläferinnen; — H Schlaferinnen.
124. 2. hervorsah; — H hervorsahe.
4. hinzogen, nach H und 4, denen nur 11 folgt; — alle übrigen Ausgaben schließen sich der in 5 gewiß ohne Absicht geschehenen Aenderung zogen an.
6. Weise; — H Weisse (Druckfehler).
19. bewegte; — H befügte.
20. wollte; H — wollt.
25. zurückgekehrt; — H und 4 zurücke gekehrt.
28. in etwas; — H einigermaßen.
125. 15. Nun schlossen die Irrlichter; — H die Irrlichter schlossen.
126. 23. dem; — H den.
24. Wenige; — H und 11a Wenig.
25. hereinzurieseln; — H hereinzurieſſeln.
29. Getöse; — H Getösse.
127. 6. Gehäuse; — H Gehäusse.
28. bezahlt; — H bezahlet.
40. sah; — H bis 6a sah'.
128. 6. kolossalen; — H kolossalischen.
31. umgürtetem; — H umgegürtetem.
33. das Scepter; — allerdings haben H—8 den Scepter; da aber Z. 22 überall übereinstimmend sein Scepter steht, so ist die zuerst in 9 gemachte Verbesserung gerechtfertigt; auch S. 130. Z. 41 haben nur die „Horen" seinen Scepter, alle Ausgaben sein Scepter.
39. Treppen, nach H bis 9; — die in 11, 11a und 12 eingeführte Lesart Stufen hat weder eine Autorität, noch wird sie durch den Sinn gefordert.
129. 23. Reitern; — H und 4 Reutern.
130. 2. hinaufstieg; — H und 4 hinanstieg.
32. ward; — H war.
32. u. 33. angestaunt; — H erstaunt.
33. gefühlt; — H empfunden.
34. aufhob, nach dem Beispiele von 11, 11a und 12 und Goethe's sonstigem Gebrauch; — die übrigen Ausgaben aufhub.
131. 6. vor; — H für.
10. Tempels; — 6 und 6a Himmels.
12. kolossale; — H kolossalische. Vgl. S. 128. Z. 6.
14. einen; — H einem.
dem; — H den.
22. das Volk; — H und 11 alles Volk.
132. 2. wagen darf wegzuheben; — H wegzuheben wagen darf.
6. worden; — H werden (Druckfehler).

Novelle.

Für die Feststellung des Textes kommen hier nur die Ausgaben 6 bis 13 in Betracht.

Seite Zeile

144. 25. Berg und Waldgipfel. — In sämmtlichen Ausgaben fehlt hinter „Berg" der Bindestrich, den man hier erwartet.

35. steinigen; — wir haben diese Wortform festgehalten, während die Ausgaben 6 und 6a zwischen steinig und steinicht schwanken.

145. 17. wüßte, nach der in 9 gemachten Verbesserung, der auch 11 bis 13 folgen; — während 6, 6a und 8 wußte lesen.

31. zufällig einziges. Die Ausgaben 6, 6a, 8, 9 und 13 verbinden hier und an andern Stellen z. B. S. 148. Z. 7 Adverb und Adjektiv durch Verbindungsstriche, wodurch eigentlich nichts erreicht wird; wir sind deshalb dem Beispiel von 11, 11a und 12 gefolgt, die diese Striche weglassen.

40. bedurft' es; — in 11, 11a und 12 bedurfte es, und in ähnlicher Weise wird der Apostroph dort öfters vermieden, z. B. S. 146 Z. 37.

146. 1. wurzeln, nach 8 bis 13; — 6 und 6a haben Wurzeln, indessen scheint der Infinitiv hier ein natürlicherer Ausdruck als das Hauptwort zu sein.

147. 22. Hochländer; — ein Theil der Exemplare von 6a Holländer.

26. unterscheiden; — ebendieselben zu unterscheiden.

40. jenes, nach 6, dem auch 9 bis 13 folgen; — 6a hat durch das Abspringen des ersten Buchstabens enes, woraus 8 eines gemacht hat.

148. 12. vor, nach 6 bis 9 und 13; — 11, 11a und 12 für.

149. 9. sehe, wie 9 und 13; — die übrigen Ausgaben sähe, was unrichtiger Weise auf ein Gegentheil der Wirklichkeit hindeuten würde, welches auszudrücken nicht beabsichtigt sein kann.

151. 8. denn; — 11, 11a und 12 dann.

17. eine rothe; — 8 rothe.

152. 26. Augenbrauen. Goethe brauchte diese Form früher fast durchgängig, und wir glauben, daß Augenbraunen zu schreiben, wie es allerdings die Ausgaben hier sämmtlich haben, wenigstens nicht von ihm selbst beabsichtigt ist. Man vergl. die Textrevision zu Th. 7. S. 178. Z. 13.

28. morgendliche; — 6 hat allerdings morgenliche, eine Form, die zwar seltener, aber doch auch vorkommt; da indessen an den übrigen Stellen bei Goethe sich fast durchgängig morgendlich geschrieben findet, so haben wir, dem Beispiele von 6a bis 13 folgend, auch diese Form aufgenommen.

153. 39. nie, nach der Verbesserung in 11, die, so nothwendig sie statt des in 6 und 6a stehenden nicht erscheint, doch von keiner andern Ausgabe aufgenommen ist.

154. 5. wurden; — 11 würden, eine Veränderung, die den Sinn stört, aber nicht verbessert.

22. Niemandem, wie wir als Dativform durchgängig eingeführt haben; — 6, 6a, 8, 9 und 13 Niemanden; 11, 11a und 12 Niemand.

155. 10. dürfen; — 11, 11a und 12 dürften.

158. 23. wonach; — allerdings gegen alle Ausgaben, die sämmtlich wornach haben, aber übereinstimmend mit Goethe's sonstigem Gebrauch in späterer Zeit.

Seite Zeile
158. 21. im; — 11 und im.
160. 9. geleitet, nach 9 bis 13; — während dies unentbehrliche Wort in 6, 6a und 8 fehlt.
steiler; — 9 steil.
21. mit Bitte; — 11 mit der Bitte.
26. gerad, nach 6, 6a, 9 und 13; — die übrigen Ausgaben gerade.
161. 15. Wendeltreppen; — 8 Wendeltreppe.
162. 37. Liebem; — 6, 6a, 11 und 11a Lieben.

Die guten Weiber.

Der erste Druck im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1801" ist mit T bezeichnet.

Seite Zeile
169. 24. ich . . . bringe; — T es . . . sind.
170. 4. Charaden und Räthsel; — T Scharaden Räthsel.
5. u. 6. Die Verbindungsstriche, die wir gesetzt haben, scheinen durch den Zusammenhang geboten, obgleich sie in keiner Ausgabe stehen.
8. Amalie. Wir haben diese Form des Namens überall beibehalten; — während die Ausgaben (wenigstens 5 bis 9) bald Amalie, bald Amalia haben, ohne daß ein Grund für diesen Wechsel vorliegt.
23. als die; — T als.
27. den; — 13 dem.
31. Schnupftabaksfinger; — T Schnupftobaksfinger.
34. was; — 13 etwas.
171. 6. aus; — T mit.
9. von Weitem; — T vom weiten, 5 von weiten.
22. viel; — fehlt in T.
28. Lustbarkeiten; — T Lustbarkeit.
172. 12. auch, steht in T; — fehlt aber in allen Ausgaben, obgleich es dem Zusammenhange nach nothwendig erscheint.
29. u. 30. vollgesacktes, nach T und 13; — alle übrigen Ausgaben wohlgesacktes.
173. 5. Graitz; — 6 Grätz.
28. Beiden; — T beide.
174. 18. Herzenslenker, nach T und 13; — sonst überall Herzenskenner.
175. 20. sie's; — T sie es.
28. Andern, nach T; — während sämmtliche Ausgaben vollständig gegen den Zusammenhang andere haben.
176. 6. seine; — T eine.
16. eine lange Zeit; — 13 eine Zeit lang.
23 u. 24. er lobt, er streichelt es, nach T, welchem auch 13 folgt; — die Veränderung in 6, er lobt es, streichelt es, der sich die Ausgaben bis 12 anschließen, dürfte schwerlich beabsichtigt sein.
28. u. 29. der Sinne, nach T und 13 — 6 bis 12 des Sinnes. Der Fall liegt ebenso wie bei der vorigen Stelle.
177. 5. einem, nach T und 13; — 5 bis 12 dem einen.
10. fallen, nach T, dem 9 bis 13 folgen; — 5 bis 8 ausfallen.
11. ja, nach T und 13; — während dies Wort in allen übrigen Ausgaben fehlt.

Seite Zeile

177. 22. doch, nach T; — auch dies dem Sinne nach unentbehrliche Wort fehlt in allen Ausgaben.
29. u. 30. Sie wollte dann; — T Die Dame wollte.
39. genauer, nach T und 13; — alle andern Ausgaben genau.
178. 6. gern; — T gerne.
179. 5. schlicht; — T schlichte.
7. Allen; — T allem.
10. Rabelais; — T Nablais.
24. auferlegt, nach T und 13; — alle übrigen Ausgaben aufgelegt.
36. Chodowiecki; — T Codowieki.
180. 10. Ihrer; — 5 und 6 ihrer.
14. nur; — dies in T stehende Wort ist erst in 13 wieder in den Text aufgenommen.
16. Eigene; — T Eigne.
17. Muße; — T Muse.
21. gehört; — in 11, 11a und 12 ist vor diesem Wort das zwar dem gewöhnlichen Sprachgebrauch angemessene, aber nicht unbedingt nothwendige Wort dazu eingeschoben.
35. wie viele, nach T und 13; — die übrigen Ausgaben wie viel.
181. 1. würde; — T würden.
19. den, nach T und 13; — die übrigen Ausgaben dem.
36. wirklich, nach T; — das Wort fehlt überall mit Ausnahme von 13.
182. 4. u. 5. über diese Geschichte nicht genug; — T nicht genug über diese Geschichte.
16. bald; — T fast.
18. solches; — dies Wort wurde erst in 5 in den Text gesetzt.
23. Ursach, nach 5 bis 9; — T und die übrigen Ausgaben Ursache.
40. Wunsche; — T Wunsch.
183. 12. u. 13. Romanschreiber, nach 6; — sonst überall Romanenschreiber.
17. willkommen; — 5, 6 und 6a vollkommen.
25. da, nach T und 13; — in den übrigen Ausgaben da, wo.
31. u. 32. Nur daß es Ihnen nicht geht wie den Männern gewöhnlich; — T Nur daß Sie es machen wie Männer gewöhnlich.
184. 25. nichts, nach T; — die allgemeine Lesart aller Ausgaben nicht dürfte nur ein beibehaltener Druckfehler sein.
37. aufhob; — T aufhub.
38. in; — T mit.
185. 7. vermehrte; — 5 vermehrt.
13. in seinem Humor; — T an ihm.
14. auf einmal, nach T und 13; — die übrigen Ausgaben einmal.
15. dieser Veränderung; — T dieses Betragens.
22. sein Betragen; — T seine Handelsweise.
25. Handelsweise; — T Unbedachtsamkeit.
26. drückten; — T druckten.
36. ihm; — T ihn.
41. der Frau völlig; — T völlig der Frau.
186. 7. nach Verlauf, nach T und 13; — 5 bis 12 nach dem Verlauf sich; — T ihren Mann.
30. ebenso, nach T und 13; — 5 bis 12 ebenso gut. Das Wort gut kann nur durch ein Versehen in den Text gekommen sein.
41. Wageschale, ebenso S. 187. Z. 2, nach T bis 6 und 11a; — die übrigen Ausgaben Wagschale.
187. 1. u. 2. in der Erfahrung; — T nun.
5. bei, nach T; — sämmtliche Ausgaben denn bei; das überflüssige und

Seite Zeile
wegen der Wiederholung in der folgenden Zeile sogar störende Wort glaubten wir streichen zu müssen.
187. 34. in kleinen; — T kleinen.
188. 7. Pfeifen; — T Pfeife.
11. wäre es; — T wär' es.
12. hier wol; — T wohl hier.
17. seltner, nach 5 bis 12; — T und 13 selten.
19. dem; — T welchem.
20. die Menschenkenner ... die Aerzte; — T der Menschenkenner ... der Arzt.
21. bezeichnen; — T bezeichnet.
32. das Wort; — T das Wort Schalk.
189. 1. als schön, nach T; — alle Ausgaben schön, obgleich „als" gewiß nur durch Zufall ausgefallen ist.
9. einen, nach T; — alle Ausgaben einem. Auch diese Aenderung ist schwerlich beabsichtigt, da nach dem Zusammenhange des Ganzen die Bemerkungen, von denen Sinklair spricht, den eigentlichen Inhalt jenes Aufsatzes ausmachen.
13. u. 14. sehen lassen; — T vorzeigen.
190. 1. muß uns; — T muß.
3. gleich Alles; — T Alles gleich.
7. sollten; — T möchten.
15. vorlegen; — T vorlegten.

Reise der Söhne Megaprazon's.

Für die Revision des Textes kommen nur die Ausgaben 8 bis 13 in Betracht.

Seite Zeile
200. 22. den Aeltesten; — Düntzer vermuthet dem Aeltesten, indessen ohne daß dies nothwendig aus dem Zusammenhange des Ganzen folgte.
28. Laternen-Insel, nach 8, 9 und 13; — 11, 11a und 12 Laternen-Inseln.
202. 14. eh; — 11, 11a und 12 ehe.
203. 10. saftige; — 8 und 9 säftige.
204. 21. Kopist; — 8 und 9 Copiste.
205. 18. weißem; — 9 weißen.
208. 3. möchte; — 8 möchten.
209. 22. bitterm; — 9 bittern.
213. 20. Unleidlicher; — 8 Unleidiger.
23. Panurg's; — 9 bis 13 des Panurg.
Charis; — 8 Xaris.

Briefe aus der Schweiz.

Für die erste Abtheilung waren nur die Ausgaben 4 bis 13, für die zweite war außerdem der älteste Abdruck in den Horen, den wir mit H bezeichnen, zu vergleichen. Verschiedenheiten in Interpunktion und Orthographie sind dabei unberücksichtigt geblieben.

Seite Zeile
226. 8. ist's; — 4 ist.
20. Ahnung; — 4 Ahndung.
227. 7. schleudre; — 4 und 5a schleudere.
228. 7. Gaum; — 13 Gaumen.
27. gekommen bin; — 4 gekommen.
229. 4. theurer, nach 4 und 5; — die von allen späteren Ausgaben aufgenommene Lesart von 6 und 6a theuer scheint nur Druckfehler zu sein.
20. ewige, stumme Nothwendigkeit, nach 4 bis 11; — 11a, 12 und 13 ewig. Das Letztere scheint unrichtig; denn es ist natürlicher, daß die „Nothwendigkeit" durch jene beiden Adjektive charakterisirt wird, als daß „stumm" eine Bestimmung erhält, und man der „Nothwendigkeit" jenes wesentliche Merkmal entzieht.
230. 8. Tischer, nach 4, 5, 6, 6a und 9, wie wir auch diese Wortform Th. 15. S. 192. Z. 37 wieder in den Text gesetzt haben; — die übrigen Ausgaben Tischler.
231. 25. bedeutenden, nach 6; — die übrigen Ausgaben bedeutende.
232. 2. zur; — 4 zu.
17. Ferdinanden; — 13 Ferdinand.
233. 18. solchen; — 4 solche, 5a solcher.
21. Blumen- und Fruchtstücke; — in allen Ausgaben fehlt der Verbindungsstrich.
234. 17. eingeschränkten; — 6 eingeschränkte.
235. 11. Jemandem; — alle Ausgaben Jemanden, ebenso S. 263. Z. 29.
236. 10. ausdrücken; — 4 und 5 ausdrucken.
237. 9. Lichter, nach 4 und 5; — 6 und 6a, denen die übrigen Ausgaben folgen, Leuchter; wenn man indessen auch die Möglichkeit des Ausdrucks, daß Leuchter brennen zugeben kann, so ist doch nicht anzunehmen, daß er als eine beabsichtigte Verbesserung für den früheren eingesetzt sein sollte.
241. 1. Dieser ganze an Frau von Stein (vgl. Briefe an Frau von Stein, I, 248) gerichtete Brief fehlt in H.
7. Gebirgkette, nach 4 bis 6; — 8 bis 13 Gebirgskette, ebenso an verschiedenen andern Stellen, z. B. S. 246. Z. 17.
242. 30. bis 32. durch welches ... vermehrt wird. — In dem Briefe an Frau von Stein stehen statt dieser Worte folgende: was das Vergnügen auf einen hohen Grad für aufmerksame Augen vermehrt.
37. noch; — fehlt in 11.
243. 7. wann, nach 4 bis 8; — 9 bis 13 wenn.
16. Schweiz; — H die Schweiz.
und; — H von.
17. ist; — das Wort fehlt in H.
19. ungefähr; — H hier und an vielen andern Stellen ohngefähr.
26. desselben; — H davon.
27. Länge; — 9, 11a und 12 Lage.
an; — H und an.
29. Baulion; — 11a Baulion.
33. begrenzt; — H einschließt.
35. Risou; — 11a und 12 Nison.
244. 2. quelligem, — H quelligtem.
8. die Dent, — H, 4 und 5 den Dent.
9. des; — H de.
10. alsdann; — H hier und öfters, aber nicht immer, alsdenn.
verengert; — H verringert.
13. u. 14. ob ich ... habe; diese Bemerkung ist ein späterer Zusatz, der in dem Briefe an Frau von Stein fehlt.

Seite Zeile.
244. 16. hinan; — fehlt in H.
18. genennt, haben H und die Ausgaben 4 bis 8 hier und an verschiedenen andern Stellen der Briefe; — 9 bis 13 genannt; vgl. S. 257. Z. 12. könnte; —H mag, durch die Weinberge hinan.
27. hinan; — H hinauf.
28. Mondes, nach 6, 9 und 13; — H und alle übrigen Ausgaben Monds.
31. hinterwärts; — fehlt in H.
245. 2. steinernen; — H steinerne, 4 und 5a steinern.
13. Mont; — H Monts, ebenso S. 248. Z. 9.
16. sumpfichter; — H sumpfiger. Indessen schwankt Goethe auch noch in 6 zwischen beiden Formen.
19. zusammengerückt; — H zusammen gerückt.
einfache; — H einfachen.
22. hervorblicken; — H hervorsehen.
23. einem; — H einen.
28. ans; — H an das.
31. drüben; — H drüber.
36. läuft; — 8 lauft.
37. Felsritzen; — 13 Felsenritzen, ohne daß indessen diese Form durchgängig eingeführt wäre.
39. wieder; — fehlt in H.
246. 15. könnte; — H konnte.
27. Kantons Bern, nach H, 5 und 6; — 4 und 5a Canton Berns.
31. die Dent; — H der Zahn.
37. u. 38. schließt ein kleines Fichtenthal an mit schönen Grasplätzen; — H schließt sich ein kleines Fichtenthal mit schönen Grasplätzen an ihn an.
39. genannt; — fehlt in H.
41. Das Städtchen Valorbe liegt auch in diesem Thal; — fehlt in H.
247. 1. wir; — H wir ab.
1. u. 2. längeren Aufenthalts; — H länger.
8. jetzt; — H jetzo, ebenso Z. 16 und öfters.
12. schmeckte; — H schmecke.
13. Daß ich noch Einiges, wie man mir es erzählt, hinzufüge! — fehlt in H.
27. ebenderselben; — H eben der.
30. u. 31. mit welchem Erwerb sich auch die Frauen und Kinder beschäftigen; — H womit auch die Frauen und Kinder sich beschäftigen.
248. 4. liege; — H läge.
6. Alles; — fehlt in H.
7. Käse, Butter, Brod und Wein; — H Lebensmittel.
11. u. 12. wo sich die Chaussee, die man eben zu Ende bringt, abschneiden wird; — fehlt in H.
13. u. 14. verändert; — H veränderte.
17. quellig; — H quelligt.
18. ruinirt, nach 6 und 6a; — sonst ruiniret.
20. Kanonici; — H Canonicos.
22. bis 26. sujets à la ... entsagen; — fehlt in H.
37. u. 38. unsre Pferde zogen auf der Straße voraus nach St. Cergues, und wir stiegen die Dôle hinan; — H wir stiegen ab, um zu Fuße den Berg zu ersteigen.
38. St. Cergues, nach 13; — 4 und 5a St. Sergues, 6 und 6a St.

Seite Zeile
Serques, 8 bis 12 St. Cergue. Dieselben Abweichungen auch an andern Stellen, z. B. S. 250. Z. 30. S. 251. Z. 1.
249. 18. meistens; — H meist.
19. Lemaner See; — H See.
20. zurückgezogen; — H, 4 und 5a zurücke gezogen.
der diesseitigen; — H unsrer.
23. überblickten wir; — fehlt in H.
24. Vor Allem; — H Ueber alles.
25. vor; — 5a von.
29. etwas; — H was.
32. vom, nach H, da Goethe auch sonst „das Wallis" sagt; — sämmtliche Ausgaben von.
36. Mont-vouache; — H und die Ausgaben Mont-vauche.
40. hatte; — H hatten (Druckfehler).
250. 10. größern; — H größere.
11. vom See, nach 13; — H von dem See, 4 bis 12 vom Schnee.
15. jede Prätension; — H jeden Anspruch.
18. fruchtbares; — H fruchtbar.
19. standen, nach 5a, 11a und 12; — die übrigen Ausgaben stunden.
32. einen; — H einem.
38. und zuletzt; — es muß heißen und auch zuletzt.
251. 3. indeß; — H wo.
angespannten nach 5 bis 13; — H, 4 und 5a gespannten.
Sinne, nur in 11a und 12; — sonst Sinnen.
4. entfalteten; — H falteten.
um; — H, 4 und 5a und.
6. ganz; — 5a ganzen.
7. zu können; — H konnten.
8. Hier und da; — fehlt in H.
10. u. 11. es werde immer mehr Mode, dieselben; — H daß es immer mehr Mode würde, sie.
11. der Graf; — H ***.
sonderliche; — 9 sonderbare.
12. unsern Weg dahin zu leiten; — H seinen Weg dahin zu nehmen.
13. u. 14. Sallanches, Vallorcine; — die Ausgaben weichen in der Orthographie vielfach von einander ab.
19. könne; — H könnte.
22. fehlschlage; — H fehl schlüge.
23. u. 24. Hier ist die Abschrift eines sehr eiligen Tageregisters; — fehlt in H.
25. Der Anfang des nächstfolgenden Briefes bis S. 252 Z. 4 fehlt in H. — Den Uebergang zu dem Späteren machen dort die nachstehenden Worte: Früh am Tage verliesen wir Genf in einem leichten Cabriolet mit vier Rädern und fuhren den hohen Schneegebürgen, die wir vor Augen hatten, entgegen.
252. 6. u. 7. bis da, wo Bonneville zwischen der Möle, einem ansehnlichen Berge, und der Arve inne liegt; — H bis Bonneville.
8. der; — H dieser.
an; — steht in H hinter breit in der folgenden Zeile.
9. sachte; — 5a sacht.
11. wenigstens auf die Nacht; — fehlt in H.
13. u. 14. ein gutes Zeichen gewesen; — H gute Zeichen waren.

Seite Zeile

252. 14. Anfang Septembers; — H Anfangs September.
15. und die Gegend sehr schön; — fehlt in H.
18. u. 19. Wir schwatzten viel Gutes; — fehlt in H.
22. hohen; — fehlt in H, 4, 5 und 5a.
23. einen; — H einem.
33. Abends gegen Zehn; — fehlt in H.
34. 1779; — die Jahreszahl fehlt in H, sowie in den Ausgaben bis 6 inkl. hier und an den meisten Stellen.
36. versuche ich; — H will ich versuchen.

253. 1. Mondviertel; — H Mondsviertel.
6. vergülden; — H vergolden.
6. u. 7. wenige durchleuchtete Wolkenstreifen zogen quer darüber hin; — H hie und da strichen durchleuchtete Wolkenstreifen.
10. Ruf; — H Ruhm.
14. schreckte uns nicht ab, ihnen zu folgen; — H machte uns lachen, indem wir ihnen folgten.
14. u. 15. Zuerst ging der Stieg ... hinauf; — H der Stieg ging ... erst hinauf.
16. die; — H der.
21. freilich, nach der Verbesserung in 11; — H und alle übrigen Ausgaben fröhlich.
28. bildet; — 5a bildete.
33. auch bilden; — H und es bilden.
34. reichen; — fehlt in 5a.
36. mit; — H von.
40. unsern; — H unsere.

254. 1. sehr interessant; — in H stehen diese Worte hinter „herabstürzt" Z. 2.
2. bis 4. und weil ... Formen bilden; — fehlt in H.
17. Mittagrast, nach H bis 6a; — 8 bis 13 Mittagsrast.
21. leisesten; — H leiseste.
26. Lufterscheinungen auch vorkommen; — H ähnliche Lufterscheinungen vorfallen.
27. Leichtgewobenes, nach H, 4, 5a und 13; — die übrigen Ausgaben, durch den zuerst in 5 auftretenden Fehler veranlaßt, Lichtgewobenes.
32. u. 33. in gleicher Höhe mit uns; — H uns gleich.
36. Bett; — H Bette.

255. 1. u. 2. Von da geht der Weg; — H wo dann der Weg ... sich ziehet.
11. unterhielt; — H unterhielte.
17. Montblanc; — H Montblanc's.

256. 4. Wein; — 4 und 5a Weins.
8. ist; — H es ist.
14. ungeheuren; — H ungeheure, ebenso S. 257. Z. 15.
19. ein älterer, nach 5a; — H schon älter, 4, 5 und die folgenden Ausgaben ein schon älterer.
22. Mann; — H Mann ist.
25. u. 26. sollten wir ... sehen; — H versicherte er, daß wir ... sehen sollten.
28. überraschen sollte; — H überraschte.
29. so voll; — 5a voll.
32. spitziger; — H, 4 und 5a spitzer.
von dessen; — H wo von.
33. Eiswogen ... hereinstarren; — H Eisflüsse ... sich ergießen.

Seite Zeile
256. 34. zackigen; — H zackigten.
36. sah; — H sahe.
257. 10. Wände; — H Schichten.
11. leichter; — H leichtere.
spitz; — H Spitze.
15. ihnen; — H sich.
23. hatten sich; — H waren.
28. der; — H die.
258. 1. bis 7. Von unsern ... weiter schreiben; — fehlt in H.
2. außer, nach 4—9; — 11, 11a und 12 aus.
9. Jahrszeit; — H Jahrzeit hier.
14. Col; — 11, 11a und 12 Colm.
20. und; — H und die.
28. der Berge; — fehlt in H.
259. 1. u. 2. heute früh; — H frühe.
7. den höchsten; — H der höchste.
9. Stieg; — H Steig, ebenso S. 260. Z. 28.
14. du; — 11, 11a und 12 de.
17. nunmehr; — H nunmehro, ebenso S. 260. Z. 27, S. 272. Z. 3, 11 u. 20 und öfters.
18. rauhen; — H rauhern.
18. u. 19. und schlecht berasten Flecken; — fehlt in H.
21. indem wir aufschritten; — fehlt in H.
22. anfing; — H anfing und wir aufschritten.
25. dem, nach H, 5a und 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben den.
30. Bergschrunden; — H Berge.
31. außerhalb; — H außer.
260. 3. der; — H welcher.
5. öfter; — H öfters.
16. Auf; — H von.
23. Einer ging; — H es ging einer.
29. von Gneiß; — fehlt in H.
31. losgebrochenen; — H losgebrochne.
261. 2. bis 6. Wie unsre Reise ... zunächst vorhaben; — fehlt in H.
7. Nacht; — H Nachts.
welchem; — H dem.
14. darin; — H drinne.
15. draußen; — H außen.
18. Lande; — H Land.
21. u. 22. der andere aber und längste; — H der andre und längste aber.
22. von; — H vom.
27. der Freund; — H ***
28. gegangen; — H vorausgegangen.
30. bis 39. ebenso wie auf der folgenden Seite Z. 1 bis 21, also der Abschnitt „Wenn es ... sich erholte" — fehlt in H.
34. d'Ossola; — die Ausgaben zum Theil d'Osula, zum Theil d'Osulo.
262. 27. u. 28. von eigenem, erhaben lieblichem Charakter sind; — H ihren eigenen, erhaben lieblichen Charakter haben.
32. unweit; — H unfern.
37. der; — H des.
263. 2. Gneißstücke; — H Gestellsteinstücke.
3. schienen; — 11a und 12 scheinen.
5. einer; — H einer engen.

Seite Zeile.
263. 15. erſchiene; — H erſcheine.
16. abwechſelnde, nach 5, 6 und 6a, denen auch die Ausgaben bis 12 folgen; — H, 4, 5a und 13 wechſelnde.
20. bis 39. Der Abſchnitt „Hier im Wirthshauſe ... unterhalten könnte“ — fehlt in H.
34. um; — ſämmtliche Ausgaben haben und, welches wegen der ſo entſtehenden Härte des Ausdrucks nur als Druckfehler anzuſehen iſt.
264. 8. einer Burg; — H eines Schloſſes.
drüben; — 5a drüber.
11 bis 20. Die Worte von „Ich ging“ bis zum Schluſſe des Briefes fehlen in H.
16 u. 17. ausſehe, nach S ſowie 11 bis 13; — die übrigen Ausgaben ausſähe.
21. Martinach; — fehlt in H.
Neun; — 11, 11a und 12 Neune.
24. aller; — H alle.
25. für; — H vor.
28. feſtſetzen; — H feſtehalten.
265. 7. und; — fehlt in H.
15. den, nach H, 11, 11a und 12; — die übrigen Ausgaben dem.
23. Flecke; — 11, 11a und 12 Flecken.
27. Klüppeln; — H Knüppeln.
28. darüber; — H drüber.
30 bis 41, ſowie Z. 1—4 der folgenden Seite, alſo im Ganzen der Abſchnitt von „Der Weg an ſich ... erleuchtet ſtanden“ — fehlt in H.
39. Krümmen; — 11 bis 13 Krümmungen.
266. 5. erfreulich fanden wir; — H angenehm waren.
8. ihre; — H die.
10. Pfählen, nach H, 4 und 5a; — die übrigen Ausgabe Pfähle.
10 u. 11. er ... bildet; — H es ... iſt.
12. Wieſewachs; — H Wieswachs.
16. genießen; — H hier genießen.
18. welche; — H die.
21 u. 22. Hier in Sion iſt das Wirthshaus; — H Das Wirthshaus iſt hier.
24 bis 35. Der hier beginnende Brief und der folgende fehlen in H.
267. 13 u. 14. von ſehr braven Leuten; — fehlt in H.
24 bis 29. Der Abſchnitt „Wir hatten ... Berge getrennt“ fehlt in H.
31. u. 36. Gebirg; — H Gebürge und ebenſo öfters, z. B. S. 269. Z. 3.
268. 3. relative; — H bloß relatife.
16. das; — 9 daß.
21. aber doch ſehr fürchterlich ausſehender Weg; — H Weg, aber er ſieht doch ſehr fürchterlich aus.
23. Planke; — H Blanke.
25. wenn es an gefährliche Stellen kam; — H bey gefährlichen Paſſagen.
27. den, nach H bis 11 und 13; — 11a und 12 die.
31. die hohe Schlucht, nach H bis 5a, denen auch 11 bis 13 folgen; — 6 bis 9 in die hohe Schlucht.
37. zwar; — fehlt in H.
269. 4. Es hat dieſes Waſſer; — H Dieſes Waſſer hat.
6. noch; — H oder.
irgend; — fehlt in H.
12. vorgekommen; — H vorgekommen iſt.
16. uns; — fehlt in H.

Seite Zeile
269. 18. befanden; — H uns befanden.
der Uebergang; — H die Passage.
19. müssen in Sänften; — H in Sänften müssen.
20. Hieß'; — H, 4 und 5a Hieß.
23. für; — H vor.
26 u. 27. Ueber das schöne Wetter haben wir bisher ganz vergessen, daß wir im November leben; — H das schöne Wetter hat uns bisher ganz vergessen machen, daß wir November haben.
27. Bern'schen; — H Bernischen.
29. Schnee; — H bald Schnee.
39. Dieses hinschreibe; — H das schreibe.
41. dieser; — H dieses.
270. 4. in; — H an.
16 u. 17. Theile davon wieder; — H wieder einzelne Theile davon.
22. Streichvögel; — H Strichvögel.
34 u. 35. ist man ... Betrachtungen; — H wenn man ... Betrachtungen ist.
35. der; — H dieser.
37. die man gar nicht erwartet; — H an die man gar nicht denkt.
40. wie; — H und.
271. 1. so auf jene Weise; — H dadurch.
2. gewonnen; — H gefunden.
7. Gewürz; — H Gewürze.
16. abkömmt; — H und 13 abkommt.
22 bis 35. Sowol der von Leukerbad datirte Brief als auch der erste Absatz des folgenden bis „veranlaßt hat" fehlt in H.
28. war; — 4 und 5a waren.
30. ward; — 9 und 11 war.
35 u. 36. Wir gingen mit Tagesanbruch heute; — H Gestern gingen wir mit Tages Anbruch.
36. von; — H und 13 vom.
272. 3. der Schlucht, die; — H dem Schluchter, der.
8. Felsens; — H Felsen.
10. erst daran her, dann durch eine Höhle aus dem Gebirge; — fehlt in H.
13 u. 14. Es sind diese Städtchen; — H diese Städtgen sind.
15. gerissnen; — H zerrissnen.
19 u. 20. den Freund; — H W...
23 bis 25. Der Satz „der Haber ... anzutreffen sei" fehlt in H.
23. Haber; — 5a, 11, 11a und 12 Hafer.
25 bis 26. Ein Beschluß war bald gefaßt; — H Es wurde ein kurzer Entschluß gefaßt.
26. der Freund; — H W...
27. Freiburg; — H Friburg.
28. der Graf und ich; — H wir andern.
29. versuchend, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — H, 4, 5 und 5a versuchen.
30 bis 31. fehlt in H, ebenso S. 273 und die 6 ersten Zeilen von 274.
273. 16. flüsterte; — 5a flisterte.
38. Brieg; — 11 der Brieg.
274. 6 u. 7. Wir haben ein ganz artiges Wirthshaus; — H So kamen wir nach Brieg, fanden hier ein ganz artiges Wirthshaus.

Seite Zeile
274. 8 u. 9. angetroffen; — fehlt in H.
11. unsern; — H unsere.
14. d'Ossola; — vergl. zu Seite 261 Zeile 24.
führen; — 6 und 6a fuhren.
15. Bellinzona, nach 6; — H, 5a Belinzone.
16. Airolo; — H Aisolo.
19. unsern Freund; — H W...
24. höchstem; — H höchsten.
37. den 11. Nov. 1779 Abends 6 Uhr; — fehlt in H.
39. Tageszeit; — H Tageszeit.
275. 1. den, nach H bis 5a und 13; — 6 bis 12 dem.
12. recht schön; — fehlt in H.
15. hervorgucken; — H hervorsehen; 4 hervor kucken.
16. Gefallen; — H gefallen.
19. so einem; — 11, 11a u. 12 einem so.
22. sehr einsam, nach H, 4 und 5a; — 5 bis 13 einsam.
30. Ahnungen, traumartigen Vorstellungen; — fehlt in H.
33. was; — H etwas.
34. in deren Hause; — H bey der.
276. 7. weiter; — H weiters.
14. als viele; — H als wie viele.
15. an, uns, nach 6 bis 13; — H bis 5a uns an.
23. wollen; — 11, 11a und 12 wollten.
32. von; — H vom.
Gläubigen; — H, 4 und 5 Glaubigen, ebenso S. 277 Z. 31, wo auch noch 8 und 9 diese Form haben, und öfters.
277. 5. gefreut, nach H, 4 und 5a; — 5 bis 13 erfreut.
6. konnte; — H könnte.
sei; — H seye.
18. so leicht, nach H bis 5; — 6 bis 13 leicht.
22 u. 23. vielgeliebten; — H vielgeliebte.
29. die; — H der.
278. 15. enthielt; — 4 und 5a enthielte.
19. nunmehr; — H, 4 und 5a nunmehro.
23. zudrängte; — H, 4 und 5a zudrängten.
25. wurden; — H worden.
26. eine; — H, 4 und 5a keine.
28. große; — fehlt in H.
32. abgeschmackten; — H abgeschmackte.
279. 2. inne; — H inn.
3. Dramen, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — H Arbeiten, die vielleicht jetzt ewig unvollendet bleiben; 4 und 5a Dramen, und.
14. zur Retirade; — H zum Rückzuge; 9 zur Retirage.
23. Recht; — H recht.
27. uns; — H uns nunmehro.
32. dem Gepäck; — H der Bagage.
280. 8. liegen; — fehlt in H.
10. und schlug sich mit einigen Schneewolken herum; — H trieb einige Schneewolken herum.
11. leichte; — H leichtes.
15. Neune; — H neun, 4 und 5a Neunen.
26. einigem; — 4 einigen.
32. größern, nach H; — sämmtliche Ausgaben größer.

Seite Zeile
280. 33. ausſehenden; — H ſcheinenden.
41. wanden, nach 6 bis 13; — H, 4, 5 und 5a wandten.
281. 2. zugeſchneit, nach H und 6; — 4, 5 und 5a zugeſchneiet.
8. ſteigt; — H ſteigt von da.
9. da, wo; — H wo.
13. u. 14. ſo leicht keinen Schnee; — H keinen Schnee ſo leicht.
22. ſchroffen und überſtehenden; — H bis 5a ſchroffe und überſtehende.
23. nun gar; — H jetzt noch dazu.
28. ein ſeltſamer Anblick; — H ſeltſam anzuſehen.
29. Moment; — H Augenblick.
von dem; — 9 bis 13 vom.
32. Gebirgswüſte; — H Wüſte.
35. tiefe; — fehlt in 11a.
38. in; — H im.
39 u. 40. breitflockiger; — H breitflockigter.
282. 2. hier; — ſteht in H vor vergehen in Z. 3.
4. Lawinen, nach dem Beiſpiel von 11, 11a und 12; — während II Lavinnen, 4 bis 9 Lauwinen hat, ebenſo an vielen andern Stellen.
16. ward uns der doppelte; — H bekamen wir den doppelten.
17. ſichtbar; — H zu ſehen.
17. u. 18. einen bequemern Hinabſtieg; — H bequemer hinab zu ſteigen.
19. den; — H wie.
21. den; — H dem.
darin; — H drinne.
26. bis 29. Der Satz iſt in H ausgelaſſen.
29. Furka; — 5a Furke.
283. 11. vorlieb; — 11, 11a und 12 fürlieb.
12. jetziger; — H gegenwärtiger.
16. über das; — H übers.
18. ſagte; — H ſagt, ebenſo Z. 25 und S. 285. Z. 18.
26. unſer; — H unſerer.
284. 4. erſt ganz; — H ganz erſt.
6. ſehr wohl, nach 5 und den folgenden Ausgaben; — H recht wohl, 4 und 5a gar wohl.
11. aufgefordert, nach 6 und den folgenden Ausgaben; — H, 4, 5 und 5a, denen auch 13 folgt, gefordert.
14. ſehr; — fehlt in H.
15. denjenigen; — 5a diejenigen.
23. ſo daß ſie; — H und.
30. geweſen; — H geweſen ſei.
33. vom; — H des.
35. für; — H vor.
37. ſagte; — H ſagt'.
285. 14. uns; — ſteht in H hinter „er".
27. zu; — H, 11, 11a und 12 zur.
31. den; — H denen.
33. würde; — H würden.
286. 2. wornach; — 11, 11a und 12 wonach.
12. deren; — H der.
25. in; — H mit.
28. im Diskurs; — H einen Diskurs.
33. dem; — 11, 11a und 12 den.

Seite Zeile
286. 37. bis 39. Der letzte Absatz des Briefes fehlt in H.
38. offenbaret; — 11, 11a und 12 geoffenbaret.
287. 8. bis 11. Statt dieser 4 Zeilen bis „entgegenging" steht in H nur zubrachte.
14. und ... eingesammelt; — H einzusammeln.
15. zu erweitern; — H weiter.
15. bis 17. Der Abschnitt fehlt in H.
21. bis 25. Der Abschnitt von „Sobald wir ... immer kälter" — fehlt in H.
27. steinernen; — 4 und 5a steinern.
28. bis 29. Der Abschnitt „zuvörderst ... hierher" — fehlt in H.
30. wir; — H wir in Realp.
33. bestand; — vergl. zu Seite 250 Zeile 19.
34. gerade, nach H; — das gewiß von Goethe nicht mit Absicht fortgelassene Wort fehlt in allen Ausgaben.
35. innerer; — H innern.
36. Der Schluß dieser Seite und die zwei ersten Zeilen der folgenden bis „suchte" fehlen in H.
288. 13. u. 14. Es werden ... Vorzug gebe; — fehlt in H.
16. Sträucher; — H Sträuche.
24. man es; — H man's.
27. in, nach 4, 5a und 6; — H und die übrigen Ausgaben im.
28. den; — H dem.
28. bis 30. Hier ... Reise; — fehlt in H.
32. machte mit seinen Glocken; — H mit seinen Glocken machte.
35. glatten, nach 8 bis 13; — H bis 6a platten.
37. um; — H und.
289. 23. umgeben; — H umgeben ist.
24. wird; — H ist.
auch; — fehlt in H.
30. bis 31. Er sprach ... Gebrauch zu machen (Z. 1 der folgenden Seite) fehlt in H.
290. 19. Schweiz, nach 8 und 11 bis 13; — H und die älteren Ausgaben Schweiz.
22. von Abend, nach 11a bis 13; — H und alle früheren Ausgaben lesen von Morgen, welches letztere ebenso dem Zusammenhange der Darstellung wie der Wirklichkeit widerspricht.
22. einschließt; — H umgiebt.
25. Schluchten; — H, 4 und 5 Schluchte.
28. alsdann; — fehlt in H.
29. an einem; — H am.
31. dem; — H wo.

Das Römische Karneval.

Die S. 293 erwähnte älteste Ausgabe ist mit K, der Abdruck bei Schuchardt (s. Seite 296) mit S bezeichnet.

Seite Zeile
299. 12. Hier folgt in K die in den Ausgaben ausgelassene Stelle: „wir hoffen durch Hülfe der beygefügten Kupfer unsern Endzweck leichter zu erreichen und zu mancherley Betrachtungen Anlaß zu geben."

Seite Zeile
299. 24. Freuden; — 6, 6a und 8 Fremden.
300. 1. Sanft Angelo; — 6 Sant-Angelo, 11, 11a und 12 San Angelo, ebenso S. 304 Z. 37 und an andern Stellen Sankt, resp. Sant- und San Karlo.
3. viel; — 11, 11a und 12 viele.
24. wenigen; — K, 4 und 5 wenige.
301. 12. ungefähr; — K, 4 und 5 ohngefähr, ebenso Z. 16 und öfter wie S. 315. Z. 37. S. 325. Z. 4.
26. vornehmern, nach K, 3, 4 und 5; — die übrigen Ausgaben vornehmen.
31. den, nach K und 3; — die übrigen Ausgaben dem.
303. 14. viereckig; — K, 3 und 4 viereckigt.
304. 34. Bogen; — 5, 6, 6a und 8 Boden.
305. 21. gewirkten; — K gewürkten.
306. 12. anhängte; — K anhing.
23. Frauenskleidern; — 11a und 12 Frauenkleidern.
307. 26. statt der; — K und 3 statt den.
308. 10. erfinderisch; — K erfindrisch.
11. K hat hier noch die Worte: „Die meisten Masken, deren Abbildung wir liefern, sind aus diesem Gesichtspunkte anzusehen."
12. Bettlern; — K Bettler.
15. ein Stab und ein Hut; — K einen Stab und einen Hut.
40. und Griechen; — K Griechen, welche hier einem französirten Griechen begegnen.
41. nachgeahmt; — in K folgen noch die Worte: wie hier das castilianische Paar.
309. 12. Neuverheirathete, nach K, 3 und 4; — 5 bis 9 sowie 8 neu Verheiratheten, während die Ausgaben seit 11 den älteren folgen.
27. so wird; — K wird (Druckfehler).
38. Trinità del monte; — 6 Trinità del' monti, 11, 11a und 12 Trinità de monti.
310. 2. weißes; — weites, Druckfehler in K.
12. herunterfahren, nach K und 3, denen auch 11a und 12 folgen; — 4 bis 11 sowie 8 herumfahren.
17. hat; — K habe.
23. den; — K die.
311. 18. die Frauentracht; — K nur Frauentracht (Druckfehler).
26. einem paar; — K und 3 ein paar.
312. 6. Straße, nach K, 3 bis 5, 11a und 12; — 6, 6a, 9, 11 und 8 Straßen.
22. Wagen; — K Wägen.
28. anderes; — K ander.
313. 2. rücken; — K rucken, ebenso S. 319. Z. 15 einrücken, S. 325. Z. 19 hereinrucken.
314. 23. scherzhaftem; — K schmerzhaften (Druckfehler).
26. ihm; — K und 3 von ihm.
27. bemerklich; — K und 3 bemerken zu.
315. 1. hier; — K hie.
316. 10. mancher solche; — K manch solcher.
33. unweit; — K ohnweit.
34. unversehens; — K ohnversehens.
37. großen; — K und 3 bis 5 große.
in emphatischem; — K im emphatischen.

Seite Zeile
317. 9. ein Scepter; — K einen Scepter.
318. 6. geberdet; — K gebärden (Druckfehler).
20. Babuina; — 6 Babuino.
319. 2. mancherlei; — K, 3 und 4 manche.
320. 10. bis 11. Niemandem; — K bis 9 und S niemanden, 11, 11a und 12 niemand; ebenso S. 327. Z. 3 Jemandem, jemanden und jemand.
17. hier; — 11, 11a und 12 hie.
30. ungeachtet; — K und 3 bis 5 ohngeachtet.
321. 22. breiterer; — 9, 11 und S breiter.
22. nutzen; — S nützen.
41. daß; — K daß (Druckfehler).
322. 5. Obelisken; — K Obelisk, 3 Obelisks.
14. auflöset; — K auflöse.
33. dem Andern; — K den andern.
324. 1. von, nach K, 3 bis 5, 9, 12 und S; — 6, 6a, 8, 11 und 11a vor.
12. Kostüme, nach S und 9, denen auch S folgt; — K sowie 3 bis 6 Costume, 11, 11a und 12 Costüm.
33. Puzzolane; — K Puzzelane.
35. Stallknechte; — K Stallpferde.
326. 41. langen; — S lange.
327. 23. gesundesten; — 3 bis 5 gesundsten.
24. geschehe, nach K und 3, denen erst wieder 11a und 12 folgen; — 4 bis 11 und S geschehen.
25. Manche; — K, 3 und 4 mancher.
gedrückt, nach 11, 11a und 12; — K, 3 bis 9 und S gedruckt.
sollten; — K, 3 und 4 sollte.
328. 7. des Laufs; — K und 3 dem Lauf.

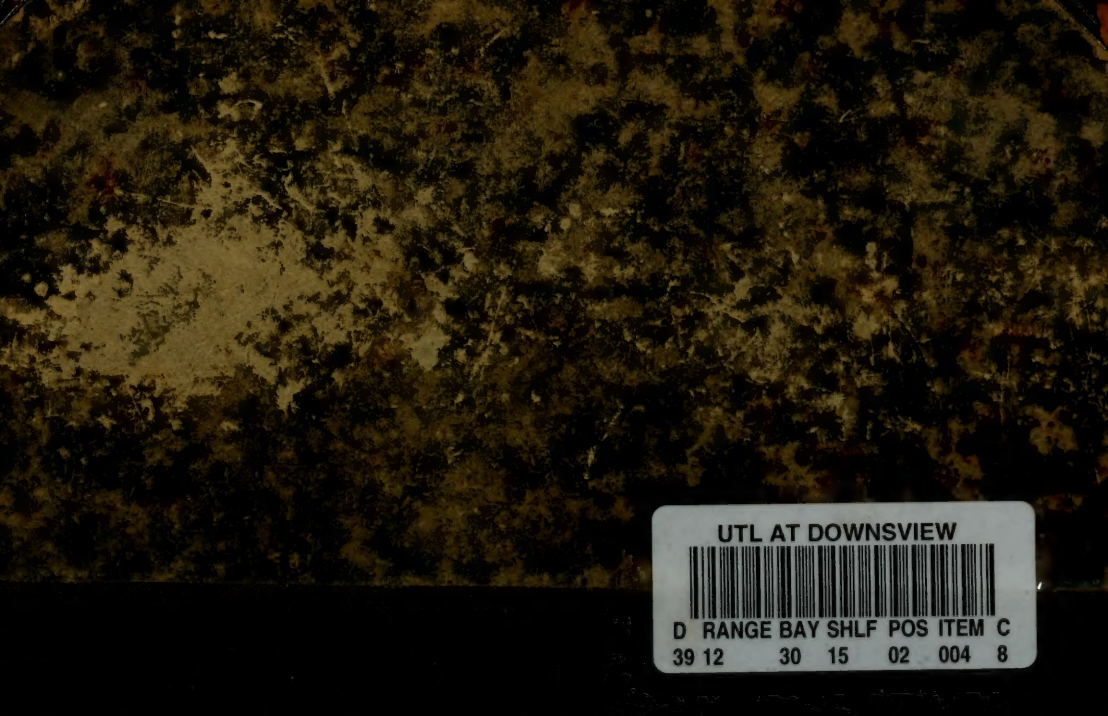
9.7.56 EK

LG
13580
Author Goethe, Johann Wolfgang von G599
Title Werke. Vol. 14-16.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 30 15 02 004 8